THE LIBRARY
Vanderbilt University
NASHVILLE
TENN.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1836.

Erster Theil.

Aarau.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

1836:1-4

Erster Band, erster bis dritter Theil.

Erster Theil.

Aarau 1836.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gegenwärtiger politischer und moralischer Zustand der Parteien in Frankreich.

.... Si quis primum perjuria celat,
Sera tamen tacitis poena venit pedibus. *)
Tibulli eleg. X.

Kein für die Menschheit im allgemeinen, wie für den unparteiischen Beobachter im besonderen merkwürdigeres Schauspiel, als das von der Bevölkerung Frankreichs fortwährend dargebotene. Es ist ein unzubeendigender Kampf der Gewalt-Anmaßung, der Hintergehung, der List und des Betrugs auf allen Seiten.

Welche empörende Spielerei mit Eid und Pflicht; welcher Mißbrauch der bewunderungswürdigsten Eigenschaften der Verstandeskraft .... Und das Alles nennt man Politik. Man glaubt recht gewandt, recht scharfsinnig zu sein, und man ist nur — schlecht.

Von dem Minister, der die in seinem Solde stehenden Zeitungen bald zu Gunsten eines Don Karlos sich erklären, bald in unbesonnenen Ausfällen gegen fremde Monarchen sich ergießen läßt, bis zu dem republikanischen Tagblatt-Schreiber, der als politischer Bandit im Gewühl rechts und links blindlings die Stöße seines vergifteten Dolches vertheilt, ist dieselbe Verworfenheit der Grundsätze, dieselbe Scham-

*) Wohl läßt die Treulosigkeit einige Zeit sich verbergen. Aber verspätete Reue bestraft sie endlich.

467935

Digitized by Google

loſigkeit in Anwendbarmachung der Abſcheulichkeiten, welche hier wie dort den geſellſchaftlichen Beruf konſtituiren, vorherrſchend.

Seit ein anerkannt rechtſchaffener Mann den franzöſiſchen Thron beſtiegen, glaubte man auf Geradheit und Biederſinn in Frankreichs Politik ſich Rechnung machen zu dürfen. In der That, ſo lange Ludwig Philipp der Angelegenheiten unmittelbare oberſte Leitung ſich vorbehielt, ſchienen Treue und Glauben nicht allein in den inneren Verwaltungs-Maßregeln, ſondern auch in den geheimen Unterhandlungen mit den fremden Mächten, die Hauptrolle zu ſpielen.

Solch Verfahren mußte jedoch dem eigenthümlichen Geiſte der franzöſiſchen Bevölkerung nur zu bald mißfallen. Daher das gewaltige Geſchrei über des Königs direkte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten; daher die gegen ſeine Perſönlichkeit gerichteten, bis zur Raſerei geſteigerten Ausfälle und Beſchimpfungen.

Der Monarch mußte den Angriffen wahnſinniger, habgieriger und bösartiger Menſchen nachgeben. Er mußte der unmittelbaren Leitung der Staats-Geſchäfte entſagen, und ſich damit begnügen, fortan ſeinen Einfluß blos rathend oder mildernd, doch nicht mehr beſtimmend oder entſcheidend geltend zu machen.

Seit dieſem Entſchluſſe gewann die franzöſiſche Politik einen, von ihrem leider nur zu kurzen bisherigen Verfahren, ganz verſchiedenen Karakter. Sie bediente ſich ihrer alten Kunſtgriffe aufs neu. Statt ſein Spiel offen auf dem Tiſche zu zeigen, hielt das doktrinäre Miniſterium die Karten verborgen, und

Digitized by Google

spielte falsch, oder wenigstens auf eine Weise, um jedesmal die Mehrzahl der Stiche sich zuzusichern.

Sein diplomatisches Verfahren wurde von Grund aus doppelsinnig. Es verkaufte die Whigs an Peel, die Tories an Melbourn. Ohne Recht und Fug setzte es willkürlich den Beamten einer fremden Macht ab, in dem k. preuß. Konsul Bardewisch, in Bordeaux, weil er angeblich dem spanischen Kron-Prätendenten Unterstützung zukommen lassen, obgleich es selbst die Reise dieses letzten durch Frankreich beförderte, und ihm die ersten Mittel zum Beginn des Bürgerkrieges in Biskaya dargeboten. In der Schweiz nährte es Unruhen, die es in Frankreich aus allen Kräften zu unterdrücken sich bemühete. In Spanien und Portugal nahm es Partei bald für bald gegen die Regierungen, je nachdem die augenblicklichen Bedürfnisse seines eigenen parlamentarischen Interesses es zu erfordern schienen.

Diese Doppelsinnigkeit der französischen Politik hat des Landes inneren Zustand nicht verbessert, indem sie zugleich den Nachbar-Staaten, wie den entfernteren Mächten, mehr oder weniger gegründetes Mißtrauen eingeflößt. Ueberall ist die Aufmerksamkeit gespannt. Mit Ungeduld harrt man der Dinge, welche kommen sollen, und deren Entwickelung unvermeidlich scheint.

In einer vor Kurzem gegründeten englischen Zeitschrift, dem britischen und ausländischen Journal (british and foreign Journal) finden wir einen Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand der Parteien in Frankreich, dessen Hauptzüge wir mit unsern eigenen

Digitized by Google

Erfahrungen verschlungen, unsern Lesern darbieten wollen.

Sonderbar genug ist das meiste von dem, was der englische Publizist über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs und das Treiben der Parteien in diesem Lande, sagt, beinahe wörtlich übereinstimmend mit unsern mehrmaligen Aeusserungen über die gleichen Gegenstände. Sein Aufsatz enthält dieselbe Ideenfolge, dieselbe Aneinander-Fügung von Thatsachen, welche wir in dem Artikel: „Europas wirkliche Politik zu Ende 1834," im ersten Theile für 1835 und in den merkwürdigen Rechtshändeln in Frankreich, im fünften Theile für 1835, aufgestellt.

„So viele Regierungen," sagt er, „haben in diesem Lande sich verdrängt und ersetzt, es ist so oft durch Staats-Umwälzungen oder durch Systeme-Veränderungen aufgeregt worden, daß die gewissenhafteste Unparteilichkeit ein ausserordentliches Element gesellschaftlichen Mißbehagens unumgänglich in ihm erkennen muß.

„Woher rührt ein so peinlicher Zustand der Dinge, und welchen Quellen ist er entsprungen?... Ligt die Schuld mehr an der Regierung, als an den sie unaufhörlich neckenden Parteien? Die eigentlichen Ursachen der immer fortdauernden Unruhen, muß man sie in den Maßregeln der öffentlichen Verwaltung, oder in den unzubefriedigenden Leidenschaften der Menge suchen? Ist diese fortdauernde innere Aufregung eine Folge des ungeeigneten Verfahrens der Regierenden, oder der schlechten politischen Erziehung der Regierten?"

Dürfen wir unsere volle Ueberzeugung aus-

sprechen, so sagen wir, daß wir das eine wie das andere glauben. Der schwankenden, unreifen, doppelsinnigen, Politik des Kabinets, wie der verwahrloseten politischen Erziehung des Volkes, haben wir bereits gedacht. Mehr als einmal haben wir uns darüber auszusprechen Gelegenheit gefunden. Wir halten es für überflüssig, in fernerweitige Erörterungen über diese Punkte einzutreten, unsere Leser auf die vorangedeuteten Aufsätze verweisend.

In allgemeiner Betrachtung ist es nicht leicht über den wirklichen Zustand Frankreichs abzusprechen, gleichviel ob durch Beurtheilung des Verfahrens seiner Regierung, oder der Sprache seiner Presse, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil beide ein zu großes Interesse haben, die Wahrheit zu verbergen.

Einerseits versichert die Regierung, daß Alles gut geht, daß Ordnung und Wohlergehen herrschend sind, und daß man einen solchen Zustand der Dinge allein ihrer Weisheit, wie dem Eifer der öffentlichen Verwaltung, zuzuschreiben habe.

Anderseits sind beinahe alle Zeitungen, nicht blos in Paris, sondern auch in den Departementen, die zu irgend einer Oppositions-Schattirung gehören, in offener Feindseligkeit mit der leitenden Macht, und arbeiten mehr darauf hin, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, wovon Lüge und Hintergehung die alltäglichsten sind, die Autorität der Regierung zu untergraben, als von dem Zustande des Landes ein der Wahrheit getreues Bild zu entwerfen.

Wo sie nicht Unruhe verbreiten, setzen sie voraus, daß sie vorhanden ist, um solchem angeblichen Miß-

vergnügen den Vorwand zu leidenschaftlichen Ausfällen gegen die öffentliche Verwaltung zu entnehmen, und in der Masse ihrer Leser fortwährend eine gewisse Gährung zu erhalten.

Die offiziellen Verkündigungen eben so wenig, als die Zänkereien der Presse, können demnach einen mehr als oberflächlichen Begriff von der Dinge wirklichem Zustand in Frankreich geben. Man würde sich zu durchaus unrichtigen Begriffen verirren, wenn man den einen oder den andern unbedingten Glauben schenken wollte.

Will man Wahrheit entdecken, muß man sie von der Last falscher Vorspiegelungen, unrichtiger Angaben und lügnerischer Polemik befreien, worunter sie begraben ist; muß man wirkliches Mißbehagen zu unterscheiden sich bemühen von alle den erdichteten Umständen, die es beweisen sollen, und die nur in der Einbildungskraft ihrer Erfinder existiren; muß man kurz und bündig die Lage der Parteien, ihre Meinungen, ihre Leidenschaften zu erkennen wissen; muß man im Stande sein, die Interessen der einen von denen der andern hinlänglich zu unterscheiden.

Die letzte Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse in Frankreich, welche man die „Juli-Revolution“ nennt, und die unsers Erachtens nichts als eine Verfassungs-Reform war, ist hauptsächlich von zwei gesellschaftlichen Ständen bewerkstelligt worden, nämlich von dem untersten, dem der Arbeiter und der Unbemittelten, die kein anderes Vermögen haben, als ihren täglichen Erwerb, und die, weil sie nicht viel zu verlieren haben, zu allen Unruhen nur zu geneigt sind; sodann von der Mittelklasse, den

kleinen Eigenthümern, den Handwerkern, Krämern, Kaufleuten, ꝛc., die durch Gewohnheit ruhig, für die Annehmlichkeiten ihres häuslichen Lebens besorgt sind, und die zu gewaltsamer Auflehnung nur durch ausserordentliche Umstände sich bewegen lassen.

Die unteren Stände errangen, mit Hilfe einiger zu den höheren Klassen gehörigen Individuen, den Sieg in den Straßen zu Paris. Erst jetzt erhob sich der Mittelstand, und bemächtigte sich der großen Bewegung, um zu seinem Vortheil sie zu leiten. Daher der erstaunliche Einfluß der National-Garde auf die ersten Bestimmungen der noch schwankenden Volksmacht, und die Entstehung der Monarchie vom 7. August 1830.

Seit Langem war eine solche Umgestaltung vorbereitet worden, durch den Haß des sogenannten „dritten Standes“ gegen die patrizische Aristokratie und gegen die Geistlichkeit, die man während der Restauration unter dem Namen der „Jesuiten“ begriff.

Streben nach Gleichheit, hat in Frankreich immer über dem Streben nach Freiheit die Oberhand bewahrt. Für Gleichheit hauptsächlich, haben die Franzosen, seit dem Beginn ihres revolutionären Drama's von 1789, mit Leidenschaft und Beharrlichkeit gekämpft. Ihre Gewohnheiten können manchmal mit der Freiheit im Widerspruch stehen, und es wird der Regierung alsdann leicht, die Pflichten der Unterthanen zu erschweren, wie ihre Rechte zu beschränken. Dagegen bleibt Gleichheit immer der große Zweck der Nation. In ihr erkennt sie ihre Eroberung, huldigt sie ihrem Stolz.

Leider zu oft verwechselt sie Frechheit mit Frei-

heit, und von befördernder That schnell zur Rückwirkung übergehend, schwankt sie unaufhörlich zwischen Despotismus und Anarchie.

Dagegen ist sie nicht ungestraft zu beschränken in ihrer Vorliebe zur Gleichheit, die ihr jede gesellschaftliche Hierarchie verabscheuen läßt. Dieser Ursach kann man auch ihren unvertilgbaren Haß zuschreiben gegen die Restauration, deren Streben in Wiederherstellung der alten Kasten, und der priesterlichen wie der adelichen Auszeichnungen, unverkennbar war.

Unmittelbar nach den Juli-Ereignissen, als es augenscheinlich war, daß ein neuer Zustand der Dinge auf den bisherigen folgen müsse, begann der Kampf zwischen den beiden Volksklassen, die ihn zu ihrem Vortheil zu wenden sich bemüheten. Der unterste Stand und die Mittelklasse hatten sich zur Beseitigung der Aristokratie und zur Entthronung der Dynastie verbündet, weil sie von beiden, mit Hilfe der Geistlichkeit, unterdrückt zu werden fürchteten.

Jetzt, nach errungenem Siege, konnten sie über ihre gegenseitigen Interessen sich nicht verständigen, und stritten sich um Ausübung der regierenden Macht. Der untere Stand, von Natur unruhig, hatte in den Straßen zu Paris seine Kraft erkannt, und pochte darauf. Sein leichter Triumph hatte ihn berauscht und einige Tage zeigte er sich eben so uneigennützig, als vertrauungsvoll in seine Leiter.

Als er jedoch sah, daß er nach wie vor arbeiten müsse, um zu leben, und daß die Wohlhabenden nicht geneigt seien, ihren Ueberfluß mit ihm zu theilen, nahm er eine trotzige und drohen ‹Stellung an.

Der Mittelstand seinerseits verlangte Ruhe und Ordnung. Seine Wünsche beschränkten sich auf ruhige Ausübung seiner Gewerbthätigkeit, und auf die Vortheile, welche blühender Handel ihm zusichern konnte. Blos zu diesem Zwecke hatte er die Waffen ergriffen, und mit der unteren Klasse gemeinschaftliche Sache gemacht.

Eine Regierung, fähig die Ruhe im Innern, wie den Frieden mit dem Auslande zu erhalten, war sein erstes und dringendstes Bedürfniß. Darum stellte sich den Pöbel-Aufständen die National-Garde in Masse entgegen, und nach zwei- oder dreimaligem blutigem Zusammenstoßen, blieb der Mittelstand des Schlachtfeldes Meister.

Die Armee, in ihren gegenwärtigen Elementen, ist von demselben Geiste beseelt, wie die National-Garde, und in dieser Uebereinstimmung beruhet die Stärke der Regierung, wie der öffentlichen Ordnung Sicherheit. Die neue Dynastie würde nicht auf lange Dauer rechnen können, wenn je das Heer, oder die National-Garde, Ursach hätten, der jetzigen Monarchie abgeneigt zu werden. Es ist dieser also am meisten darum zu thun, mit immer stärkeren Banden beide zu umschlingen.

Während den Wandelungen des Kampfes zwischen dem Pöbel und dem Mittelstande, bildeten sich die Parteien und Meinungen, durch deren schroff abgeschnittene Schattirungen, sich gegenwärtig die politische Gesellschaft in Frankreich in Republikaner, Karlisten, Bewegungs-Partei, Tiers-Parti und Juste-Milieu scheidet.

Die republikanische Partei hat seit fünf

Wissenschaften, vorzüglich in der Chemie, nicht unbewanderte Raspail sich befand.

Angeblich war es dieser Abtheilung weniger darum zu thun, die Regierungsform zu verändern, als den Zustand der arbeitenden Klasse zu reformiren. Ihr Hauptzweck, der in mehr denn einem Betrachte in Uebereinstimmung mit dem Lehrsatze der St. Simonisten ist, besteht darin, alle Elemente der Gesellschaft in eine gewisse erzeugende Gleichheit umzuschmelzen. Sie will, um das materielle Wohlergehen, und die moralische Erziehung des Volkes, zu begründen, der Gesammtmasse die Ausübung aller politischen Pflichten zugestehen.

Diese Schule scheint bei den unteren Ständen bei weitem mehr Anhänger zu finden, als die Carrels, die sich in dem Kreise einer gewissen Zahl Maximen bewegt, welche allein von der mehr ausgebildeten Verstandeskraft der Mittelklasse begriffen werden können.

Raspail dagegen wendet sich unmittelbar an das Volk, an alle diejenigen, welche das meiste zur Vollbringung der Juli-Ereignisse beigetragen haben. Er macht ihnen, indem er sie übertreibt, die Beschaffenheit der Uebel begreiflich, worüber sie sich zu beklagen haben. Mit der Hoffnung einer bessern Zukunft sie schmeichelnd, stellt er ihnen den auffallenden Kontrast ihrer dringenden Bedürfnisse und ihrer wirklichen Kräfte vor Augen, ohne sich um den Eindruck zu bekümmern, den solche Zusammenstellung auf Menschen ohne Erziehung machen muß, bei denen die einmal losgelassene Kraft zügellos nach allen Seiten sich geltend zu machen strebt.

Die letzte Republikaner-Klasse besteht aus den

eifrigen und thätigen Mitgliedern der Gesellschaft der Menschenrechte, wie aller geheimen Verbindungen, die immer zum Aufstand geneigt, die immer bereit sind, die Waffen zu ergreifen. Unter ihnen müssen besonders namhaft gemacht werden Cavaignac, Guinard, Recurt, Lebon und de Kersausie; Männer, deren Politik keine Schranken kennt, und die, durch keine spekulative Meinung zurückgehalten, nur den Eingebungen ihres Ehrgeizes und ihrer Tollkühnheit zu folgen gewöhnt sind.

Wenn es, in Folge eines unvorherzusehenden Ereignisses, den vorangedeuteten verschiedenartigen Sektionen der republikanischen Partei gelänge, der regierenden Gewalt sich zu bemächtigen, würden sie bald sich gegenseitig in den Haaren ligen.

Es gibt unter ihnen, wie 1793, Jakobiner, Dantonisten und Girondiner, die sich untereinander um die Autorität streiten, sich verfolgen, sich verbannen und aufs Blutgerüst schicken würden.

Glücklicherweise bleibt ihnen zu dem Allem, unter den gegenwärtigen Umständen, wenig Hoffnung. Die Ordnung und Ruhe liebenden Stände verabscheuen sie, als Beförderer der Anarchie, und würden ihren Unternehmungen die ganze Macht ihrer Besorgnisse und ihrer bewaffneten Gesammtmasse entgegenstellen.

Ein siegreicher Aufstand dürfte vielleicht nicht unmöglich sein, doch könnte er keine entscheidende, wenigstens keine dauernde Folgen haben. Die Sitten Frankreichs sind den republikanischen Verfassungen abgeneigt. Die schrecklichen Erinnerungen, welche die erste Staats-Umwälzung zurückgelassen, sind noch

allen Gemüthern gegenwärtig, und die Mittelklasse fürchtet den Krieg, den sie, nicht mit Unrecht, als unumgängliche Mitgift der Republik betrachtet.

Eine so allgemeine Besorgniß könnte nur durch eine zweite Schreckenszeit zum Schweigen gebracht werden, und es ist nicht glaublich, daß ein so empörender Verstos gegen die Gesetze der Menschheit, zweimal in einem Jahrhundert sich darbieten könne. Es läßt sich also daraus folgern, daß die republikanische Partei, bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich, auf keinen Erfolg rechnen kann, und daß die moralische Verfassung, wo nicht durch die von ihr eingeflößte Achtung und Liebe, doch durch die Furcht vor Bürgerkrieg und Zerrüttung, erhalten werden wird.

Die karlistische Partei bietet uns einen andern Karakter dar. Man tadelte Napoleon, daß er die nothwendig scheinenden Mittel vernachläßige, die Königlich-Gesinnten im Zaum zu halten, und seine Aufmerksamkeit nur den Jakobinern zuwende. Seine Antwort war eben so treffend als sinnreich: „Das Jakobiner-Wesen," sagte er, „ist eine innerliche, die Auswanderung dagegen nur eine Hautkrankheit."

Um der ersten die Spitze zu bieten, war, seines Erachtens, die äusserste Sorgfalt, Verwendung der zweckmäßig scheinendsten Mittel, wie unermüdliche Wachsamkeit, erforderlich. Die zweite beunruhigte ihn nicht besonders. Er glaubte durch einige ableitende Mittel davon sich befreien zu können.

Die neuen Legitimisten haben einen unverzeihlichen Verstos begangen, daß sie den Umwälzungs-Männern sich beigesellt, und mit der Jakobiner-Mütze

ſich geſchmückt. Vergebens bemühete ſich die romanhafte Herzogin von Berry einen Bürgerkrieg anzufachen, der beinahe eben ſo ſchnell erſtickt wurde, als er begonnen hatte.

Die Zeit der ritterlichen Unternehmungen, der Kron-Prätendenten, nach dem Muſter Karl Eduards und der Vendée von 1793, iſt auf immer vorüber. Die blinde Dahingebung des alten Royalismus iſt durch vernunftgemäßere Grundſätze verdrängt. Ueberdem täuſchen die, welche die alte Dynaſtie Karls X, als die ſicherſte Schutzwaffe geſetzlicher Freiheit proklamiren, entweder ſich ſelbſt, oder ſie täuſchen abſichtlich andere.

Die karliſtiſche Partei hat auf ihre Entwürfe bis jetzt nicht verzichtet; doch bedient ſie, zu ihrer möglichen Vollbringung, ſich anderer Mittel, als früherhin. Die Anhänger des älteſten Zweiges ſind reich an Geld und an Grundeigenthum. Ein ganz neuerdings veröffentlichtes ſtatiſtiſches Aktenſtück beweiſet, daß die Hälfte des Bodens in Frankreich ihnen gehört. Ihre Kaſſen ſind durch die Entſchädigungs-Summen gefüllt, und ſie haben in den ackerbautreibenden Gegenden den Einfluß, der überall dem Reichthum wie geſellſchaftlichem Anſehen zuſteht.

So oft die jetzige Regierung Maßregeln ergriffen, oder in einem Sinne geſprochen, der mit ihrem Urſprung im Widerſpruch zu ſtehen, und von der Juli-Revolution ſie zu entfernen ſchien, iſt ſie, durch die Umſtände geleitet, in Uebereinſtimmung geweſen mit dieſem die großen Eigenthümer umfaſſenden Theile der legitimiſtiſchen Partei. Die vor Kurzem ernannten 30 Pairs, waren ſo zu ſagen eine dieſer Partei

zugeworfene Lockspeise, um sie der neuen Ordnung der Dinge geneigt zu machen.

Die Regierung Ludwig Philipps hat noch einen andern Lehrsatz Napoleons angenommen, nämlich den, „daß der Boden selbst keiner Zuckung unterworfen ist, und daß eine Verwaltung, welche auf des Bodens Eigenthümer sich stützt, hinlängliche Sicherung ihrer Dauer hat.“

Einige Mitglieder der karlistischen Partei, denen es auf die Länge unerträglich scheinen wird, von Aemtern und Würden sich ausgeschlossen zu sehen, werden sich unmaßgeblich anziehen lassen. Eine Scheidung, derjenigen ähnlich, die nach der Staats-Umwälzung von 1688 in England sich ereignete, wird auch in Frankreich unter den Legitimisten statt finden, um die geschichtliche Uebereinstimmung zwischen der zweiten französischen, und der zweiten britischen Revolution, vollständig zu machen.

Einige eifrige Anhänger des ältesten Zweiges, werden ihren Begriffen von Ehre und Pflicht, oder wenn man will, ihren alten Vorurtheilen getreu bleiben. Sie werden die „jakobitische Partei“ bilden.

Die meisten aber werden die Zugestehungen der regierenden Macht annehmen, und eine Tory- oder Erhaltungs-Partei konstituiren, deren Streben dahin gehen wird, in Uebereinstimmung mit der neuen Dynastie zu herrschen.

Vielleicht aber würde das eine neue Quelle von Gefahren für die bürgerliche Monarchie sein. Denn wäre es nicht zu besorgen, daß sie in dem Maße, als sie der Aristokratie sich zu nähern bemühet, den

Beistand der Mittelklasse verlöre, der ihr bisher so nützlich gewesen?....

Man bezeichnet gewöhnlich in Frankreich unter dem Spitznamen *Juste-Milieu*, die der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ergebene Partei. Seinem eigentlichen Gehalte nach genommen, könnte der Ausdruck „richtige Mitte“ nicht anders als ehrenvoll sein, weil er politische Mäßigung und Umsicht zu gewährleisten scheint. Aber die Franzosen sind so sehr zum Spott geneigt, daß sie diesem Worte eine beinahe lächerliche Ausdeutung verliehen.

Die Juste-Milieu-Partei verdankt ihre Stärke nicht dem Enthusiasmus, sondern den überwiegenden Interessen, an welche sie sich richtet. Sobald ein Prinzip die öffentliche Sicherheit wiederherzustellen und zu erhalten verspricht, wird es Mittel- und Sammelpunkt einer Menge Interessen, die durch eine politische Umgestaltung sich bedrohet sehen würden.

Ludwig Philipp ist in Frankreich der Vertreter *solcher* Interessen. Freilich heißt die Mittelklasse nicht alle Maßregeln der Regierung gut; dagegen thut sie auch nichts, was ihr Hindernisse entgegenstellen könnte. Sie weiß, daß, wollte sie ihren Einfluß schwächen, sie die Parteien begünstigen würde, deren Beweglichkeit die Nation über Alles fürchtet.

Der Handelsmann, der Fabrikant und der Handwerker bedürfen des Friedens und der Ruhe, um ihre Waaren vortheilhaft abzusetzen, oder entsprechende Vortheile von ihrer Arbeit zu gewinnen. Sie bewahren also eine gewisse Anhänglichkeit für die neue Dynastie, weil sie diese als Aegide des Friedens und der öffentlichen Ruhe betrachten.

Solches sind die Grundsätze des Juste-Milieu. Im Allgemeinen ist diese Partei sehr zahlreich; doch setzt ihr friedfertiger Karakter sie der Ueberraschung feindseliger Angriffe aus, die gewaltthätigere, leichter der Ruhe des häuslichen Herdes zu entreissende Parteien, gegen sie unternehmen können.

Das Juste-Milieu ist jetzt in den Wahlen vorherrschend. Es ist Seele und Körper der pariser National-Garde. Es ist mächtig in der Armee, deren Offiziere größtentheils dem Mittelstande angehören. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es sein Uebergewicht noch lange bewahren. Denn der ehemalige dritte Stand ist jetzt sehr einflußreich, und innig mit Allem verschlungen, was die größten Interessen Frankreichs betrifft.

Der *Tiers-parti* ist nichts als eine Schattirung des Juste-Milieu. Kleinliche Umtriebe und Eifersüchteleien des Ehrgeizes haben allein zwischen den Mitgliedern, woraus er besteht, und der regierenden Partei, eine gewisse Scheidung veranlaßt, ohne daß wesentliche Meinungs-Verschiedenheit dazu viel beigetragen.

Der von Düpin dem ältern vertretene Tiers-parti, behauptet in genauerer Beziehung zu stehen mit der Mittelklasse, und besser ihre Interessen wie ihre Neigungen zu vertreten, als die gegenwärtige Verwaltung.

In der That besteht der Tiers-parti aus jener Abtheilung des Mittelstandes, der öffentliche Ordnung und Stabilität der Regierung wünscht; aber ohne irgend eine Uebereinkunft, irgend ein Bündniß mit jener Fraktion der Feudal-Aristokratie zu wün-

schen, die dem jetzigen Könige ergeben ist, weil sie besorgt, dadurch etwas von der politischen Wichtigkeit zu verlieren, welche sie in den beiden ersten Jahren nach der Juli-Revolution gehabt.

Diese mißvergnügte Unter-Abtheilung gesellt sich manchmal furchtsam, immer schwankend, der Opposition bei. Die Zeitung le Temps ist ihr öffentliches Organ. Zweimal schon ist der Tiers-parti auf dem Punkte gewesen, der Regierung Zügel sich zu bemächtigen. Dieselben Umstände, welche ihn zweimal bis auf die Schwelle der Macht geführt, können sich wieder erneuern. Doch darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß der Anwendbarmachung seines Verwaltungs-Systems mehr als eine ernste Schwierigkeit sich entgegenstellen würde.

Der Tiers-parti verabscheute alle und jede revolutionäre Unternehmung, alle und jede nur einigermaßen heftige Volks-Aufregung. „Ordnung und Friede," solches ist sein Wahlspruch, obgleich er an den Grundsätzen, welche die Juli-Revolution veranlaßt und geleitet haben, festzuhalten behauptet. Er kümmert sich wenig darum, wie solche Widersprüche sich vertragen können.

Ein aus Mitgliedern des Tiers-parti zusammengesetztes Kabinet, würde jedenfalls in nicht geringer Verlegenheit sich befinden. Es würde in der Deputirten-Kammer weder die rechte noch die linke Seite für sich haben, und von allen denen sich angegriffen sehen, die nicht unmittelbar zu seiner Fahne geschworen haben.

Eine letzte Meinungs-Klasse ist die von Lafitte, Dupont (de l'Eure), und in einem noch gemäßig-

teren Sinne, von Odilon-Barrot vertretene. Diese Abtheilung bildet die sogenannte Bewegungs-Partei, deren Hauptzweck darin besteht, die Monarchie zu den Grundsätzen und Ideen der Juli-Revolution zurückzuführen.

Gestehen muß man, daß diese Bewegungs-Männer viel, vielleicht das meiste, zur Entwickelung des Juli-Drama's, oder um bestimmter sich auszudrücken, zur Begründung der jetzt regierenden Dynastie, beigetragen haben.

Nach Einsetzung einer provisorischen durchaus populären Verwaltung, in Mitte der Verwirrung der drei Tage, machten sie ihren Einfluß geltend zu Gunsten einer neuen Monarchie, an deren Spitze Ludwig Philipp sich befand.

Die der neuen Dynastie von ihnen geleisteten Dienste können noch nicht vergessen sein, obgleich sie mit ihr beinahe ausser aller Beziehung zu stehen scheinen. Lafitte zeigt sich nur selten in den Tuilerien, und vielleicht nur deshalb, weil finanzielles Interesse und eine Privat-Unterhandlung zwischen ihm und dem Könige besteht. Seine Grundsätze und seine Regierungs-Ansichten dagegen, sind von denen Ludwig Philipps durchaus verschieden.

Die Bewegungs-Partei könnte nur in Folge einer großen politischen Krisis wieder zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangen, und würde selbst da nur als Uebergang dienen zu einem republikanischen System, dem seine Lehrsätze zustreben. Die Monarchie, wie sie dieselbe verlangt, müßte republikanische Einrichtungen als Basis haben. Der König würde nichts sein, als ein erblicher Präsident. Man

ſieht, das wäre die Wiederherſtellung der ſpartaniſchen Demokratie, mit dem Scheinbild oder dem Schatten eines angeblichen Königs.

Die Bewegungs-Partei wird demnach von der überlegenen Mehrheit des franzöſiſchen Volkes (deſſen, welches politiſche Rechte auszuüben hat) als Vertreter, nicht blos einer politiſchen Veränderung, ſondern einer möglichen Revolution, betrachtet. Dieſer Umſtand wird ſie immer verhindern, in den gewerbthätigen wie in den Mittelſtänden ſich Anhänger zuzuwenden, weil dieſe einen Aufruf an den Pöbel und eine neue Hemmung des Handels und Verkehrs über Alles fürchten.

Werfen wir jetzt einen raſchen Blick über den allgemeinen Zuſtand der Parteien in Frankreich, wie über die jeder Meinung zuſtehende Erfolgs-Möglichkeit, ſo gelangen wir zu dem Ergebniß, daß das ſogenannte Juste-Milieu alle die Elemente in Händen hat, wodurch es eine entſcheidende politiſche Ueberlegenheit ſich zuzuſichern vermag.

Es begründet ſich auf die Intereſſen des Eigenthums, auf Erhaltung der merkantiliſchen Ordnung und Sicherheit der Mittelklaſſe. Vielleicht, wenn das emporwachſende Geſchlecht zur Leitung der Angelegenheiten gelangt, wird thatkräftiges Vertrauen des Talents, die Oberhand gewinnen über bisherige Erfahrung. Bevor jedoch dieſer Fall eintritt, können die Republikaner das Land wohl überraſchen, doch nicht es regieren.

Die Karliſten, aus großen Eigenthümern beſtehend, werden ſich in Jakobiten (beharrliche Legitimiſten), der alten Dynaſtie getreu, und in Tories ſcheiden,

die der neuen Monarchie dienen werden. Der Tiers-parti kann es wohl dahin bringen, ein Kabinet zu bilden; doch würde sein System bald mit großen Hindernissen zu kämpfen haben, und seine Maßregeln würden den Stempel der Unentschlossenheit tragen. Die Bewegungs-Partei endlich, ohne eigentliche Stabilität in sich selbst, kann nur als Uebergang dienen zur republikanischen Form.

Solches ist das Schauspiel, welches die Parteien in Frankreich dem philosophischen Beobachter darbieten. Beschäftigen wir uns jetzt mit den Mitgliedern der Verwaltung. Drei Gesetzgebungs-Zweige sind durch die Staats-Urkunde eingesetzt: die Pairs-Kammer, die Deputirten-Kammer und der König, oder um richtiger sich auszudrücken, das Ministerium, das in Betreff der Handlungen der Regierung allein verantwortlich ist. Beginnen wir mit der Pairs-Kammer.

Dieser Körper ist aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt. Man kann ihn gewissermaßen als eine politische Mosaik betrachten, gebildet aus den Trümmern aller Gewalten, die Frankreich seit 50 Jahren beherrscht. Man erblickt in ihm ehemalige Mitglieder des National-Konvents, gewesene Senatoren des Kaiserthums, Adeliche der Restauration, Generale, Wechselherren, Fabrikanten, Gelehrte und Magistrats-Personen. Es ist ein wirklicher Almanach aller Staats-Verwaltungen, wie ein geistreicher Mann gesagt.

Die Pairs-Kammer ist durch Fournées verstärkt worden, und seit dem Beginn der Restauration haben alle Ministerien bald 30 oder 40, bald 50, ja einmal sogar 70 Pairs ernannt, die nicht selten dem Geiste

der Versammlung und ihrer Mehrheit eine andere Richtung gegeben.

Ein großer Theil der Mitglieder wurde durch die Verfassungs-Veränderung von 1830 ausgeschlossen. Bald darauf wurde auch die erbliche Würde der noch übrigen abgeschafft. Welche Einheit kann man nun erwarten von diesem Körper, den man noch eine aristokratische Versammlung nennt?

Es gebricht der Pairs-Kammer an großen Talenten nicht. Man findet in ihr mehrere erfahrungsreiche Politiker, scharfsichtige Staatswirthe, ausgezeichnete Magistrats-Personen, Philosophen und gute Feldherren. Aber alle diese wenig übereinstimmenden Elemente, die durch Zufall oder Laune zusammengefügt worden, bilden keine kompakte Masse. Vergebens würde man Thatkraft oder Würde verlangen von einer Versammlung, in der es kein Zusammenhängungs-Prinzip gibt. Die ganze Geschicklichkeit, der ganze Takt ihres Präsidenten Pasquier ist erforderlich, um mit Erfolg ihre Berathungen zu leiten.

Die Pairs-Kammer ist ganz neuerdings einer harten Probe ausgesetzt gewesen, in dem Aufruhr-Prozesse des 13. April, worin die republikanischen Insurgenten vor ihren Schranken erschienen. Sie ist jetzt abermals als höchster Gerichtshof versammelt, um den Mörder Fieschi und seine Mitschuldigen zu richten.

Das letzte Gesetz gegen die Zeitungen hat sie zu einer Art „Sternkammer“ gemacht, als welche sie über die gröbsten Vergehen der Presse zu entscheiden

hat. Ihre Verrichtungen sind also mehr die eines Gerichts, als die eines gesetzgebenden Körpers. Die neuesten Debatten haben die Meinung von ihrer gesetzgeberischen Nutzlosigkeit bestätigt. Die Pairs-Kammer hat über das Büdget in einer Sitzung, und über die Preßgesetze in zwei Sitzungen abgestimmt.

Eine Macht, die ihre politische Stärke im Staate bewahren will, darf sich nicht erlauben, irgend eine ihrer Pflichten zu vernachläßigen. Die Pairs-Kammer wird erst dann ein Gewicht erhalten in den Augen des Landes, wenn die entgegengesetzten Parteien auch in ihr sich bekämpfen. Jetzt befindet sie sich unter der Stellung, welche sie einnehmen soll.

Die Deputirten-Kammer besteht aus mehr übereinstimmenden und zusammenhängenden Elementen. Freilich ist das französische Wahlgesetz nicht vollkommen, und die Veränderungen, welche es 1830 erlitten, sind keineswegs allgemein befriedigend ausgefallen.

Das Stimmrecht zur Deputirtenwahl wird durch eine Abgabe von 200 Franken (93 fl. 20 kr.) erlangt. Bei einer Bevölkerung von 33 Millionen Seelen hat Frankreich nur 200,000 Wahlmänner, wovon höchstens 150,000 Antheil an den Wahlen nehmen. Von dieser Zahl sind 40,000 öffentliche vom Staat besoldete Beamten, und 40,000 andere, die sich um Anstellung bewerben.

In ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Deputirten-Kammer die Vertreterin des Mittelstandes, folglich des Theiles der Gesellschaft, der den politischen Ausschweifungen am meisten abgeneigt ist, und den jeder Auflauf mit Entsetzen erfüllt. Es wird in der Geschichte der berathenden Versammlungen immer eine

merkwürdige Erscheinung bleiben, daß dieselbe Kammer, die vor fünf Jahren, während einer entscheidenden Umgestaltung der Dinge, eine so große Festigkeit bewahrte, jetzt bei dem geringsten Zeichen einer Volks-Bewegung in Angst und Schrecken geräth.

Wenn auch die Menge der auf den ministeriellen Bänken sitzenden Beamten bedeutend ist, muß man doch gestehen, daß die Zahl der unabhängigen Deputirten, welche die neue Dynastie und die öffentliche Ordnung mit ihren Stimmen unterstützen, hinter jener der ersten nicht zurücksteht.

Die stärkste Opposition, welche in den letzten fünf Jahren in der Kammer sich gezeigt, war die gegen die vor Kurzem erlassenen Preßgesetze stimmende. Die 159 Mitglieder, woraus sie bestand, gehörten zu allen Meinungs-Schattirungen. Denn unter gewöhnlichen Umständen vermochte die Opposition nur zwischen 120 und 130 Mitglieder aufzubringen, die man folgendergestalt vertheilen kann:

Zur äussersten Linken gehören etwa 30 Deputirten unter Düpont's und Lafitte's Leitung. Sodann kommt die zweite, 46 Stimmen bildende Oppositions-Abtheilung, die auf dem Redestuhl von Odilon-Barrot, Pagès (de l'Arriège), Jsambert und Nicod vertreten wird. An sie schließt sich der Tiers-parti, mit seinen oft wenig in Uebereinstimmung stehenden Mitgliedern, von den beiden Düpin's bis zu Lamartine und Janvier. Endlich kommt noch die kleine Legitimistenschaar, die wohl 10 bis 15 Stimmen zählen kann, und die unter Berryer's Fahne marschiert.

Solches sind die Elemente der gegenwärtigen Opposition in der Deputirten-Kammer, die unter gewissen

Umständen noch durch einige unabhängige Stimmen, wie die Royer-Collards, Bignons, ꝛc. verstärkt wird.

Wenn schon die ministeriellen Deputirten bei allen Verhandlungen durch ihr überwiegendes Stimmenmehr entscheidend eingreifen, sind sie doch nicht alle, weder von denselben Gesinnungen, noch von derselben Ueberzeugung beseelt. Diese Partei, wie jene, welche sie bekämpft, hat ihre heftigen Verfechter und ihre bedachtsamen Unterstützer. Der Ministerialismus des Generals Bügeaud beruhet nicht auf denselben Grundpfeilern, wie der des Advokaten Sauzet. Wenn aber diese beiden Deputirten auch von verschiedenen Abgangs-Punkten ausgehen, und oft entgegengesetzte Wege verfolgen, treffen sie doch immer bei denselben Schlußfolgerungen zusammen.

Die Mehrheit hat die Minister während der letzten Sitzung nicht ein einziges Mal im Stich gelassen. Daher ihre Präponderanz. Eine andere Frage ist die: „Vertritt diese Mehrheit wirklich die Nation?“ Die Gegner des Ministeriums bestreiten das. Ihrer Behauptung zufolge, verlangt Frankreich eine parlamentarische Reform, der des britischen Reformbills ähnlich, wodurch die wählbare Kammer in genauere Beziehung mit der eigentlichen Volksmasse gestellt werde.

Unterstützt von jener bürgerlichen Mehrheit, gegen welche die eben angedeuteten Klagen geltend gemacht werden, fehlt es der Regierung, oder vielmehr dem Kabinet, an ausgezeichneten Talenten nicht.

Man würde Unrecht haben, wollte man auf alle Mitglieder, woraus es besteht, die Bezeichnung „Doktrinäre“ anwendbar machen, deren die Zeitungen sich bedienen, und der man in dem Wörterbuche

der neuern Politik Bürgerrecht verliehen zu haben scheint.

Verschiedenartige Karakter, entgegengesetzte Ansichten, sich widersprechende Tendenzen stoßen im Innern des Kabinets gegen einander und bekämpfen sich manchmal gegenseitig. Dies Gemisch heterogener Elemente ist der Hoffnungs-Anker, woran seine Gegner sich festhalten, und wodurch sie seine Auflösung erwarten. Demungeachtet haben die materiellen Interessen, welche es zu vertheidigen hat, bisher immer die Oberhand bewahrt.

Der umsichtigste, scharfsinnigste und ausgezeichnetste aller jetzigen Minister ist unstreitig Guizot, ein „wirklicher“ Staatsmann und gründlicher Politiker, dessen tiefste, solide und ausserordentlich mannigfache Unterrichtung, dessen weitausgedehnte geschichtliche Kenntnisse, dessen unbeugsame Karakter-Stärke und Beharrlichkeit, in Allem was er als recht und wahr erkannt, den Gegnern des Ministeriums, wozu er gehört, immer ein unübersteigliches Hinderniß entgegengestellt. Mit solchen Eigenschaften muß es ihm ein Leichtes sein, alle die kleinlichen Angriffe zu verachten, welche am meisten gegen ihn, und am heftigsten gegen das in ihm gerichtet sind, was wirklich großartig und bewunderungswürdig ist.

Mit ihm fast auf gleicher Linie steht der Herzog von Broglie, dessen Umsicht und Gelehrsamkeit eben so ausgedehnt und mannigfach sind. Seine hohe, umfassende Verstandeskraft, sein geschmeidiges und lebhaftes Redner-Talent, machen ihn zu einem der beachtungswerthesten Staats-Gelehrten unserer Tage. Wie Guizot, hat er gewisse Grundsätze moralisch-

politischer Handlungsweise sich zugeeignet, wovon ihn nichts abwendig zu machen vermögend ist.

Neben diesen beiden Mitgliedern des Kabinets, dessen dogmatischen und philosophischen Theil sie bilden, nimmt Thiers seinen Platz nicht ohne Selbstgefühl, wie nicht ohne eigenthümliches Talent. Man erkennt in ihm den thätigen, kampfgeübten Redner, der immer auf der Bresche, immer kalt, geschmeidig, ergreifend, parirend, rasch erwiedernd, unermüdlich ist. Er würde gefährlich werden für ein Ministerium, das ihn nicht in sein Interesse zu ziehen vermocht. Einmal in der Opposition, würde er bald derselben Haupt sein.

Des Justiz-Ministers Persil Thätigkeit ist vorzüglich bemerkbar in dem ausschließlichen Bereiche seines Berufs. Er nimmt an der allgemeinen Politik nur den Antheil, welche die juridische Gesetzgebung ihm zugesteht. Im Uebrigen ist er der eigentliche Mann der neuen Dynastie, und vielleicht der ergebenste Freund des Königs, dessen volles Vertrauen er genießt.

Humann ist einer der scharfsichtigsten und positivsten Finanzmänner, die Frankreich je erzeugt. Sein ganzes Dasein ist den Geschäften gewidmet gewesen, weshalb er das ungeheure Räderwerk seines sehr bedeutenden Verwaltungs-Zweiges aus dem Grunde kennt. Man will bemerkt haben, daß er, ohne besondere Abneigung, den meisten Ansichten der doktrinären Mitglieder des Kabinets, die seinige beigesellt, obschon er gegen die Gesammtheit ihres Systems als kluger Politiker mehrmals sich verwahrt.

Der Minister des Handels Düchatel ist schon mehr erklärter Doktrinär. Früher als freisinniger

Schriftsteller bekannt, ist er, seit er an der Spitze des ihm anvertraueten Ministeriums sich befindet, mit ausserordentlicher Vorsicht zu Werke geschritten, bei alle den Neuerungs-Entwürfen, welche in den letzten Jahren in Beachtung gezogen worden. Er hat die Lehrsätze derjenigen sich angeeignet, die ihm den Weg gebahnt und ihn zu seinem jetzigen Posten berufen haben.

Die beiden andern Mitglieder des Kabinets, Marschall Maison und Admiral Düperré, sind Männer von gesundem Verstand und vielem Takt. Man versichert jedoch, daß sie den Erinnerungen ihres kriegerischen und Seelebens überlassen, nur selten mit andern Angelegenheiten, als den ausschließlichen ihrer respektiven Departemente, sich beschäftigen.

Das Regierungs- und Verwaltungs-System Frankreichs scheidet sich in drei große Zweige:

1. die Armee und die National-Garde;
2. die Finanzen und die öffentlichen Fonds;
3. die materielle und kommerzielle Gedeihlichkeit des Landes.

Das Heer befindet sich in einem vortrefflichen Zustande, und ist sehr gut disziplinirt, was man den kostspieligen aber durchgreifenden Mitteln zu verdanken hat, deren Marschall Soult bei seiner Organisation sich bedient.

Die Rekruten-Aushebungen, durch die Konskription, gehen ohne Anstand von statten. Die Armee ist der eigentlichen Volksklasse entnommen. Ungefähr ein Drittel aller Soldaten besteht aus Vertretern, die gegen eine Entschädigung von 600 bis 2000 Fr.

(280 fl. — 933 fl. 40 kr.) für andere dienen, welche bei der Konskription das Loos bezeichnet. Die beiden andern Drittel sind zusammengesetzt aus Jünglingen vom offenen Lande, oder aus den Städten, die sich nicht haben „loskaufen" können, oder die aus eigenem Antrieb als Freiwillige dienen.

Das Offizier-Korps ist ausserordentlich heterogen; indessen gehört es größtentheils zum Mittelstande. Adel und Handel, wie überhaupt die höhere Bürgerklasse, haben nur wenige Vertreter in ihm.

Ungefähr die ⅜ aller jetzt angestellten Offiziere haben unter der Restauration gedient, theils in den Gardes-du-Corps, theils in der Königs-Garde oder in Linien-Regimentern. Es gibt unter ihnen viele verdienstvolle Männer, die, wie man versichert, noch jetzt der legitimistischen Meinung zugethan sind. Wie dem auch sei, sind sie doch entschiedene Gegner aller Zusammenläufe und Empörungen, und eine Gelegenheit, für die Niederlage der königlichen Garde in den Straßen von Paris sich zu rächen, würde von ihnen nicht unbenutzt gelassen werden.

Die übrigen Offiziere, gleichgiltiger für die Sache, welche sie zu vertheidigen berufen sind, gleichviel ob sie ihre Epauletten mit Hilfe der Juli-Ereignisse gewonnen haben, oder ob sie Veteranen der kaiserlichen Heere sind, würden hinter ihren Nebenbuhlern (von denen sie ohnedem in militärischer Taktik verdunkelt werden) nicht zurückstehen wollen, und jedem neuen Umwälzungs-Versuche ihre Degenspitze entgegen wenden.

Die Klasse der Unteroffiziere dagegen, größtentheils aus ehrgeizigen und eifrigen Jünglingen *beste-*

hend, die eine gewisse Erziehung genossen haben und auf Beförderung begierig sind, sonnen sich an den Uebertragungen jener wundervollen Zeit der Revolutions-Kriege, wo der gemeine Soldat in kurzer Zeit bis zum höchsten Range sich erheben und zur Seite der Fürsten Platz nehmen konnte.

Die republikanische Meinung hat in dieser Klasse sich mehrere Anhänger erworben, die ihren Gesinnungen zu ungehinderten Lauf gelassen, weshalb sie ihre „Irrungen“ in den Straf-Bataillonen in Afrika als Gemeine, oder auf den Galeeren, abbüßen müssen.

Welchen Einfluß vermögen übrigens dergleichen junge, unerfahrene Männer auszuüben auf gänzlich ungebildete Menschen, die man ihren alltäglichen Beschäftigungen entrissen, die keine oder doch nur sehr unvollkommene Begriffe haben von den öffentlichen Angelegenheiten, und deren herzlichster Wunsch ist, so bald wie möglich in ihre Heimath zurückkehren zu können? . . .

Wie bereits gesagt, bildet die National-Garde die Hauptstärke des gegenwärtigen Systems. Dies riesige Werkzeug ist zugleich nützlich und gefährlich für den Staat. In einigen Departementen, vorzüglich in ackerbautreibenden Gegenden, ist es für die Regierung, in Vollstreckung ihrer Maßregeln, ein Hinderniß geworden, weshalb sie nicht selten sich genöthiget gesehen, einzelne Korps aufzulösen, um ihren unruhigen Instinkt zu brechen.

Zu Paris, im Gegentheil, ist die Ergebenheit der National-Garde für den König Ludwig Philipp aufrichtig und bewährt. Bei alledem ist der Einfluß, den die öffentliche Meinung und die Presse auf diese

bürgerliche Kohorte ausüben können, eine unversiegbare Quelle der Besorgniß. Die Offiziere werden von ihrer Kompagnie gewählt, weshalb man sie als Korps keiner Kontrolle unterziehen kann. Die National-Garde ist also unabhängig von der Krone, und zu einer monarchischen Verfassung wenig passend, weil, wenn sie auch heute den Thron beschützt, sie eben so wohl morgen gegen ihn sich erheben kann.

Frankreichs Finanzen befinden sich in gutem Zustande. Der Kredit kann nach dem hohen Stande der Fonds ermessen werden. Die Tresor-Scheine (bons du trésor) werfen nur 2½ Prozent Zinsen ab; demungeachtet ist die Menge der vorhandenen Kapitalien so groß, daß man die schwebende Schuld mit Leichtigkeit auf eine Million täglich hat erheben können.

Die Sparkassen übertragen Woche für Woche bedeutende Summen in den Schatz. Der Zweck dieser vortrefflichen Anstalten ist gleichzeitig moralisch und politisch. Indem die untern Stände ihre Ersparungen dem Staat anvertrauen, gewinnen sie ein immer mehr steigendes Interesse an Erhaltung der Regierung und der öffentlichen Ruhe. Der Arbeiter, der sich der Gefahr ausgesetzt sieht, die von ihm ersparte Summe durch einen Aufstand zu verlieren, hütet sich, daran Theil zu nehmen *).

Frankreichs Einkommen besteht aus immerwährenden direkten Abgaben, die vom Eigenthum erhoben

*) Das von allen Sparkassen Frankreichs im Schatze niedergelegte Kapital, beläuft sich auf 60 Millionen Franken (28 Millionen fl.). Der Schatz in England ist den Sparkassen bereits 140 Millionen fl. schuldig.

werden, und aus undirekten Steuern, die man vom Verbrauch bezieht. Dies Finanz-System steht in der genauesten Beziehung mit des Landes Wohlergehen, das, wenn es auch jetzt ziemlich befriedigend ist, dennoch nicht die ganze Entwickelung gewonnen, deren es fähig ist.

Die Getreide-Gesetze sind engherzig und verbietend; doch ist das Getreide nicht besonders theuer, und der Brodpreis ist selten niedriger gewesen, als jetzt. Derselbe Fall tritt jedoch nicht ein für die übrigen zollpflichtigen Lebensmittel.

Die Besoldungs-Sache wird erschwert durch die auf die unentbehrlichsten Gegenstände lastenden Abgaben. Der Streit über Vermehrung oder Verminderung des Arbeitslohns hat die Straßen von Lyon mit Blut überschwemmt, und kann auch fernerhin die Ruhe der Fabrik-Städte bedrohen.

Das sicherste Mittel, die Schwierigkeit zu heben, würde in Verminderung der undirekten Steuern bestehen. Das dadurch sich ergebende Defizit müßte durch strenge Sparsamkeit ausgeglichen werden. Das eigentliche Anzeichen einer guten Regierung ist nicht sowohl ein gefüllter Schatz, als der arbeitenden Klassen verhältnißmäßiger Wohlstand.

Der Finanz-Minister ist eben jetzt mit Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld beschäftigt. Es ist vorauszusehen, daß diese nützliche Maßregel von Humann im Laufe des Jahrs 1836 leichter wird in Ausführung gebracht werden können, als von Villèle im Jahr 1825.

An Kapitalien ist in Frankreich kein Mangel. Leider werden sie nicht immer am zweckmäßigsten ver-

wendet. Man läßt sie im Schatze, oder man verwendet sie zum Ankauf von Ländereien, wo ihr jährlicher Ertrag nicht 2½ oder 3 Prozent übersteigt, während Gewerbthätigkeits-Unternehmungen, die viel größere Vortheile abwerfen, nur mit Mühe die zu ihrem Gedeihen erforderlichen Summen auftreiben können.

Das Land ist freilich ruhig; doch glaubt man von Zeit zu Zeit am politischen Horizont noch unheilverkündende Wolken zu gewahren, was die Kapitalisten, die ihr Vermögen zu verlieren fürchten, zurückhaltend macht.

Solches sind die gesellschaftlichen Elemente, woraus in Frankreich die Bewegung der Parteien besteht. Um sie vollkommen zu würdigen, ist es nothwendig, den Zustand der Sitten wie die Richtung der Gemüther in Rechnung zu stellen.

Die Atmosphäre, worin alle diese Interessen sich bewegen, ist weder religiös, noch eigentlich moralisch, noch leidenschaftlich. Des neuen Frankreichs Götzen sind nicht Ehrgeiz, nicht Krieg, nicht Glaube, nicht selbst Wissenschaft. Wenn auch diese Tendenzen bestehen (weil keine Gesellschaft sie gänzlich vernichten kann), sind sie dennoch einer überwiegenden Macht unterworfen, die alles übrige beherrscht.

Frankreich ist so weit gediehen, daß die materiellen Interessen der große Hebel seines politischen Lebens geworden sind. Fortzudauern, die Hilfsquellen seiner Gewerbthätigkeit zu vermehren, die schon vorhandenen sich zu erhalten, den Kreis seiner Genüsse zu erweitern, den Individualitäten die möglichst größte Schwungkraft und Energie zu verleihen, solches ist der allgemeine Zweck.

Daher die geringe thätige und wirkliche Autorität, welche die philosophischen Sekten sich erworben, der geringe Kredit der neuen Religionen, die geringe Macht der alten, und die unaufhörlichen Niederlagen der auf Rechtlichkeits-Erinnerungen, oder auf gewagte Hoffnungen sich stützenden Parteien.

Gegenwart, Vortheil, Geld, Gewerbthätigkeit (oft mit kleinlichem Geize ausgebeutet) haben die Gesellschaft unterjocht. So schreitet sie vorwärts, jenen Spekulanten ähnlich, die keine andere Anregung kennen, als die ihres Gewinnes oder Verlustes, und deren einzige Leidenschaft ein von angestrengter Besonnenheit oder von glücklicher Berechnung erzieltes Wohlergehen ist.

Eine Regierung, die heute fortbestehen will, hat also nichts besseres zu thun, als Interessen, welche die Oberhand bewahren über jede ideale Glaubensmeinung, zu erhalten, zu unterstützen und zu befördern.

Vor 50 Jahren verwickelte Neuerungssucht Frankreich in Bürgerkrieg; vor 30 Jahren lies Ruhmsucht es mit dem ganzen Europa sich messen. Zwei Jahrhunderte früher hatte der katholische Gedanke seiner sich bemeistert....

Alle diese Leidenschaften sind jetzt erloschen. Wenn von Zeit zu Zeit noch irgend eine heftige Aufregung, irgend ein unerwarteter Paroxismus das Schweigen bricht und die Seelenruhe stört, dient diese Ausnahme doch nur dazu, der Partei, die Erhaltung und Ruhe will, neue Kräfte zu verleihen, die Interessen, welche alle Schwingungen beunruhigen, neu zu stählen und zu verstärken.

Spanien wie es ist.

Erste Mittheilung.

So oft und verschiedenartig die iberische Halbinsel auch beschrieben worden, ist sie in ihren ächten Eigenthümlichkeiten bis jetzt doch nur wenig bekannt. Die Ursach davon ligt theils in den verkehrten Ansichten der Reisenden, über eines Volkes Sitten, Gebräuche und Lebensweise, die mit ihren eigenen Gewohnheiten nicht selten keine Uebereinstimmung hatten, oder in ihrer geringen Kenntniß der Landessprache; ein Umstand, der den Fremden überall verhindert, in das wirkliche Dasein des von ihm besuchten Landes einzudringen.

Noch eine Ursach der mangelhaften Kenntniß über Spanien vorzüglich, ligt darin, daß der Bewohner dieses Landes, obgleich Europäer in seinen nationalen Verhältnissen, dennoch mehr als zur Hälfte Morgenländer ist in seinen individuellen Beziehungen. Des Arabers Lebhaftigkeit, auf die ernstere Haltung des Gothen geimpft, hat das doppelte Prinzip seiner innern Beschaffenheit so zu sagen neutralisirt.

Zu ungeduldig, um zu arbeiten, zu träg um zu denken, zu sehr in sich verschlossen, um mit Umsicht über etwas aburtheilen zu können, und zu stolz, um sich zu bessern, haben die Extreme des Reichthums und der Armuth zu einem und demselben Ergebniß geführt, das „Unthätigkeits-Liebe“ in den National-Karakter übergetragen.

Durch Despotismus in ihrer politischen Thatkraft

gehemmt, wie durch Aberglauben in politischer Freiheit, sind des Spaniers Verstandes-Kräfte gewissermaßen erstarrt geblieben in einer Lethargie, die ihm nicht alles Leben nahm, obgleich sie ihm seine beiden vorzüglichsten Eigenschaften raubte. Eine Urtheilskraft, die über gewisse Pnnkte nicht absprechen kann, muß nothwendigerweise schwach, ungewiß und furchtsam in allem übrigen sein. Darum auch haben die Spanier sich mit dem Irthum begnügt, weil er alt und ehrwürdig war, während sie vergaßen, daß die Vernunft noch älter und ehrwürdiger ist.

Madrid ist mehr zu betrachten als des Landes Mittelpunkt, wo die Regierung ihren Sitz hat, denn als die Hauptstadt Spaniens. Dies Spanien nämlich ist, bis auf den heutigen Tag, nichts als eine Aneinanderfügung verschiedener Länder, wovon jedes seine eigene Hauptstadt hat. Wohl sind diese Länder einer einzigen Macht gehorsam, doch bewahren sie alle ihre Eigenthümlichkeiten, und bezeichnen sich fortwährend unter ihren besonderen Namen.

Madrid, Hauptstadt Kastiliens, auf einer Hochebene gelegen, wo die Flüsse ohne Wasser sind, und wo man nur wenige Bäume erblickt, ist eben so sehr verschieden von den Hauptorten der Provinzen, als der Karakter der Bewohner dieser letzten, von dem Karakter der Bewohner der Metropolis verschieden ist.

So hat Madrid nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Bilbao, der Hauptstadt des rauhen und wilden Landes Biskaya, wo jetzt der Bürgerkrieg, mit allen seinen Greueln, wüthet; mit dem handeltreibenden Barcelona; mit dem reichen und frohmüthigen Valenzia; mit dem noch mit den Trümmern

arabischer Größe prangenden Granada; mit Sevilla, der wollüstigen Hauptstadt des glühenden Andalusiens, und mit dem neuen Paphos, mit Kadix.

Abgeschieden von allen diesen Städten, mehr durch der Gesinnungen Verschiedenheit, als durch die der Gewohnheiten und Gebräuche, bewahrt Madrid mehrere Vorurtheile und Sitten, die an andern Orten seit Langem in Verfall gerathen sind, und die mit unbeugsamer Hartnäckigkeit, in der ganzen Strenge einer unverletzlichen Etikette, in ihm fortbestehen.

Der Eintritt in die Stadt, auf der Straße von Alcala de Henares, ist prachtvoll. Bei der Quinta del Espiritu Santo beginnt Madrid sich in der ganzen Herrlichkeit einer Hauptstadt auszudehnen. Die zu den Stiergefechten bestimmte ungeheure Rotunde oder Arena, ausserhalb der Stadtmauer, rechts vom Wege, erzeugt mehr die Wirkung eines blinden Auges, als die einer Verzierung, weil sie einen Theil der Aussicht verdeckt, und die angenehme Reihe der Gebäude und der öffentlichen Denkmäler unterbricht, die man aus der Ferne bemerkt.

Demungeachtet belohnt der, wenn auch unvollständige, doch beinahe magische Anblick durch die Bäume und Säulen des Alcala-Thores, jener der stolzen Felsen längs dem großen und schönen Schattengange von Glorieta und der Alcala-Straße, mehr als hinlänglich für Alles, was man bis dahin entbehrt. Die Privat-Gärten des Retiro, ihre Pagoden, ihre Thürme, ihre fantastischen Tempel tragen nicht wenig dazu bei, diesem Eingange der Hauptstadt ein edles, großartiges Ansehen zu verleihen.

Das erste, warum ein Reisender bei seiner An-

kunft in einer fremden Stadt sich umzusehen hat, betrifft nothwendigerweise sein Unterkommen. Ein Brite, der einen ziemlich langen Aufenthalt in der Halbinsel gemacht, und seine Beobachtungen in einem Werke in drei Bänden, unter dem Titel: „Spain as it is (Spanien wie es ist)" herausgegeben, entwirft von den Gasthöfen Madrids ein Bild, das eben nicht anziehend ist. Lassen wir ihn sprechen.

„Bei Eurer Ankunft", sagt er, „statt mit der etwas lärmenden Aufmerksamkeit empfangen zu werden, die in andern Ländern gebräuchlich ist, werdet Ihr vom Wirthe mit der auffallendsten Untheilnahme aufgenommen. Er vermuthet, daß alle Zimmer besetzt sind. Man will nachsehen. Aber man vergißt sein Versprechen, so daß Ihr abermals daran zu erinnern Euch genöthigt seht.

„Nach langem Harren, während es an Durcheinanderlaufen und Schreien nicht fehlt, indem man oben wie unten an den Treppen zu gleicher Zeit die Schlüssel verlangt, welche niemand bringt, wird man endlich in ein Zimmer geführt. Ist man in der Fuente de oro abgestiegen, so hat man täglich 20 bis 30 Realen (2 fl. 20 kr. — bis 3 fl. 30 kr.) für eine Stube zu zahlen, die nicht geradezu unbewohnbar ist, worin es jedoch an allen Bequemlichkeiten, wie an jeder Ausschmückung gebricht.

„Die Bedienung ist durchaus illusorisch. Obgleich ein Glockenstrang vorhanden ist, von dem man ad libitum Gebrauch machen kann, kommt doch niemand, so lange und so stark man schellen mag, falls die Aufwärter anderwärts etwas nothwendigeres und

wichtigeres zu thun zu haben glauben, als nachzusehen, was der Fremde verlangt.

„Indessen hat man die Befriedigung, zu wissen, daß man nicht ganz verlassen ist, indem beständig Aufwärter an der Thüre vorübergehen. Ist einer derselben gefällig genug, ins Zimmer zu kommen, so ist es nur, um zu fragen: „Was haben Sie, um so stark zu schellen?“ und um zu sagen, daß nicht er dies Zimmer zu bedienen habe. Gewöhnlich fügt er hinzu, wenn er den andern Aufwärter sehe, wolle er ihn heraufschicken. Zerbricht man die Schelle, so hat man das Vergnügen, eine neue zu bezahlen, nebst ihrer Befestigung.

„Der Betten Hauptverdienst besteht in ihrem Alter, was Ursach ist, daß die Wolle in kleine harte Ballen zusammengerollt ist. Das Bett stellt solchergestalt eine angenehme Abwechslung von Hügeln und Thälern im verkleinerten Maßstabe dar, und erinnert lebhaft an des Landlebens Annehmlichkeiten.

„Man schickt sich in Zeit und Oertlichkeit, und begibt sich zum Mittagessen, mit dem festen Vorsatze, wenigstens da für alle gehabten Unannehmlichkeiten sich zu entschädigen. Am ersten Tage ist es leidlich, obgleich unreinlich, und kostet nicht über 5 bis 6 Pesetas (etwa 3 fl.), mit Einschluß des Nachtisches.

„Leider ist es das erste und letzte Mal, daß man einer solchen Tröstung sich erfreuet. Alles verändert sich, ausgenommen der Preis. Bedienung, reine Tischtücher, Servietten, gut zubereitete Gerichte, alles verschwindet, und in so fern man nicht ein Gleiches thut, gibt es kein anderes Mittel, als mit vollkommener Verzichtleistung das Uebel zu ertragen.

„Die von Kochkünstlern des Landes gehaltenen Fondas sind abscheulich. Los dos amigos, die fonda de Europa, die fonda del carbon, ꝛc., alle, wie jede im besonderen bieten die verschiedenen Stufenfolgen einer Küche dar, die unter aller Kritik ist.

Indessen gibt es doch etwas besseres. Die Kaffehäuser haben größere Fortschritte zur Vervollkommnung gemacht. Vor 10 Jahren gab es deren kaum drei etwas anständige. In den letzten 4 Jahren haben sie sich bedeutend vermehrt, und man zählt deren jetzt ein Dutzend recht gut eingerichtete, in verschiedenen Theilen der Stadt.

Wenn ein Reisender einen etwas langen Aufenthalt in Madrid machen will, sucht er ein Unterkommen in einer der Casas de huespedes, der zu vermiethenden Wohnungen, wo er viel besser ist, als im Gasthofe.

Ein mitten am Altan befestigtes Stück Papier deutet die nicht möblirte Wohnung an. Befindet es sich dagegen auf einer der Seiten, so sind die Zimmer möblirt. Die besten Häuser dieser Art hängen jedoch kein Papier aus, wobei nicht allein Stolz seine Rolle spielt, sondern auch Sparsamkeit, weil diejenigen Eigenthümer, die nicht dergleichen Anzeichen sich bedienen, auch nicht die Abgabe zu zahlen brauchen, welche der Staat davon beziehet.

Man setzt voraus, daß die Person, die eine Wohnung sucht, ein Christ, folglich zur Geduld geneigt ist, die von dem Apostel St. Paul als eine der ersten christlichen Tugenden empfohlen worden.

Schellt man, so hat man alle erforderliche Zeit, um von dem äusseren Ansehen des Hauses sich eine

genaue Kenntniß zu erwerben, während die Thürsteherin, auf ihrem Posten hinter dem Gitter, den Fremdling mit Muse betrachtet und prüft.

Nach Verlauf einer beträchtlichen Zeit, die zu dergleichen Beobachtungen unumgänglich nothwendig ist, folgt Verhör durch dasselbe Gitter, nach dessen befriedigender Ueberstehung erst die Riegel und Eisenstäbe aufgezogen werden, welche die Thür versperren. Diese öffnet sich leise und allmählich, wonach der Reisende das Glück hat, mit der Patrona selbst zu konferiren.

Mit der Beredsamkeit eines Versteigerers, macht sie auf den Gebrauch und die Vortheile eines jeden in den Zimmern sich befindenden Möbels aufmerksam, obgleich alle diese Vortheile größtentheils mehr anscheinend sind, als reell.

Die den Boden bedeckenden Strohmatten sind freilich abgenutzt, doch reinlich. Die darin befindlichen Löcher sind von dem letzten Miethsmann mit seinen Stiefeln gerissen. Die Fenster-Vorhänge sind schmutzig durch die Fliegen, weil man dies Ungeziefer nicht abwehren kann.

Ihr habt eine neue Matratze, deren eigenes Zeugniß das der Hausgebieterin nicht widerlegen darf, nebst einem Fußteppich von einem Geviertfuß. Von den Fliegen, heißt es, habt Ihr nichts zu besorgen, obgleich die Fenster-Vorhänge das Gegentheil sagen. Ihr könnt auch durch eine „Hinterthür" ausgehen. Zu allen diesen Vortheilen gesellt sich noch ein Reichel, um daran die Kleider aufzuhängen. Bei alledem verlangt Ihr eine Kommode.

„Eine Kommode! Welche Sonderbarkeit, Herr

Kavalier? Habt Ihr nicht Kasten? Wer hat je an Schubladen gedacht, wenn er Kasten hat? Ich habe Gueridons für Eure Kleider: no hay cuidado. Besorget nicht, daß sie feucht werden. Wenn die Kasten in gutem Stande sind, tragen sie nicht wenig zur Verzierung eines Zimmers bei."

— Meinetwegen. Aber sie ersetzen nicht die Schubladen.

„Es gibt keine Schubladen im ganzen Hause. Ich habe nie gesehen, daß man seine Kleider anders aufbewahrt, als in Kasten. In Spanien ist das also der Gebrauch. Voya, voya. Ihr habt eine sonderbare Idee. Wozu können auch Schubladen dienen?"

— Ich kann sie nicht entbehren. Alos pies de usted. Ich wünsche euch einen guten Tag.

„Heh, hombre ingenio tan vivo, Mann, wie lebhaft Ihr seid! In Wahrheit, Ihr Extrangeros seid wie Schießpulver. Vamos: senta se usted; setzet Euch auf den Sofa, und schwatzen wir miteinander."

Man muß sehr hartherzig sein, um einem Angriffe nicht nachzugeben, der auf allen möglichen Punkten stattfindet, von Euerem Eintritt in Spanien, bis zur Liste der Freunde, der Verwandten und Bundesgenossen, welche die Behausung der Patrona mit ihren Berühmtheiten überschatten, und ihrer Beredsamkeit als Stoff dienen. Wenn jedoch diese kombinirte Bewegung ihre Wirkung verfehlt, tritt sie in die eigentliche Unterhandlung ein.

Wie viel würde man geben, wenn sie eine Kommode anschaffte? Es scheint ihr ganz natürlich, daß man dazu den Betrag vorschieße. Das beste, was unter solchen Umständen der Reisende thun kann, ist,

sich klüglich zurückzuziehen, falls er nicht den zu machenden Vorschuß gradezu verlieren will.

Das Kapitel, betitelt: „Inneres eines spanischen Hauses," in dem vorgedachten Werke, weihet uns mehr noch ein in die Geheimnisse des Hauswesens, der Sitten und innern Gebräuche der vorzüglichsten Einwohner Madrids. Sie sind nie richtiger aufgefaßt, nie treffender beschrieben worden.

„Es ist nichts seltenes," sagt unser Gewährsmann, „Leute zu sehen, die ein jährliches Einkommen von 3000 bis 6000 Piaster (7500 bis 15,000 fl.) haben, und die in einem ersten oder zweiten Stock eine aus vier bis fünf Gemächern, mit Einschluß der Küche, bestehende Wohnung haben.

„Sie können die Draperien nicht leiden, weshalb man bei ihnen keine Fenster-Vorhänge sieht. Der Boden besteht aus Quadersteinen, und ist im Winter mit einer rohen Strohmatte bedeckt. Die Stühle sind von poliertem Kirschbaumholz, mit Rohrgeflecht. Das Kanapee gleichermaßen. Von Langsesseln und Lehnstühlen, oder solchen die zum Schlummer einladen, nirgends die geringste Spur; vielleicht eine Kommode (die mit den Fenster-Vorhängen zu den Neuerungen gehört), zwei oder drei Tische mit Kranichfüßen, und auf einem derselben eine Lampe, welche nie angezündet wird.

„Die weissen Wände sind mit einer Sammlung stark ausgemalter Kupferstiche bedeckt, die in Mahagony-Rahmen prangen, und entweder Szenen aus dem Unabhängigkeitskriege, Opfer des 2. Mai, oder andere nationale Gegenstände darstellen. Solches sind

die Adornos des Empfang-Zimmers, wie man beim ersten zeremoniellen Besuche sie gewahrt.

„Der Besitzer des obenangedeuteten Einkommens gibt selten mehr aus, als einen Piaster (2½ fl.) täglich, mit Ausnahme des Dienstlohns für zwei Dienstboten, einen männlichen und einen weiblichen. Er zeigt dem Fremden seine Wohnung mit Stolz und Genugthuung:

„Es ist unmöglich, angenehmer zu wohnen als ich," sagte er. „Im Winter habe ich die Sonne von Morgens 9 Uhr, bis zu ihrem Untergang. Ein Brasero ist beinahe überflüssig. An welchem andern Orte würde ich denselben Vortheil haben. Im Sommer scheint sie eine ganze Stunde in diesen Fenster-Winkel. Ist ein solches Haus nicht unbezahlbar?"

„Derselbe Mann, der so genügsam in seiner häuslichen Einrichtung ist, verliert, ohne mit den Augenbraunen zu zucken, zwölf Unzen (500 fl.) im Monte (Spielhause), und gibt 4 oder 5 Piaster (10 bis 12½ fl.) für eine elende Miethskutsche und zwei davor gespannte noch elendere Pferde aus, die nächst den ebenfalls gemietheten Livrey-Bedienten, welche hinten aufstehen, so unsauber sind, daß man sich vergebens bemühen würde, selbst mit Hilfe einer Dampfmaschine von ihrer Schmutzrinde sie zu befreien.

„Die Zimmer sind nicht besonders groß, und meistentheils folgendermaßen vertheilt: ein Hauptsaal (Sala), mit einem Alkoven oder einem damit zusammenhängenden Kabinet, beide auf des Hauses Vorderseite; ein kleiner Comedor (Speisesaal) und drei

oder vier Schlafzimmer für die Familie, alle auf der Hinterseite.

„Der Amo (Hausherr) wohnt nach vorn. Die Saal-Möbel und die des Alkovens sind in gutem Zustande, weil sie den Besuchern am meisten in die Augen fallen. Das Paradebett ist so ausgestattet, daß man eine nähere Untersuchung nicht zu besorgen hat. Man läßt die Thüre des Kabinets offen, damit man sich überzeugen könne, es sei alles so, wie es sein soll, und es fehle an nichts, was bequem oder angenehm sein kann.

„Dagegen stehen die übrigen Schlafzimmer mit diesem Alkoven wenig in Uebereinstimmung. Die jüngeren Mitglieder der Familie schlafen auf Camas de tablas, oder Betten aus zwei beweglichen Fußgestellen bestehend, worauf zwei oder drei Bretter von Tannenholz ligen, die mit einer Matratze bedeckt sind. Oft findet man drei oder vier solche Betten in einem Alkoven.

„Die übrigen Bequemlichkeiten bestehen in zwei Stühlen, mehreren hölzernen Kasten, von alterthümlicher Form, mit einem gewölbten Deckel versehen und mit einer Kuhhaut (das Haar nach aussen) bedeckt, worin die Kleider und der Schmuck der jungen Frauenzimmer aufbewahrt werden.

„Mehr als ein junges Mädchen, das mit stolzen obgleich leichten Schritten auf dem Prado sich ergehet, hat sich von einem Bett erhoben, das nicht zu verweichlichen im Stande ist, und hat einen Toeador (Putztisch) gehabt, den man weder als ein Muster der Ordnung noch der Reinlichkeit anführen kann.

„Das Frühstück in ganz Spanien besteht aus einer sehr kleinen Jicara (Tasse Schokolade) und einem Stück Brot. Man genießt dies Mahl fast immer im Bette. Ein großes Glas Wasser dient dazu, im Magen es gehörig aufzulösen.

„Ist das Ehestands-Wetter schön, so zeigt sich der Matrimonio (Mann und Frau) auf demselben Altan; nach einem Zwist aber jeder auf einem besonderen, para tomar el fresco, um die frische Luft zu genießen: der Mann in vollständigem Négligé, mit dem Mantel über den Schultern, die Dame im bloßen Unterrock, umhüllt von einem Shwal und in Pantoffeln, doch ohne Strümpfe.

„Um sich den Leuten auf der Straße zu zeigen, hält man es nicht für nothwendig, den Beistand der Kunst in Anspruch zu nehmen. Mann und Frau produzieren sich, wie sie Morpheus Aermen sich entrissen. Die Haare des ersten hängen in Zotteln um den Kopf, weil er sich weder eines Tuches, noch einer Nachtmütze bedient. Die Haarflechten der Dame sind ebenfalls in der größten Unordnung.

„Nach dem Genuß der Morgenkühle kleidet man sich an. Die Frau begibt sich in die Messe, der Mann raucht seine Zigarre, und sieht nach, ob im Hause alles in Ordnung ist. Darauf folgt das Tomar las once, oder zweite Frühstück, welches man um 11 Uhr nimmt. Mehrere Personen unterlassen es indessen ganz, oder begnügen sich mit einigen Friolera, wonach sie ausgehen, um zu hören, was es Neues gibt.

„Um 2 Uhr findet man sich zum Mittagessen ein.

Dieses besteht aus einer nahrhaften Brot-, Nudel-, Makaroni- oder Reissuppe, worin von Feinschmeckern eine Hühnerleber gethan wird. Nach der Suppe folgt der Cocido oder Puchero. Er besteht aus Rindfleisch, Geflügel und gesalzenem Speck. In einer andern Schüssel prangen die Ricos garbangos, die grünen Erbsen, oder anderes Gartengemüse, begleitet mit einer großen Bratwurst von Estremadura. Eine, höchstens zwei andere Schüsseln machen die Mahlzeit vollständig, wonach man Nüsse, Rosinen und ein Stück Käse aufsetzt.

„Ausgenommen im Winter, dauert die Siesta, nach dem Mittagessen, eine oder zwei Stunden. Während dieser Zeit herrscht im Hause die tiefste Ruhe. Die Damen nehmen später ihre Arbeit, ihre Stickerei, zur Hand, oder sie putzen sich, um sich am Abend auf den Prado zu begeben, wohin sie nur selten von ihren Männern begleitet werden, die ihr Vergnügen anderwärts suchen.

„Nach der Rückkehr von der Promenade genießt man in den Kaffehäusern einige Erfrischungen, wenn die Begleiter der Frauen galant genug sind, dazu sie einzuladen. Endlich begibt man sich ins Theater, falls man eine Loge erhalten, oder Billete hat für die Casuela.

„Die Tertulias beginnen lebhaft zu werden. Man spricht fünfzigmal über denselben Gegenstand. Jeder gesteht, daß die Abend-Gesellschaften sehr lang und ausserordentlich ermüdend sind. Es schlägt 11 Uhr. Man kann den Guisado (geschmortes Rindfleisch), das gewöhnliche Abendessen) nicht länger warten lassen. Ein Tag folgt auf den andern, ohne in die

vorstehend angedeutete Lebensweise irgend eine Veränderung überzutragen. Immer dieselbe Einförmigkeit, immer dieselbe lange Weile."

Das Kapitel über die Dienstboten setzt den Beobachtungen unsers Briten, über die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens in Spanien, die Krone auf. Man begreift leicht, wie er ein Verfahren, das mit dem in seinem Lande üblichen in direktem Widerspruch steht, streng beurtheilen mußte. Bei dem Spanier verhält sich das anders. Als christlicher Araber gönnt er andern die Ruhe, die er selbst so gern genießt, weil er überzeugt ist von der Wahrheit des Satzes, daß Schlaf und Trägheit des menschlichen Daseins Hauptzwecke sind.

„Was und wie dringend man es von seinem Bedienten auch verlangen mag, darf man gewiß sein, ihn nie den Stuhl verlassen zu sehen, worauf er sitzt, und die unveränderliche Antwort zu vernehmen: no lo se, ich weiß es nicht. Dieser Bescheid wird manchmal gemildert durch angenehmes Gähnen, oder durch anständiges Kopfkratzen. Die Idee, sich in Bewegung zu setzen, oder auf eine vernünftige Weise zu antworten, kommt einem solchen Menschen nicht ein, und ist im alltäglichen Leben zu Madrid durchaus nicht gebräuchlich.

„Wird man unwillig? Ay, que genio tan malo tiene, welchen übeln Karakter er hat, heißt es da; es ist unmöglich, bei einem solchen Herrn zu bleiben. Hat man den unglücklichen Gedanken, einen jungen Menschen zu sich zu nehmen, in der Absicht, ihn zu bilden, so kann man versichert sein, daß, sobald er ein wenig nützlich zu werden beginnt, er doppelten

Lohn verlangt, weil er sich mehr Bewegung geben muß, als andere.

„Wagt man es, für eine solche Undankbarkeit, oder für ein anderes Begehen, wodurch seine Karakter-Schlechtigkeit sich beurkundet, ihn zu bestrafen, so muß man auf seine Rache gefaßt sein. Er verständigt sich mit einigen Strick- oder Stylet-Männern, die Nachts in den Straßen sich herumtreiben, und grade wenn man es sich am wenigsten versieht, wenn man, in seinen Mantel gehüllt, ein eben gehörtes Opernstückchen nachbrummend, oder an den Vollkommenheiten einer neuen Eroberung in Gedanken sich erfreuend, nach Hause sich verfügt, fühlt man sich plötzlich mit einer Tracht Schläge überladen, insofern man nicht gar die scharfe Spitze eines Dolchs in seinem Rücken verspürt.“

Eine geschichtliche Unterhaltung zwischen Napoleon und seinem Bruder Luzian.

Wir sind in Mailand, der großen, reichen und schönen Stadt, deren mit breiten Steinplatten bedeckte, vielleicht zu schmale und krumme Straßen, uns zu dem wundervollen Marmorbau des Domes führen, dessen Zugänge von der italienischen Unsauberkeit leider nur zu sehr verunstaltet werden.

Nahe dabei ist der prächtige Königs-Palast, dessen große Treppe wir hinansteigen, um in einige der von Oppiani's Pinsel geschmückten Säle zu gelangen. Verspäten wir uns nicht bei den die vier Welttheile vorstellenden Fresco-Malereien, eben so wenig als beim Anstaunen der Augusts Triumphzug nachahmenden Decke. Das Alles können wir einmal mit Muse betrachten. Beschäftigen wir uns jetzt ausschließlich mit einem uns erwartenden lebendigen Gemälde, mit einem geschichtlichen Relief, das der neuesten Zeit angehört.

Durch diese halb offenstehende Thür bemerken wir einen Mann, den wir an der Einfachheit seiner grünen Uniform, seiner eng anschliessenden weissen Kasimir-Hosen, und seiner bis zum Knie reichenden Stiefeln zu erkennen glauben. Wir irren uns nicht in unserer Vermuthung.

Des Mannes Kopf, der nach einer alten Marmor-Bildsäule geformt scheint; die schmale schwarze Haarlocke, die sich gleich einem Angelhaken auf seiner breiten Stirn zeichnet; die blauen Augen, deren

stechender Blick den Schleier der Zukunft durchdringen zu wollen scheint; die fest zusammengedrückten Lippen, zwei Perlen-Reihen bedeckend, auf die ein Frauenzimmer sich etwas einbilden würde — welche Ruhe, welche Thatkraft, welch großartiger und gewaltiger Ausdruck in dem Allem. Es ist das Bewußtsein überlegener Stärke, des Löwen majestätische Heiterkeit...

Der Mann, den wir da vor uns sehen, gebietet unmittelbar oder mittelbar über hundert Millionen Menschen. Zehn Völker verherrlichen seinen Ruhm, in zehn verschiedenen Sprachen. Er ist mehr als Zäsar; er ist ein zweiter Karl der Große. Man nennt ihn Napoleon, und keinem unterrichteten Wesen auf der ganzen Erde ist dieser Name unbekannt geblieben.

Nach einigen Augenblicken öffnet sich seitwärts eine Thür, durch die ein Mann in einem blauen Leibrock, grauen Hosen und Husaren-Stiefeln hereintritt. Betrachten wir ihn genauer, so bemerken wir eine auffallende ursprüngliche Aehnlichkeit zwischen ihm und dem auf ihn Harrenden. Dieser letzte ist jedoch etwas größer, magerer und brauner. Jener ist Luzian, der alte Römer, der Republikaner längst verschollener Zeiten, das sogenannte „Brecheisen der Familie.“

Diese beiden Männer, welche seit dem Tage bei Austerlitz sich nicht gesehen, warfen sich gegenseitig einen jener Blicke zu, der im tiefsten Grunde der Seele lesen zu sollen scheint. Denn Luzian hatte in seinen Augen dieselbe Macht, deren Napoleon jedes-

mal sich bediente, wenn er ein Geheimniß entschleiern, oder wenn er Bestürzung erregen wollte.

Luzian that drei Schritte vorwärts, wonach er stehen blieb. Napoleon ging ihm entgegen, und reichte ihm die Hand. „Bruder!“ rief jener, und schlang seine Aerme um des andern Hals, ihn an sich drückend und ihn küssend. „Bruder, wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen.“

— Lassen Sie uns, meine Herren, sagte der Kaiser, indem er drei seitwärts stehenden Personen mit der Hand zuwinkte. Diese verbeugten sich, ohne ein Wort zu entgegnen, ohne die mindeste Einwendung sich zu erlauben, obgleich eine derselben ein König (Mürat), die zweite ein Prinz von Geblüt (Eugen) und die dritte ein Marschall von Frankreich (Düroc) war.

— Ich habe Sie zu mir beschieden lassen, Luzian, sagte Napoleon, als er mit seinem Bruder sich allein sah.

„Und Sie bemerken,“ entgegnete dieser, daß ich Ihrem Verlangen zu entsprechen mich beeilt, weil Sie mein älterer Bruder sind.“

Der Kaiser zog ein wenig die Augenbraunen zusammen, gab sich jedoch schnell wieder ein heiteres Ansehen, und fuhr fort:

— Ich habe Manches mit Ihnen zu besprechen.

„Ich höre,“ sagte Luzian sich verbeugend.

Mit Daum und Zeigefinger erfaßte Napoleon nun einen Knopf an des andern Rock, blickte ihn starr an, und fragte ihn:

— Welche Entwürfe haben Sie?

„Meine Entwürfe?“ entgegnete Luzian erstaunt,

„meine Entwürfe sind die eines zurückgezogen lebenden Mannes, der sich in seiner Einsamkeit gefällt. Meine Entwürfe bestehen darin, ruhig eine Dichtung zu beenden, die ich vor einiger Zeit begonnen habe.“

— Wohl, wohl, rief Napoleon mit etwas spöttischem Ton. Ich weiß, daß Sie der Poet der Familie sind. Sie machen Verse, während ich Schlachten gewinne. Nach meinem Ableben können Sie mich besingen. Ich werde glücklicher sein als Alexander, weil ich meinen Homer haben werde....

„Wer aber glauben Sie, daß der glücklichste von uns beiden ist?“

— Sie, ohne Zweifel Sie, sagte Napoleon, indem er, mit einer Bewegung des Unmuths, des andern Knopf fahren lies. Sie haben nicht den Kummer in Ihrer Familie Untheilnehmende und vielleicht Rebellen zu sehen.

Luzian lies beide Aerme sinken, und betrachtete den Kaiser mit einem wehmuthsvollen Blicke.

„Untheilnehmende?“ rief er... „Erinnern Sie sich an den 18. Brümaire... Rebellen?... Wo haben Sie mich je zur Empörung antreiben sehen?...“

— Empörung ist, wenn man mir nicht dient... zu Erreichung meiner Zwecke. Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich... Du weißt sehr wohl, Luzian, daß ich von allen meinen Brüdern Dich am meisten liebe (Napoleon ergriff des andern Hand), daß ich Dich als den einzigen betrachte, der mein Werk fortzusetzen im Stande ist. Warum verzichtest Du nicht auf Deine schweigende Opposition? Wenn alle Könige Europas auf den Knien sind, glaubst Du Dich zu demüthigen, indem Du Dein Haupt neigst?

Soll ich immer über das Schmeichler-Gefolge hinweg, das meinen Triumph-Wagen begleitet, die Stimme meines Bruders hören, mir zurufend: „Vergiß nicht, Zäſar, daß Du ſterben mußt...“ Ein Wort, Luzian. Sage mir, willſt Du nicht auf meinem Wege gehen?

„Was verſteht darunter Eure Majeſtät?“ erwiederte der Gefragte, mit einem mißtrauiſchen Blick auf ſeinen Interlokutor.

Der Kaiſer ſchritt ſchweigend einem in Mitte des Zimmers ſtehenden runden Tiſche zu. Er legte zwei Finger auf den Rand einer zuſammen gerollten Landkarte, und ſich gegen Luzian wendend, ſagte er:

— Ich bin auf dem Gipfel meiner Macht. Europa iſt mein. Ich kann darüber verfügen, wie ich will. Siegreich wie Alexander, mächtig wie Auguſt, geachtet wie Karl der Große, kann ich, was ich will. Wohlan (die Karte ergreifend und mit einer halb nachläßigen, halb gebieteriſchen Handbewegung ſie aufrollend), wählen Sie das Königreich, mein Bruder, das Ihnen am meiſten gefällt, und ich gebe Ihnen mein Kaiſerwort, daß in dem Augenblicke, wo Sie mit dem Finger darauf gedeutet, dies Königreich Ihr Eigenthum ſein wird.

„Und warum mir dies Erbieten, vorzugsweiſe von jedem andern unſerer Brüder?“

— Weil du allein nach meinem Geiſte biſt.

„Wie kann das ſein, da ich nicht nach Ihren Grundſätzen bin?“

— Ich lebte der Hoffnung, daß ſeit den vier Jahren, wo ich Dich nicht geſehen, Du ſie geändert.

„Darin haben Sie ſich geirrt, mein Bruder. Ich

bin immer noch derselbe der ich 1799 gewesen, und um Alles möchte ich meinen kuruliſchen Stuhl nicht gegen einen Thron vertauſchen.“

— Unſinniger Tropf, rief Napoleon auf und niederſchreitend, und wie mit ſich ſelbſt ſprechend, verblendeter, unſinniger Menſch, der nicht ſieht, daß das Schickſal mich beſtimmt hat, ihrem Guillotine-Karren, den ſie für einen republikaniſchen Wagen halten, den Hemmſchuh anzulegen. — Plötzlich ſtehen bleibend hart an ſeinem Bruder, und mit durchdringendem Ton ihm zuſprechend: So laß mich doch Dich auf den Berg erheben, und alle Königreiche der Erde Dir zeigen. Welches, ſage mir, iſt reif für deinen erhabenen Traum. Meinſt Du vielleicht den deutſchen Staatskörper, worin nichts lebendiges iſt, als ſeine Univerſitäten, dieſer in einem monarchiſchen Körper ſchlagende republikaniſche Puls? Oder meinſt Du das erſt ſeit dem 13. Jahrhundert katholiſche Spanien, wo die wirkliche Erklärung der Worte des Erlöſers kaum Wurzel gefaßt? Meinſt Du Rußland, deſſen Kopf vielleicht denkt, deſſen von Peter dem Großen auf einige Augenblicke galvaniſirter Körper jedoch wieder in ſeine Polar-Lähmung zurückgeſunken iſt? Nein, Luzian, nein, es iſt noch nicht Zeit. Verzichte auf Deine närriſchen Utopien. Reiche mir die Hand als Bruder und als Bundesgenoß, und morgen mache ich Dich zum Haupt eines großen Volkes. Deine Frau ſoll meine Schweſter, und Dir ſoll meine ganze Freundſchaft wiedergegeben ſein.

„Alſo, weil Du verzweifelſt, mich zu überzeugen, willſt Du mich kaufen?“ entgegnete Luzian kalt. Der

Kaiſer machte eine raſche Bewegung, die ein wenig Unmuth verrieth. Luzian fuhr fort:

„Ich will mich ganz ausſprechen vor Dir. Denn der Augenblick iſt feierlich, und wird vielleicht nie ſeines Gleichen haben in unſers Lebens fernerem Gange. Ich bin nicht böſe, daß Du mich falſch beurtheilſt. Du haſt ſo viele Leute taub und ſtumm gemacht, indem Du ihnen Ohren und Mund mit Gold vollgeſtopft, daß Du wohl haſt glauben können, es würde mit mir eben ſo ſein, wie mit den andern. Eure kaiſerliche Majeſtät will aus mir einen König machen? Ich nehme dies Erbieten an, wenn Sie mir verſprechen, daß mein Königreich ſelbſtſtändig, und nicht eine bloße Präfektur ſein ſoll. Sie wollen mir ein Volk geben? Ich nehme es an, gleichviel welches, doch nur unter der Bedingung, daß ich es regieren könne nach ſeinen Ideen und nach ſeinen Bedürfniſſen. Ich will ſein Vater ſein, nicht ſein Tiran. Ich will, daß es mich liebe, nicht daß es mich fürchte. Von dem Tage, wo ich die Krone Spaniens, Hollands oder eines deutſchen Gebietes auf mein Haupt geſetzt, werde ich nicht mehr Franzos ſein, ſondern Spanier, Deutſcher oder Holländer. Bedenken Sie wohl, daß wir alsdann nicht mehr Brüder ſein würden durch die Bande des Bluts, ſondern nach dem Rang. Ihr Wille würde meine Grenzen nicht überſchreiten. Marſchieren Sie gegen mich, ſo werden Sie zum Kampfe mich bereit finden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würden Sie mich beſiegen. Denn Sie ſind ein großer Feldherr, und der Kriegsgott iſt nicht immer ein Gott der Gerechtigkeit. Meine Entthronung iſt alsdann unvermeidlich. Sie werden

meines Landes sich bemächtigen, und es, nebst meiner Krone, einem andern geben, der sich unterwürfiger und erkenntlicher gegen Sie zeigen wird. Das ist Alles, was ich über diesen Punkt zu sagen habe."

— Immer derselbe, immer derselbe, murmelte Napoleon. Sodann mit dem Fuße stampfend rief er: Du vergißt, Luzian, daß Du mir Gehorsam schuldig bist, als Deinem Vater und Könige.

„Du bist mein älterer Bruder, nicht mein Vater. Du bist mein Bruder, und nicht mein König. Nie werde ich mein Haupt beugen unter Dein Eisenjoch; nie, nie."

Napoleon wurde sehr bleich. Seine Augen sprüheten verzehrende Flammen. Seine Lippen zitterten.

— Bedenke wohl, rief er, was ich Dir gesagt.

„Bedenke auch Du, was ich Dir sagen werde, Napoleon. Du hast die Republik übel getödtet, weil Du sie geschlagen, ohne Dich zu unterstehen, sie fest ins Auge zu fassen. Der Freiheitsgeist, den Du erstickt glaubtest unter Deinem Despotismus, wächst im Geheimen, dehnt sich aus, erstarkt durch sich selbst. Du glaubst ihn vor Dir herzustoßen, und er folgt Deinen Schritten. So lange Du siegreich bist, wird er stumm bleiben. Aber wenn die Zeit des Mißgeschicks erscheint, dann erst wirst Du erkennen, wie wenig Du Dich auf Frankreich stützen kannst, das Du groß gemacht, indem Du es in Sklaverei geschlagen. Jedes durch Uebermacht und Gewalt erhobene Reich, muß auch durch Gewalt und Uebermacht wieder fallen. Und Du, Napoleon, Du wirst herabgestürzt werden von dem Gipfel Deiner Macht, Du wirst zerschmettert werden (seine Uhr ergreifend und

ſie zu Boden werfend) wie dieſe Uhr, und wir, die Trümmer Deiner Macht, wir werden auf der ganzen Erde zerſtreut ſein, weil wir zu Deiner Familie gehören; man wird uns verwünſchen, weil wir Deinen Namen tragen. Adieu, Majeſtät.“

Nach dieſen Worten wendete Luzian den Rücken, und entfernte ſich. Napoleon blieb unbeweglich, die Augen ſtarr auf den Boden geheftet. Nach etwa zehn Minuten weckte ihn das Geräuſch einer rollenden Kutſche aus ſeinem Dahinbrüten. Er richtete ſich empor und ſchellte. Ein Thürſteher trat herein.

„Woher der Lärm?“ fragte der Kaiſer.

— Von der Kutſche des nach Rom zurückkehrenden Bruders Eurer Majeſtät.

„Gut,“ entgegnete Napoleon, und ſein Geſicht gewann wieder den Ausdruck jener eiſigen Ruhe, worunter er, wie unter einer Larve, die heftigſten Anregungen zu verbergen wußte.

Zehn Jahre waren noch nicht vorüber, und ſchon waren alle Vorausſagungen Luzians in Erfüllung gegangen. Das durch Gewalt erhobene Reich hatte Gewalt wieder zertrümmert. Napoleon ſelbſt war zermalmt, und ſeine Familie war nach allen Winden zerſtreuet.

Zwei der neueſten und intereſſanteſten Luftreiſen.

Zu den merkwürdigſten Unternehmungen der menſchlichen Kühnheit und Erfindungskraft, gehören unſtreitig die Luftreiſen, oder mit andern Worten die Erhebungen in die Luft, vermittelſt eines Ballons, und die Zurücklegung größerer oder geringerer Strecken mit Hilfe dieſer ſinnreichen Maſchine.

Bei alledem iſt die Luftſchiffahrtskunſt oder Induſtrie bis jetzt wenig über ihre Anfangs-Gründe hinausgediehen. Es iſt ihr noch nicht gelungen, dem Ballon eine willkührliche Richtung zu verleihen, ihn mit Segeln, und andern zu längern Reiſen erforderlichen Zugehörungen zu verſehen, genau bis zu den Luftſtrömungen ihn zu erheben, die zu des Ballons Fortkommen in der voraus beſtimmten Richtung beförderlich ſein könnten, mit einem Worte in der Luft ihn beinahe mit derſelben Sicherheit zu lenken, wie ein Schiff auf dem Meere.

In der neueſten Zeit hat man Form und Bauart des Ballons weſentlichen Veränderungen unterzogen. In Frankreich, wo die Luftſchiffahrt zuerſt erſonnen worden, hat man mehrere Verſuche gemacht, dem Ballon die Geſtalt eines rieſigen Fiſches, mit beweglichem Vorder- und Hintertheil, zu geben.

Einige Mißgriffe bei der Erbauung, vielleicht auch die gänzliche Beiſeitlaſſung der aufrechtſtehenden Eiform, welche man mit der andern hätte verbinden können und ſollen, waren Schuld, daß der neue Ballon ſich nicht ſo leicht erhob, als man vorausgeſetzt.

Dabei wirkte das Gas, womit man ihn angefüllt, mit zu großer Gewalt, weshalb der Ballon zerborst, bevor man im Stande war, von den ihn zurückhaltenden Stricken ihn loszumachen.

Nach dem alten Verfahren sind in der letzten Zeit zwei Luftreisen in Ausführung gebracht worden, die in mehrfachem Betrachte ein lebhaftes Interesse darbieten. Die erste wurde von Eugen Robertson, am 12. Februar 1835, in der Stadt Mexiko unternommen.

Vor Ankunft dieses jungen Mannes in dem Gebiet von Mexiko, waren die Luft-Ballons gänzlich unbekannt in den weit ausgedehnten Ländern, die früher einen Theil der spanischen Monarchie in der neuen Welt bildeten, um so mehr, da während der Dauer der Beherrschung des Mutterlandes, jeder, der es gewagt, eine solche Neuerung einzuführen, der Gefahr sich ausgesetzt haben würde, für ein Hexenmeister gehalten und als solcher der Inquisition überantwortet zu werden.

Die seit Losreissung der Kolonien vom Mutterlande stattgefundene politische Umgestaltung, hat auch im Gemüthe der Bevölkerung eine sehr bemerkliche Veränderung veranlaßt, und die Ankunft eines französischen Luftschiffers ist von ihr mit lautem Jubel begrüßt worden. Einer der angesehensten und reichsten Eigenthümer in Mexiko, General Barrera, hat es sich am angelegensten sein lassen, seinen Mitbürgern das niegesehene Schauspiel einer Luftreise zuzusichern.

Zu diesem Zwecke hat er eine Summe von 24,000 Gulden als Preis der ersten in Mexiko wirklich in

Ausführung gebrachten Luftschiffahrt ausgesetzt. Zu demselben Zwecke hat er den Hauptplatz der Stadt einrichten lassen, dessen sämmtliche Häuser ihm gehören. Es wurden auf demselben Sitze für 20,000 Zuschauer angebracht, um des Luftschiffers Vorkehrungen und seine Erhebung ganz in der Nähe beobachten zu können.

Am Donnerstag, den 12. Februar 1835, um ¾ auf 11 Uhr, erhob sich beim schönsten Wetter, unter dem Beifallgeschrei der versammelten Menge, majestätisch der große Ballon, dem man mehrere kleinere, wie zur Probe, vorangeschickt.

Ein ziemlich dunkles Gewölk befand sich auf der senkrechten Linie, in welcher der Luftschiffer sich erheben wollte. Um es desto schneller zu durchschneiden, leerte er den mitgenommenen Ballast aus. Beim Anblick des Sandregens, den die unten Befindlichen für Rauch hielten, folgten Klagen und Wehmuths-Aeusserungen auf die früheren Bezeugungen der Freude und Bewunderung. Viele Personen knieten nieder, um für den Reisenden zu beten. Die allgemeine Bestürzung war jedoch nicht von langer Dauer. Denn bald zeigte sich der Ballon über der Wolke, wodurch der Enthusiasmus noch lauter und stärker wurde, als vorher.

In unsern Gegenden ist die Strecke, welche ein Luftreisender über einen gewissen Raum zurückzulegen hat, gewöhnlich so genau gekannt, daß nichts zu befürchten ist für den Punkt, wo er sich niedersenken könnte.

Es ist nicht dasselbe in der Umgegend Mexiko's, wo mehr als eine Gefahr beinahe unvermeidlich ist.

Unabgesehen von den topographischen Schwierigkeiten, fehlt es weder an Uebelthätern, noch an räuberischen Eingebornen, denen der Reisende in die Hände gerathen kann. Zudem sind die meisten Landstraßen sehr im Verfall, und wilde, oder giftige kriechende Thiere, sind in solcher Menge vorhanden, daß man ihnen nur mit Mühe entgehen kann.

Robertson war von dem gelehrten Manuel de Castro, Professor der transzendenten Mathematik an der Bergwerks-Schule, mit einer für dies Unternehmen eigends verfertigten Landkarte versehen worden. Es waren darauf vorzüglich zwei feuerspeiende Berge angedeutet, wovon der, Chicla genannte, eine Höhe von beinahe 15,000 Fuß überm Meere hat.

Des Reisenden Absicht war, diesen Vulkan in der Nähe zu beobachten, und eine möglichst genaue Beschreibung davon zu entwerfen. Durch seiner Manöver Geschicklichkeit und den günstigen Wind gelang es ihm, nicht allein dem genannten Berge nahe zu kommen, sondern auch sich so lange senkrecht über seinem Krater zu erhalten, um von dessen Inneres, das vor ihm nie eines Menschen Auge erblickt, eine genaue Kenntniß sich zu erwerben.

Die Schwierigkeiten, worauf der Luftschiffer beim Hinabsenken gefaßt sein mußte, waren durch die Sorgfalt der städtischen Behörde von Mexiko, und der vorzüglichsten Einwohner sehr vermindert worden. Kleine Abtheilungen Dragoner, und viele Personen zu Pferde, hatten sich nach den Orten begeben, wo er sich niedersenken konnte. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, ohne irgend einen nachtheiligen Zufall, festen Boden

zu gewinnen. Tags darauf kehrte er nach Mexiko zurück, wo ſein Einzug dem eines ſiegreichen Feldherrn nicht unähnlich war. —

Eine zweite Luftreiſe wurde im Herbſt 1835 von Vauxhall in London unternommen. Der Aeronaut, deſſen Name nirgends genannt wird, ſtattete in der Zeitſchrift Athenaeum über ſein Unternehmen nachſtehenden Bericht ab:

„Der merkwürdigſte und erſtaunlichſte Augenblick war unbeſtreitbar der, wo wir uns allmählich erhoben. Das ſich uns darbietende Schauſpiel übertraf bei weitem Alles, was man ſich großartiges und wundervolles denken kann. Auf allen Seiten ſchien der Geſichtskreis aus dem Boden emporzuwachſen, während die Bäume und Gebäude, die anfänglich unſere Ausſicht beſchränkten, wie in einen bodenloſen Abgrund zu unſern Füßen verſanken.

„Bald bildeten die Gärten, die großen Spaziergänge London's, mit ihren beweglichen Maſſen, nichts als einen Punkt, der ſich in der großen Szene verlor, die unaufhörlich vor unſern Blicken ſich erweiterte, und zwar in einem Maßſtabe, den das Auge zu ermeſſen vergebens ſich bemühet haben würde.

„Ehe wir es uns verſahen, befanden wir uns in einer Wolke. Die Erde verſchwand, und eine graue Dämmerung umſchloß uns auf allen Seiten. Nach einigen Minuten entronnen wir dem dichten, breiten Netz, und flogen einem eben ſo funkelnden, eben ſo dunkelblauen Himmel zu, als der, welcher ſich über die Geſtade Italiens wölbt. Einige Zeit bemerkten wir unter uns nichts als eine ſchwärzliche Maſſe, und vor uns, den kurz vor unſerm Aufſteigen losge-

lassenen Luftballon, der den ungemessenen Raum wie eine schwarze Kugel durchrollte.

„Die Sonne verbarg sich hinter einem lichtgrauen Gewölk, das auf allen Seiten von silbernen Strahlen durchbrochen wurde, die immer gelber wurden, je näher sie der Erdoberfläche kamen.

„Allmählich wurde der Himmel wieder heiter, und wir sahen unter uns die Schlösser mit ihren Lustgärten, die Felder und Kanäle, den mäandrischen Lauf der Themse, von zahllosen Brücken übersprungen, die ungeheure Hauptstadt mit ihren verkleinerten Thürmen, überhaupt das ganze Land zwischen der Mündung des Flusses und den westlichen Höhen. Dieser Anblick hatte etwas Zauberisches, etwas Ueberirdisches, das einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen hat.

„Schon berührte die Sonne den Saum der Erde, und schien zu uns empor, als wir auf unsere Rückkehr bedacht waren. Bisher hatte der Wind in der untern Region ziemlich stark gewehet, und die Bäume mit Heftigkeit bewegt. Auf einmal wurde es stille. Sogleich öffneten wir die Klappe, liessen das Gas hinausfahren, und senkten uns äusserst schnell.

„Je näher wir dem Boden kamen, um so mehr verschwand die Dunkelheit, die von der Lichtregion aus gesehen, worin wir uns befunden, ihn zu bedecken schien. Der Anblick dieser zweiten unerwarteten Morgenröthe war für uns sehr überraschend.

„Die unsre Rückkehr erwartende Menge, sprang jetzt mit einem Male erkenntlich aus dem Boden hervor. Der Uebergang vom Erhabenen zum Grotesken war dabei am meisten auffallend. Nach dem durch

seine Ruhe und Majestät so erhabenen Schauspiel, welches der unendliche Himmel über unsern Häuptern uns dargeboten, zeigten sich uns eine Menge Dörfer, denen schreiende und singende Menschen haufenweis entströmten, in der Hoffnung, daß wir in ihrer Nähe uns niedersenken würden. Sie kehrten mit komischem Unwillen in ihre Heimathen zurück, wenn sie uns in wenigen Minuten ihrem Bereich entschweben sahen.

„Zu Uxbridge berührten wir beinahe die Dächer des Orts. Es war Wochenmarkt gewesen. Nichts lächerlicheres, als die fünfhundert weit aufgesperrten Münder, die nach dem von uns ausgeworfenen Anker zu schnappen schienen. Endlich berührte er den Boden, und schleifte noch einige Schritte weit auf demselben, bis er darin sich festhielt. Der dadurch dem Ballon beigebrachte Ruck war sehr stark. Wir hatten uns, der Länge nach ausgestreckt, an dem Boden der Gondel festgeklammert, um nicht hinausgeworfen zu werden. Nach und nach eilten mehrere Personen herbei, die uns zu sich herniederzogen, wonach wir, munter und gesund, festen Boden betraten.

„Als Studiums-Gegenstand für einen Künstler, stand diese Luftreise hinter keiner andern zurück. So schnell, als das Auge ihnen zu folgen vermochte, veränderten die Linien der Perspektive stufenweis ihre Lage, und wurden nach und nach senkrecht von wagerecht, wie sie früher gewesen. Der Gesichtskreis gewann dadurch eine ganz eigenthümliche Haltung, die mit seinem fortwährenden Emporwachsen in vollkommener Uebereinstimmung stand.

„Als die Linear-Perspektive vollkommen umgekehrt

war, hatten die unserer Beobachtung sich darbietenden Wirkungen nicht mehr die geringste Aehnlichkeit mit dem, was man auf der Erdoberfläche bemerkt. Die auf des Gemäldes Vorderszene gruppirten Wolken bildeten, durch die Weiche ihrer unbestimmten Schattirungen, einen befremdenden Kontrast mit den kräftigeren, scharfabgeschnittenen Farbenschlägen des Bodens, die sich auf dem fernen Grunde zeichneten. Die langsamen Wendungen des Luftballons begünstigten die Entwickelung dieser Szene, in einer ununterbrochenen Reihefolge höchst interessanter und verschiedenartiger Effekte.

„In dem Augenblicke, wo wir uns in der Licht-Linie selbst befanden, bot sich unsern Blicken das sonderbarste Schauspiel dar. Es war wie ein Gemälde ohne den geringsten Schattenschlag, worauf nur hier und da einige Flecke sich zeigten, die von vorüberschwebenden Wolken herrührten. Wendeten wir uns gegen die Sonne, so verlängerten sich die Schatten und zeichneten sich vollkommen. Gleich darauf verkürzten sie sich abermals und schienen sich zu konzentriren auf der Sonnenscheibe, mit derselben Bestimmtheit, wie bei den Verfinsterungen.

„Die äusserste von unserm Barometer angedeutete Höhe, zu der wir gelangten, war 1¾ Meilen (ungefähr 8500 Fuß) über der Erdfläche. In dieser Höhe zeigte der Fahrenheitsche Thermometer 48 Grad (8° Reaumür). Er war, als wir, etwa eine Meile (6000 Fuß) weiter unten die Wolken durchschnitten, bis auf 40 Grad (4° R.) gesunken. Nach dem Eindruck den dabei die Zugluft auf mich gemacht, glaube

ich jedoch, daß er noch tiefer gefallen ſein würde, wären wir länger in der Wolke geblieben.

„Hundert Fuß unter dem eben gedachten Gewölk ſenkte ich den Himmels-Hygrometer bis zum Gefrierpunkt, ohne die geringſte Feuchtigkeit anzudeuten. Das iſt ein merkwürdiges Phänomen, welches mit allen, über die Beſchaffenheit der Wolken angenommenen Theorien, in Widerſpruch ſteht, und das ich nicht zu erklären mich verſucht fühle.

„Die einzige etwas unangenehme Anregung, welche wir verſpürten, beurkundete ſich bei unſerer Niederfahrt. Je dichter die Luft wurde, um ſo mehr empfanden wir an unſern Ohren dieſelbe Wirkung, die man gewöhnlich unter einer Taucher-Glocke zu bemerken pflegt.

Ludwigs XVI Flucht aus Paris und seine Verhaftung in Varennes.

Ludwigs XVI Flucht von Paris bis Varennes, wie des unglücklichen Monarchen Verhaftung in dem letzten, sind von Parteigeist und Uebelwollen in so falschem Licht dargestellt worden, daß es nicht unwichtig sein kann, den Hergang der Sache so zu schildern, wie er wirklich sich zugetragen.

Man weiß, welche Umstände den König zwangen, Paris zu verlassen. Seine seit Langem mißkannte Macht gewährte ihm keine Sicherheit mehr, während anderseits der systematische Haß gegen seinen Zepter beständig stieg. Die Revolution entriß ihm täglich eines seiner Rechte, um ihn endlich, aller derselben beraubt, unter ihrer Last zu zermalmen.

In diesem Umstande lag der einzige Beweggrund, der Ludwig XVI veranlaßte, einen Schritt zu thun, der so verderbliche Folgen für ihn persönlich, wie für die Monarchie in Frankreich, haben sollte. Er hatte ursprünglich keine andere Absicht, als anderwärts die Ehrfurcht zu suchen für seinen königlichen Karakter, die man ihm in seinem eigenen Lande versagte. Alles was er verlangte, war mehr Achtung für sein Unglück, und mehr Vertrauen in seine Absichten, als man in Paris ihm zugestand.

„Man hatte wahrlich Unrecht genug gegen ihn,“ sagt Frau von Staël in ihren Betrachtungen über die Revolution, „um ihn zu berechtigen, Frankreich zu verlassen.“

Die zu seiner Reise erforderlichen Vorkehrungen

waren von ihm ergebenen Personen getroffen worden, die jedoch das Versehen begingen, zu viel Gepäck mit sich zu nehmen, dessen, ihres Erachtens, der König und die Königin unumgänglich bedurften. Die auf der Kutsche befestigten sehr großen Koffer mußten unterweges Aufsehen erregen, indem sie zugleich durch ihre Last die Reise verzögerten Weniger schwer beladen waren die Kutschen der beiden Brüder des Königs fast unbemerkt bis zur Grenze gelangt, ohne unterweges aufgehalten zu werden.

Gleich beim Beginn der Reise fehlte es an Versehen und Verstößen nicht. Die Nacht vom 19. zum 20. Juni war zum Aufbruch bestimmt. Aber noch war nicht Alles bereit, und man mußte die nächste Nacht erwarten.

Diese Verspätung veranlaßte eine theilweise Unordnung bei den Reiterei-Abtheilungen, welche die Reisenden begleiten sollten, und die nun 24 Stunden früher erschienen, als diese. Ihr verlängertes Verweilen auf den ihnen angewiesenen Punkten, mußte nachtheilige Gerüchte erwecken, obgleich man vorgegeben, daß diese Truppen zur Deckung eines für die Armee bestimmten Geldtransportes aufgeboten worden.

Den 21. Juni, um 1 Uhr Morgens, harrte eine einfache Kutsche im Karussel auf den König, die Königin, ihre beiden Kinder, ihre Erzieherin, Frau von Tourzel und Ludwigs XVI Schwester, Madam Elisabeth. Obgleich durch ihren Anzug entstellt, konnten sie doch nicht miteinander, und durch denselben Ausgang, die Tuilerien verlassen. Der König und seine Schwester entfernten sich auf der einen Seite, Frau von Tourzel und ihre Zöglinge auf der

andern. Im Karussel trafen sie zusammen; nur die Königin erschien nicht.

Häufiger als irgendwo in Nähe des Schlosses, vorzüglich seit der Nachforschungs-Ausschuß von einer beabsichtigten Flucht Wind erhalten, näherten sich die Patrouillen dem Orte, wo die königliche Familie seit einer Stunde harrte, besorgt für sich selbst und für die Königin.

Diese hatte den Palast auf einer entlegenen Seite verlassen, und sich in Paris verirrt, dessen Straßen ihr unbekannt waren. Der sie begleitende Leibgardist wußte eben so wenig, welchen Weg man zu nehmen habe, um nach dem vorher bestimmten Orte zu gelangen. In dem Augenblicke endlich, wo sie demselben nahe zu sein glaubten, waren sie der Kutsche des Marquis von Lafayette begegnet, dessen Bedienten brennende Fackeln hatten, weshalb sie genöthigt wurden, sich unter einem Gewölbe, am Gestade des Louvre, zu verbergen. Dies Zwischen-Ereigniß hatte ihre Besorgnisse nicht wenig vermehrt.

Bald nachher erreichte Maria Antonetta die Kutsche, wo ihre Familie sie erwartete. Der Kutscher war ein junger Däne, Namens von Fersen, (der schöne Fersen genannt) der Paris nicht genug kannte, um auf dem nächsten Wege nach dem St. Martinsthor zu gelangen, wo die Reisekutsche seit Langem wartete. Erst nach einem ziemlichen Umwege fand man diese.

Ludwig XVI trug eine große Mütze, von deutscher Form, und hatte seinen Platz auf dem Rücksitz genommen. Im Nothfall sollte er sich für den Kam-

merdiener einer fremden in ihr Vaterland zurückkehrenden Dame ausgeben, die auf ihrem Paß unter dem Namen einer Freifrau von Korff bezeichnet war, und die sich nach Frankfurt am Main begab, nebst zwei Kindern, zwei Frauen, einem Kammerdiener und drei Bedienten.

Diese letzten waren drei Leibgardisten, in gelben Westen und Stiefeln. Sie saßen ausserhalb vorn an der Kutsche. Einer derselben war bestimmt, in Ermangelung eines Postillons vorauszureiten, und für Bereithaltung der Pferde auf den Poststationen Sorge zu tragen. Der von dem König unterzeichnete und vom Minister Montmorin kontrasignirte Paß, lud alle Behörden ein, den Vorangedeuteten Hilfe und Beistand angedeihen zu lassen, und ihrer Reise sich nicht zu widersetzen.

Die königliche Familie hatte schon 15 Poststunden zurückgelegt, als ihre Entfernung von Paris bekannt wurde. Es war 8 Uhr Morgens. Sogleich wurde die Lärmkanone gelöset, und alle Gemüther waren in Aufregung. Die meisten Personen, unvermögend die verderblichen Piäne der Umwälzungsmänner vorauszusehen, besorgten, daß man in Abwesenheit des Staats-Oberhauptes unter das Joch der Anarchie gerathen könne.

Andere dagegen täuschten sich nicht über das Ludwig XVI bevorstehende Geschick, falls man seiner noch in Frankreich habhaft werde, weshalb sie wünschten, daß er bei Zeiten die Grenze erreichen möge. Am aufgebrachtesten zeigten sich die Häuptlinge der demokratischen Partei, weil sie befürchteten, daß ihre Beute ihnen entgehen könne.

Ohne die Verfügungen der konstituirenden Versammlung abzuwarten, schickte Lafayette, Kommandant der Pariser National-Garde, zwei seiner Adjudanten ab, indem er zu ihnen sagte: „Wahrscheinlich werden Sie die königliche Familie nicht mehr einholen; doch muß man auf jeden Fall etwas thun.“

Die beiden Offiziere begaben sich nach der St. Martins-Barrière, durch die der König die Hauptstadt verlassen, welche sie aber in Folge eines ausdrücklichen Befehls, verschlossen fanden. Sie kehrten zum General zurück, um über diesen Umstand ihm Bericht zu ertheilen.

Um den äussern Schein zu bewahren, oder vielmehr um sich das Ansehen zu geben, als begreifen sie den eigentlichen Beweggrund der Flucht Ludwigs XVI nicht, nahm die konstituirende Versammlung den Satz an, daß die königliche Familie mit Gewalt entführt worden, weshalb sie, unter dem Vorwande den Entführern sie zu entreissen, ihre Verhaftung befahl.

Die obengedachten Adjudanten, wovon einer des Namens von Romeuf, erhielten den Auftrag, die Spur der Flüchtlinge zu verfolgen. Sie verliessen Paris am 21. Juni, um 10 Uhr Morgens, acht Stunden nach der Abreise der königlichen Familie.

Es war 5 Uhr Abends, als diese letzte in Châlons an der Marne eintraf. Man wollte nur so lange verweilen, als zum Pferde-Wechseln nothwendig war. Der König beging hier die Unvorsichtigkeit, zum Kutschenschlag hinauszuschauen. Ein Bürger erkannte ihn, seiner Verkleidung ungeachtet. Zum Prokurator-Syndik der Gemeinde sich begebend, theilte er ihm seine Entdeckung mit. Dieser, ein

Königlichgesinnter, lud ihn ein zu schweigen, und erhielt von ihm das Versprechen, sein Geheimniß niemand mitzutheilen.

Zu Pont de Sommeville traf man die Kavallerie-Abtheilung nicht mehr, die Tags vorher dahin beschieden worden. Ihr langes Verweilen an derselben Stelle hatte den Verdacht der Einwohner erregt, die sie genöthigt, sich zu entfernen.

Der König kam um 8 Uhr Abends nach Sainte-Menehould, wechselte blos die Pferde, und reiseте weiter, ohne die Kutsche zu verlassen, und ohne von Jemand erkannt zu werden. Diese letzte Angabe, obgleich der Wahrheit vollkommen getreu, ist früher oft bestrittrn worden, indem man, als den Haupturheber der Verhaftung des Monarchen, den Postmeister Drouet bezeichnete, der dafür eine National-Belohnung von 30,000 Franken (14,000 fl.) erhielt.

Soviel ist gewiß, daß er von der Anwesenheit Ludwigs XVI in Sainte-Menehould nicht die geringste Kenntniß hatte, und daß er, eine halbe Stunde nach Entfernung der Kutschen, noch nicht muthmaßte, wem er eigentlich seine Pferde gestellt. Mit Unrecht hat man also behauptet, daß Drouet den König in dem Augenblicke erkannt, wo Se. Majestät ihm ein Assignat dargeboten, worauf des Reisenden Porträt sich befunden.

Diese Fabel, wie lächerlich sie an und für sich auch ist, hat dennoch allgemeinen Glauben gefunden. Man bedachte nicht, daß die drei Leibgardisten hinlänglich waren, die Postpferde zu bezahlen, und daß diese Verrichtung von ihnen in der That besorgt

worden. Man nahm eben so wenig Anstos an dem Umstand, warum Drouet, nachdem er Ludwig XVI erkannt, nicht sogleich seiner Person, mit Hilfe seiner Mitbürger, sich versichert, und es vorgezogen, ihm mehrere Stunden Weges nachzueilen. ...

Der erste unwillkürliche Urheber der Verhaftung des Königs, war ein gewisser Guillaume, gewesener Dragoner im Regimente der Königin. Er lebt noch jetzt, und bewohnt ein Landhaus in Nähe von St. Menehould. Vernehmen wir seine eigene Schilderung:

„Ich befand mich bei meiner in St. Menehould wohnenden Familie," sagt er, „als Ludwig XVI am 21. Juni 1791 durch diese Stadt passirte. Es war 8 Uhr Abends. Tags vorher war eine starke Abtheilung Dragoner vom Königs-Regimente bei uns eingetroffen. Ich kam von einem Spaziergange, und ging an der Pferdepost vorüber, wo zwei Kutschen standen, die mit frischen Pferden bespannt wurden.

„Die erste dieser Kutschen war eine schwerbeladene, von sechs Pferden gezogene Berline. Die darin befindlichen Reisenden liessen sich nicht sehen; man konnte nicht einmal unterscheiden, wie viel ihrer waren. Einer der drei auf dem Bock sitzenden Bedienten bezahlte die Pferde.

„Die Berline fuhr bald ab, und die Postkutsche folgte ihr, ohne daß man die Reisenden nach ihren Pässen gefragt. Ich machte die National-Garde, die sich auf dem Platze vor dem Schlosse befand, auf diesen letzten Umstand aufmerksam. Meine Beschreibung der Kutschen veranlaßte eine Menge Voraussetzungen, denen jedoch niemand die Folgerung entnahm, daß

der König und seine Familie sich darin befunden haben könne.

„Erst jetzt sah Drouet ein, daß er eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, weil er es vernachläßigt, Einsicht von den Pässen zu nehmen, bevor er die Pferde gegeben. Um sich möglichst sicher zu stellen, beschloß er den Reisenden, die vor ¾ Stunden die Stadt verlassen, nachzueilen.

„Obgleich er nicht mehr hoffen konnte, in Clermont an der Maas (das drei Stunden entfernt ist) sie einzuholen, schickte er doch einen Postillon dahin mit einem Billet, worin der königlichen Familie mit keinem Worte gedacht war, und worin er blos die Behörde von Clermont einlud, sich zu überzeugen, „wer sich in den Kutschen befinde, und falls man es für nothwendig erachte die mit so vielem Gepäck reisenden Personen zurückzuhalten.“ Die Idee einer starken Geldsendung nach Deutschland war bis dahin die einzige, der man sich überlassen.

„Bei Ankunft des Postillons zu Clermont, waren die Kutschen schon weit über diese Stadt hinaus. Seinerseits hatte Drouet, auf seinem besten Pferde, einen Nebenweg nach Varennes eingeschlagen. Ich begleitete ihn.

„Obgleich unser Weg zwei Stunden abkürzte, waren die Kutschen doch früher eingetroffen, als wir. Sie hielten vor dem Hause des Intendanten von Préfontaine, in welches sich einer der auf dem Bock sitzenden Bedienten begeben. Es war 10 Uhr Abends, und die Vorbereitungen, welche man zu dem Frohnleichnams-Feste am nächsten Tage in den Straßen traf, machten diese noch sehr lebhaft.

„Kaum angelangt, begab ich mich mit Drouet zu dem Offizier der National-Garde, Leblanc, der zugleich Eigenthümer des Wirthshauses zum goldenen Arm war. Dieser, sein Bruder und Drouet, bewaffneten sich mit Flinten, und nahmen Posto in Nähe der Reise-Kutschen. Ich benachrichtigte von dem Vorfall den Prokurator-Syndik und Gewürzhändler Sauce, dessen Haus sich in der Nähe befand, und das jetzt noch ganz dasselbe Ansehen hat, wie damals.

„Nach dieser Verrichtung eilte ich zur Brücke, um dort den Weg zu versperren. Ich nahm den ersten besten Karren, und stellte ihn, mit Hilfe eines Mannes, den ich begegnete, dergestalt, daß der Ausgang dadurch gänzlich verrammelt wurde. Sodann eilte ich zu den beiden Leblanc und zu Drouet, bei denen sich Sauce ebenfalls eingefunden.

„Die Postkutsche erschien zuerst. Wir fragten die darin befindlichen Damen, die, wie wir bald erfuhren, die Prinzessin Elisabeth und Frau von Tourzel waren, nach ihrem Passe. Als Personen vom Gefolge sich ausgebend, entgegneten sie, daß der Paß sich in der andern Kutsche befinde. Man forderte sie auf, auszusteigen, und sich nach dem Wirthshause zum goldenen Arm zu begeben, was sie ohne Widerspruch thaten.

„Nach Ankunft der großen Kutsche untersuchte Sauce, mit der Laterne in der Hand, die Zahl der im Innern befindlichen Personen, lies sich den Paß vorzeigen, der aus einer der Kutschen-Taschen gezogen wurde, und kündigte den Reisenden an, daß er nur in seiner Wohnung den Paß untersuchen und

visiren könne, weshalb er sie einlud, sich dahin zu begeben.

„Er wußte bereits, wer diese Personen seien, indem ein Grenadier, der bei der ersten Bundes-Versammlung gegenwärtig gewesen, im Geheimen ihn benachrichtigt hatte, daß er in denselben den König und die Königin erkannt. Der Prokurator-Syndik suchte also blos Zeit zu gewinnen.

„Je dringender die Reisenden verlangten, unaufgehalten ihren Weg fortsetzen zu können, um so mehr sprach er von den Gefahren der Nacht auf einer nicht zum Besten unterhaltenen Straße. Die Königin vorzüglich bestand darauf, daß man ohne Verzug weiter reisen solle.

„Auf das von zwei Knaben ausgestoßene Feuer-Geschrei wurde Sturm geläutet und Feuerlärm geschlagen. Die königliche Familie konnte nun, über das ihr bevorstehende Geschick, keinem Zweifel mehr Raum geben.

„Bei alledem war die herbeigeeilte Menge noch nicht groß genug, um der Entführung des Königs, durch die in Varennes kasernirte Husaren-Schwadron, sich zu widersetzen. Etwa 30 Husaren, die den ganzen Tag sich auf der Landstraße befunden, um des Königs Reise zu befördern, hatten bereits Platz genommen vor Sauce's Hause, wo der König, die Königin, ihre beiden Kinder, Madam Elisabeth und Frau von Tourzel standen. Man nöthigte diese fünf Personen, sich ins erste Stockwerk zu begeben, was ihre Entführung um so schwieriger machte, da die Treppe sehr schmal war.

„Mehrere Munizipal-Beamte luden die Husaren

ein, sich zu entfernen, indem sie ihnen vorstellten, wie großes Unglück ihre Gegenwart veranlassen könne. Die Soldaten äusserten keine feindseligen Gesinnungen. Aber ihr Anführer wollte auf nichts hören.

„Ein Mittel schien mir noch übrig, ohne Blutvergießen ihn zum Rückzug zu bewegen. Ich lies die einzige Kanone, die man in Varennes hatte, und die freilich ungeladen war, weil es an Munition gebrach, herbeischaffen und auffahren, während ich eine brennende Lunte an einem Stock befestigte, und von National-Gardisten, deren Gewehre ebenfalls nicht geladen waren, umringt, erklärte, daß ich auf der Stelle schießen lassen werde, wenn man sich nicht gutwillig entferne. Da nun der dem Anführer zugekommene Befehl lautete, daß er zu vermeiden habe, mit den Bürgern handgemein zu werden, zog er mit seinen Husaren ab, und um diesen jede Rückkehr unmöglich zu machen, errichtete man an allen Zugängen starke Verhaue.

„Ich war damals weit entfernt zu muthmaßen, welches Schicksal dem König und seiner Familie bevorstehe. Wie die meisten Franzosen, hielt ich mein Vaterland, durch Ludwig XVI Entfernung, alles Glückes und aller Sicherheit beraubt. Die Lauterkeit meiner Gesinnungen wird am besten dadurch bewiesen, daß ich die 10,000 Fr. (4666 fl. 40 kr.) nicht annahm, die von der für Verhaftung des Königs ausgesetzten Summe von zwei Millionen mir zugestanden wurde. Der unglückliche Monarch begriff besser meine eigentliche Absicht, indem er mich zum Offizier im eilften Dragoner-Regiment ernannte.“

Soweit Guillaumes Aussage. Nehmen wir den

Faden des Fortganges der vorangedeuteten Ereigniſſe wieder auf. Während ſie in Varennes ſtattfanden, war die Aufregung in Clermont nicht weniger groß.

Am 20. Juni hatte ſich eine Schwadron Dragoner, vom Regiment Monſieur, unter dem Befehl des Oberſt von Damas, in dieſer kleinen Stadt unter dem Vorwande eingefunden, einer Geldſendung zur Armee als Bedeckung zu dienen. Die Einwohner verhielten ſich ruhig, bis die Soldaten Feuerſteine aufzutreiben ſich bemüheten, was Verdacht erregte. Ihre Beſorgniß vermehrte ſich noch, als am 21. Abends die Trompete das Zeichen zum Abmarſch gab.

Wenig befriedigt durch die von dem Befehlshaber ertheilte Erklärung, lies der Prokurator-Syndik Martinet den Generalmarſch ſchlagen, und die National-Garde trat unter die Waffen. Damas eilte zu ſeinen Dragonern, und befahl ihnen, auf der Stelle abzumarſchieren. Dieſe hörten jedoch mehr auf die Worte der bürgerlichen Behörden, als auf die ſeinigen, indem ſie riefen: Vivat die Nation! wonach ſie in ihre Quartiere zurückkehrten. Der Oberſt ſeinerſeits verlies die Stadt, ohne daß man erfahren konnte, in welcher Richtung er ſich entfernt.

Man hatte in Clermont noch keine Vermuthung von des Königs Durchreiſe, und das Billet, welches Drouet's Poſtillon überbracht, hatte in ſolchem Betrachte keinen Verdacht erregt. Jedenfalls ſchickte der Prokurator-Syndik einen reitenden Gendarmen nach Varennes, der in dem Augenblicke eintraf, wo Ludwig XVI erkannt und verhaftet war, weshalb er in aller Eil nach Clermont zurückkehrte.

Die National-Garde dieſes letzten Ortes machte

sich unverweilt mitten in der Nacht nach Varennes auf den Weg. Man lies nur so viel Bewaffnete zurück, um die Dragoner-Offiziere in Zaum zu halten, denen man nicht trauen zu dürfen glaubte.

Das Schauspiel, welches Varennes um Mitternacht darbot, war eben so merkwürdig als schmerzlich. Sturmgeläut und Trommel-Gerassel riefen von allen Seiten die National-Garden der benachbarten Gemeinden herbei. Die vor dem Hause des Prokurator-Syndiks Sauce sich drängende Volksmenge, erhob unaufhörlich ein entsetzliches Geschrei, das bald von der Besorgniß erdrückt zu werden herrührte, bald von dem Verlangen, den König zu sehen. An den Eingängen des Ortes traf man Vertheidigungs-Maßregeln, und bis am Morgen waren mehrere Schanzen aufgeworfen, die Varennes das Ansehen eines befestigten Lagers gaben.

Aller dieser Zurüstungen und einer so gewaltigen Bewegung ungeachtet, hoffte Ludwig XVI immer noch, daß man ihn nach Montmedy werde weiter reisen lassen. Das mehrmals wiederholte Geschrei: Vivat der König! bestärkte ihn in diesem Glauben. Er öffnete ein Fenster und sagte zu der Menge unter sich:

„Ja, meine Freunde, ja, ich bin Euer König. Aber beweiset mir, daß Ihr mich liebt, indem Ihr meine Reise mich fortsetzen lasset. Ich will mich nicht ganz entfernen. Ihr werdet mich bald wieder sehen, und alsdann werden wir meine Rückkehr in Familie durch ein allgemeines Fest begehen, wobei jeder unbemittelte Bewohner, sowohl der Stadt als der Umgegend, von mir einen Louisd'or erhalten soll."

Alle Anwesende schienen bewegt und ungewiß, über was man thun oder lassen solle, als ein gewisser Rebpfahl-Schneider Girodel mit entscheidender Betonung rief: „Oh, sire, je nous y fiamas po; si va nalli, vous ne revanrimes (o König, dem ist nicht zu trauen. Wenn Sie einmal fort sind, kommen Sie nicht mehr wieder).“

Ludwig XVI schien diese trotzige Antwort nicht zu verstehen. Er entfernte sich vom Fenster mit den Worten: „Meine Freunde, ich bin Euer König. Ich hoffe daher, daß Franzosen mir die Achtung nicht versagen werden, welche sie mir immer bewiesen, und die ich zu verdienen glaube.“

Ein höherer Offizier bei der Armee des Marschalls von Bouillé, Namens von Gauglas, wurde bei dem Könige eingeführt, und fragte ihn in Gegenwart des Major Roland, Kommandanten der National-Garde von Varennes, ob er ihm Befehle zu ertheilen habe? „Verlangt Eure Majestät wirklich weiter zu reisen?“ sagte er.

— Ich will nach Montmedy, entgegnete der Monarch. Aber ich will nicht, daß man deshalb Blut vergieße.

Es wurde dadurch vollkommen klar, daß er nicht auf eine gewaltsame Weise seiner peinlichen Lage sich zu entreissen gesonnen war. Drouet hatte indessen seine Maßregeln dergestalt getroffen, daß auf andere Weise jede Entweichung unmöglich wurde.

Vergebens hatte der König, seine Gemahlin und seine Schwester den Dauphin unter Sauce's Schutz gestellt, vergebens umarmte der Monarch diesen letzten, und drang in ihn auf die rührendste Weise, um

von ihm die Erlaubniß zur Abreise zu erhalten, wovon sein und seiner Familie Heil abhing. Der Prokurator-Syndik hatte keine Macht mehr.

Die einzige Milderung, die der königlichen Familie in ihrer peinlichen Lage zu theil wurde, bestand in den Ergebenheits-Bezeugungen einiger Bürger, die, aller Hindernisse ungeachtet, bis zu Ludwig XVI gelangten. Sie wurden durch die drei Leibgardisten eingeführt, denen man ein nicht erleuchtetes Zimmer im Erdgeschoß angewiesen.

Der König hatte in dieser traurigen Nacht nichts eiligeres zu thun, als die Schriften zu vernichten, welche andere Personen der Gefahr aussetzen und der Verfolgung preisgeben konnten. Er verbrannte alle diese Papiere in einer Fayenze-Schüssel.

Der Dauphin und seine Schwester, von Müdigkeit überwältigt, konnten dem Schlaf nicht länger widerstehen, welchen entsetzlichen Lärm auch die Trommelschläger der in großen Haufen einrückenden Landleute machten. Die Königin bat mehrere Magistrats-Personen, dafür zu sorgen, daß dieser Lärm aufhöre. Man kümmerte sich eben so wenig um ihre Vorstellungen, als um die der Machthabenden. Alles was sie zu thun vermochten, bestand in der Versicherung, daß die königliche Familie nichts zu besorgen habe, und daß man sie vor jeder Beleidigung schützen werde.

Selbst ermüdet durch ihre Aufregung und ihr Geschrei, wurde die Volksmenge allmählig ruhiger, als plötzlich ein Flintenschuß fiel. Die hohen Reisenden besorgten nun, daß ein Angriff unter den

Fenstern des Hauses, worin sie sich befanden, stattfinden könne, was sie zu verhindern sich bemüheten.

Es war 3 Uhr Morgens, als der Oberst-Lieutenant des ersten Husaren-Regiments (Berching), von Gauglas, mit einigen Soldaten zu einer Wölbung gelangte, durch die er, der darunter sich drängenden Menschenmasse ungeachtet, vorzudringen hoffte. Er schlug nach einem Mann, doch ohne ihn zu treffen.

In demselben Augenblick schoß der hier wachthabende Major Rolland sein Pistol gegen ihn ab. Die Kugel traf den Oberst-Lieutenant mitten auf der Brust, wo sie, durch eine unter der Uniform verborgene dicke Brieftasche, aufgehalten wurde. Er stürzte rückwärts einem der Seinigen in die Aerme, und man glaubte ihn tod.

Obgleich er nicht verwundet war, hielt er es dennoch für rathsam, sich zu verbergen. Er gelangte in einen Kaufladen, worin sich, ausser der Eigenthümerin, niemand befand. Dieser erzählte er den Vorfall, und schilderte ihr das Schreckliche seiner Lage in so lebendigen Farben, daß sie seiner sich erbarmte, und ihn so lange zu verbergen versprach, bis er ohne Gefahr sich entfernen könne.

Sie führte ihn auf den Speicher ihres Hauses, brachte ihm Lebensmittel, und lies ihn allein. Tags darauf begab sich der Mann seiner Wirthin auf den Speicher, wo er mit Entsetzen einen Mann erblickte, den er für tod hielt, und den er nun wieder auferstanden glaubte, um sich zu rächen. Sogleich stürzte Rolland (denn grade in dieses Mannes Haus hatte Zufall den Oberst-Lieutenant geführt) ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu sich kam, bemerkte man,

daß er wahnsinnig geworden. Er ist es seitdem immer geblieben.

Gegen 6 Uhr Morgens traf der Adjudant Lafayette's, von Romeuf, in Varennes ein, und überreichte dem Könige das Dekret der konstituirenden Versammlung. Ludwig XVI und seine Gemahlin wurden nicht mit Unrecht über solch gewaltsames Verfahren unwillig. Und in der That war es ein heilloser Verstoß gegen die Königswürde, wie gegen die Freiheit des Souveräns, seine Verhaftung und die seiner Familie zu verordnen.

Gleichzeitig machte man dem Monarchen im Geheimen den Vorschlag, mit Güte oder Gewalt ihn zu befreien. Er weigerte sich von neuem, zu dieser letzten seine Zustimmung zu geben, und überlies sich mit vollkommener Verzichtleistung seinen unerbittlichsten Feinden.

Obgleich der König angedeutet, daß seine Kinder der Ruhe bedürften, weshalb er erst um 11 Uhr abreisen wolle, nahm man darauf doch nicht die mindeste Rücksicht. Der unglückliche Vater und Fürst hatte nichts mehr zu befehlen. Die, welche seit seiner Ankunft in Varennes ihn gefangen gehalten, hatten bald berechnet, wie viel Zeit die Truppen des Marschalls von Bouillé brauchen würden, um von Romagne einzutreffen, und die königliche Familie zu befreien, weshalb sie des heuchlerischen Vorwandes sich bedienten, daß die verlängerte Abwesenheit Sr. Majestät von Paris, diese große Stadt der schrecklichsten Aufregung überliefern würde. Solch ein Vorwand war hinlänglich, eine Beschleunigung des Aufbruchs für unumgänglich nothwendig zu erachten, und

schon um 7 Uhr Morgens waren die hohen Reisenden auf dem Rückwege begriffen.

Beim Aufbruch von Varennes schlossen sich mehrere tausend Personen, von jedem Alter und Geschlecht, die einen zu Fuß, die andern auf Ackerpferden reitend, den königlichen Kutschen an, um sie bis Sainte-Menehould zu begleiten. Unterweges vermehrte sich dies sonderbare Gefolge noch durch alle aus den benachbarten Dörfern herbeiströmenden Bauern, welche die königliche Familie sehen, und ihr als Bedeckung dienen wollten.

Während man solchergestalt St. Menehould sich näherte, trafen immerhin eine Menge Landbewohner in Varennes ein, die den König daselbst noch zu finden hofften. Anderseits wollten die Husaren, die nun dort nichts mehr zu thun hatten, sich zu ihrem Regiment begeben. Sie sammelten sich allmählig auf dem Platze, ihre Pferde am Zügel führend. Wie ruhig auch ihr Betragen war, schöpften die Landleute dennoch Verdacht, und nur mit Mühe konnte man den Hufschmied Chepy verhindern, einen Soldaten mit seiner Mistgabel zu durchbohren. Ein anderer Bauer schoß nach einem Husaren, der sein Pferd am Bach trinken lies.

Auch aus Verdün traf eine Abtheilung von der National-Garde mit zwei Kanonen ein, um die Einwohner von Varennes gegen einen Angriff von Seiten der regelmäßigen Truppen zu vertheidigen. Ihre Gegenwart war vielleicht Ursach, daß ein von Stenay und Düin kommendes Kavallerie-Korps, unter Anführung des jungen de Bouillé, welches unter dem Geschrei: Vivat der König! im scharfen Trott heran-

rückte, Varennes nicht berührte, sondern einen Umschweif machte, um die nach St. Menehould führende Hauptstraße zu erreichen.

In dieser Stadt verweilte Ludwig XVI nicht, wie man gesagt, im Hause des Postmeisters Drouet. Er dachte eben so wenig daran, mit dem sogenannten Leckerbissen dieses Ortes, den Schweinefüßen, sich zu regaliren, wie mehrere Flugblatt-Schreiber behauptet haben.

Die hohen Reisenden stiegen am Schlosse ab. Sie verweilten in demselben nur so lange, als erforderlich war, eine sehr einfache Mahlzeit zu sich zu nehmen, wonach sie wieder aufbrachen, umringt von einer furchtbaren Bedeckung, größtentheils aus Menschen bestehend, die, statt durch des Königs und der Prinzessinnen Gegenwart zurückgehalten zu werden, vielmehr die pöbelhaftesten Schmähungen gegen sie ausstießen.

Graf von Dampierre, der sich zu Pferde neben der königlichen Kutsche hielt, wurde ebenfalls mit Verwünschungen überhäuft, ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen. Um jeden Preis suchte er auf seinem Ehrenposten sich zu erhalten, obgleich Ludwig XVI ihn mehrmals einlud, sich zu entfernen. Solche Beharrlichkeit hatte keinen andern Erfolg, als daß sie den allgemeinen Unwillen vermehrte. Um eine blutige Szene zu vermeiden, befahl endlich der König dem Grafen aufs bestimmteste, einen andern Weg einzuschlagen.

Dampierre gehorchte, und die Menge ließ ihn ruhig abziehen. In einiger Entfernung hatte er den unglücklichen Gedanken, mit einem Umschweife der

großen Straße sich wieder zu nähern, und die königliche Familie noch einmal zu sehen. Er verweilte auf einer kleinen Anhöhe und schoß mit seinem Pistol in die Luft.

Dies Begehren, wie unschuldig es auch an und für sich war, wurde von der Volksmasse doch als eine Herausforderung betrachtet. Von allen Seiten fielen Schüsse, und von mehreren Kugeln getroffen, stürzte der Graf zu Boden.

Die Wuth seiner Mörder wurde dadurch indessen nicht gestillt. Sie schleiften seinen Leichnam nach der Straße, zermalmten ihn mit Kolben-Stößen, hieben ihn in Stücke, und vertheilten unter sich diese blutigen Siegeszeichen. Einige dieser Unmenschen, die vielleicht Tags zuvor noch ganz ruhige Bürger gewesen, und die politische Leidenschaftlichkeit zu Kanibalen gemacht, wühlten in des Ermordeten Eingeweiden nach seiner goldenen Uhr, die man ihm in den Leib gestoßen. Und sollte man es denken, die drei Haupturheber dieser Abscheulichkeiten waren Männer, welche Dampierre seit Jahren mit seinen Wohlthaten überhäuft.... Dies Ereigniß versenkte die königliche Familie in die tiefste Traurigkeit.

Die Kutschen trafen am Abend in Châlons ein. Hier auch fanden die hohen Reisenden zum ersten Male wieder Betten, um auszuruhen. Der Maire und die Munizipal-Beamten betrugen sich mit der zartesten Aufmerksamkeit gegen die königliche Familie, die ihr Absteige-Quartier im Stadthause nahm.

Der König äusserte das Verlangen, in der zum Stadthause gehörigen Kapelle am 23. Morgens eine Messe zu hören. Der Maire seinerseits bot alles auf,

damit Ludwig XVI einen Ruhetag halten könne; doch vergebens. Seine Vorstellungen wurden als verrätherisch behandelt, von der aus den Spinnereien zu Reims herbeigeströmten Menge. Ihr Geschrei wurde bald so wüthend, daß sich der König genöthigt sah, in Mitte der religiösen Feierlichkeit die Kapelle zu verlassen, und in seine Kutsche zu steigen, von den ausgelassendsten Drohungen der Hefe des Pöbels bis Epernay begleitet.

In geringer Entfernung von dieser Stadt kamen die Deputirten Barnave, Pethion und Latour-Maubourg den hohen Reisenden entgegen. Sie erachteten es für nothwendig, um das Leben dieser letzten zu sichern, Platz in ihren Kutschen zu nehmen. Pethion und Barnave stiegen in die des Königs, und Latour-Maubourg in die der Frau von Tourzel.

„Pethion," sagt Frau von Stael, „ohne höhern Unterricht, wie ohne alle Seelengröße, sah das Unglück der königlichen Familie, ohne dadurch im mindesten gerührt zu werden. Barnave dagegen, konnte eines ehrfurchtsvollen Mitleidens sich nicht erwehren." Die Königin, die dicht verschleiert keinen Antheil an der Unterhaltung genommen, empfand bald, gleich dem Könige, einige Milderung ihres Kummers bei seinen Worten.

Den 25. Juni Morgens hielt Ludwig XVI nebst seiner Familie, seinen traurigen Einzug in Paris durch die Stern-Barrière. Die Kleider des Königs und der Königin waren mit Staub bedeckt. Ihre beiden Kinder betrachteten mit Erstaunen ein Volk, das sich als Gebieter seinen ehemaligen Gebietern gegenüber zeigte.

Niemand zog seinen Hut vor den von Unglück tief Gebeugten. Niemand stieß einen Schrei aus. Die ganze sich an einander drängende Menge blieb stumm wie das Grab. Erst in Nähe der Tuilerien wurde ein immer heftiger ausbrechendes Gemurmel laut, und die drei Leibgardisten sahen sich unaufhörlich bedrohet, vom Bock gerissen und ermordet zu werden. So kehrte Ludwig XVI mit seiner Familie in einen Palast zurück, den er bald nachher mit einem Gefängnisse vertauschen sollte.

Die Greuel der Sklaverei in dem freiesten Lande der Welt.

Die entsetzlichen Szenen, welche in den neuesten Zeiten in den Vereinstaaten Nordamerikas sich ereignet haben, theils bei Gelegenheit der Bemühungen gewisser Gesellschaften, zu gänzlicher Abschaffung der Sklaverei in der Union, theils bei Unterdrückung angeblicher Verschwörungen und beabsichtigter Aufstände in den Staaten, wo das Sklaverei-System noch in seiner ganzen Stärke und Brutalität besteht, haben die allgemeine Aufmerksamkeit einem Gegenstande zugewendet, der von zu durchgreifender Wichtigkeit ist, als daß wir ihn unbeachtet lassen dürften.

Im eilften Theile für 1835 dieses Werkes, haben wir unsern Lesern eine kleine Skizze vorgelegt über die Greuel des „Lynch-Gesetzes," das die öffentliche Gerechtigkeits-Pflege entthront, und Volks-Leidenschaft zum Vollstrecker einseitiger, oft von Uebermuth,

Rachsucht und Besorgniß eingegebener Urtheilssprüche macht.

Werfen wir heute einen Blick auf den eigentlichen Beweggrund aller dieser Abscheulichkeiten, die eines gesitteten Volkes unwürdig sind, die es unvermeidlich, wo nicht zu absoluter Barbarei, doch zur tiefsten moralischen Entartung zurückführen müssen. Dieser Beweggrund ist der gesetzliche Fortbestand der Sklaverei.

In den Vereinstaaten Nordamerikas sind des Neger-Sklaven Kinder, seine ganze Nachkommenschaft, Sklaven wie er. Diese Kinder, wenn auch ein Weisser ihr Vater ist, werden demungeachtet nicht frei, wie in den ehemaligen spanischen Kolonien. Der spekulative Pflanzer von Virginia oder Süd-Karolina wählt sich vielmehr deshalb mehrere schwarze Beischläferinnen, um seine Mulatten-Heerde zu vermehren, und sie gelegentlich vortheilhaft losschlagen zu können.

Es ist im höchsten Grade empörend, einen Vater oft seinen eigenen Sohn feilbieten zu sehen, der ihm nicht selten, mit Ausnahme der Hautfarbe, auffallend ähnlich ist. Die Käufer ermangeln nie, wenn solch ein Fall eintritt, ihren Witz an dem zum Kauf ausgestellten Individuum glorreich zu üben.

Das menschliche Gefühl ist nie auf eine zurückstoßendere Weise entwürdigt worden, als bei dergleichen Veranlassungen. Die eingebornen Indier sind, wo man sich ihrer als sogenannte Kriegsgefangene bemächtigen kann, eben sowohl Sklaven wie die Neger.

Jeder freie Farbige, welche mehr oder minder

dunkle Schattirung seine Haut auch darbieten mag, ist immer und überall der beinahe unvermeidlichen Gefahr ausgesetzt, in Sklaverei zurückzufallen. Im Staate Süd-Karolina wird der gerichtlich zu einer Geldstrafe verurtheilte freie Neger, falls er dieselbe nicht binnen einer sehr kurzen Frist bezahlen kann, öffentlich als Sklave verkauft.

Der Staat Georgien hat allen freien farbigen Leuten den Eintritt in sein Gebiet verboten. Wenn ein solcher darin betroffen wird, ergreift man ihn, verurtheilt ihn zu einer bedeutenden Geldstrafe, und verkauft ihn als Sklave, wenn er sie nicht sogleich zu entrichten im Stande ist.

Dasselbe Loos trifft jeden Neger und Mulatten, der nicht durch unzubezweifelndes Zeugniß zu beweisen vermag, daß er wirklich ein Freier ist. Denn in dem freien demokratischen Amerika setzt man die Sklaverei voraus; die Freiheit muß erst augenscheinlich beurkundet werden.

In jedem Falle sind die Kinder eines Individuums, über dessen Freiheit irgend ein Zweifel obwaltet, Sklaven, und werden somit für eine vielleicht blos unbedachtsame Vernachläßigung ihrer Erzeuger gestraft. Solch Verfahren verhindert jedoch nicht, daß man in der Union den lautesten Abscheu vor Rückfälligkeit der Strafen oder der Verunehrung hegt, wie solche früher in den Gesetzen oder Vorurtheilen Europas bestand.

Es gibt in Amerika Gesetze, welche, an Thieren oder Sklaven verübte Mißhandlungen, mit größeren oder geringeren Strafen belegen. Bemerkt zu werden verdient jedoch, daß wenn dergleichen Gesetze,

die Thiere betreffend, von Zeit zu Zeit in Anwendung gebracht werden, dagegen die, welche auf die Sklaven sich beziehen, noch nie vollstreckt worden sind.

Der Grund eines so beispiellosen Verfahrens ligt darin, daß bei den Thieren von Verletzung des Interesses einer Kaste die Rede nicht sein kann, während der Sklave, wenn er nur farbige Leute als Zeugen der erlittenen Mißhandlungen aufzubringen vermag, geradezu abgewiesen wird, weil ihr Zeugniß, den Worten des Gesetzes zufolge, nicht giltig sein kann.

Selbst in dem Falle, wo das Vergehen oder Verbrechen, dessen ein Weisser gegen einen Sklaven sich schuldig gemacht, durch kompetente Zeugen bewahrheitet werden könnte, hat dennoch jener von Richtern oder Geschwornen, die selbst Sklaven-Eigenthümer sind, nichts zu besorgen. Er ist somit mehr Herr über seinen Sklaven, als über sein Pferd.

Mehrmals hat man mit Hilfe der Gesetzgebung versucht, nach bestimmten Regeln die Arbeit festzustellen, welche der Herr seinem Sklaven auferlegen dürfe. In Süd-Karolina kann der Sklave nicht gezwungen werden, länger denn fünfzehn Stunden täglich zu arbeiten.

Uebersehen darf jedoch nicht werden, daß in Maryland, in Virginia und Georgia ebenfalls die Gesetzgebung verboten hat, die in den Zuchthäusern eingesperrten Verbrecher länger als zehn Stunden täglich zur Arbeit anzuhalten. Es ergibt sich daraus, daß die Uebelthäter selbst besser behandelt werden, als die schuldlosen Neger, indem diese täglich fünf Stunden länger arbeiten müssen, wie jene.

Der Sklave kann nichts eigenthümlich besitzen, nichts erwerben. Bei Strafe darf sein Herr nicht dulden, daß er zu seinem eigenen Gebrauch Baumwolle pflanze, für eigene Rechnung arbeite, oder gegen Entschädigung jemand einen Dienst leiste. Der Sklave könnte dadurch den Gedanken nähren, einmal frei und Eigenthümer zu werden. Das amerikanische Gesetz aber will nicht, daß er je einem solchen „Hirngespinnst“ sich überlassen könne.

Der Sklave kann nicht vor Gericht erscheinen. Er kann also niemand den Prozeß machen, gegen niemand eine Klage einreichen. Er mag geschlagen, sein Weib und seine Kinder mögen vor seinen Augen mißhandelt oder geschändet werden; er ist nicht im Stande den Schuldigen gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen. Man kann den Sklaven eines andern ungestraft peitschen und prügeln, wenn man sich nur in acht nimmt, ihn nicht dergestalt zu verletzen, daß eine Arbeits-Unfähigkeit daraus sich ergibt.

Wie unter der Herrschaft der römischen Gesetze, kann der Sklave in den Vereinstaaten Nordamerikas verschenkt, verkauft, als Hypothek angegeben, oder mit Beschlag belegt werden, woraus sich ergibt, daß er als eine „Sache“ betrachtet wird, womit man unbedingt thun und lassen kann, was man will.

Der Zustand des Sklaven in der Union, kann, bis zu einem gewissen Punkte, dem Zustande des nach den europäischen Gesetzen zum bürgerlichen Tode Verurtheilten gleichgestellt werden. Ein Recht, welches das Gesetz dem zum bürgerlichen Tode Verurtheilten jedoch nicht raubt, ist das der Erhaltung und Selbstvertheidigung. Die amerikanische Gesetzgebung hat

ſich nach andern Grundſätzen gerichtet. Sie hat dem Neger ausdrücklich verboten, gegen einen Weiſſen ſich zu vertheidigen.

„Jeder Sklave,“ ſagt das Geſetz des Staates Georgia, „der ſich unterſteht, einen Weiſſen zu ſchlagen, ſoll das erſtemal vom Gericht zu einer beliebigen Strafe verurtheilt werden, mit Ausnahme jedenfalls der Verſtümmelung oder der Todesſtrafe, weil durch die eine oder die andere ſein Herr einen Schaden an ſeinem Eigenthum erleiden würde. Beim zweitenmale iſt jedoch das Todes-Urtheil über ihn auszuſprechen und ohne Zögerung zu vollſtrecken.“

Im Kentucki-Staat wird jeder Neger, Mulatte oder Indier, er mag frei ſein oder nicht, der die Hand gegen einen Weiſſen erhebt, zu 30 Kantſchu-Hieben verurtheilt. In Süd-Karolina hat der erſte beſte Vorübergehende, wenn er ein Weiſſer iſt, das Recht, jeden Sklaven, den er auſſer der Pflanzung auf dem Felde antrifft, zu durchſuchen, und ihm eine nicht gar zu ſtrenge Züchtigung angedeihen zu laſſen. Wehrt ſich der andere, ſo kann er ihn auf der Stelle tödten.

Man bemerkt, daß der arme Neger, dem das Geſetz verbietet, ſich zu vertheidigen, gleichzeitig der Gefahr ausgeſetzt iſt, einer Menge Verbrechen ſich ſchuldig zu machen, die eigentlich keine Verbrechen ſind, die aber das amerikaniſche Geſetz als ſolche bezeichnet hat, während jeder Weiſſe das Recht hat, eingebildeter Vergehen wegen den Neger zu züchtigen.

Darf man ſich jetzt noch wundern über die Unzahl Beiſpiele, die der Sittlichkeit und dem Rechtsbegriff

der amerikaniſchen Bevölkerung eben nicht zur Ehre gereichen . . .

Leider iſt der Fall nur zu häufig, wo der Weiſſe mit dem Neger in Reibung geräth, und wo der letzte alle erdenkliche Mißhandlungen von Seiten des erſten ſich gefallen laſſen muß.

So iſt es in Georgia, in Kentucki, in Miſſiſſipi und Virginia ein großes Vergehen, wenn der Sklave auſſerhalb der Pflanzung ſeines Herrn ſich antreffen läßt, und jeder Weiſſe darf, „im Namen der demokratiſchen Freiheit und Gleichheit," ihm 20 Kantſchu-Hiebe oder Stockſchläge verabreichen. In Süd-Karolina wird es als ein Verbrechen betrachtet, wenn auf der Landſtraße mehr als ſieben farbige Perſonen mit einander gehen, und jeder vorübergehende Weiſſe iſt befugt, der Reihe nach an jeden 20 Stockſchläge zu vertheilen.

In Kentucki, Virginia und Miſſuri iſt es ein Verbrechen, wenn ein Sklave eine Flinte, Pulver, oder ſonſt eine Waffe, ja auch nur einen Stock beſitzt. Man nimmt ihm dieſe Gegenſtände, und ertheilt ihm dafür eine Entſchädigung von 40 Streichen weniger einen, um den geſetzlichen Vorſchriften des alten Teſtaments getreu zu bleiben.

Im Staate Tenneſſee und in Nord-Karolina iſt es ein Verbrechen, wenn ein Sklave, in Geſellſchaft von andern Negern, oder in einer Kirche gefunden wird.

Die Erinnerung an die chriſtliche Religion, und an die Vorſchriften des „Erlöſers," welche ſich mit dem Gedanken an die Kirche verbindet, hat die Geſetzgeber vermocht, nicht mehr die altteſtamentliche Strafe

von 39 Streichen, ſondern die mehr philanthropiſche von 40 Kantſchu-Hieben für den Beſucher und von 20 für den Beſuchten, als Minimum feſtzuſtellen.

In Luiſiana iſt es ein Verbrechen, wenn ein Sklave, ohne eine ſchriftliche Bewilligung von ſeinem Herrn vorweiſen zu können, reitend angetroffen wird, oder wenn er ſich unterſteht, mit einem Hunde auszugehen. Das eine dieſer „Verbrechen," gleich dem andern, wird mit 25 Streichen beſtraft. Pferd und Hund ſind Attribute des Weiſſen; der Neger darf weder die Dienſte des einen, noch die Freundſchaft des andern in Anſpruch nehmen. Welche raffinirte Grauſamkeit!....

Eigentliche Vergehen oder Verbrechen werden weit härter beſtraft, wenn ein Sklave ſich derſelben ſchuldig gemacht, als wenn ſie von einem Weiſſen begangen worden. In dem ganz neuerdings durchgeſehenen und verbeſſerten Strafgeſetzbuche des Staates Virginia, iſt auf 71 Verbrechen Todesſtrafe geſetzt, wenn ſie von Sklaven verübt worden, und nur zeitweiſe Haft, wenn ein Weiſſer derſelben Vergehen ſich ſchuldig gemacht.

Der Sklav ſolchergeſtalt als Vieh, oder als noch weniger, betrachtet, kann dem Pflanzer keine anderen Geſinnungen einflößen, als die der Habſucht und der Verachtung. Darum auch begreift er nicht, wie man ſich um den Verſtand, um die Empfindungen oder gar um das Seelenheil einer ſolchen Sache auch nur im mindeſten bekümmern könne.

Die Geſetze in faſt allen Staaten der nordamerikaniſchen Union verbieten ausdrücklich, „die Sklaven

zu unterrichten, oder ihnen Gotteswort zu predigen.“ Ein 1800 in Süd-Karolina erlassenes Gesetz verurtheilt jeden Neger oder Mulatten, der sich in einer Versammlung betreffen läßt, die irgend einen Unterricht zum Zweck hat, zu 20 Kantschu-Hieben. Ein anderes Gesetz verurtheilt jeden, der einen Sklaven lesen lehrt, zu einer Geldstrafe von 100 Thalern (250 fl.).

„Ein 1829 im Staate Virginia angenommenes Gesetz erklärt jede Versammlung von Sklaven, bei Tag oder Nacht, um lesen und schreiben zu lernen, für ungesetzlich, und erkennt jedem Mitgliede dieser Versammlung, als Belohnung seiner Lernbegier, 20 Stockschläge zu, die durch den ersten besten Friedensrichter, ohne weitere Prozedur, verhängt werden können.

In Nord-Karolina figuriren wieder die 40 Streiche weniger einen, sobald ein Neger sich unterrichten läßt. Der Weisse, welcher sich unterfängt, einen Farbigen lesen oder schreiben zu lehren, der ihm ein Buch, wäre es selbst die Bibel, schenkt, hat eine Geldstrafe von 500 Thaler (1250 fl.) zu entrichten. Als Grund einer solchen Strenge gibt das Gesetz an, „daß wenn die Sklaven lesen und schreiben könnten, sie bald unzufrieden sein würden mit ihrer Lage, und man alsdann von ihrer Seite einen Aufstand zu befürchten hätte.“

In Georgia wird jeder Weisse, der einen freien Neger oder einen Sklaven lesen und schreiben lehrt, ebenfalls mit einer Geldstrafe von 500 Thalern belegt. Er hat überdem noch eine Gefängniß-Strafe zu überstehen, deren längere oder kürzere Dauer der Willkür der Gerichte überlassen bleibt. Ist der Un-

terrichtende ein Farbiger, frei oder Sklave, ſo wird ihm, nächſt obigen Strafen, noch eine unbeſtimmte Tracht Schläge zuerkannt. Es findet durchaus keine Ausnahme ſtatt, wenn der Unterrichtende der Vater und der Unterrichtete ſein Sohn iſt. Dies Vandalen-Geſetz iſt im Jahr 1829 nach Chriſti Geburt erlaſſen worden.

In Luiſiana iſt es bei einjähriger Einſperrung verboten, die Sklaven leſen und ſchreiben zu lehren, und die Geſetzgebung von Nord-Karolina hat erſt im Frühling 1835 die Beſtimmung feſtgeſtellt, daß es jedem freien Farbigen, bei beträchtlicher Geldſtrafe, Einkerkerung und körperlicher Züchtigung, unterſagt ſei, ſeinen Kindern irgend einen Unterricht ertheilen zu laſſen . . .

So viel Mühe gibt man ſich in der nordamerikaniſchen Union, „dem freieſten Lande auf Erden,“ (herkömmlicher Styl) die menſchliche Verſtandeskraft in den Feſſeln der Unwiſſenheit und Knechtſchaft zu erhalten. So läßt man ſich es angelegen ſein, den Vorſchriften des Evangeliums gemäß zu handeln, indem man die Seele herabwürdigt zu einem thieriſchen Inſtinkt, und ihr die Kenntniß von Gotteswort unterſagt . . .

Indem man nicht blos dem Neger-Sklaven, ſondern überhaupt allen farbigen Perſonen verbietet, leſen und ſchreiben zu lernen, raubt man ihnen gleichzeitig die Möglichkeit jeder Kenntniß der Glaubens-Lehren des Chriſtenthums. Denn nicht allein verhindert man ſie, das Evangelium zu leſen, man trifft ſeine Maßregeln auch dergeſtalt, daß es ihnen eben ſo wenig gepredigt werden könne.

In Georgia hat jeder Friedensrichter die Befugniß, eine religiöſe Verſammlung auseinander zu jagen, die aus Sklaven beſteht, und jedem derſelben 25 Kantſchu-Hiebe ertheilen zu laſſen. In Süd-Karolina dürfen die Neger zum Gebet, oder zu einem andern religiöſen Begehen, „weder vor noch nach Sonnen-Aufgang“ zuſammen kommen, inſofern nicht die überwiegende Mehrzahl der Anweſenden aus Weiſſen beſteht. Item 20 Karbatſchen-Kitzel für jeden, der in Geſellſchaft anderer unſer Vater oder Vater unſer zu beten ſich erfrecht. Und jetzt frage man noch, warum das Chriſtenthum in der Union nicht größere Fortſchritte gemacht? ....

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Einleitendes Wort.

Wir setzen auch in diesem Jahre unsere moralisch-juridische, oder wenn man will, unsere psychologisch-kriminalistische Uebersicht der eigenthümlichsten, den französischen Volks-Karakter am meisten hervorhebenden Gerichts-Verhandlungen in Frankreich fort.

Unsere Absicht ist dabei weniger, schaudererregende Uebelthaten auszumalen, mit Vorliebe bei blutigen und empörenden Ereignissen zu verweilen, als in seinen gewaltthätigsten, wie in seinen komischsten Motiven ein National-Leben aufzufassen, das nie treffender und wahrer sich beurkundet, als im Kampfe der Leidenschaften, in jenem Ringen der Gesetze mit dem, was der gesellschaftliche Körper an bösen Neigungen und verhängnißvollen Gebrechen in sich umschließt.

Ein altes Sprichwort sagt: in vino veritas. So auch ist Wahrheit im Seelenrausch. Wie sich der Mensch in seiner aufgeregtesten Leidenschaftlichkeit zeigt, so ist sein eigentliches Ich. Alltägliche Ruhe und Gelassenheit ist der Mantel, in den seine wirkliche Natur sich hüllt. Sein nacktes, anatomisches Bild ist nicht der Schattenriß, dessen Profil sein gewöhnlicher Verkehr uns zeigt. Darin ist weder Ausdruck, noch Muskelspiel, noch nervose Zuckung.

Erst wenn der Galvanismus des Zorns die lebendige Leiche belebt, erkennen wir des Individuums wahre Gestalt. Die Sehne schwillt, die Ader bebt,

das Haupthaar steigt. Welche Glut, welche Thatkraft in diesem Blick; in dieser Bewegung welche Macht; welcher Donner in dieser Stimme.

Wahrlich, der Mensch ist am merkwürdigsten in seiner Wuth. Wie gelenkig das Knochen-Gerüst, wie geschmeidig die Fleisch-Maschine ist, die man Mensch nennt, wenn sie von ausserordentlichen Leidenschaften in Bewegung gebracht wird....

Wie das Individuum, so das Volk. Wo der Einzelne zu Ausschweifungen, Narrheiten, schlechten Streichen und Verbrechen besonders geneigt ist, da wird in der Gesammtmasse an ähnlichen Ausschweifungen, Narrheiten, schlechten Streichen und Verbrechen kein Mangel sein. Was wir von diesem oder jenem in Ausführung bringen sehen, dessen wird auch der National-Körper sich schuldig machen, wenn dazu sich ihm Gelegenheit darbietet. Die große Staats-Umwälzung in Frankreich, wie die Juli-Reform und ihre Folgen, beweisen das zur Genüge.

Auffallend sind seit dieser letzten die kalt überdachten, sorgsam in allen ihren Zufälligkeiten erwogenen Verbrechen, die früher als Ausnahmen von der Regel betrachtet werden konnten. Erst seit vom Alp ihrer eigenen Verworfenheit gedrückte politische Seher in ihrem Somnambulismus die angeblichen Mängel und Gebrechen der Gesellschaft erforscht; erst seitdem sie, die unreifen Systeme Owens und St. Simons zu ihren Zwecken verarbeitend, ihre Theorie von der Ungleichheit der Fähigkeiten und der Genüsse, der Kräfte und des Erwerbes, durch praktische Auflehnung gegen die Gesetze geltend zu machen sich bemühet; erst seitdem sie den Geist ihrer „Erleuch-

tung“ durch aufrühreriſche Zeitungs-Artikel auf die große Maſſe übergetragen, hat das Verbrechen in Frankreich die räſonnirende Tendenz gewonnen, in welcher es ſich uns gegenwärtig zeigt.

Der Uebelthäter verſetzt ſich jetzt in die Lage eines Unternehmers, und das von ihm beabſichtigte Verbrechen iſt nichts als eine Spekulation. Hintergehung, Betrug, Schriftverfälſchung, Falſchmünzerei: ſolches ſind die Anfangsgründe ſeiner Praxis. Daß er von ihnen bald zum eigentlichen Thema, zur Beutelſchneiderei, zum Diebſtahl mit und ohne Einbruch gelangt, begreift ſich leicht. Bis dahin ſpielt er jedoch nur eine untergeordnete Rolle. Seine Unternehmungen gedeihen erſt zu ſeines Strebens eigentlichem Zweck, wenn er zum Straßenraub, zur Brandſtiftung und zum Todſchlag ſich erhebt.

In alledem iſt Reihefolge und Räſonnement. Der Betrüger, der Dieb, der Mörder handeln nicht mehr vereinzelt, ſondern in Geſellſchaft. Er und ſeine Genoſſen oder Kollegen erforſchen genau alle Zufälligkeiten und Hinderniſſe, die ihrem Vorhaben ſich in den Weg ſtellen könnten. Erſt wenn ſie eines vortheilhaften Erfolges verſichert zu ſein glauben, ſchreiten ſie zur Ausführung.

Von den meiſten wird Mord weniger ſchwierig erachtet, als Einbruch, was zur Erklärung der vielen in den letzten Zeiten verübten Mordthaten den Schlüſſel darbieten kann. Nach vollbrachter Uebelthat folgt gewöhnlich eine Gaſterei, und auf dieſe das Vergnügen des Theaters, oder eines Balls. Mehrere Mörder, noch mit dem Blute ihrer Schlachtopfer beſudelt, begaben ſich zu öffentlichen Frauen-

zimmern, um mit ihnen bis zum nächsten Morgen zu zechen und zu schwelgen.

Dies letzte Verfahren scheint seit drei oder vier Monaten besonders häufig geworden zu sein, daher die große Zahl solcher kläglichen Geschöpfe, die in den meisten Kriminal-Prozessen als Zeuginnen aufgetreten sind, indem sie den Verbrecher, noch erhitzt von seiner gräßlichen That, in ihren unzüchtigen Aermen aufgenommen.

Ein siebenzehnjähriger Vatermörder aus Eigensinn und Habsucht.

Die erste Gerichts-Verhandlung, der wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zuwenden wollen, betrifft einen von einem siebenzehnjährigen Jüngling in Ausführung gebrachten Vatermord. Der achtundfünfzigjährige Doktor Miquel, früher ansässig in Paris, wohnte seit drei Jahren auf dem ihm gehörigen Landgute Cause, gehörig zur Gemeinde Agnac, im Lot- und Garonne-Departement. Er war Wittwer und hatte seine beiden Söhne, wovon der älteste 17, der jüngste 15 Jahr alt, bei sich.

Jener, Namens Donat, war von bösartigem Karakter. Verdorben durch Lehre und Beispiel während seinem Aufenthalt in Paris, hatte er über alle seit Langem festgestellte Grundsätze von Tugend und Rechtschaffenheit seine eigenen, mit den wahren Grundsätzen oft geradezu in Widerspruch stehenden Ansichten. Seinen Vater zu belügen, zu betrügen, zu bestehlen, hielt er nicht allein für erlaubt, sondern sogar für billig und recht.

„Das Naturgesetz will," sagte er, „daß mein Vater, was er hat, verhältnißmäßig mit mir theile. Weigert er sich dessen, so bin ich befugt, den mir zustehenden Theil mit Güte oder Gewalt mir zuzusichern; ꝛc."

Eine solche „Aufklärung" konnte zu nichts anderm als zum Verbrechen führen. Darum auch, als Miquel seinen Sohn eines Tages bei einem seiner gewöhnlichen Diebstähle ertappte (der in mehreren Säcken Korn bestand, zu deren Fortschaffung er sich der Dienstboten seines väterlichen Hauses bediente) und ihn deshalb bestrafen wollte, sties Donat die Worte aus:

„Ich sehe schon, daß ich auf andere Weise ein Ende machen muß, um in Zukunft dergleichen Plakkereien überhoben zu sein."

Seines heftigen Karakters ungeachtet, hatte sich Donat in die Tochter eines wohlhabenden Färbers, Namens Blondeau, wohnhaft zu Eymet, verliebt. Dr. Miquel billigte diese Liebe nicht, und wies die Erbietungen, welche der Vater der jungen Person, Namens Ismenia, ihm gemacht, bestimmt wie für immer von der Hand.

Das Verbot, fernerhin sein Haus zu besuchen, wovon Blondeau den jungen Donat nun benachrichtigte, reizte diesen noch mehr gegen seinen Vater, und lies ihn den vorher vielleicht nur schwankend aufgefaßten Gedanken festhalten, seiner sich zu entledigen.

Ungefähr vierzehn Tage nach diesem Entschlusse, litt Dr. Miquel an einem heftigen Schnupfen, weshalb er früh zu Bette gehen wollte. Donat bereitete

ihm ein Getränk aus Wasser, Zucker und heissem Wein, das er an seines Vaters Lager stellte, wonach er sich entfernte, und erst spät in der Nacht nach Hause kam.

Am andern Morgen hatten sich bei Miquel heftige Erbrechungen zu dem Schnupfen gesellt. Er verspürte nagendes Brennen im Magen, und beklagte sich über unleidliche Schmerzen. Obgleich er aufgestanden war, verminderten sich diese dennoch nicht. Er begab sich zu zwei Schneider-Gesellen, die in einem Nebenzimmer arbeiteten, nnd sagte zu diesen: „Mein Donat hat mich vergiftet. Er hat mir gestern Abend und heute früh eine so starke Dosis Arsenik beigebracht, daß ich nicht mehr mit dem Leben davon kommen kann.“

Er wiederholte dieselbe Beschuldigung in Gegenwart seiner Dienstboten, und empfahl ihnen, seinen ältesten Sohn zu ihm zu bringen, sobald man ihn gewahr werde.

Dies geschah gegen Mittag. Donat näherte sich weinend seinem Vater. Dieser begnügte sich zu ihm zu sagen: „Ich bedauere Dich, mein Sohn. Du hast mich vergiftet; wie wird es Dir gehen!“ Donat betheuerte, daß er nicht schuldig sei.

Um zwei Uhr holte er aus seinem Kleiderschrank eine Düte und begab sich in seines Vaters Wohnzimmer, während dieser auf einige Minuten dasselbe verlassen hatte. Nach seiner Rückkehr bemerkte er am Rande der Kanne, worin das für ihn bestimmte Getränk zubereitet werden sollte, die Ueberreste eines weißen Pulvers, die er auf glühende Kohlen warf.

„Welchen Geruch hat das?“ fragte er die am

Feuer beschäftigte Magd. — Den von Knoblauch, entgegnete sie. — „So habe ich mich nicht geirrt,“ schrie der unglückliche Vater. „Mein Sohn hat, aller seiner Betheuerungen ungeachtet, mich zum dritten Male vergiften wollen.“

Donat hatte an der Thür gehorcht. Als die Magd in die Küche kam, erkundigte er sich nach den Aeusserungen seines Vaters. Er behauptet, daß Sie ihn vergiftet haben, antwortete sie. Ohne Rückhalt gestand er, daß dieser Verdacht nur zu gegründet sei, empfahl ihr zu schweigen, und äusserte, daß er sich schnell entfernen wolle. Er nahm zwei volle Geld-Säcke aus seines Vaters Schreibtisch und packte sie in seinen Mantelsack.

Dr. Miquel, die entsetzlichsten Schmerzen leidend, rief die Magd und schickte sie zu seinem ältesten Sohne, um Leinsaamen von ihm zu begehren. Sie weigerte sich, diesen Auftrag zu übernehmen, wonach er sie bat, Mohn aus dem Garten zu holen.

Kaum dort angelangt, hörte sie einen starken Schuß. Sie eilte mit den beiden Schneider-Gesellen nach dem Zimmer des Hausherrn, der mit zerschmettertem Kopfe in seinem Lehnstuhle saß. Donat gewann durch die Küche das Freie und flüchtete sich nach Eymet.

Nach einer kurzen Unterredung mit Frau Blondeau und ihrer Tochter, machte er sich spät Abends auf den Weg, um wo möglich die spanische Grenze zu erreichen. Auf dem Punkte, sie zu überschreiten, wurde er, am 21. März um 10 Uhr Abends, von den Mauthsoldaten, nebst vier Führern, die er mit sich genommen, angehalten, und der Gendarmerie

überliefert. Fast unmittelbar darauf nannte er sich, und gab die Ursach seiner Flucht an. Später behauptete er, daß er mit seinem Vater, der von ihm beabsichtigten Heirath wegen, heftig gestritten, daß während dem sein Gewehr unversehens losgegangen, und seinen Vater getödtet habe.

Der Zustand, worin man diesen letzten gefunden, lies eine solche Voraussetzung nicht zu. Es war vielmehr augenscheinlich, daß der Mörder sich ihm leise von hinten genähert, ihm die Mündung des Gewehrs gegen den Hinterkopf gehalten und losgedrückt.

Der Ueberrocks-Kragen war in der Mitte durchbohrt, eben so die Weste und die Halsbinde. Darunter entdeckte man eine tief in den Kopf eindringende Wunde. Das Zeug vom Rock, von der Weste und der Halsbinde wurde im Hintergrunde dieser Wunde, in der Hölung des linken Auges, nebst 60 breitgedrückten Schrotkörnern, gefunden. Aus der ärztlichen Untersuchung ergab sich ebenfalls, daß Dr. Miquel sich nicht selbst getödtet haben könne, und daß er im Schlaf erschossen worden.

Den 1. Mai schrieb Donat an den königlichen Prokurator in Marmande: „er habe etwas wichtiges ihm mitzutheilen.“ Seine Erklärung war, er sei von Frau Blondeau zur Begehung seines Verbrechens angetrieben worden.

„Du hast nur ein Mittel frei zu werden, und nach Gutdünken über deine Hand zu verfügen,“ habe sie zu ihm gesagt, „du mußt deinen Vater bei Seite schaffen.“

Anfänglich habe er solchen Rath mit Abscheu zurückgestoßen; erst als sie ihm angedeutet, daß er, zur

Erreichung seines Zweckes sich des Arseniks bedienen könne, erst als sie ihm durch eine gewisse Salviat ein Päckchen davon zustellen lassen, habe er sich zu der von ihm begangenen ruchlosen That antreiben lassen. Er fügte hinzu, daß die Blondeau bei drei Krämern in Eymet vergebens nach Arsenik gefragt, und es sich auf einem anderen Wege verschafft.

Diese Angaben machten eine zweite besondere Untersuchung nothwendig, aus der sich ergab, daß die Blondeau bei keinem der Krämer in Eymet Arsenik gefordert, daß die Salviat von denselben eben so wenig erkannt wurde, und daß Alles, was der junge Uebelthäter gegen beide ausgesagt, grundlos war.

Welchen Zweck er gehabt, andere in sein Verbrechen zu verwickeln, läßt sich nicht leicht begreifen, falls man nicht annehmen will, daß er aus fast unglaublicher Karakter-Verworfenheit, oder aus dem Verlangen entsprungen, seinen Prozeß möglichst in die Länge zu ziehen.

Ein Zug, der diesen Menschen noch genauer zu karakterisiren vermag, ist der, daß er bei seiner Verhaftung seines Vaters goldene Uhr hatte, welche dieser, an einer starken Schnur befestigt, beständig bei sich trug, und die Donat, nachdem er ihm den Kopf zerschmettert, den entsetzlichen Muth gehabt, über denselben hinweg ihm abzunehmen.

Unter den die verschiedenen Umstände des Verbrechens bestätigenden Zeugen-Aussagen, verdient besonders die des Fuhrmanns Arnaud-Rivière bemerkt zu werden.

„Den 18. März, Abends 11 Uhr," sagte er,

kam der Sattler Marrot und weckte mich mit dem Bedeuten, daß ich mich unverzüglich in Roquemore's Scheuer begeben solle, wo ein dringendes Geschäft meiner harre. Dort angekommen ergriff er mich am Arm, und stellte mich einem jungen Menschen vor mit den Worten: „Da ist Ihr Mann.“

„Der junge Mensch trat mir ganz nahe, und fragte mich hastig, ob ich ihn nach Villeneuve führen wolle? Auf meine bejahende Antwort verlangte er zu wissen, wieviel ich dafür begehre? doch ohne meine Entgegnung abzuwarten, fügte er hinzu: „Machen wir uns gleich auf den Weg; ich will Euch geben, was Ihr verlangt.“

„Ausserhalb der Stadt (Eymet) fragte er mich, ob ich den nächsten Seitenweg nach Villeneuve kenne? Ich entgegnete, daß mir nur der über Lauzün und Castillonès bekannt sei. „So eilen wir,“ rief er, und wir schritten rasch fort. Nach einigen hundert Schritten sagte er, daß er Miquel heisse, und auf dem Schlosse Cause wohne. Wir sprachen von gleichgiltigen Dingen. Bei der Ziegelei zwischen Lauzün und Castillonès wollte er ruhen. Aber das Geklaff eines Hundes schreckte ihn auf, und wir gingen bis hart an den letzten Ort, wo wir uns auf ein Stück Holz setzten. Er verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf, der etwa eine halbe Stunde dauerte. Wir brachen sodann wieder auf. Da er mich schon von seinen Familien-Verhältnissen unterrichtet, und mehrmals von einem angestellten Unglück gesprochen hatte, fragte ich ihn, ob er vielleicht seinen Bruder verwundet.

„Besser als das,“ erwiederte er. „Ich habe meinen Vater umgebracht.“

— Elender Mensch, rief ich, so seid Ihr verloren.

„Ich weiß das recht gut.“

— Aber vielleicht ist er nicht tod. Man kann ihn wohl noch retten?

„Nein, nein,“ schrie er, „ich habe ihn so zugerichtet, daß an ein Aufkommen nicht zu denken ist.“

„Er erzählte mir nun, wie er seinem Vater dreimal hintereinander Gift beigebracht, und wie er, als dieses nicht schnell genug wirken wollte, eine geladene Flinte geholt, dreimal angeschlagen, sie endlich gegen seines Vaters Hinterkopf gehalten und losgedrückt. Er deutete mir an, auf meinem eigenen Kopfe, wo der Schuß hineingegangen.

„Nach einigen Ausrufungen des Abscheu's und Entsetzens fragte ich ihn, was ihn zu einer so schrecklichen That habe verleiten können.

„Was wollt Ihr,“ sagte er ganz ruhig, „ich liebte einmal dies Mädchen, und mein Vater wollte mir nicht meinen Willen thun. Er weigerte sich, mir 60,000 Franken (28,000 fl.) zu geben. Was blieb mir anders übrig. Es ist unerträglich, wenn man seinen Neigungen nicht freien Lauf lassen kann.“

— Hätte ich gewußt, rief ich, welches Verbrechens Sie sich schuldig gemacht, nicht um hundert Pistolen wäre ich mit Ihnen gegangen.

„Was kümmert's Euch, wenn Ihr nur bezahlt werdet,“ entgegnete er.

„Unter solchem Gespräch kamen wir nach Castillonès. Es war 3 Uhr Morgens. Wir begaben uns ins Wirthshaus zum goldenen Löwen. Miquel ließ drei Bratwürste zurichten, und beauftragte den Wirth,

uns zwei Miethpferde zu verschaffen. Er verzehrte darauf nicht nur zwei Bratwürste mit dem besten Appetit, sondern forderte noch zwei andere und aß sie mit derselben Leichtigkeit, wie die beiden ersten, während ich mir Mühe geben mußte, eine einzige hinunter zu bringen.

„Eine Stunde vor Villeneuve kamen uns zwei Gendarmen entgegen, die einen Uebelthäter transportirten. Miquel fürchtete sich sehr, sie möchten ihn anhalten. Ich lud ihn ein, sich ruhig zu verhalten, weil sie sonst Verdacht schöpfen könnten. Wir kamen ungehindert an ihnen vorüber.“ —

Vor Gericht, wie früher in seinen Verhören, klagte Donat Miquel die Frau Blondeau an, zur Begehung seines Verbrechens ihn verleitet, und dazu den ersten Gedanken ihm eingegeben zu haben. Diese widersprach mit Heftigkeit und fügte hinzu, daß wenn sie den Vatermörder unmittelbar nach seinem Verbrechen bei sich aufgenommen, sie ihn noch nicht schuldig gewußt.

So hartnäckig der Angeklagte die Mutter in seinen Prozeß zu verwickeln sich bemühete, mit so großer Schonung benahm er sich gegen die Tochter. Er fand an keiner ihrer Aussagen etwas auszusetzen, und als einmal beider Blicke sich begegneten, füllten sich ihre Augen plötzlich mit Thränen.

Donats Advokat, Baze, hatte eine schwierige Aufgabe. Er konnte die Anklage nicht bestreiten, weil seines Klienten eigene Aussagen in allen Punkten mit ihr übereinstimmend waren. In der zartesten Kindheit seiner Mutter beraubt, stellte er ihn sich selbst überlassen, in allen seinen übeln Neigungen sich

verstärkend, dar, nur nach bösen Beispielen sich bildend, von heftigen Leidenschaften und vielleicht von habgierigen Einflüsterungen hingerissen, die ihm das Verbrechen als etwas Leichtes und Erlaubtes betrachten liessen.

Alle den Geschwornen vorgelegten Fragen wurden von ihnen bejahend, und ohne Geltendmachung mildernder Umstände, beantwortet. Demzufolge sprach das Gericht das Todes-Urtheil über den Angeklagten aus, und verordnete, daß er auf einem der Plätze in Agen hinzurichten sei, den Kopf mit einem schwarzen Flor umhüllt.

Donat vernahm die über ihn gefällte Sentenz, ohne eine Miene zu verziehen. Gegen die Geschwornen sich wendend, sagte er: „Ich habe Ihnen immer die reinste Wahrheit gesagt. Sie haben mir nicht glauben wollen, deshalb werden Sie sich ewig meinen Tod zum Vorwurf machen müssen.“

Tags darauf bemühete er sich, eine Nadel zu verschlucken, und die Adern sich mit einem Glasscherben zu öffnen. Man lies ihn deshalb nicht mehr aus den Augen. Er trug auf Kassirung seines Urtheils und um Milderung der über ihn ausgesprochenen Strafe an. Dies Doppelbegehren wurde verworfen, und seine Hinrichtung fand am 25. Oktober in Agen statt.

Angeblicher Verrath gegen die Quadrupel-Allianz.

Die als ministeriell betrachtete Zeitung, das Journal des Débats, enthielt vor einiger Zeit einen Aufsatz über die gegenseitige Lage der kämpfenden Par-

teien in Spanien, worin die des konstitutionellen Heeres als sehr mißlich, die der karlistischen Truppen dagegen als gedeihlich und zukunftsreich geschildert wurde.

Die Oppositions-Zeitungen wollten in der Veröffentlichung solcher Umstände ein Zeichen erblicken von der Hinneigung des französischen Ministeriums gegen Don Karlos, wie von Verrath gegen die Quadrupel-Allianz. Fast alle stellten darüber ihre Folgerungen und Voraussetzungen auf.

Die wöchentlich einmal erscheinende Nouvelle Minerve lies es dabei nicht bewenden. Sie behauptete mit dem Tone der Ueberzeugung, daß der Aufsatz in den Débats einer Denkschrift entnommen sei, den ein gewisser General Latapi, Gesandter Karls V in Paris, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Broglie, und Hrn. Guizot überreicht.

Diese Angabe wurde zweimal hintereinander auf die bestimmteste Weise im Journal de Paris widerlegt. Demungeachtet bestand die neue Minerva auf ihrer Angabe Wahrheit, erklärte die Wiederlegungen als lügnerisch und falsch, auf eine Bescheinigung des Generals Latapi sich stützend, worin gesagt war, daß jene Widerlegung ungegründet sei. Indessen hatte Latapi obige Bescheinigung nicht selbst geschrieben, sondern blos unterzeichnet. Dieser Umstand verhinderte den Haupt-Redaktor der Minerva nicht, seiner von allen Oppositions-Zeitungen bekannt gemachten Erklärung, die für den Herzog von Broglie höchst beleidigenden Worte beizufügen:

„Durchdrungen von einem tiefgewurzelten Gefühl des Abscheu's für die traurige Sittlichkeit der Men-

schen, unter deren Hände Frankreichs Geschick gerathen ist, überlasse ich der öffentlichen Meinung die Sorge, zwischen der doktrinären Wahrheitsliebe und jener der neuen Minerva zu entscheiden.

Sarrans der jüngere.

Sowohl durch diese direkt beschimpfenden Zeilen, als durch die übrigen in der Minerva mitgetheilten grundlosen Vorspiegelungen und verläumderischen Angaben, fand sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten veranlaßt, eine Klage anhängig zu machen gegen den Haupt-Redaktor der neuen Minerva und gegen den General Latapi.

Der letzte, der, zwei Tage nach Erscheinung der von ihm unterschriebenen Widerlegung in der Minerva, durch eine freiwillig vor dem königlichen Prokurator Desmortiers abgelegte Erklärung, sich als leichtsinniger Lügner und Aufschneider erkannt, wagte es nicht, der Schande einer öffentlichen Gerichts-Verhandlung sich preiszugeben.

Sarrans dagegen, mit der ehernen Stirn des pariser Zeitungsschreibers, der weder Scham noch Reue kennt, berief sich auf die „muthmaßliche Glaubwürdigkeit“ eines ihm selbst unbekannten Abenteurers, und bemühete sich, daraus seine Rechtfertigung zu entnehmen. Nichts karakterisirt besser das alltägliche Verfahren der französischen Neuigkeits-Fabrikanten, als die Vertheidigung des Redaktors der neuen Minerva. Theilen wir die „glänzendsten“ Stellen daraus mit:

„Ich behaupte nicht, weder die Wahrheit der von mir angegebenen Umstände zu vertreten, noch dafür gut zu stehen, ich behaupte allein, daß die

Umstände, welche ich in meinem an den Courrier français gerichteten Schreiben angegeben, wahr sind, indem sie klar, kategorisch und öffentlich, in Gegenwart mehrerer Zeugen, von Latapi artikulirt worden...

„Hinsichts der Ausdrücke meiner Mittheilungen, so lassen sie sich sehr leicht rechtfertigen. Ich befand mich unter der Last einer Wiederlegung, die mir nicht von dem Minister, sondern von dem Journal de Paris gegeben worden. (Ich begreife nicht, warum der Minister gemeinschaftliche Sache mit dem Journal macht.) Ich mußte darauf antworten, und um es zu thun, mußte ich die genügenden Ueberzeugungs-Elemente der Erklärung des Generals Latapi entnehmen *), den ich für einen Ehrenmann hielt.

„Uebrigens habe ich den General Latapi nur ein einziges Mal gesehen, und zwar an dem Tage, wo ich mich an seine „Ehre" zu wenden hatte. Früher kannte ich ihn nicht. Ich verlangte von ihm ein an mich gerichtetes Schreiben, worin er erkläre, daß die Wiederlegung des Journal de Paris ungegründet sei.

„Er machte einigen Widerstand, zögerte, unter dem Vorgeben, daß er der ministeriellen Rache ausgesetzt, und an mehr als einer Stelle verwundbar sei. Endlich zeigte er sich doch geneigt zur Erörterung eines Schreibens, das in seiner Gegenwart von Lesseps verfaßt wurde. Jede Phrase wurde besonders

*) Man bemerke, daß diese Erklärung nicht von Latapi, sondern von Lesseps, Mitarbeiter an der Minerve, geschrieben, und daß der General von vier oder fünf Personen gewissermaßen gezwungen worden, sie zu unterzeichnen. Welche Spiegelfechterei....

seinem Nachdenken unterzogen, und nach langem Hin- und Herwenden von ihm gutgeheissen. Als das ganze Schreiben beendet war, ergriff er es, um es zu durchlesen und wieder zu durchlesen. Endlich unterschrieb er es, und fügte das Datum hinzu."

Alle von Sarrans gestellten Zeugen konnten nichts anderes aussagen, als daß sie den General Latapi, den keiner von ihnen genauer kannte, im Tuilerien-Garten erzählen gehört, er habe dem Herzog von Broglie, in Guizots Gegenwart, eine Denkschrift über den gegenseitigen Zustand der karlistischen und christinischen Armeen in Spanien überreicht, und der im Journal des Débats erschienene Aufsatz sei dieser Denkschrift entnommen.

Ob solche Angabe auf unbestreitbare Wahrheit, oder blos auf lügnerische Prahlerei sich begründe, darum hatte keiner der Zeugen sich bekümmert, eben so wenig als der Redaktor der Minerva, für den es hinreichend war, daß irgend jemand eine Behauptung aufgestellt, deren man sich als Angriffswaffe gegen einen oder mehrere Minister bedienen konnte, um sich ihrer ohne Anstand zu bemächtigen.

Dies klägliche Verfahren wurde von Chaix-d'Est-Ange, Advokaten des Herzogs von Broglie, auf eine ausgezeichnete Weise hervorgehoben.

„Man beschuldigt den Minister der auswärtigen Angelegenheiten," sagte er, „einen Vertrag eingegangen zu haben mit einer benachbarten Macht, die Erhebung der Königin Isabelle auf den Thron anerkannt, ihr Frankreichs Freundschaft angeboten, mit ihrer Regierung ein Friedens- und Freundschafts-Bündniß abgeschlossen zu haben, das in seiner ganzen Stärke

daß er dieselben als eine unbestreitbare Wahrheit sich zugeeignet, und sie zum Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung gemacht.

„Er hat zu sich gesagt, ein Mensch, den ich nicht kenne, über dessen Glaubwürdigkeit und Moralität ich nicht das mindeste weiß, behauptet dieses oder jenes. Was thut's. Seine Behauptung ist für mich Wahrheit, vollkommene, unzubezweifelnde Wahrheit, weil ich es also will, weil solch Verfahren zu meinem Zwecke entsprechend ist."

Die absichtliche Böswilligkeit in dem Verfahren des Redaktors der neuen Minerve gegen den Herzog von Broglie, wurde von dem General-Prokurator Martin noch augenscheinlicher karakterisirt. Er sagte unter andern:

„Beschuldigungen, die man nicht gegen einen Privatmann aufzustellen wagen würde, glaubt man gegen einen Minister ohne Rückhalt erlaubt. Ihr behauptet, daß der Minister dies oder jenes gethan. Er entgegnet, daß er nie daran gedacht. Statt nun zu untersuchen, ob der, welcher jene Behauptung Euch eingeflößt, sich geirrt, oder Euch hintergangen, begnügt Ihr Euch, ihm ein von Euch verfertigtes, an Euch gerichtetes Schreiben vorzulegen, worin Ihr ihn erklären laßt, daß des Ministers Angaben Lügen sind. Sodann fügt Ihr diesem Fabrikat Eurer Einbildungskraft die beleidigendsten Ausfälle gegen denselben Minister bei. Welch Verfahren und welche Gewissenhaftigkeit!"

Die Antwort der Geschwornen, auf die ihnen vorgelegten Fragen:

1. Ist Sarrans schuldig, durch einen gedruckten

und öffentlich bekannt gemachten Aufsatz, den Herzog von Broglie, Präsidenten des Ministerraths und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, bei Gelegenheit seiner Amtsverrichtungen beschimpft und verlästert zu haben;

2. Ist Latapi schuldig, ꝛc. (dieselbe Frage), fiel bejahend aus.

Durch seinen Sachwalter Tessier verlangte der Herzog von Broglie keinen andern Schadenersatz, als die Verurtheilung der Angeklagten zur Bezahlung aller Prozeßkosten.

Nach halbstündiger Berathung fällte das Gericht eine Sentenz, wodurch Sarrans zu vierzehntägiger Haft und 2000 Franken (933 fl. 20 kr.) Geldstrafe, und Latapi zu zweimonatlicher Haft und 2000 Fr. Strafe, wie zu zweimonatlicher Untersagung seiner bürgerlichen Rechte, beide überdem zu Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten, verurtheilt wurden.

Zwei Produkte der neuesten Verbrecher-Zivilisation.

Rochus Bélard und Joseph Corvoisier sind zwei jener Menschen, deren wir in dem einleitenden Worte zum gegenwärtigen Aufsatze gedacht. Mord und Todschlag sind für sie bloßes Geschäft, Spekulation, eine Art Gewerbthätigkeit.

Der erste war Lehrling gewesen bei dem Hutmacher Babois, wohnhaft zu Paris in der Sackgasse Coqueret. Er hatte sich im 22. Linien-Infanterie-Regiment anwerben lassen, begehrte nach kurzer Dienstzeit Urlaub, begab sich nach Paris, stattete seinem ehemaligen

Lehrmeister, einem jungen unverheiratheten Mann, der sich durch angestrengten Fleiß eine für seinen Stand ziemlich bedeutende Summe erworben (was Bélard wußte) und ermordete ihn auf die gräßlichste Weise, um seines Geldes, wie seiner Kleidungsstücke sich zu bemächtigen.

Nach verübter That, in Gegenwart seines mit dem Tode ringenden Opfers, dessen Blut gegen ihn hinströmte und seine Füße befeuchtete, zog er Rock, Weste, Hosen und Stiefeln an, die Babois grade trug, nahm jenes Hut, Uhr, Halsbinde, Schnupftuch, mit einem Worte alles, womit der andere bekleidet war, steckte das geraubte Geld zu sich, verschloß die Thür hinter sich, und ging seiner Wege.

Er begab sich unmittelbar zu einem Barbier, ließ sich rasiren, und verfügte sich in ein privilegirtes Unzuchtshaus, wo er über Nacht blieb. Am nächsten Morgen trug er Babois Rock zu einem Kleiderhändler, um ihn zu verkaufen. Dieser, dem der geringe Preis auffiel, um welchen Bélard ein fast neues Kleidungsstück feilbot, hielt ihn für einen Dieb und ließ ihn festnehmen.

Man entdeckte in der Rocktasche Babois Adresse, führte den Verhafteten nach dessen Wohnung, fand seinen Leichnam auf dem Boden ausgestreckt, und überlieferte den Thäter dem Arme der Gerechtigkeit.

Joseph Corvoisier hatte, nach einem allgemein verbreiteten Gerücht, vor mehreren Jahren einen seiner beiden Brüder, Namens Aimé, umgebracht. Der Unglückliche verschwand plötzlich. Man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört. Joseph erschien vor

den Assisen; da es jedoch an genügenden Beweisen gegen ihn gebrach, wurde er freigesprochen.

Seitdem bildete sich in seiner Seele ein Vorsatz aus, den er, nach reiflich erwogenen Vorkehrungen und Sicherungs-Maßregeln endlich am 23. Dezember 1834 in Ausführung brachte. Dies Vorhaben bestand darin, seines zweiten Bruders Johann, zwischen dem und ihm eine Erbschafts-Angelegenheit noch nicht geschlichtet war, auf dieselbe Weise sich zu entledigen, wie des ersten.

Am Abend des 23. kam Johann nicht nach Hause. Vergebens harrte man auf ihn den 24., und die folgenden Tage. Joseph, um die verlängerte Abwesenheit seines Bruders befragt, entgegnete, daß er nicht wisse, was aus ihm geworden, daß er seit vierzehn Tagen ihn nicht gesehen.

Mehrere Zeugen, die beide Brüder am 22. und 23. beisammen gesehen, straften ihn gradezu Lügen. Er begnügte sich zu sagen: „Ihr irrt Euch; ich weiß nichts von ihm. Uebrigens," fügte er mit teuflischem Lächeln hinzu, „könnt Ihr ihn suchen, wenn Ihr doch wollt, daß er hier gewesen."

Er wurde verhaftet. Aber alle Nachsuchungen blieben ohne Erfolg. Von einem verübten Verbrechen zeigte sich nirgends die mindeste Spur. Joseph Corvoisier wurde wieder freigelassen, doch beobachtete man ihn aufs strengste.

Ein Brigadier von der Gendarmerie begleitete ihn nach seiner Wohnung. Dort angelangt eilte Joseph in den Garten. Sein Blick, der ihn ganz umfassen zu sollen schien, haftete dennoch mehrmals länger als

auf jedem andern Punkte, an einer Stelle, wo hochstämmiger Kohl gepflanzt war.

Ohne ein Wort zu sagen ging der Brigadier dahin, und bohrte den eisernen Ladstock seines Gewehrs in den Boden. Ihn zurückziehend, verspürte er einen starken Verwesungs-Geruch. Er entfernte sich, um den königlichen Prokurator von seiner Entdeckung zu benachrichtigen.

Bis zur Ankunft dieses letzten, und der zur Nachgrabung benöthigten Leute, hatte der Verbrecher, dessen Bruder Johann wirklich an gedachter Stelle verscharrt war, den bereits in Verwesung übergegangenen Leichnam ausgegraben und bei Seite geschafft. In seinem späterm Geständnisse äusserte er sich folgendergestalt über dies Begehen:

„Die Unvermeidlichkeit der Entdeckung, bei dem beabsichtigten Nachgraben, lies mich den Entschluß fassen, unverweilt den Körper meines Bruders auszugraben, und ein todgebornes Kalb, das ich glücklicherweise bei der Hand hatte, an seine Stelle zu legen. Ich nahm Johanns Leichnam in mein Zimmer, schnitt ihn in sechs Stücke, und trug ihn, in zwei Malen, in den alten Kalkofen, wo man ihn gefunden hat. Ihr wäret zu einfältig gewesen, dergleichen zu thun," fügte er, zu den Gendarmen gewendet, hinzu.

Der entsetzliche Gestank, den der in dem Kalkofen verborgene Körper verbreitete, veranlaßte seine Entdeckung. Aerme und Beine waren vom Rumpf abgelöset, und dieser selbst war in der Mitte wie durchgesägt, oder gehackt. In dem Augenblicke, wo man die sechs Stücke des Körpers seines Bruders in sei-

ner Gegenwart vergrub, aß er ganz ruhig ein Stück Fleisch und Brot, und sagte zu den Umstehenden:

„Ha, er ist gut da, der Hundsfott; er ist besser da, als in meinem Bauch.“ Gleich darauf rief er mit satanischem Grinsen: „Komm jetzt, Tagedieb, Schlepp-Teufel (traine-diable), komm jetzt mit.“

Diese entsetzlichen Worte wurden vor Gericht von den Zeugen bestätigt und wiederholt. Die Gendarmen, welche ihn verhaftet, berichteten, daß, als sie seiner sich versichert, sie zu ihm gesagt: „Du wirst guillotinirt werden, weil Du Deinen Bruder umgebracht,“ worauf er spöttisch entgegnete: „Was thut's, sie können mich doch nur einmal entzwei schneiden, während ich ihn in sechs Stücke gesäbelt habe. Sein Gehirn ist mehr als zehn Fuß hoch gesprungen. Es thut mir leid, daß ich nicht die ganze verfluchte Rasse ausgerottet habe.“

Des Angeklagten Betragen vor Gericht, war über alle Beschreibung frech und empörend. Fast alle Zeugen schienen sich vor ihm zu fürchten. „Er durchbohrt uns mit seinen Augen und mit seinen Worten,“ sagten sie. Jede seiner Antworten, auf die an ihn gerichteten Fragen, enthielt eine neue Unverschämtheit. Er beschimpfte den Präsidenten, den königlichen Prokurator, den Gerichtsschreiber, die Zeugen, sogar seinen eigenen Advokaten. „Singt,“ schrie er, „singt, ins Teufels Namen, acht Tage lang; was kümmerts mich. Die ganze Komedie macht mir Langeweile. Ich weiß eben so gut als Ihr, wie sie enden wird.“

Joseph Corvoisier, wie Rochus Bélard, wurden zum Tode verurtheilt. Beide kamen um Kassation

ein. Wirklich wurde die über sie gefällte Sentenz, eines unbedeutenden Formen-Verstoßes wegen, kassirt. Beide figurirten also nochmals vor den Assisen und wurden abermals zum Tode verurtheilt. Sie sind seitdem hingerichtet worden.

Ein im zweiten Prozesse Corvoisiers bekannt gewordener Zug, setzt der Karakteristik dieses Ungeheuers die Krone auf. Nach seines Vaters Ableben waren die Aerme des Leichnams so steif geworden, daß man sie nicht dem Körper nähern, und diesen nicht in den Sarg bringen konnte.

„Ich will schon Rath schaffen," sagte Joseph. Er holte einen großen Knittel, eine Art Keule, zermalmte mit gewaltigen Schlägen des Todten Aerme, stopfte ihre schlotternden Ueberreste in den Sarg, und rief den mit sprachlosem Entsetzen ihn anstarrenden übrigen Mitgliedern der Familie zu: „So, begrabt nun den alten Hund."

Damon und Pythias als Kläger und Verklagter.

Fleischhauer Tranchant hatte den Uhrmacher Guye verklagt, weil der letzte, die von dem ersten zur Ausbesserung ihm anvertrauete silberne Taschenuhr verkauft. Vor Gericht erschienen beide Arm in Arm und nahmen Platz auf derselben Bank. Mit Mühe machte man dem Kläger begreiflich, daß es sich nicht für ihn schicke, neben dem Verklagten zu sitzen. Er rutschte endlich hinter ihn, um, wie man bald bemerkte, seine Antworten ihm zuzuflüstern.

Präsident zu dem Verklagten: Wie heißt Ihr?

Antw. Johann Joseph Maria Adelheid Christian Magdalena Guye.

Fr. Wo wohnt Ihr?

Antw. Parbleu, das habe ich richtig vergessen. Sage doch, père Tranchant, wo wohne ich eigentlich?

Kläger, soufflirend: St. Marine-Sackgasse.

Guye. Richtig; St. Marine-Sackgasse.

Präs. Nummer?

Guye. Nummer... hm... hm?

Kläger. Nummer? Ma fine, ich weiß nicht.

Guye. Ma fime, ich weiß nicht.

Kläger. Uebrigens sind alle diese Fragen ganz überflüssig, weil ich erkläre, daß ich den Angeklagten freispreche; weil wir uns verglichen haben; weil ich von ihm nichts mehr fordere; weil wir die besten Freunde sind; weil wir eben da unten beim père Dücommün, in der rue basse du rempart du Louvre, Brüderschaft getrunken haben; weil Guye ein bon enfant ist; weil er mir das Papier que voilà geschrieben hat, daß er mich entschädigen will, bei Zeit und Gelegenheit, weil....

Präs. Ihr nehmt also Eure Klage zurück?

Kläger. Ohne Zweifel; weil ich ihn freispreche; weil.... Komm, père Guye, wir wollen die Herren nicht länger inkommodiren. Allons wieder nach da nuten, zum père Dücommün.

Präs. Das kann nicht so gehen; die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben.

Kläger. Tiens, was soll das heissen? Wenn ich ihn aber freispreche, und mit ihm wieder nach là bas gehen will?....

Präs. Der Verklagte hat einer nach den Worten des Gesetzes strafwürdigen Handlung sich schuldig gemacht. Der königliche Prokurator wird requiriren.

Kläger. Aber wenn ich nicht requirire, done... Ich absolvire ihn.

Verklagter. Aber wenn er nicht requirirt, und mich absolvirt?...

Der königliche Prokurator requirirt demungeachtet. Er macht bemerklich, daß Guye sich im Wiederbetretungsfalle, desselben Vergehens wegen, befindet, und daß es unumgänglich nothwendig wird, eine Strafe über ihn zu verhängen, um ihm eine gute Lehre für die Zukunft zu geben.

Verklagter. Nun, das muß ich sagen, da steht mir der Verstand stille. Ich habe mich mit dem Papa Tranchant abgefunden, ihm ein Papier geschrieben, daß ich ihn bei Heller und Pfennig entschädigen will, ihm ein Draufgeld gegeben und noch überdem unser Frühstück da unten beim père Dücommün, rue basse du rempart du Louvre bezahlt, zwei Litres (Flaschen), ma foi, und Brüderschaft, und Absolution und Alles... Monsieur fordert nichts von mir, Monsieur erklärt sich befriedigt, Monsieur spricht mich frei und absolvirt mich. Also kann von nichts mehr die Rede sein. Also kann man nicht gegen mich requiriren. Also kann man mich nicht verurtheilen. Voilà. Allons-nous en, père Tranchant.

Kläger. Allons-nous en, père Guye, nach da unten, nicht so?

Das Gericht verurtheilt Guye zu dreimonatlicher Haft und 25 Franken (11 fl. 40 kr.) Geldstrafe.

Guye, ärgerlich lachend. Nun, Gott sei's geklagt, das ist ein Urtheil, was sich von Vater auf Kind und Kindeskind vererben soll, wenn ich einmal Kinder habe. Der Kläger klagt nicht und das Gericht verurtheilt mich doch. Ich appellire. Glücklicherweise daß ich den Stubenkehrer beim Appell kenne... Gehen wir jetzt nach là bas.

Aufenthalt unter den Eingebornen Neuhollands.

Des gedeihlichen Zustandes der meisten englischen Kolonien in Neuholland ungeachtet, beharren die Eingebornen dieser ungeheuern Insel, der man den Namen eines fünften Erdtheils beigelegt, immerfort in ihrem rohen, wilden Zustande, der bis auf den heutigen Tag für keine Gesittung irgend einer Art empfänglich scheint. Nirgends beurkunden sich empörendere, an das Unglaubliche grenzende Gebräuche, nirgends ist abgeschmackterer Aberglaube herrschend, als bei diesen Menschen.

Die Mulgarradocken, die gleichzeitig Aerzte, Priester, Schauspieler und Hexenmeister sind, werden von den Eingebornen, sowohl auf der Süd- und Ostküste, als im Innern des Landes, zu denen sie gehören, aus deren Mitte sie entsprossen sind, für übernatürliche Wesen gehalten, welche die Macht haben, nach Gefallen Regen oder Sonnenschein zu veranlassen, Stürme zu erwecken, und durch ein Wort sie wieder zu besänftigen. Man betrachtet sie als Ge-

bieter über Donner und Blitz, über Erde und Meer. Sie können, wen sie hassen, mit Krankheit schlagen, oder durch eine Handbewegung tödten, ꝛc.

Ueberhaupt wird der Hand des Mulgarradock die Eigenschaft zugeschrieben, anderen Kraft und Gewandheit zu verleihen. Ist es darum zu thun, ein Unwetter zu entfernen, so begibt sich der Zauberer auf einen freien Platz, stellt sich möglichst in Mitte desselben, bewegt seine Aerme, schüttelt mit Heftigkeit sein Gewand, und macht eben so plötzlich abwechselnde als sonderbare Gesichts-Verzerrungen.

Die alleinigen Nahrungs-Mittel der Eingebornen bestehen in Fischen oder Wildpret. Wenn an beiden Mangel eintritt, essen sie auch Wurzeln, Baumrinde und sogar Blätter. Beim Fischfang bedienen sich die Männer einer Harpune, die Weiber der Angel und Leine. Die letzten müssen, ihrer Verrichtung wegen, einer Verstümmelung sich unterziehen, von der sie nichts befreien kann. Schon als Kinder schneidet man ihnen die beiden äussersten Glieder des kleinen Fingers der linken Hand ab, unter dem Vorwande, daß diese Glieder beim Wickeln der Leine um die Hand hinderlich seien.

Die in den Waldungen lebenden Eingebornen, können oft nur mit größter Mühe sich die ihnen nothwendigen Lebensmittel verschaffen. Sie klettern auf Bäume, um Vögel zu fangen, oder sie stellen Fallen, um anderer Thiere sich zu bemächtigen.

Aus Farrenkraut-Wurzeln bereiten sie einen Taig, den sie mit zerquetschten Ameisen würzen, wozu sie im Frühling Vogeleier gesellen. Das ist für sie ein Leckerbissen. Sie verschlingen übrigens alles, was

ihnen unter die Hände geräth, sogar Würmer, Raupen oder Ungeziefer.

Männer und Weiber reiben sich die Haut mit Fischthran, was sie vor dem Stich der Mustiken schützt, ihnen zugleich aber einen unerträglichen Geruch verleihet. Oft beschmieren sie sich auch mit rother oder weisser Erde, und zieren sich die Haare mit Fischgräten, Knochen von Vögeln und vierfüßigen Thieren, Federn, kleinen Holzstücken und Känguru-Zähnen.

Andere Wilde sind unsern Geistlichen nicht unähnlich. Sie sind schwarz angestrichen, mit einem weissen Ring um jedes Auge, und Strichen von derselben Farbe auf den Aermen, Schenkeln und Beinen. Nicht selten auch machen sie sich auf diesen Körper-Theilen tiefe Einschnitte mit scharfen Muscheln, um nach Heilung der Wunden, durch die davon übrigbleibenden Narben, immerwährende Körper-Verzierungen zu erhalten, die sehr geschätzt werden.

Zwischen dem 12 und 15 Jahre erleiden die Knaben eine Operation, Gnägaung genannt, die darin besteht, daß man ihnen die Nasen-Wände durchbohrt, um in die gemachten Oeffnungen kleine Knochen oder Schilf zu stecken, was als eine große Zierrath betrachtet wird.

In demselben Alter auch werden sie in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen, bei welcher Gelegenheit man ihnen einen Vorderzahn ausschlägt. Ein britischer Reisender, der sich längere Zeit unter den Eingebornen Neuhollands aufgehalten, entwirft von dieser Feierlichkeit nachstehende Schilderung:

„Die Angehörigen eines ziemlich großen Volksstammes, in der Nähe von Sydney (Hauptort der

britiſchen Kolonie Neuſüdwäles), mit Keulen, Lanzen und Schilden bewaffnet, überhaupt in ihrem größten kriegeriſchen Staate, bildeten einen länglich-runden Kreis, Gauläng genannt, der etwa 25 Fuß im Durchmeſſer haben konnte. Im innern Raume ſtanden fünfzehn Knaben nebeneinander. Der eigentlichen Feierlichkeit gingen verſchiedene Verrichtungen voran.

„Die bewaffneten Männer näherten ſich ſingend, oder vielmehr das bei ſolcher Gelegenheit übliche Geſchrei ausſtoßend, indem ſie Schilde und Lanzen bewegten, und mit ihren Füßen ſo ſehr den Staub aufwühlten, daß ſowohl ſie, als alle Anweſenden, davon bedeckt wurden.

„Auf einmal ſonderte ſich einer der bewaffneten Männer ab von der Truppe, ergriff einen Knaben, und brachte ihn wie mit Gewalt zu ſeinen Gefährten, die, mit einem erſchütternden Schrei, den Kleinen unter ihren Schutz nahmen. Auf dieſelbe Weiſe wurden alle 15 Knaben, einer nach dem andern, ergriffen, und an das entgegengeſetzte Ende des Gauläng getragen, wo ſie mit gekreuzten Beinen, geſenkten Köpfen und gefalteten Händen Platz nahmen.

„Wie beſchwerlich auch dieſe Stellung war, mußten ſie doch die ganze Nacht in derſelben bleiben. Sie durften weder die Augen aufſchlagen, noch ſich bewegen. Auch wurde ihnen, bis zu Ende der Feierlichkeit, keinerlei Nahrung gereicht.

„Die Kirredaſen begannen nun ihren geheimen Ritus. Ein Mann warf ſich zu Boden, wälzte ſich im Staube, verzerrte auf eine entſetzliche Weiſe das Geſicht, und nahm die ſeltſamſten Stellungen an, wie wenn er heftige Schmerzen leide. Seine Zuckungen

und ſcheinbaren Qualen dauerten ſo lange, bis ihm ein Knochen entfiel, deſſen man zur eigentlichen Feierlichkeit ſich bedient.

„Während er auf der Erde lag, war er von andern Eingebornen umringt, die um ihn her ſangen, tanzten und zeitweis ein fürchterliches Geſchrei ausſtießen. Andere klopften ihm ſo lange den Rücken, bis der wunderbare Knochen zum Vorſchein kam. Er erhob ſich nun, und ſchien keine Schmerzen mehr zu verſpüren.

„Nach einigen Minuten wurde er durch einen andern Mann erſetzt, der ſich ganz auf dieſelbe Weiſe benahm, wie der erſte. Seine Zuckungen beendeten ſich ebenfalls mit dem Erſcheinen eines Knochens, den er vorher in ſeinen Gürtel verborgen, und den er fallen lies, wenn es ihm dazu gelegene Zeit ſchien. Er konnte damit jedoch nicht eher niederkommen, als bis er ganz mit Schweiß und Staub bedeckt war.

„Dieſe unförmliche Poſſe, deren Zweck iſt, den Knaben die Ueberzeugung zu geben, daß die Knochen, womit man ihre Naſen-Flügel ſchmückt, von tapfern Kriegern hervorgebracht worden, ſoll ihnen zugleich andeuten, daß ſie ſelbſt keine großen Schmerzen auszuſtehen haben werden, weil andere ſie für ſie erlitten. Denn die Kirredaſen glauben, daß jemehr ein anderer ſich quält, um ſo weniger leidet man ſelber.

„Bald nachher begann die Operation. Einer der ſtärkſten Männer ergriff einen Knaben, hob ihn auf ſeine Schultern, hielt ihm die Beine feſt, und ſetzte ſich auf den Boden. Man zeigte ihm den Knochen, der angeblich aus dem Magen eines der Anweſenden gekommen. Auf der einen Seite zugeſpitzt und ge-

schärft, schnitt man damit dem Knaben das Zahnfleisch auf, weil man, ohne diese Vorkehrung, ihm nicht den Zahn ausbrechen könnte, ohne die ganze Kinnlade zu zerschmettern.

„Nach dieser Verrichtung schnitzt man einen Womera, eine Art Wurfspieß, der acht bis 10 Zoll lang, und von sehr hartem Holze sein muß. Bevor man desselben sich bedient, probirt man ihn gegen einen Baum, und wenn er darin stecken bleibt, wird er als zweckdienlich betrachtet.

„Ist das Zahnfleisch so weit abgelöset, um den oberen Theil des abzubrechenden Zahns zu entblößen, so stellt man den Womera dagegen, und ein Mann hält sich bereit, mit einem großen Stein den entscheidenden Schlag zu führen. Dreimal gibt er sich das Ansehen, als schlage er, doch erst beim viertenmale bringt er sein Vorhaben wirklich in Ausführung.

„Die erste Operation dauerte zehn Minuten, weil, unglücklicherweise für den armen Knaben, der Zahn sehr festhielt. Endlich sprang er, und der Patient wurde zu andern Männern geführt, die sein Zahnfleisch wieder befestigten.

„Man bekleidete ihn mit dem Gewande, das er einige Tage hintereinander tragen sollte. Es wurde ihm ein Gürtel um den Leib geschlungen, worin ein hölzernes Schwert stack. Sein Haupt wurde mit einer Binde geschmückt, wovon Xanthorrhoea-Streifen herabhingen, die durch ihre frische Farbe eine angenehme Wirkung machten. Der Knabe hielt mit der linken Hand den Mund bedeckt. Es war ihm verboten den ganzen Tag ihn zu öffnen, weder um zu sprechen, noch um zu essen.

„Alle übrigen Knaben wurden auf dieselbe Weise behandelt, wie der erste, mit Ausnahme eines zehnjährigen Burschen, der, nachdem man ihm das Zahnfleisch geöffnet, nur einen Schlag gegen den Zahn ertrug, und dem es gelang, den ihn Festhaltenden zu entspringen.

„Während der ganzen Verrichtung stießen alle anwesenden Männer ununterbrochen ein entsetzliches Geschrei aus, sowohl um die Knaben zu zerstreuen, als um ihre Klagen zu ersticken. Die meisten dieser letzten zeigten sich jedoch bei der Operation sehr muthig, und liessen oft nicht den geringsten Laut vernehmen.

„Das Blut, welches dem aufgerissenen Zahnfleisch entquoll, wurde nicht gestillt. Man ließ es vielmehr über des Knaben Brust hinabfließen, und auf den Kopf des Mannes fallen, auf dessen Schultern jener saß. Von nun an durfte er des Mannes Namen dem seinigen beifügen. Man lies das auf der Brust der Knaben, wie auf den Köpfen der Männer getrocknete Blut einige Tage darauf. Die ersten wurden nun Kibarra genannt, nach den Werkzeugen, die man zur Verrichtung des Zahneinschlagens sich bedient, indem in der Sprache der Eingebornen Kiba so viel als Stein oder Felsen bedeutet.

„Nach gänzlicher Beendigung der Operation wurden die Knaben um einen Baumstamm gesetzt. Man hielt denen, die am meisten gelitten, einen gerösteten Fisch gegen den Mund, um ihren Schmerz zu stillen.

„Auf ein gegebenes Zeichen erhoben sich die Knaben, und stürzten sich gegen die Stadt, Männer, Weiber und Kinder vor sich hertreibend, oder sie bei Seite stoßend, um den Weg frei zu haben.

„Nach dieser That nahmen sie ihren Rang ein unter den Männern. Sie erlangten dadurch das Recht, sich der Lanze, des Wurfspießes und der Keule zu bedienen; auch Antheil an allen Gefechten zu nehmen. Später war es ihnen ebenfalls erlaubt, der Mädchen sich zu bemächtigen, welche sie zu ihren Frauen machen wollten. Durch den Verlust eines Zahns hatten sie alle die Vortheile sich zugesichert, welche Alter und Kräfte ihnen geltend zu machen vergönnten.

„Einige Aerzte, die mehrere von diesen Wilden mit Hilfe eines zugespitzten Holzes und eines Steins ausgeschlagenen Zähne untersucht, haben erklärt, daß sie nicht besser von dem geschicktesten, mit allen erforderlichen Werkzeugen versehenen, Zahnarzte hätten ausgerissen werden können.

„Es würde viel zu weitläufig sein, eine umständliche Beschreibung zu geben von alle den sonderbaren Feierlichkeiten und Ereignissen, deren Zeuge ich gewesen. Die letzten bezogen sich größtentheils auf Rachsucht oder Ehrgefühl, das bei den Eingebornen vielleicht eben so stark ist, als bei den Europäern. Eben so wenig verweile ich bei den Vorkehrungen, welche bei Gelegenheit der Niederkunft einer Frau getroffen werden, oder bei öffentlichen Gerichts-Verhandlungen oder bei Beerdigungen. Ich will hier nur erzählen, wie bei diesen Wilden die Ehen geschlossen werden.

„Im größten Theile Neuhollands ist Gewaltthätigkeit, und zwar von der viehischsten Art, Vorgänger der Liebe. Meistentheils erkieset sich der Jüngling seine künftige Lebens-Gefährtin in einem fremden

Stamme, nicht selten in einem solchen, der mit dem seinigen im Kriege begriffen ist.

„Er schleicht sich in die Hütte, worin diejenige wohnt, welche er sich ausersehen, wirft sie, durch einen Keulenschlag ins Genick, zu Boden, versetzt ihr mehrere Streiche auf Kopf, Brust, Aerme und Leib, und ladet sie endlich, wenn niemand da ist, der an seinem Vorhaben ihn hindert, mit Blut bedeckt auf seine Schultern.

„So eilt er eine ziemliche Strecke weit mit seiner Beute, wirft die Arme zu Boden, und zwingt sie, durch wiederholte Schläge, ihm zu folgen, oder wenn sie dazu nicht Kräfte genug hat, schleift er sie, an Aermen und Beinen sie fassend, über Steine nnd Gestrüpp, durch Schluchten und Wälder, so schnell laufend als er vermag.

„Leistet sie Widerstand, so tödtet er sie. Fügt sie sich in seinen Willen, so behandelt er sie als seine Frau, und bringt sie zu seinem Stamme, von dem sie, als hinfort zu ihm gehörig, anerkannt wird.

„Selten geschieht es, daß ein auf solche Weise geraubtes Frauenzimmer früher oder später zu entspringen, und zu den Ihrigen zurückzukehren sucht. Der Gebrauch, einer Frau mit Gewalt sich zu bemächtigen ist so allgemein, daß schon die Knaben bei ihren Spielen dazu abgerichtet werden, indem man ihnen lehrt, wie sie bei einem solchen Ueberfall und seinen Folgen sich zu benehmen haben.

„Die Frauen werden von den Männern in der größten Unterwürfigkeit erhalten. Das geringste Versehen ihrerseits wird durch einen mehr oder weniger starken Keulenschlag bestraft.

„Demungeachtet sind die wirklichen Gefühle der Liebe in ihrer ganzen Reinheit diesen Wilden nicht so unbekannt, als man nach dem eben Gesagten voraussetzen möchte. Nachstehende Anekdote, die mir von einem Kolonial-Beamten mitgetheilt worden, der lange genauen Umgang gehabt, mit dem Held der Geschichte, kann das beweisen.

„Dieser etwa zweiundzwanzigjährige Wilde, zu einem der Stämme gehörig, die sich in der Umgegend von Sydney aufzuhalten pflegen, hatte zwei Schwestern, wovon die eine vierzehn, die andere zwanzig Jahr alt war. Von der Jagd zurückkehrend, sah er eines Tages seine Schwestern nicht wie gewöhnlich ihm entgegenkommen. Er setzte sich unter einen Baum, in Nähe seiner Hütte, um sie zu erwarten.

„Die Sonne ging unter, es wurde allmählich Nacht, und sie erschienen nicht. Unruhig, von bösen Ahnungen gequält, begab er sich in seine Wohnung. Wie groß war nicht sein Entsetzen und sein Schmerz, als er, im Mondschein, den Körper seiner jüngsten Schwester leblos und mit Blut bedeckt, auf dem Boden liegen sah.

„Ausser sich bei diesem Anblick, warf er sich neben der Sterbenden auf die Knie, rief sie bei ihrem Namen, und bemühete sich, sie zur Besinnung zu bringen. Die Ohnmächtige hörte ihn nicht, regte sich nicht. Er holte Wasser, wusch sie, und brachte es endlich so weit, daß sie wieder Athem holte, und die Augen aufschlug. Kaum konnte sie sprechen, so rief sie:

Unsere Schwester ist geraubt. Ein böser Mensch

hat uns überfallen; er hat sie mit einem Keulenschlag zu Boden geworfen, und sie am Arm ergriffen, um sie fortzuschleifen. Ich habe mich bemühet, am andern Arm sie zurückzuhalten. Darauf hat er sich über mich gestürzt, und mich in den Zustand versetzt, worin Du mich gefunden.

Nach diesen Worten erleichterte ein Thränenstrom ihren Schmerz. Ihr Bruder blieb stumm und in sich gekehrt. Sein erster Gedanke war Rache. Er entwarf Pläne, wie er sie am besten und sichersten in Ausführung bringen könne. Nach langem Nachsinnen befragte er seine Schwester über den Räuber. Sie sagte ihm, was sie wußte oder muthmaßte. Unter so traurigen Unterhaltungen verstrich die Nacht. „Vor Sonnen-Aufgang schon waren beide auf dem Wege zu dem Stamme, dem der Räuber angehörte. Sie liefen so stark, daß sie nach einigen Stunden die gesuchten Hütten ansichtig wurden.

„In dem Augenblicke, wo der Jüngling denselben sich näher schleichen wollte, erblickte er in einiger Entfernung seitwärts die Schwester dessen, der ihm die seinige geraubt. Die Gelegenheit sich vollständig zu rächen, konnte nicht erwünschter sein. Er befahl seiner Begleiterin, sich zu verbergen, und stand mit einigen gewaltigen Sprüngen vor der andern, über deren Haupt er schlagbereit seine Keule erhob.

„Das Mädchen warf sich vor ihm nieder, schlug die Augen empor, und schien bereit, den Streich zu empfangen. Der in drohender Haltung vor ihr Stehende, war ihr seit Langem nicht gleichgiltig gewesen, und mehr als einmal hatte sie gewünscht, seine Frau zu werden. Er seinerseit hatte das junge

Frauenzimmer oft bemerkt, und eine gewisse Regung in seinem Herzen verspürt, die dem Eingebornen Neuhollands sonst nicht eigenthümlich ist.

„Jetzt, da beide zum ersten Male so nahe sich gegenüber erblickten, wo er gekommen war, für den Raub seiner Schwester sich zu rächen, und wo sie alles zu befürchten hatte von einem erzürnten Gegner, erwachten gleichzeitig Gefühle in beider Brust, die ihnen sagten, daß sie auf eine andere Weise sich angehören könnten, als durch gewaltsamen Raub und durch blutige Mißhandlung.

„Er lies die Keule sinken. Sie erhob sich, in halbknieender Stellung harrend. Ihre Augen waren aneinander geheftet, und schienen sich bis in der Seele tiefsten Grund erforschen zu wollen.

„Da warf er seine Keule weg, und öffnete die Aerme. Sie stürzte sich mit freudiger Ueberraschung an seine Brust. Fest sie an sich drückend, fragte er sie, ob sie ihm freiwillig folgen wolle zu seinem Stamme. — Sogleich, rief sie, und zog ihn mit sich fort. Von einer so unerwarteten Entwickelung betäubt, folgte des Kriegers Schwester ihnen in der Ferne.

„Unterwegs bemühete sich die junge Wilde, ihren Bruder zu entschuldigen mit des Landes Gebrauch.

— Du aber, sagte sie zu ihrem Begleiter gewendet, bist nicht wie er. Dein Herz ist weisser. (Sie wollte dadurch andeuten, daß er durch seinen Umgang mit den Weissen menschlicher geworden.) Du hast mich nicht gewaltsam zu Deiner Frau machen wollen, weil Du mich liebst, wie ich Dich liebe. Deine Schwester ist noch krank, von den erlittenen

Mißhandlungen, und ich bin froh und gesund. Du schlägst mich nicht, und doch bin ich Dir zugethan. Das macht mich glücklich. Warum hat sich mein Bruder nicht eben so benommen gegen Deine Schwester, wie Du gegen mich?....

„Die jungen Eheleute lebten auf eine viel menschlichere Weise mit einander, als ihre Landsleute. Der obengedachte Beamte hatte für sie ein kleines Haus bauen lassen, in Nähe der Stadt, das sie, bei unserm Verweilen in der Kolonie, seit mehreren Jahren bewohnten. Sie hatten dabei ein Stück Land urbar gemacht und einen Garten angelegt. Die jüngste Schwester war noch bei ihnen. Alle lebten in der glücklichsten Ruhe und Eintracht.“

Kleine Sitten-Gemälde aus Paris.

Ein neues Verheirathungs-Unternehmen.

Schweigen und Finsterniß, solches ist, wie jedermann weiß, der Nachteule Sinnbild. Nicht so allgemein ist es bekannt, daß derselbe Wahlspruch ebenfalls auf dem Schilde jedes Ritters stehen muß, der in einem Heiraths-Büreau Zutritt zu erhalten wünscht.

Schon einmal haben wir unsere Leser unterhalten von diesen eigenthümlichen Unternehmungen, die im Grunde nichts als Handels-Spekulationen, oder vielmehr Prellerei-Mittel, sind, und deren es in Paris, nächst „dem alten und bekannten Hause Foy," mehrere anonyme oder pseudonyme gibt.

In Schweigen und Finsterniß werden jene Heirathen geschlossen, oder nicht geschlossen, „wobei Damen kein Honorar, und Männer keine Vorausbezahlung zu entrichten haben."

Ein junger Mann, dessen Person angenehm ist, gegen den Glückszufall jedoch nicht so freigebig gewesen, als Natur, wünscht sich zu verbinden mit einer Dame, die, wenn sie auch nicht mit in einer Haushaltung überflüssigen körperlichen Reizen, doch wenigstens mit einem Vermögen von 100,000 Franken (46,667 fl.) ausgestattet wäre. Damit kann man schon etwas unternehmen. Hat man dazu noch Geschick und savoir faire kann man sich, nach einigen Jahren in seine Heimath zurückziehen, und anständig von seinem Einkommen leben. Solches ist der gewöhnliche Sinn aller Heiraths-Anerbietungen.

Denken wir uns nun einen jungen Mann, der von dergleichen Verheissungen sich anlocken läßt, und der sich zu der patentirten Heiraths-Unternehmerin „für alle Stände“ begibt.

Er gelangt an eine niedrige Thür, woran eine Schelle befestigt ist. Nachdem er geläutet, wird er in einen Saal geführt, der zugleich als Büreau dient. Dieser Saal ist möblirt mit einem Kanapee und drei Lehnstühlen, mit himmelblauem Utrechter Damast beschlagen. Die Fenster-Vorhänge sind von Musselin. Unterm Spiegel steht eine Alabaster-Uhr, mit zwei ähnlichen Vasen zu beiden Seiten. Darunter im Kamin glimmt ein Scheit Holz.

In des Zimmers Mitte steht ein großer Schreibtisch, worauf eilf dicke Papierhefte übereinander geschichtet sind. Auf einem dieser Hefte liest man in mittelgroßer Schrift die Worte: „abzuschließende Heirathen (mariages à faire).“ Auf zehn anderen prunken in großen Buchstaben die Worte: „abgeschlossene Heirathen (mariages faits).“

Des jungen Mannes Blicke sind gleich beim Eintritt an diesen zehn Heften hängen geblieben, deren Etiketten der Thür zugewendet sind. Er hofft bald auch in denselben zu figuriren; sein Herz schlägt hochauf. Die Frau Direktorin befindet sich in einem Nebenzimmer, oder in der Küche. Einige Minuten nach des Fremden Eintritt erscheint sie, mit einem Strickstrumpf beschäftigt. Ihre erste Frage ist:

„Wünscht der Herr mit mir Geschäfte zu machen?“

— Ja, Madam.

„So belieben Sie Platz zu nehmen.“

Sie deutet dem Besucher einen Stuhl an, setzt sich selbst aufs Kanapee, steckt die Stricknadel unter ihre Haube ins Haar, und zeigt sich bereit des andern Vortrag zu hören. Wenn er schweigt, beginnt sie die Unterhaltung mit den Worten:

„Wahrscheinlich sind Sie aus guten Beweggründen hiehergekommen? Sie suchen eine Gemahlin?“

— Ja, Madam.

Ermuthigt durch Blick und Ton der Direktorin, theilt der junge Mann ihr nun seine Wünsche mit, wobei seine Augen beständig gegen die zehn Hefte gerichtet sind. Hat er sein ganzes Herz vor ihr ausgeschüttet, so ruft sie mit triumphirender Stimme:

„Sie sind ein wahres Glückskind, mein Herr. Ich habe gerade bei der Hand, was Ihnen vollkommen anständig sein wird, nämlich eine Demoiselle von 26 Jahren, die weder Vater noch Mutter, dagegen 100,000 Fr. baar hat. Es tritt jedoch der Fall ein, daß Sie über etwas sich werden zu beschweren haben. (Die Direktorin lächelt fein.) Die zu verheirathende Person ist nämlich nicht ganz so, als Sie dieselbe verlangen, weil sie sehr schön und von einem vollendeten Physique ist. Uebrigens können Sie selbst urtheilen. Zufällig befindet sie sich hier, was Ihnen die Mühe ersparen wird, wieder zu kommen.“

Die Direktorin erhebt sich bei diesen Worten, den jungen Mann bittend, eine Minute zu warten. Kaum allein, überläßt er sich der vollen Freude eines so unverhofften Glückes. Er segnet den glücklichen Gedanken, der ihn in dieses Haus geführt, wo ihm sein Vorhaben mit so leichter Mühe gelingen zu wol-

len ſcheint. Bald vielleicht wird er eine angebetete Gattin und ihre 100,000 Fr. an ſein Herz drücken.

Er wird ſeinem liebeglühenden Taumel durch den Eintritt eines Mannes entriſſen. Der Mann trägt Brillen, einen Eigenthümer-Ueberrock und grüne Pantoffeln. Mit ſehr ernſtem Blicke nimmt, nach einer flüchtigen Verbeugung, der Eingetretene am Schreibtiſche Platz, und blättert in dem Hefte der abzuſchließenden Heirathen. Er mißt den jungen Mann vom Scheitel bis zur Ferſe, ſchreibt einige Zeilen, und, ohne vom Blatte aufzublicken, frägt er:

„Mit Erlaubniß, wie heiſſen Sie?“

— Eduard N. N.

„Wie alt ſind Sie?“

— 22 Jahr.

„Ihr Stand?“

— Poet.

„Ihr Vermögen?“

— Unbedeutend.

Zwiſchen Frage und Antwort ſchreibt der Mann einige Zeilen. Endlich legt er ſeine Feder bei Seite, nimmt die Brille ab, reinigt ihre Gläſer mit einem ſeidenen Taſchentuche, und ſagt zu dem andern:

„Die Koſten unſerer Anſtalt und die Statuten unſerer Verwaltung machen eine unbedeutende Entſchädigung erforderlich, was jedoch nichts gemein hat mit der von unſern Kollegen geforderten Vorausbezahlung. Sie haben eine Demoiſelle zu 100,000 Fr.; das macht 10 Fr. (4 fl. 40 kr.).

Man begreift leicht, daß der Anblick der zehn Hefte und das Verſprechen der Direktorin, dem Heirathsluſtigen nicht erlaubt, die 10 Fr. zu verweigern.

Er nimmt zwei Fünffranken-Thaler aus seinem Geldbeutel, und legt sie auf den Tisch. Der andere steckt sie ein, setzt seine Brille auf, grüßt und entfernt sich.

Abermals allein, schlägt des armen Eduard verlangendes Herz schon nicht mehr so laut, als zehn Minuten vorher. Die Abnahme von 10 Fr. hat ihm eine gewisse Leere verursacht, die er sich nicht recht zu erklären weiß. Glücklicherweise überläßt man ihn nicht lange seinem Nachdenken. Gleich darauf tritt die Direktorin mit hoffnungsstrahlenden Blicken herein. — Das Sinnbild der Nachteule wird jetzt in Anwendung gebracht.

„Folgen Sie mir," sagt die Priesterin des Gottes Hymen zu dem Harrenden, mit dem konzentrirten Anstand einer Sybille, die ihren Orakelspruch verkünden will. „Doch," fügt sie hinzu, „muß ich Ihnen das absoluteste Schweigen empfehlen."

Eduard folgt seiner Führerin durch einen dunkeln Gang, den er, als wahrer Dichter, mit dem Labyrinth auf Kreta vergleicht, nur mit dem Unterschied, daß er an desselben Ende nicht von dem Minotaur erwartet wird. Plötzlich bleibt die ihm voranschreitende stehen, faßt ihn an den Schultern, und nöthigt ihn, sich auf einen sehr niedrigen Stuhl zu setzen.

„Warten Sie hier," flüstert sie.

Wir behaupten nicht geradezu, obgleich wir kaum daran zweifeln, daß Hr. Eduard sich ein wenig fürchtet. Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnet sich eine Thür, durch welche der Heirathslustige in ein hellerleuchtetes Zimmer blickt. Er denkt an die zukünftige, um deretwillen er sich hierherbegeben, und eine geheime Stimme sagt ihm: sie ist dort.

Nach einigen Minuten sieht er auf der entgegengesetzten Seite des andern Zimmers ein großes, schönes Frauenzimmer mehrmals (gewöhnlich achtmal) hin und herschreiten. Diese junge, sehr reizende Person ist entweder weiß gekleidet, oder schwarz, das letzte, wenn sie kurz vorher ihre Eltern verloren, und als Waise frei über Herz, Hand und Vermögen verfügen kann.

Unmittelbar nach dieser Erscheinung schließt sich die Thür. Eduard weiß kaum, wie lange er allein geblieben, und wie er das finstere Kabinet verlassen. Der Anblick des jungen Frauenzimmers hat ihn so sehr verwirrt, daß er erst, den zehn Hefren gegenüber zur Besinnung kommt.

Er ist jetzt glücklich, weil er weiß, welches Geschick seiner harrt. Alles, was er zu thun zu haben glaubt, besteht seines Erachtens in Einkassirung der 100,000 Fr., und in Unterziehung der zur Verheirathung erforderlichen Förmlichkeiten.

„Sind Sie zufrieden?“ frägt ihn die Direktorin.

— Madam, ich bin entzückt, ausser mir.

„Es ist jetzt noch darum zu thun, die zweite Probe zu bestehen. Die Demoiselle gefällt Ihnen; Sie müssen auch der Demoiselle gefallen.“

Der Heirathslustige ist, dieser zweiten Probe wegen, in keiner Verlegenheit. Er weiß, daß er wohlgebildet ist, und ein anständiges Aeußere hat. Indessen bedauert er doch, daß er von dem Umstand keine Ahnung gehabt, weil er sonst wenigstens seine Stiefeln hätte glänzend wichsen lassen, weil er sich mit seinem schwarzen Frack bekleidet hätte, der sich besser den Hüften anschmiegt, als sein brauner Ueber-

rock, weil er sich frisch rasirt und vielleicht sogar seine Haare gekräuselt haben würde.

In Ermangelung dieser Vorkehrungen, wischt er die Stiefeln ab an seinen Waden, zieht den Ueberrock herunter, erhebt die Halsbinde, fährt sich mit den Fingern durch die Haare, und folgt der Direktorin mit der Miene eines Eroberers, der im Voraus seines Triumphes gewiß ist.

Er schreitet nur sechsmal an dem entscheidenden Transparent vorüber, weil seine Männer-Würde ihm nicht erlaubt, sich länger zur Schau darzubieten. Ueberdem hat seine Aufregung ihn wie gelähmt. Denn er hat im Hintergrunde des Kabinets eine schwarze Masse bemerkt, in welcher er seine Zukünftige zu erkennen vermeint, und dieser Umstand hat ihm alle Fassung genommen.

Wieder in den Büreau-Saal zurückgeführt, und zum dritten Male allein gelassen, wirft Eduard, in Erwartung des entscheidenden Ausspruches, sich aufs Kanapee. Indessen hat er, wie gesagt, wenig Besorgniß, obgleich sein Herz lauter schlägt, sobald er den Brillenmann hereintreten sieht, der mit demselben Ernst und derselben Ruhe wie vorher, an den Schreibtisch sich nieder läßt.

Er nimmt sein Register von der Stelle, wo er es gelassen, macht es sorgsam zu, legt es in den Behälter der abzuschließenden Heirathen und betont mit feierlicher Kälte die Worte:

„Es thut uns sehr leid, mein Herr. Aber Sie gefallen der Demoiselle nicht. Ein anders Mal werden Sie glücklicher sein.“

Der Heirathslustige sieht jetzt ein, daß man ihn um seine 10 Fr. geprellt, weshalb er sich unmuthig und mit gesenktem Haupte entfernt.

Die Gassen-Virtuosen.

Es ist unglaublich, wie viele Schmarotzer-Gewerbthätigkeiten auf den Sumpfstellen unserer neuern Gesellschafts-Gesittung gedeihen. Man werfe nur einen Blick auf jene Menge nomadischer Existenzen, die ein schöner Sommer-Abend auf den Pariser Boulevarts erzeugt. Es ist alsdann nicht möglich, einen Schritt thun, ohne gegen ein gesellschaftliches Problem zu stoßen.

Hier sitzt mit übereinandergekreuzten Beinen ein in der St. Martins-Straße geborner Türke, der afrikanische Datteln verkauft, deren Ursprung eben so authentisch ist, als der seinige. Daneben ist ein zehnjähriger Knabe, der zwei Paar Hosenträger feilbietet, von acht Lichtern beleuchtet. Weiterhin ruft eine gellende Stimme die Vorübergehenden zur Bewunderung einer Pyramide von Rosa-Seifentafeln an.

Vergebens bemühet sich der Spaziergänger, durch diesen Wald verschiedenartiger Bazare unter freiem Himmel sich zu drängen. Kaum hat er einer Industrie sich entrissen, sieht er schon von der andern sich umschlungen.

Macht er eine Bewegung rechts, so stößt er gegen kupferne Juwelen, die in der königlichen Münze kontrollirt worden. Wendet er sich links, so fällt er auf falsche Hemde-Kragen erster Qualität, zu 4 Sous

(5½ kr.) das Dutzend. Glücklich genug, wenn er nicht zwischen Schachteln voll Serail-Kügelchen geräth, die man eigends aus Konstantinopel verschrieben, um Paris die Migräne zu verursachen.

Was thun, um diesem Wirbelwind gewerbthätiger Eintags-Fliegen sich zu entziehen? Flüchtet man sich in ein Kaffehaus, wird man auch in diesem Hafen von andern Quälereien heimgesucht. Kaum hat man Platz genommen, so muß man Virtuosen jeder Art, jedes Alters und Geschlechts die gesuchte Ruhe und den nothwendigen Verbrauch theuer genug bezahlen.

Der erste von allen ist ein Paganini im verkleinerten Maßstabe, der die Ouverture aus der Karavane von Kairo als aufgewärmtes Gericht präsentirt, das er nach seiner Manier zugestutzt. Nach ihm kommt ein Knabe, der das Gezwitscher der Lerche, den Schlag der Wachtel und das Pfeifen des Staars nachahmt, so gut er kann. Gleich darauf erscheint ein Herr, der die Harfe schlägt, während seine Dame die Violine spielt. Endlich stimmt ein ehrwürdiger Greis, dessen Lage die Seele und dessen Gesang das Ohr zerreißt, ein neues Tiroler-Liedchen mit Variationen an. Um dem Konzert die Krone aufzusetzen, plärren Zigeunerinnen aus dem Elsaß unverständliche Romanzen, indem sie ihre weissen Busen und ihre gelben Gesichter darbieten.

Man würde sich noch glücklich schätzen, wenn diese Bastard-Künstler sich begnügten, blos Gehör-Nerven zu beleidigen und den Geldbeutel zu brandschatzen. Aber um sie gruppirt sich sogleich ein Halbkreis nicht bezahlender Zuhörer, der uns von oben bis unten mustert, der sich zum Vertrauten unserer Freigebig-

keit macht, um bald vielleicht eine günstige Gelegenheit zu benutzen, sie ebenfalls in Anspruch zu nehmen. So wird man, ohne es zu wollen, der anziehende Mittelpunkt aller Sommer-Konzerte, die auf den Boulevarts vorüberdefiliren.

Indessen sind die Abend-Spaziergänger nicht allein dergleichen Scherereien ausgesetzt, und der ruhige Bürger, der seinen Heerd nie verläßt, ist vor solchen herumirrenden Künstlern ebenfalls nicht sicher. Wo er sich auch verbergen mag, wird er doch bis zur sinkenden Nacht von mehr oder weniger zahlreichen konzertirenden Banden heimgesucht.

Beginnt man an einem schönen Sommer-Morgen eine Arbeit, die unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert, so vernimmt man, grade wenn man es am wenigsten vermuthet, im Hofe das Gezirp einer Violine die den unvermeidlichen Walzer des Herzogs von Reichstadt, mit Begleitung einer Guitarre und einer Harfe, vorträgt. Darauf folgt eine erbärmliche Romanze, die von drei verwünschten Kehlen ohne alle Uebereinstimmung geschrien, oder wie die Pariser sich ausdrücken, „gesagt" wird. *)

Kaum ist diese entsetzliche Melodie verstummt, und schon verkündet eine Bande welscher Virtuosen ihre Gegenwart durch eine jämmerliche Harmonie-Musik. Unter ihrer barbarischen Behandlung wird Rossini unkenntlich und Webers schönste Stücke scheinen Rasereien eines Bierfiedlers. Die Vandalen haben nicht einen einzigen Brosamen von unserer neuern musika-

*) Man sagt in Paris nicht: chanter une romance, une cavatine, un duo, etc., sondern *dire* une cavatine, etc.

lischen Gesittung aufgelesen. Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.

Unmittelbar nach diesem Konzert, läßt sich die ewig sich erneuernde Drehorgel hören, auf die ein Blinder mit seiner Klarinette, ein Bauer mit seinem Dudelsack, ein Savoyard mit seiner schreienden Leier und seiner Katharina folgt.

Manchmal auch, statt einer beinahe regelmäßigen Musik, vernimmt man die grotesken Modulationen von ut re, ut re, ut re, der schadhaft gewordenen Luftröhre eines alten Bonhomme, der sich das Aussehen gibt, als wolle er singen. Aber statt sich zu bemühen, unser Mitleiden in Anregung zu bringen, geht sein ganzes Streben nur dahin, sein Alter und seine Gebrechen lächerlich zu machen, weil er aus Erfahrung weiß, daß der große Haufe leichter durch Albernheiten, als durch Noth, sich zur Freigebigkeit vermögen läßt.

Seine Violine ist ein Meisterstück ganz eigener Art. Sie ist nur mit einer Bindfaden-Saite versehen. Ein anderer, an einem krummgebogenen Stock befestigter Bindfaden, dient ihm als Fiedelbogen. Sein musikalisches Repertorium besteht aus zwei Noten: ut re, ut re, die er so oft wiederholt, daß man Ohren- und Bauchweh zu gleicher Zeit empfindet.

Man weiß nicht, soll man lachen, oder Erbarmen haben, oder die Achseln zucken beim Anblick des närrischen Greises, der von einer Straße zur andern zieht, lacht, hüpft, den Kopf hin- und herwirft, unaufhörlich in die Höhe blickt, um zu spähen, ob ihm nicht jemand ein Almosen zuwirft, wonach er sich bückt, wie wenn er es aufraffen wollte. Das

Verfahren dieses Mannes ist um so befremdender, da er, wie man behauptet, mehrere eigene Häuser hat, und ganz gemächlich von seinem Einkommen leben könnte.

Die Menge der in Paris herumwandernden Künstler aller Art übersteigt in Wirklichkeit jeden Begriff. Bei alledem nährt sich und gedeihet dieser musikalische Abschaum auf Kosten des Geldbeutels und der Ohren anderer. Der eingefleischteste Musik-Liebhaber könnte hier auf Lebenszeit von seiner Sucht geheilt werden.

Die St. Denis-Straße.

Ohne Paris zu verlassen, gibt es, im Umfange dieser großen Stadt, für den Modemann, der Interlachen, Portici und die borromäischen Inseln besser kennt, als die Vorstädte St. Marceau und St. Jagues, mehr als eine Gegend, wovon er sich keinen bestimmten Begriff zu machen im Stande ist, weil er sie nie besucht.

Nirgends leben Nachbarn in größerer Vereinzelung, als in Paris. Man kann zehn Jahre hintereinander ein und dasselbe Haus bewohnen, ohne den Namen der auf demselben Flur uns gegenüberwohnenden Person zu wissen, deren Schritte und Stimme wir so oft vernehmen, die mit uns den gleichen möglichen Gefahren von Feuer- und Wassernoth ausgesetzt ist, die das gleiche Geräusch zu ertragen hat, wie wir, die jeden Morgen mit uns den gleichen Sonnenstrahl theilt, und die mit uns einen Theil unsers Daseins lebt. Um wie größer muß also

die Vereinzelung eines ganzen Stadtviertels, einem andern Stadtviertel gegenüber, sein.

Um nur ein Beispiel aufzustellen, darf man wohl fragen, ob es unter der ganzen zierlichen Bevölkerung, die sich zwischen dem Caffé de Paris, dem Gehölz von Boulogne, dem Theatersaal der Bouffes und der Oper bewegt, einen einzigen Dandy gibt, der sich rühmen könnte, je in seinem Leben zu Fuß in seiner ganzen Länge das Land erforscht zu haben, das vom Boulevart bis zum Châtelet-Platze, von jener Straße ohne Ende durchschnitten wird, welche den Namen des heil. Dionys trägt?

Keine Straße in der ganzen Hauptstadt Frankreichs ist geräuschvoller, bevölkerter und gewerbtreibender, als diese. In der Straße St. Denis scheint Alles dicht zusammengedrängt, was Paris an Beweglichkeit und geschäftigem Leben in sich umfaßt. Sie ist der Mittelpunkt der Industrie, wie die Vorstadt St. Germain der Mittelpunkt der Aristokratie, wie die Chaussée-d'Antin der Mittelpunkt des Finanzwesens ist, wie der volkseigenthümliche, oder vielmehr der pöbeleigenthümliche Karakter der Bevölkerung der großen Stadt, in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau am bemerklichsten sich ausgedrückt findet.

Wenn die einen Stadttheil schmückenden Denkmäler, immer in vollkommener Uebereinstimmung stehen müßten mit seinem allgemeinen Anblick, mit den dadurch erzeugten Eindrücken, wie mit seiner Bewohner Lebensweise, würde man sich beim Anblick des die Siege Ludwigs XIV verewigenden Triumphbogens, der die in Rede stehende Straße eröffnet,

über derselben Bevölkerung höchst befremdende Gedanken machen. Man würde voraussetzen, durch dies imposante Denkmal ein von kriegerischen Erinnerungen belebtes Stadtviertel, ein dem militärischen Dasein gewidmetes Lager, zu betreten.

Was man in der St. Denis-Straße erblickt, ist von dem Allem das absolute Gegentheil. Man sieht sich hier mitten in eine recht eigentliche Krämerwelt versetzt. Ueberall nichts als Kaufladen, zur Rechten und Linken, hinten und vorn. Eine Boutique drängt sich an die andere, sucht sie zu überflügeln, sie in den Schatten zu stellen. Es gibt in dieser langen Straße nicht ein Erdgeschoß, das nicht einen oder mehrere Kaufladen enthält. Ueberall sind Stücke Tuch, Westenzeug und Flanell aufgeschichtet, überall gewahrt man Zuckerhüte, Tabacks-Packete und Lichter von Holz, die als Aushänge-Schilde dienen.

Bahnt man sich einen Weg durch die mit Waaren belasteten niedrigen Wagen, deren rasselnde Räder ein nervenerschütterndes Geräusch machen, um auf die Trottoirs zu gelangen, so wird man von einer unstät hin und her sich bewegenden Menge mehrmals zurückgestoßen, bevor man festen Fuß gewinnen, und in ihrer Mitte sich fortschieben kann.

Die St. Denis-Straße ist, wie das sogenannte „lateinische Land," eine jener Gegenden in Paris, deren Physionomie seit mehreren hundert Jahren sich wenig oder nicht verändert hat. Vor drei oder vier Jahrhunderten bot man, wie jetzt, in dieser Straße Tücher und wollene Decken feil.

Ihre Geschichte ist wenig reich an großen Ereignissen, insofern man darunter nicht die sogenannte

Massaker der St. Denis-Straße, am 20. November 1827, begreifen will, wovon man eine so entsetzliche Schilderung gemacht, wie wenn es um Ermordung der unschuldigen Kinder von Bethlehem, oder um Vernichtung der Janitscharen, zu thun gewesen wäre, obgleich sich das Ganze auf einen Zusammenlauf „heldenmüthiger Gassenbuben“ reduzirte, der von einem Unteroffizier und 12 Mann, mit Hilfe einiger Kolbenstöße, zerstreuet worden.

Im Uebrigen ist die St. Denis-Straße durchaus ordnungsliebend, sowohl durch den Karakter, als des Gewerbes ihrer Bewohner wegen. Von Zeit zu Zeit, besonders seit den Juli-Tagen, sind wohl einige Laternen in ihr zerschlagen worden, was jedoch in nichts das ursprünglich friedfertige Wesen ihrer Bewohner beeinträchtigt, um so mehr, da die von diesem Stadttheile fremden Individuen ausgeübten Verheerungen, die Kaufleute in ihren wichtigsten Interessen verletzten, indem sie deswegen ihre Laden verschließen mußten.

Denn seit den Zeiten der Fronde, deren Jahrbücher uns die Bürger dieses Stadtviertels eben so „versessen“ auf öffentliche Ordnung darstellen, wie gegenwärtig, ist die Zumachung der Kaufladen für die St. Denis-Straße immer das nec plus ultra alles Jammers und Elends, ein Vorzeichen vom Ende der Welt gewesen.

Das St. Denis-Stadtviertel versinnlicht also immer noch, in mehr als einer Beziehung, das alte kaufmännische Paris. Bei alledem bemerkt man nicht ohne Bedauern, daß von Tag zu Tag die sprechen-

den Aushänge-Schilde, die Wappen des ehemaligen Kleinhandels, fortwährend sich vermindern.

Die Madonnen-Bilder, die sonst in so großer Menge vorhanden waren, sind mit der Revolution gänzlich verschwunden, und die, welche die Restauration wiederhergestellt, erbleichen jetzt im Lichte der neuen Aufklärung. Auch die ballspielenden Katzen und die spinnenden Säue existiren nicht mehr. Ueberhaupt haben die figürlichen Darstellungen sich sehr vermindert, die den größeren französischen Städten früher einen so eigenthümlichen und belebten Anstrich verliehen. Auf den Aushänge-Schilden in der St. Denis-Straße liest man jetzt fast nichts anderes, als den Namen des Eigenthümers dieses oder jenes Kaufladens.

Es würde indessen ein sehr unvollkommenes Studium sein, wollten wir es bei der äussern Physionomie der St. Denis-Straße bewenden lassen, ohne tiefer einzudringen in ihr inneres Leben, bis zu ihren Magazin-Penaten, bis in das Heiligthum des Hinterladens oder Komptors; wollten wir nicht zugleich einen forschenden Blick werfen auf die Sitten, Gewohnheiten und Vergnügungen der Bewohner dieser Straße.

Verschaffen wir uns Zutritt bei dem ersten besten dieser Kaufleute, z. B. bei Hrn. Joliveau, dem Tuchhändler, der Louviers, Elbeuf und Sedan hält, bei dem man ebenfalls wollene und baumwollene Decken, Leinwand, Kattun und Kurzwaaren aus Rouen findet. Freilich gibt es keine Regel ohne Ausnahme, demungeachtet kann uns Joliveau, „Sohn und Nachfolger seines Vaters," wie er selbst sagt, „wie auch

seines Schwiegervaters Potard," einen ziemlich genauen Begriff geben von der allgemeinen Gemüths- und Verstandes-Bildung seiner Nachbarn und Freunde.

Joliveau ist 51 Jahr alt. Er hat einen ziemlich hervorspringenden Bauch, ein volles Gesicht und ins Graue übergehende Haare. Seine Kleidung besteht aus einem blauen Leibrock mit Metall-Knöpfen, einer weissen Weste und einer weissen Halsbinde an Sonn- und Feiertagen. An Wochentagen trägt er einen dunkelbraunen Rock. Er ist immer glatt rasirt. Die Mode des Schnur- und des mittelalterlichen Backenbarts erstreckt sich nur bis zum Laden-Diener, und ist noch nicht bis zum Patron gelangt.

Solches ist das physische Individuum. Hinsichts seines Karakters ist Joliveau, was man im gewöhnlichen Leben „einen grundrechtschaffenen Mann (un parfait honnête homme)" nennt. Das will jedoch nicht sagen, er mache sich eine Gewissenssache daraus, dunkelbraunes statt schwarzes Tuch zu verkaufen, wenn das Wetter und sein Laden düster genug sind, und der Käufer das eine für das andere nimmt. Es geschieht auch nicht selten, daß wenn viele Kunden den Laden anfüllen, und er sich in Abfertigung derselben beeilen muß, sein Maß eher ein wenig zu kurz als zu lang ist.

Dergleichen Kleinigkeiten kommen nicht in Anschlag, und zwar nicht allein deswegen, weil er sie mit fast allen Kaufleuten gemein hat, sondern auch, weil man annimmt im gewöhnlichen Verkehr, daß solch Begehen nicht als eine Beeinträchtigung kaufmännischer Rechtschaffenheit betrachtet werden könne.

Uebrigens honorirt Joliveau pünktlich die von

ihm ausgestellten Billete, und ist unfähig irgend einer Hintergehung, irgend einer Freibeuterei sich schuldig zu machen, welche die kleinen Kunstgriffe seines Gewerbes übersteigen würde.

Er ist jeden Morgen der erste auf den Beinen und im Komptor. Das Verkaufsbuch ist der Mittelpunkt, worin alle seine Ideen sich konzentriren. Madam Joliveau, seine „Gemahlin," braucht ihn nicht um die Ursach seiner Heiterkeit oder seiner übeln Laune zu fragen. Sie weiß seit Langem, daß die eine wie die andere nichts ist, als der lebendige Ausdruck der Gesammt-Einnahme des Tages.

Bei alledem hat Joliveau eine ihm eigenthümliche politische Meinung. Man kann leicht rathen, von welcher Beschaffenheit sie ist. Er liebt Ordnung und Ruhe, ohne sich im Uebrigen darum zu kümmern, ob moralische Unordnung in allen Dingen herrschend, ob Chaos in der Gegenwart und Ungewißheit in der Zukunft ist, oder nicht. Was ihm allein am Herzen ligt, ist allaugenblickliche Ordnung vor seinem Kaufladen, damit er ihn immer offen halten könne, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, ihn geplündert zu sehen.

Während dem Kaiserthum beschäftigte sich Joliveau wenig oder nicht mit Politik. Die zweimalige Besetzung der Hauptstadt durch die Truppen der verbündeten Mächte, war ihm nicht unlieb, weil er seine Waaren um ein Drittel oder um die Hälfte theurer verkaufen konnte an die fremden Gäste, als an seine Landsleute.

Die Restauration, die Frankreich vor Zerstückelung bewahrte, gefiel ihm ebenfalls, weil sie seinen Ver-

kehr durch Handels-Verträge und einige gute Verwaltungs-Maßregeln einen größeren Schwung verlieh. Er würde gar nichts auszusetzen gefunden haben an ihrem System, wenn der Constitutionnel ihn nicht in seinen Zusammenrechnungen gestört, und ihm bewiesen hätte, daß er, Joliveau, ansässig in der St. Denis-Straße, auf dem Punkte sich befinde, allen Abscheulichkeiten des Feudal-Regiments unterworfen, und bei Todesstrafe gezwungen zu werden, wenigstens dreimal in jeder Woche zur Beichte zu gehen.

Von nun an wurde Joliveau unaufhörlich von einem politischen Alp gedrückt, der indessen weder auf sein blühendes Ansehen noch auf seine Beleibtheit einen nachtheiligen Einfluß auszuüben schien. Es war nur um Frohnden und um Jesuiten zu thun.

Man kann sich denken, wie froh er war, als man ihm nach den Julitagen (die ihm nebenbei gesagt eine entsetzliche Furcht eingejagt) durch A plus B bewies, daß er fortan für ewige Zeiten von den Jesuiten und den Frohndiensten befreiet sei. Sein Enthusiasmus stieg aufs höchste, als er zum Mittagsessen und zu Bällen im Palais-Royal eingeladen wurde, obgleich der Handel etwas ins Stocken gerathen war, und er mehr als einmal die Furchen von der Stirn zu wischen sich bemühete, was nicht immer gelingen wollte.

Demungeachtet verursachte ihm die Erinnerung an die Barrikaden so großes Entsetzen, daß er jede Veränderung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge aus allen Kräften zurückstößt, selbst wenn er hoffen dürfte, dadurch in der Folge größere Vortheile zu erzielen. Er gibt dem was er hat, vor dem was man ihm

verspricht den Vorzug, und würde, wenn er von ungefähr in ein Loch geriethe, lieber darin bleiben, als daß er der Gefahr sich aussetzen möchte, beim Herausklettern seine Kleider zu zerreissen.

Solches ist Foliveau's politische Meinung, wie überhaupt die der ganzen St. Denis-Straße. Sie beurkundet sich bei gewissen Feierlichkeiten durch eine ungeheure Verschwendung kleiner Erleuchtungs-Lampen, die hier patriotische Gastereien, Freiheits-Toaste und andere berauschende Kundmachungen ersetzen.

Unter der Restauration illuminirte die St. Denis-Straße bei Gelegenheit der Zurückziehung des Gesetz-Entwurfes über das Erbschaftsrecht, wie bei Verwerfung des Stempel-Gesetzes, ohne eigentlich zu wissen warum. Seitdem illuminirte sie für die Polen und ihre Siege, die einige Tage später widerrufen wurden. Sie hatte an jedem Fenster wenigstens eine dreifarbige Fahne. Jetzt, so lang die Straße ist, bemerkt man weder Lampen noch Fahnen mehr.

Am bewunderungswürdigsten ist der Bewohner der St. Denis-Straße in seinen Verrichtungen als National-Gardist. Hier zeigt er sich nicht nur als ordnungsliebender Bürger, er bezahlt auch mit seiner Person die Ruhe, welche er um jeden Preis sich zusichern will. In seiner quasi militärischen Existenz findet er seine Freude und seinen Stolz. Eigenliebe läßt ihn, ohne zu murren, alle Mühseligkeiten des Wachtdienstes ertragen, der jetzt nicht mehr den Reiz der Neuheit hat.

In dieser Straße findet man das lauterste Urbild des Bürger-Kaporals, oder des Bürger-Voltigeurs, mit seiner kurzen Gestalt, seinem hervorspringenden

Bauch, seinen Epauletten und seiner gelben eine kolossale Bärenmütze schmückenden Blechplatte, die seinen Kopfschmuck dem der alten Garde ähnlich macht.

Die St. Denis-Straße trägt keine Schnurbärte, nicht daß sie mehr als einmal dazu große Neigung gehabt, weil sie zu der Voltigeur-Bärenmütze gar nicht übel passen würden. Aber sie hat diesen Oberlippenschmuck deshalb verpönt, weil die Republikaner des 5. und 6. Juni Schnurbärte trugen, und weil sie die Republikaner über Alles haßt.

Keine Wirkung ohne Ursach. Wenn die St. Denis-Straße eine so große Vorliebe für die National-Garde hat, ligt sie darin, daß sie gern sich zu vertreten, ihre gesellschaftliche Stellung zu beurkunden, und hell wie der Tag zu beweisen wünscht, sie sei nicht unbemittelt oder proletarisch.

Unter der Restauration bestand der größte Ehrgeiz des Bürgers der St. Denis-Straße darin, zum Kirchen-Vorsteher seines Pfarrsprengels ernannt zu werden. Jetzt, als Freigeist über den äussern Kultus spöttelnd, und erst seit der Explosion der sogenannten Höllen-Maschine Fieschi's mit etwas mehr Ehrfurcht von der innern Religion sprechend, ist die Unter-Offizier- oder Feldwebel-Tresse seines ehrgeizigen Strebens unveränderliches Ziel. Sie ist das Zeichen einer Würde, ohne die er beinahe nicht leben kann.

Daher sein Diensteifer und seine wirklich nicht gemeine Dahingebung für den gegenwärtigen Zustand der Dinge. Aus demselben Grunde gibt es in dieser Straße auch viele Freimaurer. Die zwei Drittel wenigstens aller „vereinten Brüder“ und aller „vollkommenen Menschenfreunde,“ gehören ihr an.

Die ganze Woche ausserordentlich lebhaft, ist die St. Denis-Straße am Sonntag beinahe verödet. Alle Kaufladen sind verschlossen, und ihre Eigenthümer, nebst ihren Familien und Dienern, gehen dem Vergnügen nach. Joliveau schreit nach Zerstreuung am Sonntage mit demselben Eifer, wie die alten Römer nach Schauspielen.

Indessen muß man sich ihn nicht denken, wie er in abgeschmackten Singspielen, Zerrbildern oder angeblichen Sittengemälden dargestellt wird, wo man ihn jeden Sonntag auf einem störrischen Esel im Montmorency-Thale reiten, oder in einem Kuckuk nach Belleville fahren sieht, um dort auf dem Boden zu speisen, und im Platzregen nach Hause zurückzukehren.

Nicht etwa, als wenn der Bewohner der St. Denis-Straße von Zeit zu Zeit einen Ausflug machte, um im Grünen seine Mahlzeit zu halten, oder auf einem Eselrücken die Süßigkeit der Ruhe nach einem langen Marsche zu genießen, beschränkt er sich auf diese ihm fast zu „bürgerlich“ scheinenden Vergnügungen nicht allein.

Er überläßt sie meistentheils dem Handwerker, der nicht Wählmann ist, wie er. Wenn er sich auch noch nicht ein Schloß erlaubt, mit einem Fasanen-Garten, oder mit einem Kaninchen-Gehäge, miethet er doch zwei Zimmer, so hübsch man sie finden kann, zu les Prés-St.-Gervais oder zu Batignolles-Monceaup, und diese beiden Zimmer nennt er sein Landgut (sa campagne).

So bringt Madam Joliveau den Sommer zu in ihrer Campagne, im dritten Stockwerk eines hohen schmalen Hauses, in der großen Straße zu Clichy,

wohin ihr Gemahl sich jeden Sonnabend Nachmittag begibt, um am Montag Morgen nach der Stadt zurückzukehren.

In gleichem Maßstabe haben alle früheren Gewohnheiten der Bewohner der St. Denis-Straße eine wirkliche Veränderung erlitten. Madam Foliveau kleidet sich nicht mehr wie ihre Mutter. Sie trägt seidene Hüte mit Straussen-Federn, ächte Shwals, Boas und Muffen. Wäre nicht eine gewisse Ueberladung, ein oft sehr bemerklicher Kontrast der Farben herrschend in ihrem Putz, könnte man sie, ihrem Anzuge nach, für eine Frau vom Stande halten. Erst wenn sie den Mund öffnet, überzeugt man sich, wie sehr man sich geirrt.

Die St. Denis-Straße hat sogar Pianos im Hinterboden oder im Zwischenstock. Es ist nichts seltenes beim Markten um ein Paar Ellen Tuch, oder um ein Stück Kattun, die Akkorde des Lieblings-Walzers des Herzogs von Reichstadt zu hören, den die Tochter vom Hause auf eine Weise vorträgt, daß es sich schwer würde bestimmen lassen, ob ein junger Hund oder ein Kätzchen auf den erzürnten Tasten herumspringt.

Die Virtuosin, welche dem Käufer einen solchen Ohrenschmaus gibt, ist die Tochter vom Hause. Tritt man näher, so erblickt man sie zwischen ihrem Lehrer, der ihr die Finger auseinander spreizt, oder ihr die Hände führt, und ihrer Mutter, die, entzückt über ihres Kindes Fortschritte, mit unermüdlicher Beharrlichkeit, ohne alles musikalische Gehör, zu ihrer Tochter Arbeit den Takt schlägt.

Mademoiselle Zelenia Foliveau überläßt sich in-

dessen nicht ausschließlich der Instrumental-Musik, weil das zu „gemein“ sein würde. Nach sechsmonatlicher Mühe und Anstrengung beginnt sie ziemlich erträglich die Fortune importune von Labarre und Betourné zu deschiffriren.

Dieser Dilettantismus ist eine der schwachen Seiten der St. Denis-Straße. Sie hat ihre musikalischen Abendgesellschaften, wo der erste Ladendiener, Monsieur Oscar, ein langer schmächtiger Jüngling von 25 bis 26 Jahren, der gewöhnlich auf die Tochter seines Patrons spekulirt, den Baß singt.

Der Verbrauch an Romanzen und kleinern Liedchen ist sehr beträchtlich. Es geschieht sogar manchmal, daß man sich bis zum Duo erhebt. Hinzufügen muß man noch, daß seit die Sitten der St. Denis-Straße auf eine so bemerkliche Weise sich umgestaltet haben, die alte Heiterkeit entflohen ist, und man auf eine recht anständige Weise sich zu langweilen versteht.

Die sogenannte Vorliebe für die Künste, welche jetzt in der St. Denis-Straße herrschend ist, hat ihr noch ein anderes Gebrechen zugewendet, nämlich die Sucht, sich malen zu lassen. Der Menge Brustbilder nach zu urtheilen, die für ihre Bewohner verfertigt werden, möchte man voraussetzen, daß alle gewissermaßen sich gezwungen glauben, ihre Züge der Nachwelt zu überlassen.

Meistentheils ist die ganze Familie auf einer und derselben Leinwand dargestellt: der Vater als National-Gardist, die Mutter in einem rothen Kleide, der große Bruder, die kleine Schwester, der Hauskater und der

Papagei, alles in Pyramidalform übereinander geschichtet.

Leider begnügt man sich nicht, diese Gemälde für sich zu behalten; man will auch, daß sie in der Kunst-Ausstellung des Museums figuriren. Darin ligt das Lächerliche. Die St. Denis-Straße hat einmal gehört, daß die Beförderung der Künste eine fürstliche Neigung ist, und um sich ein fürstliches Ansehen zu geben, läßt man sich malen....

Die beiden Bettler.

Moralische Parallele.

Es gab in der Kirche U. l. F. zu Paris einen Zwerg, der kaum dritthalb Fuß groß, verwachsen und folglich nicht besonders schön oder liebenswürdig war. Sein ungeheurer Kopf, der mit dem kleinen doch starken Körper eben so sehr im Mißverhältniß stand, als seine 15 Zoll langen Füße mit den kaum eine Spanne hohen Beinen, gab ihm ein höchst auffallendes Ansehen.

Dieser Zwerg hieß Jakob Permanon. Seit 40 Jahren hatte er immer denselben Platz eingenommen am Weihfaß des Haupteinganges der Kirche, wo er auf einem für ihn eigends verfertigten Gerüst, halb stehend, halb sitzend dem Eintretenden oder sich Entfernenden seinen Weihwedel darbot, und für diesen Dienst ihre Almosen in Empfang nahm.

An der Zierlichkeit und Reinheit der Aussprache, womit Permanon die von ihm hergesagten lateinischen

Gebete betonte, bemerkte man, daß er nicht ununterrichtet sei, und wohl verstehe, was er sage.

Dieser Umstand, wie überhaupt sein Benehmen, das einen Mann von Weltkenntniß und Lebensart verrieth, veranlaßte eine Menge Folgerungen über seine Herkunft, die jedoch immer sehr schwankend blieben, weil der Zwerg, auf alle über diesen Punkt an ihn gerichteten Fragen, entgegnete, er sei von unbemittelten, zur Volksklasse gehörigen Eltern geboren, und von denselben, beinahe von Kindesbeinen, zu seinen gegenwärtigen Verrichtungen angehalten worden.

Man glaubte ihm, oder man glaubte ihm nicht; wenig kümmerte er sich darum. Jedenfalls sicherte der über seine Herkunft obwaltende Zweifel ihm reichliche Gaben, vorzüglich vom schönen Geschlechte, das den kleinen Jakob unter seinen besondern Schutz genommen zu haben schien.

Um seinen Wohlthäterinnen Ehre zu machen, kleidete er sich anständig, und hatte auf seinem Gerüst, wenn man seine drei Fuß über dem Boden postirten Füße nicht sah, beinahe das Ansehen eines Mannes comme il faut.

Er trug einen neuen dunkelgrünen Ueberrock, der seinen Untertheil ganz bedeckte, und auf dem man nie einen Fleck, nie ein Stäubchen bemerkte. Sein Kopf war mit langem gelocktem Haar bedeckt, das allmählich grau zu werden begann.

In der einen Hand hielt er den mit Silber ausgelegten Weihwedel von Ebenholz, den er mit einer Verbeugung den Damen darreichte, in der andern lag ein kleines zierlich eingebundenes Gebetbuch, worin

er zeitweis mit lauter Stimme las. Zu seinen Füßen war eine geschmackvolle Sparbüchse, welche die Geschenke der Beterinnen aufnahm.

Unter den Personen, die am regelmäßigsten dem Zwerg von Notre-Dame ihre Beisteuer darboten, indem sie ihre Finger-Spitzen an seinem Weihwedel befeuchteten, befand sich eine junge Engländerin, die von ihren, aller Wahrscheinlichkeit nach, vornehmen Eltern, als kleines Kind in eine weibliche Erziehungs-Anstalt in Paris gethan worden.

In Gesellschaft ihrer Gespielinnen, wie unter Aufsicht einer Lehrerin, kam sie jede Woche zwei oder drei Mal in die Kirche, und brachte ihrem armen Jakob, für den sie eine aus Mitleid und Herzensgüte gemischte Vorliebe gefaßt, jedesmal eine kleine Gabe, wofür der Zwerg nie unterlies, seine Dankbarkeit in Worten und Geberden ihr zu bezeugen.

Miß Jenny war aber auch ein engelgleiches Wesen, nicht allein dem Körper, sondern mehr noch der Seele nach. Ihr regelmäßig schönes, obgleich blasses Gesicht, ihre großen blauen Augen, ihr seidenartiges blondes Haar, das in dicken Locken den Nacken umspielte, verliehen ihr das Ansehen einer jungen Fee, die nur auf kurze Zeit die Erde zu bewohnen bestimmt ist.

Seit 15 Jahren befand sich dies junge Frauenzimmer in derselben Erziehungs-Anstalt, deren Vorsteherin sie beinahe als ihre Tochter betrachtete. Die für ihre Verpflegung, ihre Kleidung und ihren Unterricht festgesetzte Summe, war immer mit Genauigkeit bezahlt worden, und Madam *** hatte ihr es nie an etwas gebrechen lassen. Sie hatte ihr vor-

züglich Musik-Unterricht ertheilt, und Miß Jenny war, mit ihrer Hilfe, eine der besten Piano-Spielerinnen geworden.

Nächst den Geldgeschenken, die Jakob Permanon von der jungen Engländerin erhielt, brachte sie ihm von Zeit zu Zeit auch Hemden, Schnupftücher und hundert andere Sachen, die in weiblichen Erziehungs-Anstalten verfertigt werden. Des Zwerges Gebetbuch war mit ausgeschnittenen Bildern ꝛc. angefüllt, welche sie eigends für ihn bestimmt. Dies Gebetbuch selbst war eine ihrer Gaben. Sie hatte es ihm in einem grau atlassenen Ueberzug dargeboten, und auf dessen erster Seite die Worte geschrieben: „Gegeben den 15. April 1814 von Jenny R. an Jakob Permanon.“

Zu sagen, mit welcher Zuneigung der Zwerg an diesem jungen Mädchen hing, würde nicht möglich sein. Was er für Miß Jenny empfand, war mehr als Dankbarkeit und Liebe; es war Anbetung.

Wenn der Tag, wenn die Stunde erschien, wo Madam *** gewöhnlich ihre Zöglinge in die Kirche zu schicken pflegte, wurde er bald bleich bald roth, und zitterte wie Espenlaub auf seinem Gerüst. Nicht selten vergaß er, seinen Weihwedel einzutauchen und darzubieten, weil sein Kopf, weit vorgereckt, nach aussen spähete, um desto eher die sich nähernde Mädchenschaar zu erblicken.

Vernahm er endlich das Geräusch ihrer Schritte, oder das Gemurmel ihrer Stimme, so verklärte sich seine Stirne, und sein Auge strahlte in mildem Glanze. Ein heftiges Zittern überfiel ihn, und beurkundete eine plötzliche Erschlaffung seiner bisher zu sehr angestrengten Kräfte.

Wenn nun die, für welche er allein empfinden zu können schien, sich ihm näherte, wenn sie mit ihrer süßen Stimme ihn grüßte, und ihre Gabe ihm überreichte: dann schlug sein Herz mit Gewalt, er lächelte und vergoß Thränen, er schwankte und betete, statt für das erhaltene Geschenk sich zu bedanken.

Eines Tages zeigte sich ihm Jenny mit rothgeweinten Augen, und in der Haltung einer unter ihrem Kummer Erliegenden.

„Jakob," sagte sie zu dem Zwerg, „ich kann Euch nichts mehr geben, denn ich bin ärmer, als Ihr. Seit einem Jahr hat Madam *** von meinen unbekannten Beschützern nichts vernommen; seitdem hat sie auch keine Zahlung erhalten. Vergebens hat sie diesen Umstand mir verborgen; ich habe ihn gestern zufällig entdeckt. Ihr seht, ich bin ein armes, verlassenes Wesen, das selbst von der Mildthätigkeit anderer leben muß. Ich habe meinen Musik-Lehrer schon verabschiedet, und will jetzt auch mein Piano verkaufen."

In Thränen ausbrechend entfernte sie sich, und kniete hinter ihren Gespielinnen, unter die sie nicht mehr sich zu mischen wagte. Der Zwerg hatte ihr unverwandt nachgeblickt. Er blieb unbeweglich, so lange sie in der Kirche verweilte. Nachdem sie sich entfernt, verlies er sein Gerüst, und zeigte sich den ganzen Tag nicht mehr.

Am andern Morgen brachte der Kassen-Diener eines Bankhauses 3000 Franken (1400 fl.), die er bei der Thürsteherin der mehrgedachten Erziehungs-Anstalt niederlegte. Sie befanden sich in einem Sack, worauf statt einer Adresse stand:

„Für Miß Jenny R.“

Dieselbe Summe wurde, vier Jahre hintereinander, an dem gleichen Tage und mit der gleichen Aufschrift, gebracht, ohne daß man zu entdecken vermochte, von wem sie herrührte.

Die junge Britin war wieder ruhig und heiter geworden. Sie hatte ihr Piano nicht verkauft, und ihren Musik-Unterricht fortgesetzt. Jeden Sonntag brachte sie dem Zwerg ihr Zehnsousstück (14 kr.), der kleinen Nebengeschenke nicht zu gedenken, woran sie ihn seit Langem gewöhnt.

Auf einmal wurde Permanon krank, und zeigte sich in der Kirche nicht mehr. Miß Jenny fragte oft nach ihm, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten. Höchst besorgt, über was ihm zugestoßen sein könne, ruhete sie nicht, bis sie herausgebracht, wo er wohne, und was ihm fehle. Sie erhielt von der Vorsteherin der Erziehungs-Anstalt die Erlaubniß, in Begleitung einer Lehrerin ihn zu besuchen.

Der Zwerg wohnte in keinem schönen Hause. Man mußte fünf enge Treppen emporklimmen, um zu der Kammer zu gelangen, worin er krank und verlassen in einem unansehnlichen, doch reinlichen Bette lag. Jenny konnte bei diesem Anblick ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie schluchzte laut, als sie ihrem alten Freunde die Hand reichte und nach seinem Befinden sich erkundigte.

Jakob seinerseits konnte nicht antworten, so sehr war er überrascht und erfreuet. Die Brust schien ihm zerspringen zu wollen. Er schnappte nach Luft, wie jemand, der auf dem Punkte ist, zu ertrinken.

„Kind,“ rief er endlich, „Engelskind, der Heiland

und seine gnadenreiche Mutter haben Dich zu mir gesandt, um den letzten Tag meines Lebens mir zu verschönern. Hätte ich Dich nicht gesehen vor meinem Ende, ich würde mit einer bittern Empfindung gestorben sein. O, wie glücklich bin ich jetzt. Ich danke Gott und preise seine unerschöpfliche Barmherzigkeit."

Nach diesen Worten zog er mit Mühe ein versiegeltes Paket unter seinem Kopfkissen hervor, übergab es der jungen Person, unter der Andeutung, sein Inhalt sei für sie bestimmt. Er lies ihr mit Mund und Hand geloben, das Siegel nicht eher zu brechen, als nach seinem Tode.

„Es ist meine letzte Bitte," fügte er hinzu. „Ich hoffe, Sie werden mir dieselbe nicht versagen, und Ihr Versprechen pünktlich halten, obschon Sie es nur einem armen Bettler geleistet haben."

Jenny gab ihm die Versicherung, getreulich zu befolgen, was er von ihr verlangt.

„Eure Wünsche," sagte sie mit einem traurigen Blicke auf das Paket in ihren Händen, „die hierin enthalten sind, wie Ihr sagt, sollen pünktlich von mir in Ausführung gebracht werden. Ihr dürft Euch darauf verlassen. Ich will gern alles thun, was in meinen Kräften steht, wenn es zu Eurer Zufriedenheit beitragen kann."

Tags darauf, als sie den Kranken wieder besuchte, lag er im Sterben. Er schlug die Augen auf gegen sie, murmelte einige unverständliche Worte, ergriff ihre Hand, drückte sie zitternd an seine Lippen und verschied...

Miß Jenny ließ ihn beerdigen, und folgte seiner

Leiche, bis zu ihrer letzten Ruhestätte. Mit wirklichem Schmerz und tiefer Niedergeschlagenheit in ihrem Zimmer angelangt, bemerkte sie das von dem Zwerg ihr zugestellte Paket. Es enthielt eine schöne Brieftasche, worin sich ein beschriebener Zettel befand. Sie las darauf:

„Begeben Sie sich mit Madam *** zu dem Notar B. in der Montmartre-Straße, der ihnen etwas zuzustellen hat. Jakob Permanon.“

Der bezeichnete Notar war bald gefunden. Er übergab der jungen Engländerin ein Vermächtniß von 100,000 Fr. (46,667 fl.) in Gold und in Banknoten, das der Zwerg kurz vor seiner letzten Krankheit bei ihm niedergelegt, mit dem Bedeuten, nach seinem Ableben es ihr zukommen zu lassen.

Einige Zeit nachher verheirathete sich Miß Jenny auf eine sehr vortheilhafte Weise, durch Verwendung von Madam ***, und segnet noch jetzt den kleinen Bettler, dessen Andenken nie aus ihrem Gedächtniß entschwinden wird.

— Das Gegenstück zu vorstehender Begebenheit und zu der in ihr figurirenden Hauptperson, dem Zwerg Permanon, wird von Malassart, mit dem Beinamen Monaco, dargeboten. Vor mehreren Jahren bemerkte man, an einem der Thore Cambrays, einen Greis von ziemlich kräftigem Ansehen, aber mit Lumpen bedeckt, der dem Reisenden einen verstümmelten Arm entgegenstreckte, und fast unwirsch ein Almosen mehr forderte, als erbat. Seine Geschichte ist merkwürdig genug, um in Kürze sie zu erzählen.

Im Sommer 1797 befand sich Malassart eines Abends in einem Trinkhause in Douai, mit mehreren

seiner Kameraden, Soldaten, wie er, im Jäger-Regiment Vatimesnil. In demselben Zimmer sangen und zechten, ebenfalls Husaren vom Regiment Colonel-Général. Ein junger Lothringer, der den Rang eines Quartiermachers bekleidete, saß mitten unter den Husaren, und seine gewaltige Stimme überschrie die aller andern. Der Wein war ihm in den Kopf gestiegen, wodurch seine Heiterkeit zusehends ausgelassener wurde.

Der Lärm war niemand angenehm. Malassart aber beschwerte sich am lautesten darüber. Er gebot dem jungen Husaren zu schweigen, und da dieser nur um so mehr seine Stimme erhob, überhäufte er ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfnamen und Verwünschungen. Der andere blieb ihm nichts schuldig. Der Streit erhitzte sich bald so sehr, daß beide gleichzeitig die Säbel entblößten. Nach einem kurzen Gefechte versetzte der Husar dem reitenden Jäger einen gewaltigen Hieb über die rechte Hand, der ihm die Sehne durchschnitt, und für immer zum Dienst ihn untauglich machte.

Dieser schweren Verletzung wegen verabschiedet, kehrte Malassart in seine Vaterstadt zurück. Ohne Neigung zur Arbeit, wozu er noch recht gut tauglich war, führte er ein unstätes, träges Leben, von Almosen sich erhaltend, die er sich dadurch verschaffte, daß er den Leuten seinen verstümmelten Arm vorhielt. Er beging später einen mit Einbruch begleiteten Diebstahl, der für ihn fünfjährige Zuchthausstrafe zur Folge hatte.

Seit einigen Monaten wieder in Freiheit gesetzt, befand er sich eines Tages auf dem Parade-Platze in

Cambray, wo die Besatzung der Stadt in Schlachtordnung aufmarschiert war. Es war um eine Heerschau zu thun, die von einem Herzog, der zugleich Marschall von Frankreich war, gehalten werden sollte. Der Bettler drängte sich durch die Menge, um in der Nähe den berühmten Feldherrn zu sehen, der einen so hohen und glänzenden Rang einnahm. Man denke sich sein Erstaunen, als er in ihm den Husaren erkannte, der ihn in Douai zum Invaliden gemacht, und der niemand anders war, als Michael Ney.

Während er entehrt, elend, mit Lumpen bedeckt, mit alle den Uebeln zu kämpfen hatte, die selbst verschuldete Armuth, Laster und Verbrechen über ihn herbeigezogen, war der, welcher fünfzehn Jahre früher Seinesgleichen gewesen, mit dem er in derselben Tabagie gezecht, den er beschimpft und mit dem er sich geschlagen, zum höchsten Rang in der Armee emporgestiegen.

Bei Malassart hatte in diesem ganzen Zeitraum ein Tag von dem andern sich nicht unterschieden. Ein neuer Fortschritt in der Bahn des Glückes und der Ehre hatte anderseits jeden Tag in Ney's Dasein bezeichnet. So viel Jahre seit dem Zweikampf in Douai verstrichen waren, in so vielen Hauptschlachten hatte er sich hervorgethan, und seinen Namen unsterblich gemacht. Er war jetzt Herzog von Elchingen, Großadler der Ehrenlegion und Marschall des Reichs.

Des Bettlers Benehmen, nach dieser Entdeckung, war dem eines Wahnsinnigen nicht unähnlich. Er riß sich die Haare aus, und zerschlug sich das Gesicht. Ney bemerkte ihn, betrachtete ihn genauer, und er-

innerte sich bald, wo und bei welcher Gelegenheit er diesen Menschen gesehen.

Er lies ihn vortreten, sprach theilnehmend zu ihm, erkundigte sich nach seinen Umständen, und beschloß mit den Worten, daß ein Soldat, der sich mit ihm geschlagen, und den er zum Dienst untauglich gemacht, nicht betteln dürfe.

„Du erhältst von heute an von mir ein Gnaden-Gehalt," sagte er, „das nur mit dem Tode eines von uns beiden aufhören wird."

Ney endete zuerst, man weiß wie. Monaco brachte seine alten Tage in einem Spital zu, wo er vor Kurzem, ohne Sorge wie ohne Bedauern über den Verlust oder die Entbehrung der wandelbaren Glücksgüter dieses Lebens, gestorben ist.

Feldzug der Franzosen gegen Maskara.

In einem Augenblicke, wo der Kampf zwischen den französischen Truppen in der Regentschaft Algier und dem Bey von Maskara, Abd El Kader begonnen, kann es nicht ohne Interesse sein, einige Mittheilungen zu lesen über diesen letzten, wie über die unter seinem Befehle stehende Kriegsmacht und das von ihm beherrschte Land. Wir entnehmen sie einem so eben erschienenen Werke, dessen Verfasser der französische General Demichels ist. Lassen wir ihn selbst sprechen.

— Bisher hat man über die Bewohner der Provinz Oran keine andere als durchaus falsche oder unvollständige Begriffe gehabt. Man irrt sich sehr, wenn man die in Europa gelieferten Schlachten, mit den Gefechten gegen die Araber gleichstellt. In Afrika sind es nicht Massen, die sich gegen andere Massen stoßen, und die mit Wuth um den Besitz des Schlachtfeldes sich streiten. Es sind Schwärme unerschrockener und unangreifbarer Reiter, die nie eine im Marsch begriffene Kolonne aufzuhalten sich bemühen, sondern die unaufhörlich und auf allen Seiten sie necken.

Unermüdliche Feinde, nicht aus Furcht, sondern aus Taktik fliehend, wissen sie den Streichen ihrer Gegner sich zu entziehen, um mit desto größerem Ungestüm sie zu überfallen, immer aufmerksam, um die geringste Unordnung, den kleinsten Fehler zu benutzen. Die Araber in der Provinz Oran sind noch ganz dieselben, wie Uebertragungen die Eroberer Spaniens und eines Theiles Galliens uns schildern, im höch-

sten Grade kampflustig, keinen andern Luxus kennend, als den ihrer Pferde oder ihrer Waffen.

Um von Oran gegen Maskara vorzudringen, wird die Armee zuerst den Volksstamm Garaba zu bekämpfen haben. Er ist der kriegerischste in der Umgegend von Oran, und der am meisten gegen uns erbitterte. Die ganze Land-Strecke zwischen dem nach Maskara führenden Wege und dem Kadur-Debby-See, gegen den Tlelatfluß, wird von ihm bevölkert.

Dieser Theil des Weges wird übrigens bei Msullen, drei Stunden von Oran, von dem von den Spaniern erbaueten steinernen Blockhause vertheidigt, das die in der Nähe befindlichen Schluchten beherrscht, und von dem hölzernen Blockhause, das wir, zur Vertheidigung der Hügelkette östlich und westlich vor der Stadt, oberhalb der Ebene Sidi Mahatan, angelegt haben.

Mehrmals, besonders während die von der Regierung nach Afrika geschickte Kommission in Oran sich aufhielt, hat Abd El Kader sein Lager am Tlelat, sechs Stunden von Oran, aufgeschlagen. Man dürfte sich also nicht wundern, wenn die nach Maskara bestimmten Truppen hier zuerst auf ihn stießen. Es ist sogar anzunehmen, daß das erste Gefecht da stattfinden wird. Dieser Punkt ist ihm lieb geworden, weil er auf ihm seinen letzten Sieg errungen.

Von da wird sich Abd El Kader wahrscheinlich an den Sigg zurückziehen. Mehrmals hat er daselbst die feindlichen Stämme bekämpft, welche die engen, von diesem schlangenförmig sich windenden Flusse bewässerten Thäler bewohnen, und da er sehr genau die

Gegend kennt, wird er nicht zweifeln, hier einen Sieg zu erringen.

Der Schwadronschef von Thorigny, der erste französische Offizier, welcher Maskara besucht, entwirft von der Topographie dieses Theiles der Provinz Oran folgende Beschreibung:

„Ich verlies Oran den 11. März 1834, in Begleitung des Ordonnanz-Offiziers Deforges, mehrerer angesehenen Araber und 30 bewaffneter Reiter. Nach einem achtstündigen Marsche erreichten wir Abd El Kader's Lager am Sigg.

„Als wir demselben uns näherten, kamen uns mehrere Volks-Häuptlinge, nebst einer Ehren-Bedeckung, entgegen, um uns zum Bey zu führen. Ich erstaunte nicht wenig, beim Anblick des durchaus kriegerischen Lagers, und der bewaffneten Menge, die dem Willen eines einzigen gehorchend, mit Ehrfurcht vor einem französischen Soldaten sich öffnete.

„Ich bewunderte die auf allen Seiten sich mir darbietenden ausgezeichneten Gesichter, die kolossalen Gestalten, die kräftigen Formen, welche in Freiheit und wildem Leben sich ausgebildet. Eben so bewunderte ich auch ihre Schnellläufer, dem geringsten Zeichen gehorchend, und bereit, mit Blitzesschnelle die Ebene zu durcheilen.

„Ich durchschritt das Lager in allen Richtungen. Meine Bewunderung wurde eben so sehr gesteigert durch die überall herrschende Ordnung, als durch die Stärke der Krieger und die Schönheit ihrer Pferde.

„Der Landes Anblick war prachtvoll. Der kleine Siggfluß strömte hart am Lager, und eine große,

mit reichen Getreide-Feldern und fetten Wiesen bedeckte Ebene zeigte uns in der Ferne die unzählbaren Heerden des Stammes Garaba.

„Am andern Morgen, bei Tages Anbruch, wurde auf ein gegebenes Zeichen das Lager wie durch einen Zauberschlag aufgehoben. Alle Zelte neigten sich in demselben Augenblicke und wurden auf Kameele oder Maulthiere geladen. Einige Minuten nachher war der ganze Zug in Bewegung, und in weniger als einer halben Stunde befand sich die kleine Armee Abd El Kaders, aus fast 3000 Pferden bestehend, unter dem Schalle einer kriegerischen Musik auf dem Marsche.

„Vier Neger führten dem Bey sein Schlachtroß vor. Er erhob sich langsam und nachläßig in den Sattel. Aber kaum saß er in demselben fest, als er mit ausserordentlicher Gewandheit durch die Ebene galoppirte, dann wieder plötzlich stehen blieb, und in seinem ganzen Verfahren als vollendeter Reiter sich beurkundete.

„Die entfernteren Stämme brachen, einer um den andern, nach ihrer Heimath auf, und bald sahen wir uns nur von der Truppe von Maskara umringt, in deren Mitte sich die sieben Standarten Abd El Kaders befanden. Der Marsch wurde erheitert durch Sänger, Tänzer, ja selbst durch Fechter, die mit kurzen Schwertern bewaffnet, und mit Schilden bedeckt, ein sehr anziehendes Schauspiel uns darboten.

„Unsere Tagreise war nicht über fünf Stunden. Wir hatten das herrlichste Wetter, was uns vergönnte, die Schönheit des von uns bereiseten Landes in vollem

Maße zu genießen. Welche Quelle des Reichthums für Frankreich. Auf eine Strecke von 12 bis 15 Stunden war der Boden kultivirt von diesen Barbaren, mit einem kleinen hölzernen Pfluge, der kaum zwei Zoll tiefe Furchen zu bilden im Stande ist. Der nur nachläßig ausgestreuete Saame erzeugt dennoch die schönsten und reichsten Früchte.

„Die Oelbäume gedeihen in Menge und erlangen eine ausserordentliche Dicke. Es gibt davon ganze Waldungen. Reizende Gegenden, schön angebauete Thalgelände wurden von unserm Wege durchschnitten bis zum Wed El Hamman, einem etwas größeren Flusse, als der Sigg, wo sich das Lager befand.

„Am nächsten Morgen brachen wir nach Maskara auf. Der Weg bietet von hier aus größere Schwierigkeiten dar, und erlaubt nicht die Fortschaffung unsers gewöhnlichen Geschützes, was uns die Nothwendigkeit der Einrichtung von Bergkanonen begreifen lies, die von Maulthieren getragen werden könnten.

„Mehrere Berge vertheidigen die Nähe von Maskara. Der letzte, der hoch und sehr steil ist, kann nur in zwei Stunden erstiegen werden. Auf seinem jenseitigen Abhange erblickten wir die Stadt, mit ihren weissen Häusern und ihren Minareten. Sie beherrscht eine große, gut angebauete Ebene.

„Den Tag nach meiner Ankunft hatte ich nichts eiligeres zu thun, als die Stadt zu besehen. Ich mußte mir beinahe buchstäblich einen Weg bahnen durch ihre engen Gassen, worin, um uns zu sehen, die Menge sich drängte.

„Auf den ersten Blick hat Maskara das Ansehen

eines großen Klosters, wo in Burnus gehüllte Mönche, mit schwarzen oder weissen Kaputzen, in allen Richtungen sich durchkreuzten. Indessen deutet ihr wildes Ansehen und ihr funkelnder Blick etwas ganz anderes als mönchisches Wesen an.

„Die Stadt mag eine Bevölkerung von 10,000 bis 12,000 Seelen haben. Einige von Mauren und Juden gehaltene Kaufladen waren ziemlich gut versorgt. Kaffehäuser, ein reichlich versehener und von den benachbarten Gebirgs-Beduinen häufig besuchter Markt, sind die einzigen Zerstreuungsorte, welche Maskara darbietet.

„Die arabischen Frauen gehen nur selten aus, und selbst dann nur, um sich ins Bad zu begeben. Unser Begleiter, der Doktor, versichert, daß er mehrere recht hübsche gesehen, unter andern die Schwester des Bey, die eine der schönsten Frauen sein soll.

„Fünfzehn Kanonen vertheidigen die Stadt. Die meisten sind jedoch in so übelm Zustande, daß man sie nur einmal abfeuern könnte, und vielleicht auch da nur zum Nachtheil der sie Bedienenden, indem die Lavetten kaum zusammenhalten.

„Uebrigens hatten wir die Artillerie Abd El Kaders schon beurtheilen können nach den beiden Feldstücken, die er auf seinem Streifzuge bei sich hatte. Zwei hintereinander gespannte Maulthiere zogen die auf kleinen Rädern ruhenden Kanonen, die solchergestalt überall fortgebracht werden konnten. Auf der Wohnung des Bey, die ein mit der Stadt auf der Abendseite zusammenhängendes Fort bildet, sind vier Stücke aufgepflanzt.“

Fügen wir über Maskara noch einige Worte hinzu. Es ist unstreitig eine der wichtigsten Städte, nicht allein der Provinz Oran, sondern auch der ganzen ehemaligen Regentschaft Algier. Seine Bevölkerung soll 15,000 Seelen übersteigen. Es ligt, allmählig gegen Südost sich senkend, am Abhange einer sehr angenehmen Hügelreihe, welche die ausgedehnte Ebene Xeres beherrscht, und die unmittelbar mit dem kleinen Atlas zusammenhängt.

Die Form der Stadt ist die eines länglichen Vierecks. Ihre Häuser sind niedrig, doch ziemlich bequem eingerichtet in ihrem Innern. Fast alle haben flache Dächer, wo am Abend sich die Frauen ergehen, und sich gegenseitige Besuche abstatten.

Die eigentliche Stadt ist von guten Mauern umschlossen, jedoch ohne Graben, die durch schöne Baumgärten ersetzt werden. Ausserhalb längs der Mauer ist ein Fußweg, auf welchem die Eigenthümer in ihre Gärten gelangen, und der zugleich als Spaziergang dient. An mehreren Punkten bietet er die herrlichsten Aussichten dar.

Die Stadt hat zwei Hauptthore, das eine auf der Morgenseite, Scherg genannt, und das andere gegen Abend. Hier beginnt der nach Oran führende Weg. Man nennt es Garb. Auf der Mittagsseite ist eine kleine Pforte, die bei Ausfällen dienen kann, und die unter gewöhnlichen Umständen fast immer verschlossen bleibt.

Fünf bedeutende Vorstädte, deren Häuser mit reizenden Gärten untermischt sind, umschlingen theilweis die Stadt, von der sie durch eine tiefe Schlucht ge-

trennt sind, welche das Flüßchen Wed ain Sultan durchströmt. Eine hohe steinerne Brücke von einem Bogen verbindet die Stadt, auf der Seite gegen Oran mit den Vorstädten. Die Schlucht ist hier am tiefsten. Auf anderen Punkten ist sie leicht zugänglich, und im Sommer kann man fast überall nach der Stadt gelangen, ohne der Brücke sich bedienen zu müssen.

Wie man bemerkt sind die Vertheidigungs-Mittel von Maskara sehr unbedeutend. Die eigentlichen Schwierigkeiten, welche den französischen Truppen sich entgegenstellen werden, sind die des Weges.

Drei Stellen können für sie besonders gefährlich werden, nämlich die Schluchten und der vielfach durchschnittene Boden am Sigg, wo sie den Stamm Garaba zu bekämpfen haben werden, sodann der Paß am Wed el Hamman, wo Abd El Kader sie erwarten dürfte, und endlich der hohe Berg zwischen diesem Punkte und Maskara, zu dessen Ersteigung man, unter gewöhnlichen Umständen, zwei Stunden braucht, über den man aber kämpfend in zwei Tagen zu gelangen, sich vielleicht glücklich schätzen würde.

Die Entfernung von Oran bis Maskara beträgt 20 Stunden. Des Landes Anblick auf dieser Strecke ist sehr verschiedenartig. Zwischen Oran und dem Ayasee dehnt sich eine große Ebene aus, worauf man nichts erblickt, als einige zerstreute Baumgruppen. Weiterhin gelangt man in das Tlelatthal, wo Wasser und angenehmes Grün sich wieder zeigen. Es reicht bis an den Sigg. Jenseits diesem Flusse ist die Ceratebene, aus welcher sich der kleine Atlas erhebt.

Man findet hier die vom Gerufbache durchströmte Schlucht, und bald nachher die des Wed Mella. Beide sind steil und tief.

Nahe bei der letzten beginnt der Berg Mellaha, den man zu übersteigen hat, um Maskara zu erreichen. Der jähe Abhang, auf allen Seiten von senkrechten Felsen beherrscht, ist sehr beschwerlich, und dürfte viel Blut kosten, um so mehr, da Abd El Kader wahrscheinlich hier alle ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel geltend machen wird, um die Franzosen an weiterem Vordringen zu hindern.

Die größten und berühmtesten Bücher-Sammlungen im Alterthum wie in den neuern Zeiten.

Mit Ausnahme einiger der vorzüglichsten Bibliotheken in Deutschland, Frankreich, Italien und England, ist die Menge der in den meisten großen Bücher-Sammlungen enthaltenen Bände, bald mehr bald weniger genau bekannt. Es verhält sich mit diesem Theile der vergleichenden Statistik gegenwärtig noch eben so, wie mit jenem der Staaten-Bevölkerung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Eine der Hauptursachen solcher Ungewißheit rührt augenscheinlich von den verschiedenartigen Ansichten oder Uebertragungen her, den früheren Zustand der literarischen Schätze betreffend. In einigen hat man nur die gedruckten Bücher in Anschlag gebracht, ohne der Handschriften zu gedenken. In anderen sind die letzten den ersten beigezählt. In noch anderen hat man aus den heterogensten Flugschriften Bände gebildet, die von einigen in die Gesammtzahl mit inbegriffen, von andern verworfen werden.

Vor 1790 schrieb man der königlichen Bibliothek zu Paris 350,000, 400,000 ja selbst 500,000 Bände zu, obgleich sie, nach der mit der genauesten Strenge durch Van Praet 1791 vorgenommenen Zählung deren nun 153,000 enthielt. Barrier hatte 1805 in seinem Verzeichniß 200,000 eingeschrieben. Die von Georg III dem britischen Museum geschenkte Biblio-

thek sollte, der Sage nach, aus 200,000 Bänden bestehen, die, nach einer vorgenommenen Zählung, auf 65,000 reduzirt werden mußten. Alle Reisende behaupten, daß in der St. Markus-Bibliothek, zu Venedig, sich 150,000 Bände befinden. Nach dem Bericht ihres gegenwärtigen Bibliothekars, des Abbé Betio, enthält sie jedoch nur 65,000 gedruckte Bände und 5000 Handschriften.

Aehnliche Uebertreibungen betreffen die Bibliotheken der Universität Oxford, des Vatikan zu Rom, die der Advokaten zu Edinburg, ꝛc., während man der Bibliothek Brera, in Mailand, und der großen königlichen Bibliothek in München beinahe nicht gedenkt.

In den blühendsten Zeiten Aegyptens, Griechenlands und Roms gab es der Verfasser nicht viele, folglich konnte auch die Bücher-Menge nicht bedeutend sein. Die politische Geschichte der Völker und die Erdbeschreibung, zwei unerschöpfliche Quellen für die neuern Schriftsteller, waren damals sehr geringhaltig.

Die wenigen Beziehungen, welche überdem zwischen den Völkern, oder selbst zwischen einzelnen Städten bestanden, die unzulänglichen Verbindungsmittel zwischen ihnen, und die Unsicherheit des Verkehrs, den beschränkten Kenntnissen beigesellt, welche man damals von der Erde und ihrer eigentlichen Beschaffenheit hatte, indem man kaum den sechsten Theil ihres wirklichen Umfanges kannte, alles trug dazu bei, das gegenwärtig unermeßliche Feld der Beobachtung und des Gedankens inner engen Grenzen zu beschränken.

Der Stoff selbst, worauf man schrieb, und die Ausführungs-Schwierigkeiten, stellten der größeren Verbreitung beendeter Werke neue Schwierigkeiten entgegnen. Die Zahl der Schriftsteller mußte also gezwungenerweise gering sein. Oft gab es vielleicht nicht drei oder vier Abschriften ihrer Werke. Die barbarische Art Krieg zu führen, die unvermeidlich mit Plünderung und Brandstiftung begleitet war, trug nicht zur Erhaltung und Uebertragung dieser Werke bei. Wie viele zu Alexander des Großen Zeiten geschriebene Bücher, sind bis zu August oder Trajan gelangt?

Die Ebräer hatten eine heilige oder politische Bücher-Sammlung, deren Gebrauch nur den Leviten und den Vorstehern der Stämme erlaubt war.

Einige Geschichtschreiber haben behauptet, daß es, schon zwölf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, mehrere Bibliotheken in Aegypten gab. Die einzige Büchersammlung dieses Landes, deren Dasein auf eine unzubezweifelnde Weise bescheinigt ist, war die von Alexandria.

Griechenland, mit seinen republikanischen Sitten, ahmte dies Beispiel nicht nach. Die Lazedemonier hatten nie Bücher, und die Bibliothek des Pisistrates, zu Athen, war sehr unbedeutend.

Auch in Rom gab es in den ersten Zeiten keine andere Bücher-Sammlung, als die der öffentlichen Archive, und die der Oberaufsicht der Oberpriester, der Auguren und der Decemvirn anvertrauten Schriften. Die späteren Eroberungen des großen Volkes häuften jedoch in Rom sehr bedeutende literarische Schätze auf, um deren Besitz sich die wohlhabendsten

Leute der letzten Jahrhunderte der Weltstadt stritten. Paul Emil, Sylla, Asinius, Pollio, Julius Zäsar, Varro, Lukull, Zizero, Attikus, Plinius, Trajan, und mehrere Prinzen oder Kaiser, hatten beträchtliche Bibliotheken.

Nach ihnen kamen die Kirchenväter, während ihrem Apostolat die Meisterwerke der ihnen vorangegangenen ausgezeichneten Männer sammelnd. Ihrem Eifer für die Wissenschaften verdankt man die Erhaltung vieler merkwürdiger Bücher, die ohnedem verloren gegangen wären.

Auch ihrerseits schienen die Apostel des Islamismus, dessen Rasereien bisher alles vernichtet, den durch den Fanatismus ihres Glaubens angestellten Schaden in etwas ausgleichen zu wollen, indem sie die noch vorhandenen literarischen Ueberreste sammelten.

Die Bibliothek der Kalifen zu Kahira bestand (nach Macrizys Versicherung) aus 1,600,000 Bänden, und die zu Tripolis, in Syrien enthielt deren nicht weniger als drei Millionen. Die berühmte Bücher-Sammlung Al Hakem, in Kordua, soll nicht geringer gewesen sein.

Die Uebertreibung aller dieser Angaben ist in die Augen springend, weshalb wir es für überflüssig halten, darüber in nähere Erörterungen einzutreten. Eben so ungegründet ist wahrscheinlich auch, was man über die Reichthümer der Bibliotheken in Tripolis, Fez und Marokko sagt.

Nach dem Allem scheint uns die Wichtigkeit, welche man den Bücher-Sammlungen der Vorzeit leihet, nicht der Wahrheit getreu. Der Geschichtschreiber

Josephus sagt, daß sich 200,000 Bände in der Bibliothek zu Alexandria befanden. Der ulpianischen Bücher-Sammlung Trajans schreibt man 100,000 Bände zu. Mehrere Reisende endlich haben die Behauptung aufgestellt, daß die äthiopische Bibliothek, im heiligen Kreuz-Kloster, in Abyssinien, 100,000 Bände enthalte, alle auf Pergament geschrieben, und in seidenen Futteralen aufbewahrt.

Wie viele Menschenleben wären erforderlich gewesen zur Aufhäufung solcher Reichthümer? Wahrlich, in einer Zeit, wo der Unterricht wenig verbreitet war, wo die Priester beinahe allein der Feder sich bedienen konnten, würde die Bildung so großer Bücher-Sammlungen mehr Schwierigkeiten dargeboten haben, als die Grabung des Mörissees, die Erbauung der Mauern von Theben und der Pyramiden von Giseh. Und angenommen selbst, daß jene Angaben der Wahrheit getreu seien, deuteten sie dennoch nicht ganze Werke an, sondern nur Rollen oder Bruchstücke dieser Werke. Es ergibt sich daraus, daß die Wichtigkeit der alten Bibliotheken, im Vergleich mit den unsrigen, sehr unbedeutend sein würde.

Die von den morgenländischen Kaisern im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu Konstantinopel gestiftete Bücher-Sammlung, bereicherte sich allmählig durch zahlreiche Abschriften und Ankäufe. Unglücklicherweise vernichtete Leo III, in einem Wuthanfall gegen den Bilderdienst, alle diese mühsam herbeigeschafften Schätze, indem er die Bibliothek, nebst den zu ihrer Aufsicht bestimmten Personen, verbrennen ließ.

Während dem unruhigen und gewaltthätigen Zeit-

raum, den man den „barbarischen“ nennt, und der Europa's Wiedergeburt unmittelbar vorangieng, hatten sich alle Kenntnisse in die Klöster geflüchtet. Die Mönche kopierten eine Menge alter Handschriften, und erhielten der Nachwelt manch kostbares Erbe des Alterthums, das ohne sie nicht mehr vorhanden sein würde. Ihrer Sorgfalt allein hat man zu verdanken, was man von der römischen und griechischen Gesittung noch weis, und wodurch die Verstandeskraft der Völker des Mittelalters erweckt und erleuchtet worden.

Einige, größtentheils aus asketischen Werken bestehende Bücher-Sammlungen wurden in Rom von dem Pabst Zacharias, in Aachen von Karl dem Großen, und in St. Gallen von dem Vorsteher der dortigen Abtei gegründet.

Es würde uns an Raum gebrechen, wollten wir eine vollständige geschichtliche Uebersicht geben von der Bildung der vorzüglichsten Bibliotheken des neuern Europa. Begnügen wir uns, die chronologische Reihefolge ihrer Gründung anzudeuten. Man kann demnach einen oberflächlichen Begriff von dem Gange der Geistes-Kultur in unserm Erdtheil gewinnen.

Bibliotheken.		Orte.	Stiftungsjahr.
Palatinische Bibliothek	zu	Heidelberg	1390
Vatikanische	„	Rom	1417
Stadt-	„	Regensburg . . .	1430
Universitäts-	„	Turin	1436
Kaiserliche	„	Wien	1440
Lorenzianische	„	Florenz	1444
Malatestische	„	Cesena	1452

Bibliotheken.		Orte.	Stiftungsjahr.
Marcianische Bibliothek	zu	Venedig	1468
Bodleyanische	„	Oxford	1480
Universitäts-	„	Koppenhagen	1483
Stadt-	„	Frankfurt a. M.	1484
Universitäts-	„	Marburg	1527
Stadt-	„	Straßburg	1531
Universitäts-	„	Leipzig	1544
Universitäts-	„	Jena	1548
Königliche	„	Dresden	1556
Universitäts-	„	Edinburg	1580
Universitäts-	„	Leyden	1586
Königliche	„	Paris	1595
Stadt- (jetzt königliche)	„	München	1595
Kloster-	„	Eskurial	1596
Herzogliche	„	Wolfenbüttel	1604
Ambrosianische	„	Mailand	1609
Stadt-	„	Lyon	1609
Königliche	„	Berlin	1617
Angelikanische	„	Rom	1620
Universitäts-	„	Upsala	1621
Universitäts-	„	Padua	1629
Königliche	„	Koppenhagen	1648
Mazarinische	„	Paris	1661
Herzogliche	„	Gotha	1680
Advokaten-	„	Edinburg	1682
Großherzogliche	„	Weimar	1691
Königliche	„	Madrid	1712
Magliabecchianische	„	Florenz	1714
Kaiserliche	„	Konstantinopel	1719

Bibliotheken.		Orte.	Stiftungsjahr.
Instituts-Bibliothek	zu	Bologna	1725
Kaiserliche	„	Petersburg	1728
Universitäts-	„	Göttingen	1736
Königliche	„	London	1759
Brera-	„	Mailand	1770
Königliche	„	Stuttgart	1778

Daß die vorstehende Uebersicht nicht vollständig ist, ergibt sich auf den ersten Blick. Wir haben indessen auch nicht alle Bibliotheken anführen wollen, sondern nur diejenigen, welche entweder sehr reichhaltig in früheren Zeiten gewesen, oder die es in der neuesten Zeit geworden sind.

Stationär gebliebene Bibliotheken, wie die „öffentliche," in Genf, die kärglich seit 50 Jahren versorgt, eher sich vermindert als vermehrt hat, indem die Zahl ihrer Bände von 55,000 bis auf 32,000 gesunken ist, erregen Bedauern, weil sie beweisen, daß der ausschließlich merkantilische Geist eben so gleichgiltig ist gegen die Fortschritte der Wissenschaften und der Geistes-Kultur, als Unwissenheit und Barbarei.

Man hat die Bibliothek des Vatikans immer als die älteste in Europa betrachtet, und ihre Gründung dem Pabst St. Hilarius zugeschrieben, der im Jahr 465, in seinem Palaste zu St. Johann von Latran, mehrere Handschriften sammelte. Der mehr gegründeten Meinung des gelehrten Ebert zufolge, würde ihre Stiftung nicht über die ersten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts hinausreichen, wo sie von Avignon nach Rom versetzt wurde.

Sie enthielt anfänglich nur 60,000 Bände und vermehrt sich langsam. Ihre bessere Einrichtung

rührt her von Niklaus V, dem würdigen Vorgänger Leo X, der sie im Vatikan aufstellen lies. Seit dem Tode des Grafen Leopold von Cicognara, dessen Bücher-Sammlung mit der des Vatikans vereinigt wurde, beläuft sich die Menge ihrer gedruckten Bände auf 75,000, und die ihrer Handschriften auf 35,000.

Die Lorenzianische Bibliothek zu Florenz ist zwar nicht besonders bändereich, dagegen enthält sie viele seltene Handschriften, deren Gesammtzahl der gelehrte Ebert auf 8000 angibt. Der regierende Großherzog hat, in einem Seiten-Flügel des Bibliothek-Gebäudes, die prächtige Inkunabeln-Sammlung *) aufstellen lassen, welche Graf Elci durch sein Testament ihm hinterlassen, und die sowohl durch ihre sorgsame Erhaltung, wie durch ihre reichen Einbände sich auszeichnet.

Nach Blume wurde die Marcianische Bibliothek in Venedig 1468 gestiftet. Schon ein Jahrhundert vorher (1362) machte Petrarka seine Bücher-Sammlung der Republik zum Geschenk.

Die Brera-Bibliothek, in Mailand, deren man bisher kaum gedacht, enthält gegenwärtig, nach dem Zeugniß ihres Bibliothekars Tironi, 170,000 Bände. Rechnet man dazu die den speziellen Bücher-Sammlungen gehörigen Bände, welche sich in demselben Gebäude befinden, so übersteigt ihre Zahl 200,000.

Mehrere Könige von Frankreich hatten schon vor dem vierzehnten Jahrhundert kleine Bibliotheken, die jedoch unbedeutend waren, und auf deren Erhaltung man keine Sorgfalt verwendete. Erst unter Johann,

*) In cunabulis, Bücher aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

im Jahr 1350, wurde eine regelmäßige, zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Büchersammlung gegründet. Sie bestand bei dem Tode dieses Monarchen, der die Wissenschaften liebte und beförderte, aus 8000 bis 10,000 (an mehreren Orten heißt es sogar 15,000) Bänden.

Karl V verachtete diese Bibliothek, und begann die Gründung einer andern, aus zierlich geschriebenen, mit schönen Zeichnungen geschmückten Manuskripten bestehend. Er bestimmte dazu im Louvre ein eigenes Gemach, der Bibliothekthurm (tour de la librairie) genannt. Das 1373 verfertigte Verzeichniß dieser letzten Sammlung, die meistentheils Kroniken, religiöse und Astrologie-Bücher enthielt, gab deren 910 Bände an. Bis 1411 hatte ihre Zahl auf 1100 sich vermehrt.

Karl VIII vereinigte 1493 mit der Bibliothek im Louvre die Bücher, welche er, nach Eroberung des Königreichs Neapel, von dort mitgebracht. Drei Jahre später lies Ludwig XII die ganze Bücher-Sammlung nach Blois bringen, und vermehrte sie mit der von Pavia, deren die Franzosen sich bemächtigt. Demungeachtet erhielt sie 1515, wo sie auf Franz I Befehl nach Fontainebleau versetzt wurde, erst 1890 Bände.

Heinrich IV, der eigentliche Gründer der königlichen Bibliothek zu Paris, lies 1589 die in Fontainebleau und andern Orten befindlichen Bücher zusammenbringen. Unter Ludwig XIV, im J. 1666, bestand diese Sammlung schon aus 90,000 gedruckten Bänden und 10,000 Handschriften. Nach Letronne's Bericht enthält die königliche Bibliothek gegenwär-

tig 350,000 in Katalog verzeichnete Bücher, und 150,000 wenigstens, die darin nicht angegeben sind, nebst 100,000 Flugschriften, ꝛc. Die Gesammtsumme aller ihrer Bände wird auf 626,000, und die der Handschriften auf 80,000 angegeben.

Die Bibliothek zu Ofen, in Ungarn, bestand bei des Königs Korwin Tode, im J. 1527, aus etwa 55,000 Bänden, größtentheils Handschriften, deren Werth auf 1,925,000 Dukaten geschätzt wurde.

Die Gründung der kaiserlichen Bibliothek zu Wien schreibt sich von 1440 her. Sie wurde später durch die obengedachte Bücher-Sammlung Korwins vermehrt, und enthielt 1663 bereits 90,000 gedruckte Bände, nebst 10,000 Handschriften. 1789 war die Menge der ersten bis auf 196,000, und die der letzten bis auf 14,000 gestiegen. Jetzt enthält sie 12,000 Bände Inkunabeln, 270,000 gedruckte Bände, vom sechszehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage, und 16,016 Handschriften, nebst 1242 Wappen, worin sich 300,000 Kupferstiche befinden.

Unter den Handschriften bemerkt man 8000 von Monarchen, Fürsten, Prinzen, Generalen und andern berühmten Personen eigenhändig geschriebene Briefe, ꝛc. Die Sammlung der Musik-Bücher besteht aus 6000 Bänden. Es befinden sich darin mehrere Kompositionen der Kaiser Ferdinand III, Leopold I und Karl VI. Jährlich wird die kaiserliche Bibliothek um 3000 bis 4000 Bände vermehrt.

Nächst der kaiserlichen Bibliothek gibt es in Wien noch mehrere andere Bücher-Sammlungen, die, ohne öffentlich zu sein, dennoch für Gelehrte und Fremde zugänglich sind. Sie gehören theils religiösen Stif-

ten literarischer Gesellschaften, theils öffentlichen Behörden und Privat-Personen. Man zählt deren 30, die zusammen über 410,000 Bände machten. Die Universitäts-Bibliothek steht Jedermann offen. Sie hat 102,000 Bände.

Im Allgemeinen sind in England die Bücher-Sammlungen nicht ausserordentlich beträchtlich. Dagegen sind sie häufiger, was unsers Erachtens besser und nützlicher ist. Nicht die des britischen Museums, sondern die Bodleyanische Bibliothek zu Oxford, nimmt den ersten Rang ein unter allen literarischen Schatzkammern Großbritanniens. Sie umfaßt 200,000 Bände und 25,000 Handschriften.

Die reichlich begabte Advokaten-Bibliothek in Edinburg, die erste von ganz Schottland, enthält 100,000 Bände und einige Handschriften. Von den übrigen Bücher-Sammlungen in den drei vereinten Königreichen verdienen noch genannt zu werden die der Doktor's Commons, von Sion, Lambert, Cambridge, Pepys, Rateliffe in Oxford und die Universitäts-Bibliothek zu Dublin.

Nicht allein haben alle europäischen Nationen mehr oder weniger beträchtliche Bücher-Sammlungen, es gibt deren sogar in weit entlegenen Ländern, wo man sie oft nicht vermuthen sollte. So ist auf der Insel Island eine aus 9000 Bänden bestehende Bibliothek, worin sich mehrere äusserst seltene Werke, alte Sagas ꝛc. enthalten, befinden sollen.

Die königliche Bibliothek in Stockholm enthält 50,000 gedruckte Bände und 3000 Handschriften. Die Universitäts-Bibliothek in Upsala ist noch reicher. Man zählt in ihr 80,000 Bände und 5000 Hand-

schriften. In der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg befanden sich 1835 432,000 gedruckte Bände und 15,000 Handschriften. Die übrigen öffentlichen Bücher-Sammlungen des russischen Reiches enthielten in demselben Jahre 360,167 Bände.

Nach Abel Rémusat und Klaproth betrug die Menge der in der kaiserlichen Bibliothek zu Pecking aufgestellten Bände 280,000 bis 300,000. In Japan gibt es, nach Siebolds Versicherung, mehrere sehr bedeutende Bücher-Sammlungen. Sie gehören Fürsten, reichen Beamten und Klöstern. Ausser den im Lande gedruckten Werken, bemerkt man darin viele neue und ältere Bücher in chinesischer Sprache, nebst japanischen und chinesischen Handschriften, Landkarten, topographischen Plänen und naturgeschichtlichen Zeichnungen.

Einige Liebhaber haben sogar Sammlungen europäischer Werke, vorzüglich in holländischer Sprache, Arzneiwissenschaft, Reisen, Naturgeschichte ꝛc., betreffend, nebst einer Menge Sprachlehren und Wörterbücher. Die größten xilographischen Anstalten sind zu Miako, Jeddo, Osaka und Owari. Es werden jahraus jahrein 5000 bis 8000 Bände, nebst Plänen, Landkarten, Kupferstichen, ꝛc. im japanischen Reiche gedruckt.

Die berühmtesten Bibliotheken sind die des Seogun, oder weltlichen Kaisers, und die des Mikado, oder geistlichen Kaisers, in Miako. Die Fürsten von Satsuma und von Kusjii haben ebenfalls große Bücher-Sammlungen. In der des letzten befindet sich unter andern ein in der Handschrift vorhandenes Werk, über die Naturgeschichte des ganzen Reiches. Es ist

so umständlich, daß die dazu gehörigen Zeichnungen allein 800 Oktav-Bände bilden.

Siebold deutet nicht ausdrücklich die Menge der in diesen Bibliotheken enthaltenen Bände an; man darf jedoch voraussetzen, daß sie, in jeder der beiden kaiserlichen Sammlungen, zu Jeddo und Miako, nicht unter 150,000 sind. Theilen wir jetzt eine gedrängte Uebersicht mit von den vorzüglichsten ältern und neuern Bibliotheken auf allen Punkten der Erde.

Städte.	Bibliotheken.	Bände.	Handschriften.
Paris.	Königl. Bibliothek.	626,000.	80,000.
München.	„ „	540,000.	16,000.
Petersburg.	Kaiserl. „	432,000.	15,000?
Koppenhagen.	Königl. „	410,000.	16,000?
Wien.	Kaiserl. „	284,000.	16,000.
Berlin.	Königl. „	280,000.	5,000.
Pecking.	Kaiserl. „	280,000.	„
Dresden.	Königl. „	260,000.	2,700.
Göttingen.	Universs. „	250,000.	5,000.
London.	B. Museums „	220,000.	22,000.
Oxford.	Bodley. „	200,000.	25,000.
Wolfenbüttel.	Herzogl. „	200,000.	4,500.
Madrid.	Königl. „	200,000.	2,500?
Paris.	Arsenal „	186,000.	5,000.
Stuttgart.	Königl. „	174,000.	1,800.
Mailand.	Brera. „	169,000.	1,000.
Neapel.	Borbonico „	165,000.	3,000.
Florenz.	Magliabecch „	150,000.	12,000.
Breslau.	Universs. „	150,000.	2,300.
München.	„ „	150,000.	2,000.
Edinburg.	Advokaten „	150,000.	6,000.
Jeddo.	Seojun „	150,000?	„

Städte.	Bibliotheken.		Bände. Handschriften.	
Miako.	Mikado	»	150,000?	»
Alexandria.	Ptolem.	»	110,000?	»
Kahira.	Kalifen	»	110,000?	»
Tripolis.	Kadis	»	110,000?	»
Alexandria.	Verbrannte	»	100,000?	»
Rom.	Ulpianische	»	100,000?	»
Kordua.	Al Hakem	»	100,000?	»

Authentische Mittheilungen über Don Karlos Entfernung aus England und seine Reise durch Frankreich.

Ein gewisser August Saint-Sylvain hat „Denkwürdigkeiten“ herausgegeben über die Reise des spanischen Infanten Don Karlos, auch Karl V genannt, von England nach Spanien, mitten durch Frankreich, auf welcher Reise jener des Prätendenten Gefährte gewesen. Wir wollen davon die interessantesten Stellen herausheben, und den Verfasser selbst sprechen lassen.

„Als in Folge des bekannten Vertrags der Quadrupel-Allianz Karl V Evora verlies, um nach England sich zu begeben, gewahrte er in dem arglistigen Schutze, den die britische Regierung ihm zugestand, nichts als ein Mittel, in seine Staaten zurückzukehren, wo ihn, im Schoose der Gebirge Navarra's, eine kleine, aus getreuen Unterthanen bestehende, Armee erwartete.

Dieser Gedanke, der ihn immer beseelte, konnte

ihn allein vermögen, Portugal zu verlassen, und auf einige Tage seines Königreiches Grenzen aus dem Gesichte zu verlieren. Kaum war er daher in Portsmouth angelangt, als er unausgesetzt mit den Mitteln zu seiner Rückkehr nach Spanien sich beschäftigte.

Der Fürst hatte mich in die sehr kleine Zahl ergebener Personen einzubegreifen gewürdigt, denen er seine Entwürfe anvertrauet, und namentlich hatte er als seinen Begleiter mich bezeichnet.

Während seinem Aufenthalt in Portsmouth, wurde ich von ihm beauftragt, die zu seiner Abreise erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Auf seinen Befehl unternahm ich zu diesem Zwecke mehrere Reisen nach London. Die wichtigste und schwierigste aller Vorkehrungen bestand darin, uns Pässe zu verschaffen. Ich traf deswegen eine Uebereinkunft mit dem Wechselherrn B. (Baring), zu London, dessen persönliche Ergebenheit für die königliche Sache, wie dessen Geschäfts-Kenntniß, mir von großem Nutzen waren.

Nach langer Berathung, hinsichts der für die Pässe zu wählenden Persönlichkeiten, beschlossen wir, daß der König und sein Begleiter sich für Kolonisten von der Dreieinigkeits-Insel ausgeben, und als solche um Pässe anhalten sollten.

Wir gestanden dieser Insel den Vorzug zu, weil, da sie ehemals den Spaniern gehört, ihre meisten Einwohner jetzt noch Spanisch sprechen, so daß die spanischen Worte, welche dem König auf der zurückzulegenden Strecke entschlüpfen konnten, keinen Verdacht zu erregen im Stande waren.

Unsere Pässe wurden uns ertheilt unter dem Namen Alphons Saez und Thomas Sanbot, der erste

Kaufmann, der letzte Eigenthümer auf der Dreieinigkeits-Insel, beide Korrespondenten von Herrn B. Thomas Sanbot, der sich in demselben Augenblicke wirklich zu London befand, und dessen Person-Beschreibung durch den glücklichsten Zufall übereinstimmend war mit der meinigen, gab mir seinen Paß. Der zweite Paß wurde von einem meiner Freunde genommen. Aber weder der eine noch der andere vermuthete auf die entfernteste Weise, welchen Gebrauch ich davon machen wollte.

Nach dem Gelingen dieser ersten Maßregel, sammelte ich so viel Zeitungen und Flugschriften von der Dreieinigkeits-Insel, als ich zusammenbringen konnte, um dadurch sorgsam von den Namen der vorzüglichsten Einwohner der Kolonie, und von den neuesten Ankünften von dorther, in den englischen Häfen mich zu unterrichten, und, im Falle unvorherzusehender Fragen, die Antwort nicht schuldig bleiben zu müssen.

Sodann, um Talleyrands mißtrauische Aufmerksamkeit zu umgehen, unterzog ich dem Visa der Gesandtschaft einen Paß, der mir vor etwa sechs Monaten unter meinem wahren Namen ertheilt worden, und damit man Zeit habe, ihn genau zu beachten, lies ich ihn zwei Tage zur Einsicht. Meinem Verlangen gemäß wurde dieser Paß nach Hamburg visirt, nach welcher Stadt ich meine Abreise allen zum Hause Karls V gehörigen Personen angekündigt hatte. Dieselbe Maßregel hatte ich auch gegen alle meine Freunde beobachtet.

Ich ermangelte nicht, überall zu sagen, daß ich mit einer Sendung von einer gewissen Wichtigkeit, für den Norden Deutschlands beauftragt sei. Eine

solche Reise schien ganz natürlich. Man wußte, daß zwei Fahrzeuge zu Hamburg erwartet wurden, worauf sich 200 spanische Offiziere befanden, die sich mit uns nicht hatten einschiffen können.

Es war also ganz einfach, daß ich mich dorthin begab, um sie in Empfang zu nehmen. Aus diesem Grunde auch vertraueten mir mehrere Personen ihre Briefe und Aufträge für diese Bestimmung. Talleyrand ließ dadurch sich gänzlich irre leiten. Im Voraus bezeichnete er meine Ankunft seinen Agenten in Hamburg und erzeigte mir sogar die Ehre, einen besonderen Beauftragten dahin zu senden, um alle meine Schritte zu bewachen. Diesmal machte die alte diplomatische Schlauheit des Gesandten einen Fehlschuß, und ich hatte den Ruhm, Herrn von Talleyrand zu mystifiziren.

Zu größerer Sicherheit verschaffte ich mir noch zwei andere Päße, wonach ich dem Könige anzukündigen mich beeilte, daß zu unserer Abreise alles bereit sei. Diese Abreise sollte gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in England stattfinden. Aber das Schwierigste war noch nicht beseitigt. Ich hatte mehr als ein Hinderniß und zwar bei denjenigen zu übersteigen, die sich ganz in Nähe des Königs befanden.

Der Bischof von Leon war, von allen den Fürsten umschließenden Personen, der einzige, der seine Reise billigte, obschon er derselben Verantwortlichkeit nicht über sich nehmen wollte. Alle übrigen, wenn gleich sie Karls V Rückkehr in seine Staaten als eine Nothwendigkeit betrachteten, widersetzten sich aus Kräften der Reise durch Frankreich. Eine sochel

über Meer schien ihnen wenig gefährlich. Ich mußte deshalb sehr lebhaften Erörterungen, über die Zufälligkeiten der von mir in Vorschlag gebrachten Mittel, mich unterziehen.

Schon hatten die Zeitungen Christina's Regierung dadurch aufmerksam gemacht, daß sie ankündigten, Don Karlos werde stündlich in einem der Hafen Biskaya's erwartet. Englische Offiziere hatten bereits die Wasser-Tiefe der verschiedenen Häfen von Guipuskoa und Biskaya gemessen. Englische, französische und spanische Schiffe kreuzten längs den Küsten, und bewachten sie mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit.

Eine Landung war also, meines Erachtens, beinahe unmöglich, oder angenommen, daß sie gelingen konnte, hätte man jedenfalls alle feindlichen Streitkräfte und Hilfsmittel nach dieser Seite gezogen, dergestalt, daß der König, bei seinem Auftritt in Spanien, in der Alternative sich befand, entweder getödtet zu werden, oder den Christinos in die Hände zu gerathen.

Ueberdem war das Schiff, welches den König in sich aufnehmen sollte, gekauft worden, um Don Miguel Waffen und Munition zuzuführen, weshalb es einer strengen Bewachung unterzogen war. Es waren noch anderthalb Millionen Franken (700,000 fl.) erforderlich zu seiner Bewaffnung. Woher sollte man dies Geld nehmen?

Die Frage war peremptorisch. Der König entschied sie, indem er meine Meinung annahm. Er that sehr wohl, diesen Entschluß zu fassen. Denn die Person, welche das für ihn bestimmte Schiff aus-

rüsten sollte, ist damit bis auf den heutigen Tag noch nicht zu Stande gekommen.

Zwischen Hofleuten ist der Kampf immer lebhaft. Unter gefahrvollen Umständen glaubt jeder seine Ergebenheit zu beurkunden, indem er seine Vorsicht geltend macht. Sie bieten deshalb mehr Hindernisse als Hilfsmittel dar.

Ich hatte alle Mühe von der Welt, ihnen begreiflich zu machen, daß die Reise zu Lande uns keiner andern Gefahr aussetze, als von der französischen Polizei angehalten zu werden, und daß dem Könige nichts ärgeres widerfahren könne, als über die Grenze zurückgebracht zu werden, indem es nicht wahrscheinlich sei, daß Ludwig Philipp für den König von Spanien den Kerker von Blaye wieder eröffnen werde. Uebrigens war ich versichert, das ganze übelwollende Genie in Talleyrands Person besiegt zu haben.

Alle unsere Aufenthalts-Punkte waren im Voraus bestimmt. Ich hatte ein Verzeichniß von alle den Häusern, wo wir, auf unserm Wege von London bis Bayonne, ausruhen konnten, und obschon niemand im voraus benachrichtigt war, um jede Unbedachtsamkeit zu vermeiden, war ich doch gewiß, daß wir überall gastfreundschaftliche Aufnahme und Verschwiegenheit finden würden.

Ich kannte sehr genau den Weg, und konnte gut dafür stehen, daß wir keinerlei Verspätung erleiden würden. Diese Ueberzeugung mußte ich nun auch in den Geist aller derjenigen übertragen, die sich verpflichtet hielten, Schwierigkeiten gegen meinen Reiseplan aufzustellen. Endlich kann ich sagen, daß alles nach meiner Voraussicht eingetroffen, und daß man

nicht genöthigt gewesen, irgend etwas zu verändern an dem Wegweiser, den ich für Se. Majestät vor der Abreise aus Portugal entworfen.

Es war mir viel daran gelegen, daß unsere Reise nicht verzögert werde. Es wäre ungeschickt gewesen, der Polizei der Quadrupel-Allianz Zeit zu lassen, den erhabenen Reisenden mit ihren Netzen zu umstricken. Ich war glücklich genug, auch diesen Sieg zu erringen. Der König stimmte meinen Gründen bei, und setzte seine Abreise auf den 1. Juli 1834 fest.

Es wurde die Einrichtung getroffen, daß die königliche Familie sich nach London begeben, und dort ihre Wohnung nehmen solle. Sie verlies Porthmouth den 22. Juni, und stieg ab zu Glocester Lodge, der ehemaligen Residenz Georg Cannings.

Dieser hübsche Wohnort ist zwei Meilen (40 Minuten) von Hyde Park entfernt, auf der Seite gegen Piccadilly. Sonderbare Näherung für diejenigen, die wissen, welchen Einfluß Cannings Grundsätze auf Spaniens Geschick gehabt, daß König Karl V zu Eroberung seines Königreiches von demselben Punkte ausging, wo der englische Minister gestorben, der am meisten zu den Staats-Umwälzungen dieses Königreiches beigetragen.

Der König benutzte die ihm noch übrig bleibenden wenigen Tage, um alles zu besuchen, was London interessantes enthält.

Ich legte ihm sodann den Plan des Verfahrens vor, welches von den Personen seines Hauses, im Augenblick unserer Entfernung, wie während unserer Reise, beobachtet werden sollte. Er bestand in folgendem: Se. Majestät sollte am 1. Juli mit Agnares,

gewesenem Sekretär der spanischen Gesandschaft am sardinischen Hofe, an seiner gewöhnlichen Spaziergangs-Stunde (um 6 Uhr) ausgehen, und auf dem ersten, etwa zwanzig Minuten von seiner Wohnung entfernten Platze eine Kutsche nehmen, um damit nach der Welbeck-Straße, am Cavendish-Platze, zu fahren.

In einem Hause in dieser Straße hatte ich ihn zu erwarten. Er sollte hier seinen Schnurbart abschneiden, und sich die Haare färben lassen. Mit anbrechender Nacht sollte man zu Glocester Lodge sagen, daß der König von seinem Spaziergange mit einer starken Migräne zurückgekehrt, weshalb er genöthigt gewesen, sich zu Bett zu legen. Sein Arzt, der ihn nie hatte verlassen wollen, mußte nothwendigerweise mit in das Geheimniß gezogen werden, eben so auch des Königs Kammerdiener, auf dessen Verschwiegenheit man sich unbedingt verlassen konnte. Der Arzt sollte, nach einem anscheinenden Besuch bei dem Kranken, ein Rezept schreiben, das man in die nächste Apotheke zu tragen hätte. Er sollte darin Senfbäder und Senfpflaster vorschreiben.

Die Königin, die Prinzessin von Beira und der Bischof von Leon sollten jeden Tag mehrere Stunden an dem Bette des hohen Kranken zubringen. Der Bischof sollte sogleich von London kommen, wo er wohnte, um besser im Stande zu sein, dem Könige seine Pflege angedeihen zu lassen. Für jede andere Person sollte des Königs Zimmer unzugänglich bleiben, sogar für seine Kinder. Man war übereingekommen, ihnen zu sagen, daß ihr Vater sie nicht

empfangen könne, der Heftigkeit seines Kopfschmerzes wegen.

Indessen vertrauete man, zwei Tage nach unserer Abreise, das Geheimniß derselben dem Prinzen von Asturien (Don Karlos ältestem Sohne), der den lebhaftesten Schmerz bezeugte, weil man ihn seinen Vater nicht habe begleiten lassen. Der Kammerherr selbst, der seines Amtes wegen das Recht hatte, stündlich in des Königs Zimmer zu treten, hatte mehrere Tage von der Abwesenheit Sr. Majestät nicht die mindeste Ahnung.

In dem Falle, wo des Königs Abreise von London bekannt werde, sollte man, in einer mit vier Pferden bespannten Kutsche, zwei Edelleute Sr. Majestät nach Lulworth reisen, und durch die Zeitungen bekannt machen lassen, daß Don Karlos diese ehemalige Residenz Karls X besucht, weil er die Absicht habe, mit seiner Familie später daselbst sich niederzulassen. Ich lies alle meine Unterweisungen schriftlich der Königin, die denselben pünktlich Folge zu leisten versprach.

Diese einzelnen Umstände können vielleicht kleinlich scheinen; da es mir jedoch am Herzen lag, genau alle in Anwendung gebrachten Mittel, alle getroffenen Maßregeln namhaft zu machen, wodurch des Fürsten Reise gesichert werden konnte, wird man meine Weitschweifigkeit, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, mir verzeihen.

Endlich den 1. Juli, um 10 Uhr Morgens kam der König mit mir, hinsichts der letzten unsere Abreise betreffenden Vorkehrungen, überein. Bevor ich Se. Majestät verlies, küßte ich ihr die Hand.

„Sire,“ sagte ich, „es ist die letzte Huldigung, die ich Eurer Majestät erweise. Hinfort wird es an Ihnen sein, mir zu gehorchen, bis zum Wieder-Eintritt in ihre Staaten, wo jeder seinen eigenthümlichen Rang annehmen kann.“

Der König entgegnete mit gewohnter Güte, daß er diesen Tausch von ganzem Herzen billige. Ich nahm sodann Abschied von allen Personen am Hofe, und lies ihnen die Ueberzeugung, daß ich nach Hamburg reise.

Um 6 Uhr war ich auf dem Stelldichein in Welbeck-Street, wo eine halbe Stunde nachher der König eintreffen sollte. Es schlug halb 7 Uhr, ohne daß jemand kam, und ich fing an unruhig zu werden. Demungeachtet war diese Verspätung ganz natürlich. Mußte nicht der König vor seiner Abreise eine Krone niederlegen, eine Krone, von der man ohne Thränen und ohne Bedauern sich nicht trennen kann: seine Vater-Krone! Er sollte sich den Aermen einer Familie entreissen, die er nie verlassen, einer angebeteten Gattin und seinen Kindern, die er nicht mit Sicherheit wiederzusehen hoffen durfte. Sein Vater- und Gattenherz mußte bluten bei Erfüllung seiner Königs-Pflichten. Er sagte zu seinen Kindern sein letztes Lebewohl. Sein Abschied von der Königin sollte auf ewig sein.

Se. Majestät traf erst um halb 8 Uhr ein, begleitet von Agnares. Ich ging dem Könige entgegen. Sein Anblick ergriff mich so heftig, daß er es bemerkte, weshalb er zu mir sagte:

„Sie scheinen besorgt.“

— Nein, Sire.

„Sie sind besorgt, sage ich Ihnen," entgegnete er lebhaft. „Denn Sie sind aufgeregt."

— Wohl bin ich das, Sire, doch nur aus Begeisterung. Ich bewundere die Thatkraft, womit Sie einen Entschluß genommen, der so große Ergebnisse nach sich ziehen soll.

Ich stellte ihm sodann Herrn und Frau B. vor, die in jeder Hinsicht des Vertrauens würdig waren, das der König ihnen zugestanden. Unverweilt beschäftigte man sich nun mit der Entstellung seiner Persönlichkeit, und mit großer Heiterkeit schnitt der Monarch selbst seinen Schnurbart ab, obgleich dies Opfer für einen Kastillaner kein geringes war.

Die liebenswürdige Frau B. hatte es übernommen, seine Haare zu färben. (Ihre Ergebenheit wollte nicht fremden Händen ein so wichtiges Geheimniß anvertrauen.) Sie unterzog sich ihrer Verrichtung mit furchtsamer Grazie. Als sie des Königs Haare berührte, sagte sie zu ihm mit sichtlicher Bewegung:

„Nur in einer revolutionären Zeit, wie die, worin wir uns befinden, darf ich es wagen, meine Hand auf ein königliches Haupt zu legen."

— Fassen Sie Muth, entgegnete lächelnd der König. Um sie vollkommen zu beruhigen, fragte er, ob man nicht auch ein Pulver habe, um die Haare ganz weiß zu machen? „Uebrigens," fügte er hinzu, „macht die Zeit, in der wir leben, solch Geheimniß oft durchaus überflüssig."

Während dieser Vorkehrungen wurden von mir die letzten Anordnungen getroffen. Ich benachrichtigte den Eigenthümer des Hauses, worin ich gewohnt

daß, da ich am andern Morgen sehr früh mit dem Dampfschiffe nach Hamburg abgehen werde, es vorziehe, die Nacht an Bord zuzubringen.

Das geschieht sehr oft, und konnte keinerlei Verdacht erregen. Ich that diesen Schritt auch aus dem Grunde, weil ein Franzos sich Tags zuvor bei mir eingefunden, und zum Begleiter auf meiner bevorstehenden Reise sich erboten. Mir schien das zweideutig, und obgleich ich in meiner Wohnung nicht unter meinem rechten Namen bekannt war, glaubte ich doch besorgen zu müssen, daß der zu mir gekommene ein Spion Talleyrands sei.

Bei meiner Rückkehr in Welbeck-Street fand ich den Bischof von Leon, seinen Geheimschreiber und Agnares bei dem Könige. Man hatte den zweiten nach Glocester Lodge geschickt, um von dort den königlichen Siegel zu holen, den Se. Majestät vergessen hatte. Der Sekretär benachrichtigte uns, daß man so eben Senfpflaster für den Kranken streiche. Diese Nachricht belustigte den König, der eben in bester Gesundheit in die Kutsche steigen wollte, über die Maßen.

Ich erfuhr, daß während meiner Abwesenheit der Bischof von Leon, von denen die unserer Reise abgeneigt waren, mit Vorstellungen, hinsichts der den König bedrohenden Gefahren, überhäuft, und dadurch schwankend gemacht, einen letzten Versuch gewagt, um sich zu überzeugen, ob des Monarchen Wille unerschütterlich sei, weshalb er sich ihm zu Füßen geworfen, und ihn beschworen, sein Unternehmen noch zu verzögern.

„Nein,“ entgegnete der König, „ich fühle hier (auf sein Herz deutend) etwas, das mir sagt, dieses Unternehmen werde glücklich ausfallen. Damit Gott es leite,“ fügte er hinzu, „geben Sie mir Ihren Segen.“ Seine Majestät lies sich nun auf ein Knie nieder, und der würdige Bischof rief auf das königliche Haupt des Himmels Segen herab.

Man mußte sich trennen. Des Königs Abschied von dem Bischof von Leon, wie von den ihn umringenden Personen war höchst rührend. Es schlug 12 Uhr Nachts, als wir in die Kutsche stiegen. Um halb 8 Uhr Morgens waren wir in Brighton, und eine Stunde später rückten wir mit schwellenden Segeln Dieppe näher.

Erfindungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereignisse und Thatsachen.

— Eisendrath statt Hopfenstangen. Man bedient sich jetzt in Frankreich und England des Eisendraths statt der kostspieligen Hopfenstangen. In dem letzten werden in gewissen Entfernungen Bäume aufgerichtet, die ein an ihrem obern Theile befestigter wagerechter Eisendrath verbindet. An diesem starken Eisendrath sind andere angebracht, die senkrecht zur Erde reichen, wo sie durch Pflöcke festgehalten werden. Der Hopfen rankt sich um diese Eisendrathe, und gedeihet viel besser, als an den Stangen, die ihm zu viel Schatten gewähren. Man bedient sich der Spitzen des Eisendraths zu gleicher Zeit, um dadurch die Elektrizität anzuziehen, wodurch das Wachsthum des Hopfens sehr befördert werden soll. In Frankreich werden die Eisendrathe in einer gewissen Höhe über dem Boden wagerecht gezogen, was, wie mehrere Landwirthe behaupten, dem Erdreich mehr Wärme sichert, und für die Pflanze äusserst vortheilhaft sein soll.

— Unreifer Bernstein. In der Moldau hat man eine Substanz entdeckt, die Alexander von Humboldt als versteinertes Wachs bezeichnet, die jedoch höchst wahrscheinlich halb ausgebildeter gelber Bernstein ist. Ein 85 Pfund schweres Stück dieser Masse befindet sich im mineralogischen Kabinet zu Jassy.

— Beweglicher Berg. Dr. Meyer hat am Ufer der Donau einen Berg beobachtet, der, nach der Versicherung der Einwohner, jährlich 60 bis 80 Schritte vorwärts rückt. Vor sechs Jahren stürzte,

in Folge eines Erdbebens, die Hälfte dieses Berges ein, und begrub mit ihren Einwohnern sechszehn im Thale befindliche Häuser. Dieser eingestürzte Theil des Berges, der aus sich zerbröckelndem Sandstein besteht, rückt allein vorwärts, und zwar im Frühling allein, wenn das Schmelzen des Schnee's, und starke Regengüsse, das Gleiten der an und für sich wenig zusammenhängenden Masse noch mehr befördern.

— Erleuchtung der Dampfschiffe durch Gas. Auf den von Châlons bis Avignon die Rhone beschiffenden Dampfbooten hat man den Versuch gemacht, eine nächtliche Erleuchtung durch Gas zu Stande zu bringen, was auch ziemlich gut gelungen ist. Man hofft nun eben so wohl bei Nacht als am Tage reisen, und die Strecke zwischen Châlons und Lyon, hin und zurück, binnen 30 Stunden zurücklegen zu können.

— Entdeckung alter Schriften. In dem Kloster Santa Maria de Merinhao, in der Provinz zwischen Minho und Duero, in Portugal, hat man die neun Bücher der phönizischen Geschichte von Sanchoniato, von Philo von Byblos (Sprachforscher zu den Zeiten des Kaisers Adrian) ins Griechische übersetzt, wieder aufgefunden. Dies Werk, wovon man nur ein einziges, überdem unvollständig in der Præparatio Evangelica des Eusebius aufgenommenes Buch kannte, ist jetzt vollständig. Man weiß nicht genau, zu welcher Zeit Sanchoniato gelebt. Nach einigen schrieb er unter der Königin Semiramis, nach andern unter Gedeon, einem der Richter Israels.

— Buchbinder Gewerbthätigkeit. Einer der vorzüglichsten Buchbinder in London erhielt ganz

neuerdings um 3 Uhr Nachmittags den Auftrag, bis am nächsten Morgen um 10 Uhr 1800 Bände neuer Taschenbücher einzubinden, die auf ein zur Abreise nach Amerika bereit ligendes Schiff gebracht werden sollten. Mit Hilfe mehrerer vor einigen Monaten erfundenen Maschinen, wodurch fast alle Handarbeit überflüssig gemacht wird, gelang es dem Buchbinder nicht allein die oben angedeutete Zahl Bände noch vor der bezeichneten Stunde richtig abzuliefern, der Einband war auch so dauerhaft und schön, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig blieb.

— Leben und Thaten der Geistlichkeit kurz vor der Kirchen-Reformation. Auf Dr. Geiler's (von Kaisersberg im Elsaß) Betreiben, wurde 1492 eine Provinzial-Synode zusammenberufen, welche eine dringend nothwendig gewordene Reform der Geistlichkeit beschloß. Indessen waren die Mitglieder dieser Synode die ersten, welche die Sache nach Rom berichteten und vom Pabste einen Erlas begehrten, worin dem Bischof geboten werde, „die Geistlichen ungeschmälert im Besitze ihrer bisherigen Rechte und Genüsse zu lassen.“ Speklin, Baumeister am Münster in Straßburg, fügt dem vorgedachten Reform-Entwurfe nachstehende moralische Randglosse bei: „Die Klöster wurden zwar geschlossen. Aber die Thüren wurden geöffnet, sobald man anklopfte. Das Bankettiren wurde abgestellt; man fraß und soff nur. In den Kirchen wurden die Geistlichen still. Denn sie waren nicht mehr viel darin. Die Beschwerden wurden von den Armen aufgehoben; sie mußten mehr Schatzung geben. Die Geistlichen

durften mit ihren Dirnen zu keiner Kirchweih mehr gehen, also fuhren sie auf Wagen dahin. Wittwen und Waisen wurden versorgt, daß sie Blut weinten, und die Armen deckte man mit zerlumpten Beinkleidern zu."

— Zucker aus Maisstroh. Dr. Pallas, in St. Omer, hat die Entdeckung gemacht, daß man eben so guten und wohlschmeckenden Zucker aus Maisstroh beziehen kann, als aus Runkelrüben. Er versichert auch, daß der Strohabgang, welcher bei der Zucker-Bereitung übrig geblieben, von ihm mit Erfolg zur Papier-Verfertigung verwendet worden, und ein gutes, dauerhaftes Papier gegeben. Die Maiskolben anderseits, die er zur Zucker-Bereitung nicht braucht, gewähren einen bedeutenden Ertrag, und sind viel abträglicher, als irgend eine Getreide-Gattung.

— Ursprung und Bau des Diamant. In Folge langer und aufmerksamer Beobachtungen über den Diamant, hat Dr. Brewster darin das Dasein kleiner Lufttheilchen entdeckt, deren ausdehnende Kraft Form und Bau der Theile gebildet hat, die in unmittelbarer Berührung mit der Luft sind. Dieser Bau besteht in vier polarisierten Licht-Ausschnitten, die ein Luftbläschen umgeben, und kann künstlich nachgeahmt werden, sowohl im Flintglas, als in gallertartigen Massen, durch einen rund um einen vorherbestimmten Punkt anwendbar gemachten Druck. Derselbe Bau kann auch herrühren von der in dem Diamant eingeschlossenen Luft wirkenden Ausdehnungskraft, als dieser noch weich war. Dr. Brewster glaubt, daß der Diamant ursprünglich aus einer

Verdichtung des Pflanzen-Stoffes herrührt, der allmählig, durch den Einfluß der Zeit und durch die langſame Wirkung der urkörperlichen Kräfte die Form einer Kryſtall-Linſe gewinnt.

Statiſtiſche, geographiſche, geſchichtliche, finanzielle und geſellſchaftliche Neuigkeiten.

— Unbemittelte Volksmenge zu Paris. Zu Anfang der franzöſiſchen Staats-Umwälzung zählte man in Paris 118,784 Arme, die von 12 Wohlthätigkeits-Büreaux unterſtützt wurden. 1802 hatte die Menge der Unbemittelten ſich bis auf 86,936 vermindert. Sie war 1813 wieder bis auf 102,806 angeſtiegen. Seitdem nahm ſie von Jahr zu Jahr ab, und auf eine Bevölkerung von 770,286 Seelen gab es 1833 noch 62,539 unterſtützte Arme in der Hauptſtadt Frankreichs, was 1 ſolchen auf 12 Einwohner macht. Obige 62,539 Unbemittelte ſcheiden ſich in 14,499 Männer, 25,748 Frauen, 10,862 Knaben und 11,430 Mädchen, zuſammen 28,969 Familien bildend. Von der Geſammtzahl ſind nur 8945 von Paris gebürtig. Die arme Volksmenge iſt folgendergeſtalt vertheilt:

im	1.	Arrondiſſement	auf	66,793	Einw.	3599 Arme.
im	2.	„	„	74,773	„	2646 „
im	3.	„	„	49,833	„	2392 „
im	4.	„	„	44,734	„	3129 „
im	5.	„	„	67,756	„	4699 „

im 6.	Arrondissement	auf	80,811	Einw.	6936	Arme.
im 7.	„	„	59,415	„	3936	„
im 8.	„	„	72,800	„	9938	„
im 9.	„	„	42,561	„	4924	„
im 10.	„	„	39,127	„	5073	„
im 11.	„	„	50,227	„	3896	„
im 12.	„	„	77,456	„	11357	„
	zusammen	auf	770,286	Ew.	62,539	Arme.

— Größe und Bevölkerung Frankreichs. Nach mehreren von dem Handels-Minister veröffentlichten Aktenstücken hat Frankreich, auf einer Oberfläche von 26,709 Geviertstunden, oder 52,760,279 Hektaren, 86 Departemente, 363 Arrondissemente, 1834 Kantone und 37,187 Gemeinden begreifend, eine Bevölkerung von 32,569,223 Seelen. Das männliche Geschlecht besteht aus 8,466,422 Kindern und Unverheiratheten, 6,047,841 Verheiratheten 722,611 Wittwern, 303,231 Militär-Personen, zusammen aus 15,940,105 Individuen. Das weibliche Geschlecht besteht aus 9,069,923 Kindern und Unverheiratheten, 6,056,836 Verheiratheten und 1,502,359 Wittwen, zusammen aus 16,629,118 Individuen. Mit Ausnahme des Seine-Departement (Paris) ist das des Norden das bevölkertste. Man findet hier 3449 Seelen auf die Geviertstunde. Im niederrheinischen Departemente findet man 2298, in dem der Nieder-Seine 2274, und in dem des Oberrheins 2059 Individuen auf die Geviertmeile.

— Auswanderungen aus England. Die Auswanderungen aus den drei britischen Königreichen werden von Jahr zu Jahr beträchtlicher. In den letzten Jahren sind sie am häufigsten nach Kanada ge-

richtet gewesen. Die Menge der dahin Ausgewanderten belief sich 1829 auf 27,446, 1830 auf 49,433, 1831 auf 72,861, 1832 auf 80,029, 1833 auf 37,752 und 1834 auf 57,475, zusammen also in 6 Jahren auf 324,996 Individuen. Besorgniß vor der 1832 in Kanada herrschenden Cholera, trug in diesem Jahre viel zur Verminderung der Auswanderung bei. Nach Neusüdwales und Vandiemens-Land sind 1834, ausser den verurtheilten Verbrechern, nur 168 Handwerker und 864 ledige Frauenzimmer geschafft worden. Die 1830 im westlichen Australien gegründete Kolonie am Schwanfluß hatte 1834 bereits 1873 Einwohner, ohne die Truppen. Ihre Anlegung hat 200,000 Pf. Sterl. (2,400,000 fl.) gekostet. Sie wirft jetzt ein Einkommen von 2320 Pf. St. (27,840 fl.) ab.

Kolonie Algier. — Seit den Versicherungen des Herzogs von Orleans, daß die Regentschaft Algier als eine unveräusserliche Kolonie Frankreichs zu betrachten sei, hat sich der gedeihliche Zustand dieses Landes bemerklich gehoben. Mehrere reiche Privat-Personen haben große Ländereien gekauft, um sie mit Maulbeer-Bäumen, mit Baumwolle-Stauden, Indigo, Kaktus, ꝛc. zu bepflanzen. Es sollen in der Ebene, zwischen Algier und Buffarick fünf Dörfer erbauet werden, die man mit den 1600 Individuen zu bevölkern gedenkt, welche im Oktober und November 1835 in Algier eingetroffen sind. Die Menge der Einwanderer scheint überhaupt bedeutend steigen zu wollen. So sind allein von den balearischen Inseln deren 60, und aus Korsika über 200 gekommen. Es wird sich unverweilt eine Kolonisirungs-Gesellschaft bilden. Canson d'Annonay, Pair von Frank-

reich, hat sehr weitläufige Ländereien angekauft, eben so der polnische Fürst Midminski, der sich am Vorgebirg Matifuh, acht Stunden von Algier, niedergelassen.

Staats-Einkünfte Großbritanniens. — Unter der Königin Elisabeth, im J. 1558, überstieg das gesammte Staats-Einkommen Großbritanniens nicht 500,000 Pfund Sterling (6 Millionen fl.). Unter Jakob I, 1602, erhob es sich auf 600,000 Pf. St.; unter Karl I, 1632, auf 895,000 Pf. St.; während der Republik, 1648, auf 1,517,855 Pf. St.; unter Karl II, 1668, auf 1,800,000 Pf. St.; unter Jakob II, 1685, auf 2,001,855 Pf. St.; unter Wilhelm und Maria, 1688, auf 3,895,225 Pf. St.; unter Anna, 1704, auf 5,691,803 Pf. St.; unter Georg I, 1714, auf 6,762,643 Pf. St.; unter Georg II, 1727, auf 8,522,540 Pf. St.; unter Georg III, 1760, auf 15,372,971 Pf. St.; unter demselben, 1800, auf 36,728,000 Pf. St.; unter demselben, 1815, auf 71,153,142 Pf. St.; unter Georg IV, von 1820 bis 1826 im Durchschnitt auf 58 Millionen Pf. St. und von 1826 bis 1830 auf 60 Millionen Pf. St.; endlich unter Wilhelm IV, nach dreijährigem Durchschnitt, 46,620,165 Pf. Sterl.

Griechische Armee. — Die regelmäßige griechische Armee bestand am 31. August 1835 aus 5148 Mann, und die unregelmäßige aus 1463 Mann. Gendarmen zählte man 1351. In den Platzkommandantschaften befanden sich 37 Mann. Unangestellte Offiziere gab es 45, und halben Sold beziehende 140. Die ganze bewaffnete Macht belief sich demnach auf 8208 Mann.

Die neuentdeckte Insel Wolf. — Dieses unter 9° 23′ südlicher Breite und 171° 7′ westlicher Länge von Greenwich gelegene Eiland, welches ein Wallfischfänger am 14. Februar 1835 entdeckt haben will, ist augenscheinlich dasselbe, welches auf den hydrographischen Karten unter dem Namen der Insel des Herzogs von Clarence angedeutet ist, und dem Kapitän Edwards am 12. Juni 1791 diesen letzten Namen beigelegt.

Reisende im Innern Afrikas. — Die Expedition unter Leitung des Dr. Smith, welche vom Vorgebirg der guten Hoffnung in das Innere Afrikas vorgedrungen, befand sich am 10. Juni 1835 im Kraal von Matlelli-Katzic, unter 25° 24′ südl. Breite und 27° 47′ der Länge. Am Moloppostrom wurde sie von dem Vorsteher des dortigen Volksstammes sehr gut aufgenommen. Den 12. Juni setzten sie ihre Reise nach den Quellen des Limpyostroms fort. Sie wollten sich von dort nach dem großen mehr nördlich gelegenen See begeben, bis wohin noch kein Europäer vorgedrungen ist.

Gesellschaftliche Thatsachen, wissenschaftliche und literarische Neuigkeiten.

Tod durch Kohlendampf. — Ein junger Goldarbeiter, Namens Charité, hat sich vor Kurzem durch Kohlendampf getödtet. Nachdem er das Kohlenbecken angezündet, rückte er einen Tisch an sein Lager, um seine Bemerkungen über die Art und Weise der von ihm gewählten Todesart niederzuschreiben. Wir übersetzen wörtlich seine Worte:

„Ich bin 20 Jahr alt, und auf dem Punkte zu sterben. An meine Mitbürger und an die Freunde der Wissenschaft. Nachstehend sind die Wirkungen des Todes durch Kohlendampf: zuerst ein dicker Rauch, der die Augen sticht; darauf leichter Kopfschmerz. Der Dampf verhindert das Licht hell zu brennen. Es wird immer schwächer. Alles das fünf Minuten nach Anzündung der Kohlen. Der Docht des Lichts verkohlt. Der Kopfschmerz ist noch nicht viel stärker. Der Augenschmerz steigt. Der Kopfschmerz wird sehr heftig. Man vergießt häufige Thränen. In diesem Augenblicke kommt eine Frau im oberen Stockwerk nieder (Beginn der Geistesverwirrung). Man weiß nicht mehr was man macht. Man (folgen drei unlesbare Worte) ... Es ist (abermals mehrere unlesbare Worte)... Das Licht ist dem Erlöschen nahe, und ich ...."

Wahrscheinlich hauchte der Unglückliche in demselben Augenblicke seinen letzten Seufzer aus.

Die ersten Buchdrucker-Lettern. — Specklin, Baumeister der Stadt Straßburg in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, erzählt in seiner Kronik, daß, als er noch ein junger Knab gewesen, er die ersten Buchstaben und die erste Buchdrucker-Presse gesehen, welche Guttenberg während seinem Aufenthalt in dieser alten Reichsstadt verfertigt.

„Die Buchstaben," sagt er, „waren von Holz geschnitten, auch ganze Wörter und Syllaben. Sie hatten nebens zu Löchlein, daß man's mit einem Drath oder starken Faden konnte zusammenfassen. So war die Preß auch höltzin und wie ein Trott (Weinpresse), da man allerhand Safft austrottet, formirt. Es ist schad, daß man solches Werk, welches das allererste in der Welt gewesen ist, hat lassen verloren werden."

Eisenverlust auf den Landstraßen. — Ein ausgezeichneter Ingenieur zu London hat berechnet, daß jeder mit vier Pferden bespannte Wagen, bei einer Reise von 100 Meilen (33 Stunden) 12 Pfund Eisen auf der Straße einbüßt. Da nun täglich 20 vierspännige Wagen die Strecke zwischen London und Birmingham, die grade 100 Meilen beträgt, zurücklegen, so ergibt sich daraus, daß der Eisenverlust auf dieser alleinigen Straße täglich 250 Pfund beträgt. Diese Berechnung beruhet nicht auf bloße Voraussetzung. Sie ist erwiesen, durch Untersuchung der Radbeschläge und der Hufeisen, welche in kurzer Zeit so abgenutzt sind, daß man sie nicht mehr gebrauchen kann.

Sorgfalt für die Nachwelt. — Die Eng-

länder haben von jeher die Palme der Originalität sich zuzusichern verstanden. Ein Ideolog (Begriff-Lehrer) in Southampton hat letzthin nichts zweckmäßigeres mit seinem überflüssigen Gelde anzufangen gewußt, als daß er 14,000 von den stärksten und besten Flaschen, die er aufzutreiben vermocht, mit 6000 Exemplaren eines Ueberblicks der allgemeinen Weltgeschichte in englischer Sprache, welche er besonders zu diesem Zweck verfaßt und drucken lassen, vollgestopft.

Die Flaschen sind sodann sorgsam verschlossen, verpicht, und auf ein besonderes Fahrzeug geladen worden, welches sie nach Grönland bringen, und daselbst in tiefen Eishölen niederlegen soll. Im Falle einer möglichen theilweisen Zerstörung des Erdballs, oder einer abermaligen Veränderung seiner Achse, würden sie aufthauen, herumschwimmen, und den künftigen Geschlechtern die Kenntniß der Geschichte der alsdann vorsündfluthlichen Welt darbieten.

Hätte vor Noa jemand denselben Einfall gehabt, würden wir jetzt nicht in so großer Ungewißheit uns befinden, über das Leben und Thun der Menschen vor dem letzten großen Kataklysmus.

Neueste Entdeckungen auf der Mondscheibe. — Als vor einigen Jahren Professor Gruithausen, in München, bekannt machte, wie er an den unzubezweifelndsten Zeichen erkennt, und die Ueberzeugung erlangt habe, daß der Mond-Planet nicht allein von lebendigen, sondern auch von denkenden Wesen bewohnt sei, daß er unter andern angebauete Ebenen, in graden Linien durchhauene Wälder, riesige Landstraßen und titanische Festungs-

werke bemerkt —, stieß ganz Europa einen Schrei des Unglaubens und der Verspottung aus.

Demungeachtet beharrte Prof. Gruithausen nicht allein auf der Wahrheit seiner Angaben, er bemühete sich auch, sie mehr und mehr zu entwickeln, weshalb er, gemeinsam mit dem berühmten Astronomen Schröter seine Beobachtungen, die immer mehr als wirkliche Entdeckungen sich ausbildeten, unermüdlich fortsetzte.

Was er bereits vor 8 oder 10 Jahren in dieser Hinsicht zur öffentlichen Kenntniß gebracht, wird jetzt bestätigt von einem anderen Himmelsforscher, dessen astronomische Scharfsicht und Glaubwürdigkeit niemand bezweifeln möchte. Joseph Herschel, der seit zwei Jahren auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, zur Durchforschung des südlichen Himmels-Gesichtskreises, sich befindet, versichert, daß er mit einem ungemein scharfen, ausserordentlich vergrößernden Sehrohr dieselben Gegenstände auf der Mondscheibe bemerkt, welche Prof. G. zuerst angedeutet, daß er in demselben verschiedenartig kultivirte Felder, Wiesen, Sümpfe, Gehäge, Waldungen, die in Sternform durchhauen scheinen, Landstraßen, Städteähnliche Gegenstände, terrassirte Hügel und Berge, ja sogar menschenartige geflügelte Wesen erkannt....

Wie dem auch sei, ergibt sich aus den von Gruithausen und Schröter ganz neuerdings bekannt gemachten den Mond betreffenden Angaben: 1. daß die Vegetation auf der Oberfläche unsers Trabanten vom 65. Grade nördlicher, bis zum 55. Grade südlicher Breite sich erstreckt, also ungefähr in dem gleichen Verhältniß, wie auf unserm Erdkörper; 2. daß man

vom 50. Grade nördlicher, bis zum 47. Grade südlicher Breite unzubezweifelnde Spuren des Daseins lebendiger Wesen bemerkt; 3. daß einige der Anzeichen, welche das Dasein vernunftbegabter Bewohner bescheinigen, auffallend genug sind, um darüber sich nicht täuschen zu können, daß man darin vorzüglich in verschiedenen Richtungen hinlaufende, hier und da sogar sich durchschneidende Landstraßen, vor Allem aber ein kolossales Bauwerk erkennt, das beinahe unter dem Aequator des Planeten gelegen ist. Das Ganze dieses Bauwerks gewährt den Anschein einer sehr beträchtlichen Stadt. Das merkwürdigste bei derselben ist ein Vertheidigungswerk, in allem dem ähnlich, die man in unserer irdischen Kriegskunst eine Stern-Redoute oder ein Hornwerk nennt.

Volks-Aberglaube in Irland. — Einem alten Volksglauben gemäß, woran man, wie an vielen anderen Abgeschmacktheiten, in Irland mit unerschütterlicher Treue festhält, muß, wenn bei einem Leichenbegängniß von ungefähr zwei Särge zu gleicher Zeit auf den Todtenacker gebracht werden, der Verstorbene, dessen Sarg zuletzt die Schwelle berührt, nach dem Riesenwege bei Antrim wandern, wo sich ein Brunnen befindet, der bis zum Mittelpunkt der Erde vordringen soll. Hier muß der Verstorbene so lange Wasser ziehen, bis ein anderer, der sich in demselben Fall befindet, wie er, ihn ablößt.

Es begreift sich leicht, daß man so viel als möglich sich hütet, zwei Todte zugleich nach ihrer letzten Wohnung zu tragen. Demungeachtet ereignet sich der Umstand von Zeit zu Zeit. Er läuft nie ohne Blutvergießen ab, weil die Verwandten auf beiden Sei-

ten ihrem Angehörigen nicht eine so große Mühe, wie die des Wasserziehens aus dem Mittelpunkte der Erde, zuwenden wollen.

Eine Szene dieser Art hat sich am 1. Juli 1835 im Stadtviertel Cole's Lane, zu Dublin, ereignet. Es war um die Beerdigung eines Beckers und eines Metzgers zu thun, deren Särge unglücklicherweise in demselben Augenblicke am Friedhofe eintrafen. Die Leidtragenden auf beiden Seiten fielen sich sogleich in die Haare und stießen gegenseitig ihre Särge zurück, die bei diesem Kampfe übel zugerichtet wurden. Endlich behielten die Verwandten und Freunde des Bäckers die Oberhand, und setzten ihren Todten zuerst bei.

Indessen waren mehrere der Streitenden bedeutend verwundet worden, und auf Seiten der Bäcker starb einer zwei Tage nachher. Bei seiner Beerdigung hatten sich die Angehörigen des verstorbenen Metzgers in den Hinterhalt gelegt. Sie überfielen unversehens die anderen mit Knitteln und Steinen, schlugen den Sarg in tausend Stücke, warfen den Leichnam auf die Straße, tödteten einen Bäcker und verletzten mehrere andere so stark, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelte. Auch auf ihrer Seite blieb ein Mann tod auf dem Flecke. Der Kampf dauerte länger als eine Stunde, und konnte nur mit Gewalt von den Polizei-Soldaten beendet werden.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Gegenwärtiger politischer und moralischer Zustand der Parteien in Frankreich ---------- 8
Spanien wie es ist ---------- 38
Eine geschichtliche Unterhaltung zwischen Napoleon und seinem Bruder Luzian ---------- 53
Zwei der neuesten und interessantesten Luftreisen --- 62
Ludwigs XVI Flucht aus Paris und seine Verhaftung in Varennes ---------- 71
Die Greuel der Sklaverei in dem freiesten Lande der Welt ---------- 92
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich:
Einleitendes Wort ---------- 103
Ein siebenzehnjahriger Vatermörder aus Eigensinn und Habsucht ---------- 106
Angeblicher Verrath gegen die Quadrupel-Allianz ----- 118
Zwei Produkte der neuesten Verbrecher-Zivilisation ---- 123
Damon und Pythias als Kläger und Verklagter ------ 128
Aufenthalt unter den Eingebornen Neuhollands ---- 131
Kleine Sittengemälde aus Paris:
Ein neues Verheirathungs-Unternehmen ---------- 144
Die Gassen-Virtuosen ---------- 151
Die St. Denis-Straße ---------- 155
Die beiden Bettler ---------- 168
Feldzug der Franzosen gegen Maskara ---------- 179
Die größten und berühmtesten Bücher-Sammlungen im Alterthum wie in der neueren Zeit ---------- 188
Authentische Mittheilungen über Don Karlos Entfernung aus England und seine Reise durch Frankreich ---------- 202
Erfindungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereignisse und Thatsachen ---------- 215
Statistische, geographische, geschichtliche, finanzielle und gesellschaftliche Neuigkeiten ---------- 219
Gesellschaftliche Thatsachen, wissenschaftliche und literarische Neuigkeiten ---------- 225

Literatur-Blätter
zur
Bibliothek der Weltkunde
von H. Malten.
Jahrgang 1836.

Es wird jeden Monat künftighin ein Anhang über die neuesten Erscheinungen in der Literatur Deutschlands jedem Heft beigefügt; die Verlagshandlungen werden diese Veranlassung zur zweckmäßigen Bekanntmachung bei einem sehr gebildeten Theil des Publikums nicht versäumen zu benutzen; hauptsächlich die neuesten Werke im Fache der Geschichte, Reisen, Handel, Gewerbskunde und der schönwissenschaftlichen Literatur überhaupt werden hier eine allgemeine Bekanntmachung finden.

Zur Vermeidung von Colliſſionen.

Von dem in Paris erscheinenden:

Dictionnaire
de Cuisine et d'Économie
menagère

erscheint bei mir eine deutsche Uebersetzung, wodurch die von mir schon längst beabsichtigte neue Auflage von „Viard's kaiserlicher Koch", der vor geraumer Zeit in meinem Verlag erschienen ist, überflüssig wird.

H. R. Sauerländer's Verlagshandlung.

So eben ist erschienen:

Weg zum Glauben,
oder:
Die Liebe aus der Kindheit.

Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle

von Pastor F. L. Biernatzki.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Rthlr.

Wir verweisen auf die in der neuesten Zeit in fast allen kritischen Blättern über dies Buch erschienenen Recensionen, die alle einstimmig dahin urtheilen, daß der Herr Verfasser mit Geist und Gewandtheit eine neue Bahn betreten, und zuerst in Deutschland mit

Glück die Aufgabe gelöst hat, theologischen Abhandlungen eine angenehme Form zu geben, so daß dies Werkchen den Theologen, wie auch den gewöhnlichen Romanleser, ansprechen wird.

Polemische Blätter
zur Beförderung der speculativen Physik
von Heinrich Steffens.
Zweites Heft. Zur Geologie.
Breslau im Verlage bei Josef Max und Komp.
gr. 8. 1835. Geheftet. Preis 20 Ggr. oder 25 Sgr.

Das 1ste Heft (Preis 16 Ggr.) Zur Geschichte der heutigen Physik, enthält eine geistvoll ausgeführte historische Entwickelung der Naturwissenschaft seit dem 13ten Jahrhunderte bis zur Gegenwart, welche besonders durch ihre im Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturgeschichte unternommene Betrachtungsweise zu charakteristischen Resultaten führt. Das 2te Heft bringt nun die längst erwartete Darstellung und Kritik der Geologie, sowohl nach des Verfassers eigenem System, als auch nach den Systemen anderer Naturforscher; demnach also eine wissenschaftliche Polemik gegen die herrschende Geologie überhaupt. Ein drittes Heft steht in nicht langer Zeit zu erwarten.

Interessante Schrift!
So eben ist erschienen und versandt:
Fürst Clemens von Metternich
und sein Zeitalter.
Eine geschichtlich-biographische Dastellung von
Dr. W. Binder.
Mit dem in Stahl gestochenen Portraits des Fürsten.
Elegant brochirt 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

Die umfassende Darstellung der politischen Wirksamkeit eines so ausgezeichneten Staatsmannes, verflochten mit der an politischen Ereignissen so reichen Geschichten seines Zeitalters, — auf urkundlich erwiesenen Thatsachen und auf Quellen beruhend, deren ausschließliche Benützung der Herr Verfasser einer sehr günstigen Stellung verdankt und deren Wichtigkeit klar ist, — muß für Leser jeder Schattirung von gleich großem historischem Interesse sein.

Gegenwärtige einfache, aber streng wahre Darstellung wird ihren Zweck, die öffentliche Meinung über einen der größten Staatsmänner unserer Zeit aufzuklären, nicht verfehlen.

Bei C. Fischer und Comp. in Bern ist Ende vorigen Jahrs erschienen und durch alle Buchhandlungen um 45 Bz. zu beziehen:

Bujatrik oder die sporadischen innerlichen und eigenthümlichen äußerlichen Krankheiten des Rindviehes von J. J. Rychner, ausübendem Thierarzt und Docent der Thierheilkunde zu Bern.

Ueber dieses Werk, welches an einigen Thierarzneischulen Deutschlands bereits als Handbuch gebraucht wird, spricht sich Professor Veith, einer der berühmtesten Thierärzte folgendermaßen aus:

„Der frühzeitige Empfang dieser schätzbaren Schrift machte mir um so größeres Vergnügen, als ich dieselbe in der That für eine große Bereicherung der thierärztlichen Literatur ansehe und es mir, wie jedem andern Thierarzte, besonders aber dem Lehrer dieser Wissenschaft sehr angenehm sein muß, ein bisher gänzlich vermißtes, sowohl systematisch richtig zusammengesetztes, als auch praktisch brauchbares Werk über die Rindviehkrankheit zu besitzen, das auch sicher als das beste bisher erschienene Werk dieser Art betrachtet werden kann.

Ferner ist erschienen:

Schneider, Dr., Versuch einer Erläuterung der Fragen, welche nach bernerischen Gesetzen dem Arzte bei gerichtlichen Obduktionen vorgelegt werden. 27 kr.

Schneider, Dr., Gespräche über die Ueberschwemmungen des Seelandes der westlichen Schweiz; über die Mittel zur Austrocknung und zum Anbau seiner Sümpfe und Moose. 5 Bz.

In der Horvatte'schen Buchhandlung in Potsdam erschien so eben, und ist in allen auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Der Sonne Kinder.

Eine Hypothese. Unbefangenen Bibelfreunden und Naturforschern zur Prüfung vorgelegt von

S. C. Wagener,

Königl. Preuß. Superintendenten und Ritter.

8 Bogen. gr. 8. 13½ Batzen.

Diese den Hochwürdigen Herren Fr. Eylert und A. Bretschneider zugeeignete interessante Schrift unterscheidet die göttliche Urschöpfung von spätern Wiedergeburten der Erden und Sonnen, mithin auch Gottes Ruf der Urmenschen in's Dasein und deren Fortpflanzung auf der Erde von gestern. Originell ist's, wie sie unsere Abstammung von Sonnenmenschen unterstützt — beherzigenswerth, was sie aus erwachten Vorweltthieren so wie aus Sprache und Bauten der Hindu folgert — neu, wie sie die Verrückung der Erdpole und den plötzlichen Untergang so vieler theils tropischer Thiere im Norden, theils ganzer Thierarten, erklärt.

Für Juden.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neunzehn Briefe

über Judenthum

Herausgegeben
von Ben Usiel.

gr. 8. Altona, Hammereich. Geh. 18 gr.

Wichtige Anzeige,

das Staats-Lexicon von Rotteck und Welcker betreffend.

Von dem

Staats-Lexicon,

oder Encyclopädie sämmtlicher Staatswissenschaften.

Herausgegeben

von C. v. Rotteck und C. Welker.

gr. 8. Altona, Hammerich. Geh.

sind bis jetzt 6 Lieferungen erschienen.

Der Subscriptionspreis ist à Lfg. 1½ Rhtl. wofür dies classische Werk in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Zur Empfehlung mögen hier die Namen einiger Mittarbeiter stehen, es sind: Bülau, Fr. Kolb, Matthy, R. Mohl, Alex. Müller, Fr. Murrhard, Dr. Paulus, P. A. Pfizer, C. v. Rotteck, v. Theobald, J. Weitzel, C. Th. Welcker. H. Zschokke u. s. w.

☞ Bis jetzt hatte die deutsche Literatur noch kein ähnliches Werk aufzuweisen. Wer dasselbe noch zum Subscriptionspreis zu erhalten wünscht, wolle gefälligst mit der Anschaffung nicht säumen, der Ladenpreis wird bedeutend erhöht.

Für Elementar- und Volksschullehrer.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. E. Th. Pistor, kurze Geograhie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht, Dritte Auflage. 8.

Auf mehrfache Anforderungen nach dem Plane seines Lehrbuchs der Georgraphie für Gymnasien und höhere Bürgerschulen ein Elementarbuch auszuarbeiten, welches durch Kürze und Wolfeilheit vorzüglich für das Bedürfniß der Volksschulen und der untersten Klassen in Gelehrtenschulen geeignet wäre, hat sich der geachtete Herr Verfasser zur Herausgabe dieses kurzen Lehrbuchs entschlossen Die Anerkennung seiner Brauchbarkeit ist ihm auch nicht entgegangen, indem schon nach zwei Jahren eine dritte Auflage nöthig wurde. Der Verleger hat seinerseits dies Büchlein möglichst gemeinnützlich zu machen gesucht, indem er den Preis nur zu 4 gr. oder 18 kr. gesetzt hat und bei Einführung in Schulen auf 25 Exemplare 3, auf 50 Exempl. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Exemplare 25 Freiexemplare giebt, welchen Vortheil auch jede andere Buchhandlung gewähren wird — Für die Schulen des Großherzogthums Hessen und Herzogthums Nassau wird die ausführlichere Beschreibung dieser Länder hinzugegeben. Als Anhang findet man die Beschreibung von Palästina ausführlicher behandelt, abgedruckt.

Sackreuter, L., (evangel. Pfarrer zu Raunheim). Kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zum Gebrauch in Volksschulen und anderen Lehranstalten. 4te verbesserte Auflage. 8. 4 gr. 18 kr.

Bei Parthien von 25 Exemplaren werden 3, bei 50 8, bei 75 10 und bei 100 Ex. 20 Freiex. gegeben.

Die öfteren und nothwendig gewordenen neuen Auflagen sind der sicherste Beweis für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieses Schulbuchs.

Carl Wilhelm Leske in Darmstadt.

Für Landwirthe und solche, die es werden wollen.

Pabst, H. W., (Großh. Hess. Oekonomierath und beständ. Sekret. der landwirthsch. Vereine ꝛc.) Lehrbuch der Landwirthschaft. 1r Band. Pflanzenproductionslehre.

Auch unter dem Tittel:

Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues. gr. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Der durch seine früheren Schriften vortheilhaft bekannte verdienstvolle Verfasser hat dieses Lehrbuch hauptsächlich zur Grundlage des Unterrichts und Studiums angehender Landwirthe bestimmt, indem er es zum Behuf seiner öffentlichen Vorlesungen an dem Institute zu Hohenheim und jetzt zu Darmstadt

ausarbeitete und denselben zum Grunde legt. So willkommen dessen Erscheinung besonders seinen zahlreichen Schülern sein wird, so wird nicht minder der praktische Landwirth manche ihm früher nicht bekannt gewordene Erfahrung darin finden.

Dieser erste Band bildet auch unter dem oben angeführten Titel ein für sich bestehendes Ganze.

Die gegen sein Erwarten vermehrten Berufsgeschäfte des Herrn Verfassers erlauben ihm nicht die Ausarbeitung seiner gesammelten Materialien so anhaltend zu betreiben, als der Verleger dieß in seiner ersten Ankündigung versprach.

Um indessen den Erwartungen der Besitzer des ersten Theils möglichst zu entsprechen, erschien nun des zweiten Bandes 2te Abtheilung auch unter dem Titel:

Landwirthschaftliche Betriebslehre ꝛc. gr. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Beide Bänden sind durch alle Buchhandlungen zu haben.

Carl Wilhelm Leske in Darmstadt.

Für Forstbeamte.

Bei C. W Leske in Leipzig und Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bedeutend herabgesetztem Preise zu haben:

Anleitung zur Forstverwaltung und Forstgeschäftsbetriebe von G. W. Freiherrn von Wedekind, Gr. Hess. Oberforstrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Mit 116 Mustern. 1831. gr. 8. 507 Seiten Text, außer den Beilagen.

Dieses Werk aus dem Geschäftsleben hervorgegangen und für dasselbe vorzugsweise bestimmt, gründet seine Lehren eben so sehr auf den neuesten Stand der Wissenschaft, als auf die Erfahrungen der praktischen Anwendung in den verschiedenen Staaten des deutschen Bundes und gibt eine anschauliche pragmatische Darstellung der Wirksamkeit aller Stufen des Forstdienstes und der Beziehungen, in welchen andere Behörden zur Forstverwaltung stehen. Es enthält zugleich den Stoff für die Verordnungen, Regulative und Instruktionen über Gegenstände der Dienstordnung, der Verwaltung der Forstdomänen, des Rechnungswesens und des Communalforsthaushaltes.

Da hiernach diese Anleitung jedem Forstbeamten, wie jedem mit der Forstverwaltung in Beziehung stehenden Geschäftsmanne als ein sehr nützliches Handbuch

dient, woraus er sich in allen Zweifelsfällen Raths erholen kann und wodurch eine gründliche Belehrung über die Verrichtungen und Pflichten aller Dienstgrade, sowohl im Einzelnen als in ihrem Zusammenwirken, verbreitet wird, so hat der Verleger es für Pflicht gehalten, den Ankauf des Werkes möglichst zu erleichtern.

Es soll demnach dieses Werk, welches im Ladenpreis bisher 4 Thlr. oder 7 fl. kostete, bis Ende des Jahres 1835 für den herabgesetzten Preis von 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 20 kr. zu beziehen sein. Nach Ablauf dieses Termins tritt der frühere wieder ein und es wird nur wenn wenigstens 10 Exempl. zugleich genommen werden, der frühere Parthiepreis gestattet.

Für Aerzte und Wundärzte.

Larrey, J., chirurgische Klinik, eine Sammlung von Erfahrungen in den Feldzügen und Militärhospitälern. Aus dem Französischen von Dr. Fr. Amelung, (Großh. Hess. Medicinalrath). 3r Band, den 4ten Band des Originals enthaltend, mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr.

Der erste und zweite Band dieser Uebersetzung in welchen beiden Bänden die 3 Bände des Originals in einem mit Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeitetem Auszug zusammengedrängt sind, ist in den Jahren 1830 und 1831 erschienen und der Preis derselben 4 Thlr 16 gr. oder 8 fl. Der des vollständigen Werks 6 Thlr. oder 10 fl. 20 kr.

Für die Besitzer der in Berlin erschienenen Uebersetzung der drei ersten Bände, in welcher der später erschienene 4te Band nicht angenommen wird, ist diese von Dr. Amelung besorgte Ausgabe desselben besonders zu haben, unter dem Titel:

Bobachtungen und Erfahrungen über verschiedene innere und äußere Krankheiten. Mit 6 Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr.

Ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Carl Wilhelm Leske in Darmstadt.

Bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klüber, J. L., pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto. gr. 8. cart. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Rousseau, J. B., praktische Reisetabellen aus Italien, Tyrol, Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz. 8. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Für Militärs.

Herabgesetzter Preis von:

Reinhold, Fr. (Königl. Dän. Artillerieoffizier) allgemeines Wörterbuch der deutschen und französischen Kriegskunstsprache. Ein Handbuch für den praktischen Offizier. gr. 8.

Erster oder deutsch-französischer Theil. Sonst 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr., jetzt 18 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Zweiter oder französisch-deutscher Theil. Sonst 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl. jetzt 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Beide Theile 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl.

Dieses Werk wurde bei seiner Erscheinung mit Beifall aufgenommen und in allen Kritiken als sehr brauchbar anerkannt. Es wird demnach allen Militärs, welche sich gerne belehren wollen, die Anzeige willkommen sein, daß sie sich dieses vorzügliche Wörterbuch, das vollständigste in seiner Art, um einen so höchst billigen Preis anschaffen können.

Alle Buchhandlungen verschaffen dasselbe um den angezeigten Preis.

Carl Wilhelm Leske, in Darmstadt.

Bei der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Versuch einer militärischen Recognoszirung

des Gesammt-Gebietes der Donau,

von ihren Quellen bis zu ihrem Einflusse in das schwarze Meer. Aus dem Mémorial topographique, frei bearbeitet von Fr. von Kausler. 1r Band 27 ¾ Bogen stark mit 6 Tabellen und einer Uebersichtskarte des Stromgebietes der Donau. gebunden 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Die Donau-Schiffahrt ist zum Tagesgespräch geworden. Ihre Wichtigkeit wurde einst von Napoleon so anerkannt, daß er an das Genie-Corps den Befehl erließ, des ganze Donau-Gebiet zu recognosciren. Das Resultat jener Untersuchung wurde im Mémorial topographique niedergelegt, und kam den Deutschen nie zur Kenntniß. — Wir haben eine Uebersetzung dieses hochst

wichtigen Werkes veranstaltet, womit eine Karte verbunden ist, die den ganzen Donaustrom von der Quelle bis zur Mündung gibt, und die gesammten Donau-Länder in klarster Anschauung darstellt.

Freiburg im November 1835.

Herder'sche Verlagshandlung.

Hannover, im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Die Versteinerungen

des norddeutschen Oolithen-Gebirges

von Fr. Ad. Roemer,

Königl. Grossbrit. Hannoverschem Amts-Assessor.

Mit 12 lithographirten Tafeln. *Erste Lieferung.* gr. 4. 1835. fein Velinpapier. In Umschlag. 3 ⅔ Rthl.

Das obige Werk, welches die sorgfältigste Darstellung von fast 500 Arten norddeutscher Oolithen-Versteinerungen, so wie eine geognostische Einleitung umfasst, wird in zwei folgenden Lieferungen bis Ostern beendigt, und durch seine Vollständigkeit u. Genauigkeit in der Beschreibung einer der reichsten Gegenden für Geognosie, den Kennern als ein wichtiger Beitrag zur Petrefaktenkunde, den Anfängern als eine schätzbare praktische Anleitung in diese Wissenschaft gewiss eine sehr willkommene Erscheinung sein. Der Preis der beiden folgenden Lieferungen ohne Abbildungen wird bedeutend billiger angesetzt werden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Memoiren eines Flüchtlings

oder Continental Chiaroscurgemälde

von August Trazel.

2 Bände. Preis 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Für Mineralogen und Chemiker.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Sukow, D. Gustav, (Prof. in Jena) System der Mineralogie. Ein Grundriß für akade-

mische Vorlesungen. Nebst einem Anhange, enthaltend die Beschreibung einiger Mineralien des Großh. mineralogischen Museums in Jena. Mit 2 Figurentafeln. 8. 1834. 12 gr. oder 54 kr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Uebersicht der Mineralkörper nach ihren Bestandtheilen; in Tafeln entworfen. gr. 4. 1831. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Die chemischen Wirkungen des Lichts. 8. geh. 1832. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Carl Wilhelm Leske in Darmstadt.

Bei G. D. Bädeker in Essen sind neu erschienen und bei H. R. Sauerländer in Aarau, so wie in jeder andern soliden Buchhandlung der Schweiz zu haben:

Vervemung
des Herzogs
Heinrich des Reichen von Baiern
durch die heimliche Acht in Westphalen.
Ein vollständiger Vemprozeß
dargestellt von
Dr. Bernhard Thiersch.
Preis broch. 18 Sgr.

Bei J. F. Hamerich in Altona ist erschienen, und n allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben,

Lebensbeschreibung
eines alten Seemannes,
von ihm selbst geschrieben.
gr. 8. Geh. 2 Rthlr.

Wer das Leben des alten Rettelbecks gelesen, und Interesse daran gefunden, wird auch diese Lebensbeschreibung nicht unbefriedigt aus der Hand legen; sie ist ganz der Wahrheit getreu, und ursprünglich nur für die Familie des alten Seemannes geschrieben.

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1836.

Zweiter Theil.

Aarau.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Erster Band, erster bis dritter Theil.

Zweiter Theil.

Aarau 1836.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Politischer, gewerbthätiger und sittlicher Zustand der Schweiz, besonders in den kleinen Kantonen.

Nichts Sonderbareres, oft nichts Einseitigeres und Verschrobeneres, als die Meinungen und Aussprüche fremder Reisenden über die von ihnen besuchten, mehr oder weniger oberflächlich beobachteten Länder. Mit tiefgewurzelten, volksthümlichen Vorurtheilen, vereinigt sich bei ihnen nicht selten Unkunde der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten der Völkerschaften, deren Beurtheilung auf ihrem ästhetischen Schwalben-Fluge sie unternommen.

Sie sprechen scharf ab und bestimmt, um sich das Ansehen einer genauen, Wahrheit gemäßen Auffassung zu geben. Dinge, welche sie aus älteren Reise-Beschreibungen zusammengestoppelt, oder die sie den Angaben ihrer Lohnlakeien, oder einer Wirthstafel-Unterhaltung entnommen, bilden die Quintessenz ihrer bewunderungswürdigen Eindrücke und Reminiszenzen.

Wahres durchkreuzt sich darin mit Falschem, Treffendes mit Uebertriebenem und unrichtig Aufgefaßtem. Der schlagendste Beleg dazu bietet sich uns dar in einem im neuesten Hefte des britischen Monats-Magazins (Monthly Magazine) enthaltenen Aufsatzes

über die sogenannten „kleinen Kantone“ der Schweiz, woraus wir unsern Lesern die beachtungswerthesten Stellen vorlegen wollen.

— Es gibt mehrere Helvetien, sagt der englische Publizist. Oertlichkeits- und Spezialitätsgeist ist so zu sagen das Wahrzeichen der Schweiz: so wollte es der Schöpfer. Um diesem Lande Ideen- und Sittengleichheit zu verleihen, müßte man seine Hochgipfel ebnen, und sie, mit ihrem Eis und Schnee, in die Tiefen seiner Seen stürzen. Erst dann könnte die Schweiz gleichförmig sein. Ohne solche Vorkehrung „wird man dies Land nie zur Einheit der Regierung, der Religion und der Ideen bringen.“

Seine gegenwärtige Bundes-Verfassung ist die alleinige seinen Bedürfnissen wie seinen Neigungen entsprechende. Napoleon, dessen erobernder Ehrgeiz in mehr denn einer Beziehung „vernunftgemäß“ war, hat sich darin nicht geirrt. Er begnügte sich, als Vermittler und Schirmherr des Schweizer-Bundes aufzutreten, und lies die Leute zwischen Jura und Alpen nach ihren herkömmlichen Gebräuchen sich regieren. Der Gedanke Tells Bildsäule zu zerbrechen, kam ihm nicht bei.

Hätte er doch für die spanische Volkseigenheit und für die russische Vereinzelung dieselbe Achtung, dieselbe Zurückhaltung bewahrt. Diese beiden so verschiedenartigen Nationalitäten haben das siegreiche Schwert zerbrochen, das mehr als einen alten Thron umgestürzt.

In der Schweiz sind die Fraktionen des allgemeinen Patriotismus freilich vereinzelt; doch erhalten

sie sich in einem beständig eifrigen und kräftigen Zustande. Durch natürliche Wälle geschützt, sicher, in einem ihrer Nachbarn einen bereitwilligen Bundesgenossen zu finden, stolz auf ihre alte Unabhängigkeit, würde es leichter sein, sie gegeneinander aufzuwiegeln, als alle unter ein gemeinsames Joch zu beugen, oder ihnen oberherrlichen Schutz aufzudringen.

Ich glaube nicht, daß es dem bewaffneten Europa, oder dem eroberungssüchtigen Frankreich gelingen könnte, sich einen Weg durch die Schweiz zu bahnen. Die letzten Ereignisse haben sie gelehrt, was sie vermag. Des Kampfplatzes Schlüssel sind in ihrer Hand. Sie kann seine Zugänge öffnen oder verschließen. Die Natur hat für dies Land mehr gethan, als Vauban's und Carno's Genie je hätten in Ausführung bringen können.

Die großen Mächte schicken ihr Gesandte zu, und sie weiß sehr wohl weshalb. Jeder will sich die Freundschaft eines Landes sichern, das zwischen zwei feindlichen Zonen einen Damm erheben oder beseitigen kann.

Frankreichs diplomatisches Interesse, übereinstimmend mit dem eidsgenössischen Stolz, arbeitet darauf hin, den Zugang immer verschlossen zu halten, über den die Schweiz gebietet.

Die nordischen Nationen anderseits machen gemeinsamen Ursprung, derselben Wiege entsprossene Sitte, Sprachgleichheit, und die neuern Angriffe des französischen Ehrgeizes gegen die helvetische Freiheit geltend. Sie bemühen sich, in dem Augenblick wo es ihnen zweckmäßig scheinen dürfte, die Invasion

Frankreichs zu unternehmen, sich freien Durchzug zu sichern durch Graubünden und Wallis *).

Die nordische Diplomatik hat noch andere Beweisführungen zur Hand, die größtentheils mehr anscheinend als solid sind, und die sich ausschließlich auf persönlichen Vortheil begründen. Wirft sich die Schweiz Preußen in die Aerme, so wird die Rheinschifffahrt dem helvetischen Handel, der jetzt sehr beschränkt ist, geöffnet sein. Wäre sie die gefällige Thürsteherin der nordischen Heere, unzugänglich für südliche Anlockungen, würden tausend Gewerbthätigkeitsquellen für sie strömen, ihren Wohlstand vermehren, ihre Einwohner beschäftigen und selbst thätig sie der gesittenden Bewegung Europa's beigesellen.

Es bieten sich Frankreich wenig Schwierigkeiten dar, solchen Argumenten das Gleichgewicht zu halten, solche Einwirkungen zu neutralisiren. Es hat für sich Stolz, Gewohnheit, Leidenschaften, die stärker als materielle Vortheile sind.

Neutralität ist das große Wort der Schweiz, ihr Vereinigungspunkt, ihr Kriegsgeschrei. Bei meiner Reise durch den Kanton Waat, wenn ich die jungen Leute im Trinkhause einen patriotischen Gesang anstimmen hörte, dessen Endreim war: Vivat die Neutralität! wunderte ich mich über diesen Enthusiasmus, wie über die antipoetische Natur des Wortes, die ihn erregt und die ihn ausdrückte.

Man würde in gewissen Ländern nicht leicht diese überspannte Vorliebe für Ruhe, diesen Enthusiasmus

*) Der britische Publizist sagt: „Durch die grauen Bünde und auf den Pfaden des Oberlandes.“

für den neutralen Zustand begreifen. Aber erhebt man die Rinde einer ungewöhnlichen Wortfügung, dringt man tiefer ein in ihren Kern, geht man weiter als das Wort, als die Idee selbst, gelangt man bis zu der von dem allem verschleierten Leidenschaft, so findet man den Eifer für Unabhängigkeit verborgen unter der Hülle anscheinender Untheilnahme.

Wenn der Schweizer auf seine Neutralität pocht, denkt er nur an seinen eigenen Stolz. Er will niemand gehorchen, niemand seine Pforten öffnen, keiner fremden Einwirkung nachgeben.

Solches ist das eigentliche Leben der heutigen Schweiz, wie es ihre Zukunft ist. Das ist die heilsame Luft, die es einathmet, und die es lange stark und kräftig erhalten wird.

Man muß indessen nicht glauben, daß diese reine Freiheits-Atmosphäre alle äussern Zuströmungen abzuwehren oder wenigstens zu lähmen im Stande sei. Nicht nur bestehen in der Schweiz Aristokratie und Demokratie nebeneinander, oft in gewaltsamer, immer in unversöhnlicher Feindschaft; man muß auch noch den Geist des Norden unterscheiden von dem Genie des Süden, die Anhänglichkeit für die Vergangenheit und den mehr und mehr gesittenden Fortschritt, die deutsche Volkseigenthümlichkeit und die französischen Erinnerungen, den Katholizismus endlich und den Protestantismus.

Alle diese Motive gruppiren sich in den verschiedenen Kantonen der Schweiz mit anscheinend launischer Sonderbarkeit. Das Räthsel erklärt sich leicht, wenn man Geschichte und Vergangenheit befragt.

Das Endergebniß so vieler Verschiedenheiten und

Gegensätze ist Rückkehr und nothwendige Schwingung des Ganzen gegen die vorgedachte Neutralität. Wollte jeder seine Leidenschaften befriedigen, würden die dadurch entstehenden Reibungen häufiges Blutvergiessen veranlassen. Oft sogar sind die Leidenschaften derselben Oertlichkeit unter sich im Widerspruch, und dennoch bestehen sie fort, in ihrem Widerspruch selbst und mit gleicher innerer Kraft, die sich gegenseitig aufwiegt.

Die junge Schweiz, die Bevölkerung von 20 bis 25 Jahren, ist im Allgemeinen günstig für Frankreich gestimmt. Der Haß gegen alles Französische konzentrirt sich nur in einigen Greisen-Köpfen, welche die französische Staatsumwälzung mit Entsetzen geschlagen.

Von dieser Regel muß man jedoch die kleinen Zentral-Kantone ausnehmen, die durchaus antifranzösisch sich zeigen. Zug, Glarus, Unterwalden, Appenzell *), die gleichzeitig der vollständigsten Demokratie und dem eifrigsten Katholizismus gehorsam sind, haben um eine so größere Abneigung gegen die Franzosen, weil sie dieselben als Gottlose und Verheerer ihres Landes betrachten. Die Gewaltthätigkeiten der zügellosen Soldateska, von 1798, sind noch nicht vergessen, und die Predigten der Priester haben in diesen Kantonen, die gewissermaßen das alte Herz

*) Man begreift nicht, wie Zug und Glarus, Unterwalden und Appenzell auf eine und dieselbe Linie gestellt werden, und wie Schwyz gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden kann. Uebrigens gehört Appenzell gar nicht zu den Zentral-Kantonen.

der freien Schweiz bilden, eine eifrige Abneigung gegen alles gelassen, was sich auf Frankreich bezieht.

Eine tief gezeichnete Trennungsfurche scheidet den protestantischen von dem katholischen Theil der Schweiz. Einige Anzeichen lassen hoffen, daß diese Scheidung sich allmählig ausgleichen wird, doch dürfte noch viel Zeit erforderlich sein, bevor die schroffen Karakter dieser beiden feindseligen Zonen sich verähnlicht haben werden.

Ueberall in der Schweiz ist der Katholizismus mit Armuth gepaart, mit Vorliebe für alte Gebräuche, mit Unwissenheit; aber auch mit Vaterlandsliebe, mit dem Kultus der Vorfahren, mit dem unbesiegbaren Bedürfniß der Unabhängigkeit.

Anderseits findet man den Protestantismus unveränderlich im Bunde mit Gewerbthätigkeit, mit Fleiß, mit Verlangen nach Fortschritt, mit Wohlhabenheit, und mit einem viel weniger thätigen Patriotismus *).

Die eigentlich demokratischen Kantone, im Mittelpunkte der Schweiz, die ihren ursprünglichen Kern bildeten: Uri, Unterwalden, Glarus, Zug, Schwyz, sind katholisch bis zum Fanatismus **). Ein altes Gesetz dieser Länder verbietet den Ankauf irgend eines Eigenthums inner ihrem Bereich.

Wie nachtheilig dies Gesetz für die katholischen

*) Das Irrige dieser letzten Angabe ist zu auffallend, als daß wir darüber in nähere Erörterung einzutreten für nothwendig erachten sollten.

**) Kaum der zwölfte Theil der Bevölkerung des K. Glarus gehört zum Glaubens-Bekenntnisse der römisch katholischen Kirche.

Kantone auch sei, wird es durch die Vorurtheile ihrer Bewohner dennoch immer in Kraft erhalten. Es ist unmöglich, es zu beseitigen, welche traurige Ergebnisse es auch dargeboten.

Zürich, wo Protestantismus die herrschende Religion ist, befindet sich im blühendsten Zustande, während der kaum einige Stunden davon entfernte, katholische Kanton Zug in Armuth schmachtet. Der ganze Kanton Zürich ist gewissermaßen nichts als eine ungeheure Fabrik. Eine Eisenbahn und Dampfwagen sollen seinen Hauptort mit Bern und Luzern einerseits, wie mit Chur auf der andern Seite, verbinden. Sein Handel und seine Gewerbthätigkeit erweitern sich immer mehr.

Betritt man Zürich, so wird man von dem Geräusch der Leinwand- und Seidenwebereien betroffen. Man glaubt sich in Lyon oder in Glasgow zu befinden. Ueberall verkündet sich Wohlstand. Die schweizerische Reinlichkeit gesellt sich einem wohlverstandenen Luxus bei.

Kommt man von dem protestantischen Zürich über den Zuger See nach dem Flecken Arth: welche Verwandlung! Des Erlösers Kreuz bietet sich mehr als einmal den Blicken dar. Man vernimmt das langanhaltende, vollklingende Geläute der Glocken, die reinen Lüfte durchschwirrend und von den Klüften des Pilatus, wie aus den entsetzlichen Hölen des Rigi wiederhallend *).

Betritt man den Boden, so gewahrt man schöne

*) Der Pilatus am Zugersee ist wahrscheinlich ein Erinnerungs-Fehler, der nicht weiter gerügt zu werden verdient.

Bildsäulen, von grauem Stein, Christus an seinem Marter-Instrument darstellend. Man sieht diese schmerzlichen Bildsäulen, Wahrzeichen eines schwermüthigen Kultus, kleine, traurige, alte, doch vor der Zeit noch nicht zerbrochene Häuser beherrschen, die mit Malereien aus dem Mittelalter bedeckt sind, welche der Jahrhunderte Hauch gebleicht hat.

Ist es ein Markttag, so wundert man sich über den geringen Verkehr, der im Mittelpunkte einer Bevölkerung von 15,000 Seelen hinlänglich ist. Einige mit Ochsen bespannte Karren sind mit Getreide beladen. Tücher und Hemden werden feilgeboten. Die Wirthshäuser allein, der Hirsch und der Ochs, beziehen Vortheil von den Reisenden, welche Tells Kapelle, den Hohlweg bei Küßnacht und das benachbarte Kloster Einsiedeln besuchen.

Verläßt man die Stadt *), so wird man von Kindern um Allmosen angesprochen, oder Frauen kommen die kleine Treppe, an ihren von Tannenholz erbauten Hütten herab, um uns über den See zu fahren. Ihre flehende, unsichere Stimme verkündet ihr Elend, und erfüllt die Seele mit Traurigkeit, selbst wenn der schönste Tag die blauen Gewässer des Zuger Sees erleuchtete, wie die schwarzen Waldungen der wellenförmigen Höhen, welche sie umschlingen.

Im absoluten Widerspruch mit allen in Paris und London Kurs habenden Ideen, hat die Partei der Vergangenheit, die katholische der Gesittung ab-

*) Verfasser scheint nach Vorstehendem Zug zu verwechseln mit Arth. Die Bevölkerung des Kantons Zug kann auf etwa 15,000 Seelen berechnet werden, die des Kantons Schwyz ist fast zweimal stärker.

geneigte Partei ihren Kern in den kleinen Kantonen. Diese Partei aber nennt sich republikanisch, durchaus demokratisch. Sie verwirft als aristokratisch die Bürger-Partei, die einen bessern Primar-Unterricht, weniger Unwissenheit, eine mehr aufgeklärte Frömmigkeit, größere Verbreitung der Gewerbthätigkeit, bessere Landstraßen, und leichtere Verwendung eines verhältnißmäßig oft beträchtlichen Kapitals, das unbenutzt bleibt, verlangt.

Die Stadt Zug unter andern hat zwei Millionen, die seit zwei Jahrhunderten ruhen. Die Jugend verlangt Anlegung von Landstraßen und Spaziergängen. Die Greise schreien, man wolle ihren Schatz vergeuden, und die katholische Geistlichkeit zeigt sich allen rückgängigen oder stationären Ideen geneigt.

Wie in der iberischen Halbinsel und in Italien, besorgt sie Vernichtung der Vergangenheit *). Sie beschützt sie und glaubt sich selbst zu schützen, indem sie Eifer erregt, ohne Aufklärung zu erwecken, indem sie jede Neuerung verflucht und gewissermaßen Unwissenheit wie Unthätigkeit der Bevölkerung befördert.

Dieser Vorwurf ist vorzüglich an die Jesuiten in Freiburg zu richten, deren Einfluß die ganze katholische Schweiz beherrscht. Mögen sie sich erinnern an die ehemalige Aufgabe des Christenthums, der mächtig, geehrt, vollkommen göttlich war, so lange er sich gesittend zeigte. Wenn die Lenker der katholischen Schweiz sie nicht dadurch unterstützen, daß sie ihre Nacheiferung anregen, ihre Ideen erweitern,

*) Vielmehr des noch Bestehenden. Die Vergangenheit, die nicht mehr besteht, kann nicht vernichtet werden.

ihren Unterricht befördern, setzen sie sich der Gefahr aus, nicht allein überflügelt zu werden (was sie bereits sind), sondern vollkommen unter der protestantischen Gesittung zu erligen.

In Appenzell und St. Gallen, wo der Protestantismus nicht gänzlich verbannt ist, kann man gewiß sein, wenn man ein schönes Haus an der Landstraße gewahrt, daß es einen Protestanten zum Eigenthümer hat. Ist es häslich und verfallen, gehört es einem Katholiken.

Zu Bern und Basel ist aller Reichthum, aller Handel in den Händen der Protestanten; dagegen wächst Gras in den Straßen von Konstanz, der großen Stadt der Konzilien und des Kurialismus.

Der monarchische Grundsatz, von den nordischen Mächten unterstützt, ist den katholischen Kantonen zuwider, und in ihrer ländlichen Sitten-Gleichheit haben sie dieselbe Abneigung für das feudale Preußen, wie für das friedfertigem Despotismus unterworfene Oesterreich *). Aus diesem Grunde würden die durch ihre Gesinnung antifranzösischen Kantone, weil sie vor allem antimonarchisch sind, im Fall einer Reibung zwischen den beiden Grundsätzen der französischen Staatsumwälzung und der nordischen Legitimität Frankreich sich zuwenden.

Diesen kleinen freien Bereichen muß man seine Schritte zuwenden, wenn man die reine Demokratie in ihrer reellen Wirsamkeit sehen will. Der Land-

*) Obige schnarrende Phrase hat unsers Erachtens keinen Sinn. Sie zu kommentiren, würde also weder passend noch zweckgemäß sein.

amman hat acht Pfund Sterling (96 fl.) jährliches Gehalt. Jeder Rathsherr bezieht nur vier Pfund.

Alle Personen männlichen Geschlechts, die lesen können, geben ihre Stimme ab auf der Landsgemeinde am ersten Mai. Im Kanton Appenzell muß man den Degen tragen bei dieser Versammlung, die jedenfalls mehr lärmend als blutig ist. Man setzt sich der Gefahr aus, während einem Jahre seine bürgerlichen Rechte zu verlieren, wenn man der Landsgemeine beizuwohnen unterläßt.

Schwyz und Zug wählen ebenfalls ihren Landammann. Man erhebt die Hand für den Kandidaten, dem man den Vorzug zugesteht, und diese Hände verwandeln sich manchmal in drohende Fäuste, wenn nicht alles nach Wunsch geht. Aufgeklärte Personen beschuldigen die Jesuiten in Freiburg, deren Einfluß in der ganzen katholischen Schweiz sich fühlbar macht, der Anspinnung vielfacher Umtriebe, besonders bei den jährlichen Wahlen, wo sie die Macht in die Hände ihrer ergebensten Freunde überzutragen sich bemühen.

Daher die Klagen des jüngsten Theiles des Gemeinwesens, dessen, der eine thätigere und glänzendere Zukunft sucht, und sich mit der freisinnigen Bewegung Europa's verschwistert.

„Warum hat die Zentral-Schweiz keine Landstraßen *)? Warum benutzt man nicht die Bewäs-

*) Verfasser hat entweder vergessen oder er weiß nicht, daß der kleine Kanton Uri aus eigenen Mitteln die schöne Straße über den Gotthard erbaut, und daß es in Schwyz, Unterwalden und Zug an den nothwendigsten Landstraßen nicht fehlt. Freilich sind die meisten derselben in mehr oder weniger üblem Zustande.

serungs-Mittel und die Wasserfälle, die bei jeder Felswendung sich darbieten? Warum läßt man den Fabriken so wenig Unterstützung angedeihen? Warum wird die Volkserziehung nicht mehr befördert? Warum jener pedantische Unterricht, jene ewige Humanitäten-Erziehung, die sich auf den alten Schlendrian der lateinischen und griechischen Sprachen, wie auf engherzige Frömmigkeit beschränkt? Warum wird unter uns so viel Abscheu genährt für das Ausland, dessen Handel uns Aufklärung und Reichthum zuwenden würde?

„Wir zahlen keine Abgaben. Unsere Ländereien sind von jeder Steuer frei, wie von jedem Frohndienst. Sie sind fruchtbar: beuten wir sie aus. Der große Viehhandel, den die Zentral-Schweiz mit Italien treibt, würde eine Goldgrube werden, wenn die Wege gangbar wären. Setzen wir die in den letzten Zeiten begonnenen Verbindungslinien fort, und möge der Wohlstand, die Gedeihlichkeit des gewerbthätigen protestantischen Zürichs, des glänzenden und aufgeklärtesten Kantons der ganzen Schweiz, uns zur Lehre gereichen."

So drückt sich die Opposition, die junge den Fortschritten geneigte Partei in der Zentral-Schweiz aus. Solche Ideen und solche Keime werden einst mit unfehlbarer Thatkraft sich entwickeln. Jetzt aber bildet nichts einen auffallenderen Gegensatz, als dergleichen Worte, dergleichen Handels-Hoffnungen, dergleichen Thätigkeits-Ideen, die ganze ungeduldige und innerliche Bewegung mit dem Sekular-Zustande der in Rede stehenden Kantone.

In dem Augenblicke selbst, wo ein junger Schweizer,

der seine Zigarre auf dem Hafendamm rauchte, mir das alles in französischer Sprache sagte, mit untermischten italiänisch und deutschen Worten, gieng die Sonne unter in traurigem Gewölk, das sich auf den Zuger-See niedersenkte. Die schwermüthige Fluth stieß mit regelmäßigen Schlägen gegen eine oder zwei lange und schmale Barken, die unter einem Dach von Tannenholz befestigt waren. Ein mattes Licht, das sich durch den Widerschein aus der schwärzlichen Welle verdoppelte, deutete in der Ferne das Dorf Thaam an.

Es schlug sieben Uhr, mit jenem heisern Klange, der den schweizerischen Glocken eigenthümlich ist und der eine Nachahmung scheint der altdeutschen Mundart, welche die Schweizer der untern Stände bewahrt haben. Ihre Sprache ist die des 14ten Jahrhunderts.

Nicht ein Geräusch, nicht eine Bewegung in den Straßen, die für eine neue Oper irgend einer Zeichnung Albrecht Dürrer's nachgebildet schienen. Ein verworrrnes Gemurmel, abwechselnd aus Männer- und Weiberstimmen bestehend, die sich gegenseitig antworteten, verkündete, daß die kleine schwarze Kapelle nahe am Ufer, von der Gemeinde zur „Vesperfeier" angefüllt war.

Es gibt nur eine Laterne in Zug, welche die Stadt durchirrt, wie in den ödesten Provinzen in Bretagne oder in Schottland. Alle Welt geht mit der Sonne schlafen. Ein Mondstrahl läßt die stockwerkartigen Dächer bemerken, an denen jeder Absatz eine kleine Treppe hat, die von der Baukunst des Mittelalters „mit außerordentlich pünktlich merkwür-

diger Regelmäßigkeit hervorspringender und eindringender Ecken erbaut worden."

Zehn oder zwölf laufende Brunnen unterbrechen allein durch ihr Gemurmel das tiefe Schweigen der Stadt Zug. Will man wissen, wohin sich um acht Uhr Abends die hohe Gesellschaft des Ortes flüchtet, so begebe man sich nach dem Wirthshause.

Dieser kleine Saal, dieser Tisch mit hölzernen Bänken, diese Schoppen weißen Weins, die vor jedem Trinker stehen, dies kleine „Haferbrod," das jeden Schoppen begleitet, erinnern uns an jene altdeutschen Gemälde auf denen der Künstler das Abendmahl unseres Herrn darstellt.

Zu Stans, Glarus, Uri (Altdorf) und St. Gallen ist die Szene ganz dieselbe. Verweilt man vor einem dieser karakteristischer, von Alter, Thätigkeit und Arbeit gefurchten aufmerksamen und geistreichen, ruhigen und bedächtigen Köpfen, die weder Eitelkeit noch der Leidenschaft Beweglichkeit ausdrücken, glaubt man einen Holbeins würdigen Kopf zu sehen.

Man wundert sich, daß das neunzehnte Jahrhundert bis dahin zurückgestrahlt. Man fragt sich, welches die göttliche Macht ist, die, wie flüchtiges Gas, die härtesten Substanzen durchdringend, über Sitten, Gewohnheiten und Vereinzelung triumphirt, welches jener Magnetismus menschlicher Gedanken ist, der in einer Stadt des Jahres 1400, einige der Wünsche und Erleuchtungen von Paris und London im Jahre 1830 übergetragen?

Wann werden sich Früchte zeugen? Gott weiß es. Wann wird diese Gesittung die Anker lichten? Zug, Stans, St. Gallen, werden sie die Summe ihres

Glücks dadurch vermehren, daß sie besser ihre Kapitalien verwenden, und einen umsichtigen Gebrauch von ihren Hilfsquellen machen *)?

Die dunkle Zukunft allein hat den Schlüssel zu diesen Räthseln. Die Kühnsten lösen sie auf Gerathewohl im Sinne ihrer persönlichen Leidenschaften oder ihrer Vorurtheile. Bescheidener bemerke ich, einfacher Reisender, nur das Befremdende und Interessante des Zustandes dieser kleinen Staaten. Sie umschließen in ihrem erhaltenden Schooße eine große Masse alter Gewohnheiten und alter Tugenden.

An Zeichen gewerbthätiger Fortschritte fehlt es nicht in der Schweiz: es sind bloße Keime, Hoffnungen, Worte und Wünsche. Die herrliche Eisendrahtbrücke zu Freiburg ist die kühnste in Europa. Alle Experimente der amerikanischen Weisheit, hinsicht des Straf- und Besserungs-Systems, sind in Bern angenommen. Der Schuldige, dem es gelingt zu entrinnen, erleidet nach seiner Habhaftwerdung deshalb keine neue Strafe. Die zur Zwangsarbeit Verurtheilten, werden zum Landbau gebraucht, und sind nicht selten mit den freien Arbeitern untermischt. Ihre grau und schwarz gestreifte Kleidung allein macht sie erkenntlich. Keine neue, überflüssige Schande, die

*) Man begreift nicht, was in dem allen St. Gallen unstreitig eine der gewerbthätigsten und aufgeklärtesten Städte der Schweiz, die überdem eine fast ganz protestantische Bevölkerung hat, thun soll. Wahrscheinlich verwechselt unser Publizist die Stadt St. Gallen mit dem kathol. Theile des gleichnamigen Kantons.

Strafe auf Strafe häuft. Ihr beharrlicher Fleiß und ihre gute Aufführung werden gewöhnlich durch eine Milderung ihrer Lebensweise belohnt.

Das alles verhindert jedoch nicht, daß die Erinnerung des Mittelalters, auch noch diesen philosophischen Neuerungen sich beigesellt. Die viereckigen Steine, welche man ausserhalb der Stadt bemerkt, und die sich wie eine kleine Terrasse, mit einem Loch in der Mitte, erheben, sind der Thron des Scharfrichters von Bern, mit andern Worten das Hochgericht. Es bleibt da in Permanenz, und die Berner geben sich keine besondere Mühe die beiden Systeme zu versöhnen.

In den kleinen Kantonen hängen die Landleute an das Althergebrachte. Jede Neuerung, jede Gewerbthätigkeit, alles was sie ihrem gewohnten Dasein zu entnehmen droht, ist ihnen zuwider. Im Kanton Neuenburg und in Basel-Landschaft dagegen, ist man neuerungssüchtig, thätig, revolutionär.

In dem größten Theile der Schweiz bemerkt man eine offene Scheidung zwischen Land und Stadt. Die Herren einerseits, die Bauern auf der andern Seite, bemühen sich, die Regierung in verschiedenartiger Richtung fortzustoßen.

Die Landwirthschaft ist im Allgemeinen von hoher Wichtigkeit in der Schweiz. Weiden und Erndten, Unterhaltung des Viehstandes und Käsebereitung bieten bedeutende Hilfsquellen dar. Die Pferde- und Rindvieh-Ausfuhr, wie der Verbrauch des Landertrags ist so sicher, daß die Bauern in Glarus, Zug und Appenzell nicht von ihren Bürgern ab-

hängen *), wie die französischen und englischen Bauern von den Stadtleuten. Der Ackerwirth von Zug steht mit dem Kaufmann und dem Beamten auf gleicher Stufe **).

Wichtigkeit und Forderungen des offenen Landes steigen, wenn es zugleich gewerbthätig und reich, arbeitsam und unterrichtet ist, wie im K. Neuenburg. Es verlangt alsdann seine Rechte. Es fühlt seine Kraft. Es fordert mit großem Geschrei alles ihm rechtmäßig zustehende. Es ist eben so radikalrevolutionär als der Arbeiter von Manchester und Birmingham.

Vergebens würde der Reisende in Europa ein merkwürdigeres Schauspiel suchen, als das von dem offenen Lande von Neuenburg dargebotene. Die Flecken Locle, la Chaux-de-Fonds, wie das ganze Land längs dem Laufe der Reuse, hat nirgends etwas Aehnliches. Die ausserordentlichen Gegensätze, welche Reiz und spezielle Größe dieser Gegend bilden, haben sich noch vermehrt und schärfer sich gezeichnet, seit J. J. Rousseau darüber sich ausgesprochen.

Die Natur ist dieselbe geblieben; ihre wilde Pracht hat sich nicht verändert. Die hohen Tannen rauschen immer noch auf der Berge eisgrauen Häuptern, die Bäche stürzen sich immer noch von ihren nackten Stirnen herab. Die wenigen früher kaum von eini-

*) Um so weniger da es in Glarus, Zug und Appenzell keine Bauern gibt, indem jedermann, er wohne in Flecken oder Dörfern (Städte sind in Glarus und Appenzell nicht), Bürger ist.

**) Warum auch nicht, da er meistentheils selbst Beamten seines Landes ernennt?

gen hundert Arbeitern bewohnten Hütten allein haben sich vermehrt. Ihre kleinen rothen Dächer *), die grünen durchbrochenen Fensterladen, ihre weißen Mauern zeigen sich überall.

Man sollte meinen, Lusthäuser zu sehen. Ihre geschmückte „Gefallsucht," reinlich und reich, scheint eher erfunden von eines Malers Einbildungskraft, als hingeworfen in eine wirkliche Landschaft.

Die Gewerbthätigkeit, die gewöhnlich sich gruppirt, sich zusammendrängt und unter den schwarzen Steinen der Städte sich zu verbergen scheint, diese Gewerbthätigkeit, die ohne Feuer und Rauch nicht bestehen kann, die sich in Unreinlichkeit gefällt, die Empörung mit Blut besudelt, ist hier rein, leuchtend, beinahe ideal; zerstreut über einen großen, unregelmäßigen Raum, unter Erlen, in tiefen Schluchten, auf zerklüfteten Höhen, in smaragdenen Wiesen, längs dem wilden, weiten und schönen Thalgelände, das man Val de Travers nennt.

Man erblickt sie hier befruchtend, thätig, allgegenwärtig, an den Berggraten hängend, an den Quellen der Gewässer ruhend, einzig in ihrer Zierlichkeit, in ihrem malerischen Anblick, die sonderbarste aller Utopien verwirklichend: die eines gewerbsamen Arkadiens.

Landarbeiten sind nicht verbannt aus dem Gemälde, das sie vielmehr schmücken und dessen Werth sie erhöhen. Die Feile schreit, die Säge pfeift,

*) Wir zweifeln daß es im ganzen K. Neuenburg ein Dutzend rothe Ziegeldächer gebe, weil alle Häuser entweder mit Schiefer oder mit Schindeln (taveillons) gedeckt sind.

das Rad schnarrt; Taschenuhren werden tausendweis verfertigt, und das Glöckchen der jungen Kühe macht weithin seine durchdringende Schwingung hörbar. Des Hirten Gesang, dessen bald tiefe bald durchdringenden Noten den Wellenschlag von Berg und Thal nachzuahmen scheinen, findet seinen Wiederhall in der Stimme des friedlichen Arbeiters, der, von seiner Familie umringt, beschäftigt ist.

Nichts entzückenderes und neueres, als diese Verschmelzung zweier Daseins-Bedingungen, die sich gewöhnlich zurückstoßen: des gewerbthätigen, auf die todte Natur wirkenden Lebens, mit einer immer etwas brutalen Gewalt sie verwandelnd und zähmend; und das landwirthschaftliche Leben, verbunden mit der lebendigen Natur, sich erquickend mit der Milch ihrer fruchtbaren Brüste, allen ihren Umgestaltungen folgend, allen ihren Gesetzen gehorchend, sich begnügend, Himmel und Erde zu genießen, ihre Schätze zu benutzen, ihre Wirksamkeit zu unterstützen, ohne ihre Elemente zu schwächen oder zu verwandeln. —

Kommt man von Mortiers-Travers, und reiset man nach Boudri, folgt man einer Straße, eingesenkt zwischen zwei steile Felsmauern, deren Anblick, Höhe, Zerklüftung, Wildheit und seltsame Form von Minute zu Minute sich verändern, und die fortwährend durch ihren Kontrast interessiren.

Euer Weg ist auf dem linken Abhange eingeschnitten: ein langes zwölf bis fünfzehn Fuß breites Band, das sich erhebt, sich senkt, sich in Abgründe stürzt, oder an denselben sich entlang zieht, je nach

den Launen des Berges über den es geworfen ist. Diese linke Seite ist „schaudererregend.“

Hier erhebt sie sich steil, abgerissen und drohend, dort ist sie überhängend und wirft ihren Schatten über die Ebene; weiterhin zieht sie sich zurück und zeigt den Blicken nichts als eine lange Fernsicht rother oder schwarzer, nackter und schwermüthiger Gipfel, oder verworren übereinander gehäufte Grate, mit niedrigem Gestrüpp bedeckt, und würdig Makbeths Hexen zum Aufenthalt zu dienen *).

Schaut man rechts: ein Abgrund öffnet sich, bald verborgen durch die „Säulengänge“ der Eichen und Nußbäume, bald bedeckt mit einem Rasen, der sich bis zu den Tiefen der Thalschlucht entrollt.

Da strömt die Reuse, mehr Waldbach als Fluß, ihr Bett durch Felsen grabend, einen herrlichen Weg durch Matten (Bergwiesen) sich bahnend, unter dichtem Gebüsch sich verbergend, unter aufgehäuften Granit-Brocken brausend, in Wasserfällen niederstürzend, in sich alle die Quellen aufnehmend, die von den benachbarten Höhen herabfallen; bald schwach, wie ein unbedeutender Wasserfaden, bald donnernd wie eine Lauine.

In allen Richtungen, auf allen Abhängen, von Gehölz umschlungen, eine Quelle beherrschend, in der Ebene zerstreut, auf dem Rasen gesäet, in Gruppen von drei, vier, fünf, oder fünfzig und hundert Häusern, zeigen sich die menschlichen Wohnungen mit

*) Verfasser scheint seine Begeisterung aus Zschokke's malerischer Erzählung: „Der Flüchtling im Jura,“ geschöpft zu haben. —

jener Pracht verrathenden Unregelmäßigkeit, mit jener glänzenden Verschwendung der am Himmel funkelnden Sterne.

Die Menge der schmalen Fenster deutet Euch oft eine Fabrik an. Der Räder Geräusch verkündet einen Eisenhammer oder eine Mühle. Kaum entspringt ein Wasserstrahl dem Granitfelsen *), läßt man ihn nicht eine halbe Klafter Weges im Thale zurücklegen. Man bemächtigt sich seiner, und, kaum seiner Wiege entronnen, muß er schon arbeiten. Fünf oder sechs Fabriken umschließen, bedrängen ihn, bedienen sich seiner Wassermacht, und verwandeln in Reichthum das Gewicht welches er auf seinem kurzen Laufe erlangt.

Bei Brot bemerkt man ein auffallendes Beispiel dieser Gier der Gewerbthätigkeit, wie der Eile, womit sie die ihr nützlichen Kräfte ausbeutet. Ein kleiner Bach gleitet von den Kalkfelsen des Chasseral herab **), findet auf seinem Wege nur leicht zu übersteigende Hindernisse, und seine Fluthen zusammendrängend, wird er beträchtlich, etwa zweihundert Fuß von dem an dieser Stelle sehr tiefen Thalgrunde.

Man wartet nicht, bis er in denselben gelangt. Man nimmt ihn auf in hölzernen Leitungen, die der ganzen Masse ein Bett gewähren, und ohne daß sie

*) Das Travers-Thal durchschneidet den Jura Kalkfels in der Mitte. Granit-Berge gibt es hier nicht.

**) Der Chasseral, oder Gestler, ist wenigstens sieben Stunden in gerader Richtung von Brot entfernt, und der in Rede stehende Bach kommt entweder vom Berge Tourne oder vom Creux du vent.

den Boden berührt, oder das Ziel ihres Laufes erreicht, zwingt man sie, sechs oder sieben lärmende Räder zu drehen, die Sägemühlen und verschiedene Fabriken in Bewegung setzen. Dies, seinem natürlichen Laufe entrissene Gewässer, verfertigt Spitzen, Tücher, Uhren. Es gewährt Leben, Wohlstand und Gesittung einem ganzen darum sich gruppirenden Dorfe.

Ich kenne kein Volk, das mehr zur Gewerbthätigkeit geeignet wäre, als das schweizerische. Sein Karakter ist fest, beharrlich, thätig. Gewinn ist ihm angenehm; aber durch Arbeit erkauft. Es hat keine natürliche Neigung, weder zur Intrigue, noch zu den Genüssen der Eitelkeit, noch selbst für die zierlichen Künste, noch, bis zu einem gewissen Punkte für schwelgerisches Leben.

Müßigang ist ihm zuwider. Es schätzt die körperliche Stärke, die Gott ihm gegeben, als ein Werkzeug und eine Waffe gegen des Bodens Undankbarkeit und gegen seines Himmels Unfreundlichkeit. Geduldig, muthig, sinnreich in seinen Werken, mehr geeignet zu ergründen und zu vervollkommnen, als zu erfinden, hat es wenig Vorliebe für glänzende Zerstreuungen die von Völkern und Individuen so theuer bezahlt werden.

Seine Kühnheit ist nicht kalt, stumm und blind, gleich der des Amerikaners der Vereinstaaten. Sie hat eben so wenig jene gewaltthätige Karakterhärte, wodurch die alten Skandinavier sich auszeichneten, und die jetzt den Briten eigenthümlich ist. Es ist eine lachende Verwegenheit, die unerschrocken dem

Sturm und der Gefahr, dem Kriege und allen Entbehrungen Trotz bietet.

Familiengeist, Verlangen und Bedürfniß des Wohlergehens, die so mächtig sind bei den Schweizern, statt der Gewerbthätigkeit Bewegungen zu hemmen, vereinigen vielmehr in sich Sittlichkeit und Gewicht.

Ein Reisender, der die Schweiz kennen lernen will, muß Nebenwege und selten betretene Pfade einschlagen. Er muß die elenden Wirthshäuser der Rheinufer besuchen, die Hütten der Graubündner und die Sennereien im Entlibuch. Er muß alle Andeutungen der ihm vorangegangenen Reisenden verwerfen, und die von ihnen ausgestellten Andeutungszeichen unbeachtet lassen.

Das ist das einzige Mittel das Land zu studieren. Verfährt er anders, wird er sich den falschesten Begriff von den Einwohnern und von ihren Sitten machen. Die Gastwirthe, die „Herrenführer“ und die Schiffleute versinnlichen in seinen Augen den schweizerischen Karakter; drei Menschenklassen, bei denen man ohne Zweifel noch Biederkeit finden kann, für die aber die Gelegenheit zu sündigen sich zu häufig darbietet, und die nicht immer der Versuchung sie zu benutzen, widerstehen können.

Berührung mit den Fremden, ihr rascher, beständig sich erneuernder Durchflug, haben überdem auf den am meisten besuchten Straßen die wesentlichen Züge der alten Volkseigenthümlichkeit verwischt. Die in jenen sich jährlich darbietende Erndte der regelmäßige „Fremdenschlag,“ wenn man also

sagen darf, die Ausbeutung ihrer Geldbeutel, die der Gewinnsucht dargebotene Lockspeise, wirken auf die Länge nicht auf ein Volk, ohne es einigermaßen umzugestalten.

Die Schweiz ist drei Monate hindurch von Besuchern überschwemmt, welche ihren Tribut ihr bezahlen. Sie betrachtet sie als eine Beute, und diese Idee hat auf den großen Reiselinien die alte Herzlichkeit und Biederkeit beinahe ganz verwischt.

Die Engländer tragen besonders bei zu dieser Entsittlichung, die, der Meinung einiger Personen zufolge, die ganze Schweiz zu verschlingen droht. Die britische Anmaßlichkeit, die tausend Verfeinerungen und die zahllosen Sorgen, woran der gewohnte Comfort unsere Leute von gutem Ton und unsern Dandies gewöhnt, hat die ruhigen und ernsten Gewohnheiten der Schweizer ausser Fassung gebracht.

Gezwungen in ihre Gäste sich zu fügen, jeden Augenblick zu ihrem Befehl zu stehen, jede Viertelstunde warmes Wasser zu holen, haben sie die Partei ergriffen, alle Scherereien mit Geduld zu ertragen, sie aber in Geld zu verwandeln und in Rechnung zu stellen.

Daher jenes Ansehen trauriger Bereitwilligkeit, das man in den Gesichtszügen fast aller schweizerischen Gastwirthe liest, und jene düstere demüthige Höflichkeit, die fast eine Beleidigung ist, weil sie nichts als Verzichtleistung verräth. Daher auch jene unförmlichen Wirthshauspreise, die weder bestimmt noch regelmäßig sind. Oft läßt der Gasthalter nicht allein die gelieferten Gegenstände bezahlen, sondern auch das Klingel-Geräusch, das man verursacht

und die wirkliche oder vorausgesetzte Mühe, welche man seinen Leuten gegeben.

Auf dem Gipfel des Rigi, auf dem Kulm, findet man ein Wirthshaus, wo man ein Mittagessen mit einer Guinee (12 fl.) bezahlt, selbst wenn man sich mit einer oder zwei sehr einfachen Schüsseln begnügt *). Orte, welche die drei Viertel des Jahres öde und todt sind, lassen den Reisenden nicht entschlüpfen, ohne ihn einer sehr bemerklichen Geldschröpfung zu unterziehen.

Konstanz unter andern, die vergessene, ihrer ehemaligen Wichtigkeit beraubte Stadt, jetzt zu Baden gehörig, durch die an ihren Mauern sich hinziehende Gränzmark, aber schweizerisch durch Sitten und Gewohnheiten, bietet zahlreiche und sonderbare Beispiele solcher schamlosen Ueberforderungen dar. Man betrete nicht den Gasthof zum „Hecht," wenn man nicht gesonnen ist, eine halbe Krone (1½ fl.) für zwei in den Ofen geworfene Holzscheite zu zahlen.

Neugierig durchging ich das Rechnungsbuch eines dieser gefährlichen Wirthshäuser **), und bewunderte darin die Preisverschiedenheit, welche denselben Gegenständen, wie sich vollkommen ähnlichen Zimmern ꝛc., zugeschrieben worden. Der englische Squire (Ritter) zahlte sechs Schillinge (3 fl. 36 kr.) für eine Wohnung, wofür man dem Schweizer-Offizier nur 10 Batzen (40 kr.) abgefordert. Eine

*) Englischer Hear, der sich wenigstens um die ¾ reduziren läßt.

**) Wir möchten wohl fragen: wie der Fremde es zu Handen bekommen?

Tasse Thee kostete den einen 4 Schillinge (2 fl. 24 kr.) und den andern 12 Batzn (48 kr.).

Oft freilich wird man solchergestalt, auf Kosten seines Geldbeutels, schneller und reinlicher bedient als in Italien, oder selbst in Frankreich. Man wird betroffen von der zierlichen Einfachheit und der vortrefflichen Bedienung gewisser Gasthöfe in Städten zweiten Ranges, wie in Rapperschwyl, wo der „Freihof" *) vortrefflich ist, und Zug, wo der Gasthof zum „Ochs" Euch das Vergnügen gewährt, mit den ausgezeichnetsten Männern der kleinen Kantone (aller?) Euch zu unterhalten.

Der „Falke," in Neuenburg, kann den besten Gasthäusern Londons zur Seite gestellt werden, und obgleich Ihr in einem Palaste wohnt, bedient sich der Eigenthümer, zur Erhöhung Eurer Rechnung, doch keines der „poetischen" Hilfsmittel, deren wir eben gedacht.

Basel, obgleich nicht die Stadt der Künste, bietet eine „wollüstige" Verfeinerung dar, welche die Nachbarschaft des musikalischen Germaniens zweifelsohne ihm eingegeben. An der Wirthstafel im „Storch" vernimmt man ein treffliches Konzert von Blasinstrumenten, die mit vieler Uebereinstimmung deutsche Walzer und Bruchstücke von Weber vorträgt.

Dank dieser Erfindung! Man vernimmt nicht mehr, weder das ermüdende Geklirr der Gabeln, noch die rauhen Töne des Schweizer-Deutsch, noch

*) Verfasser verwechselt augenscheinlich Rapperschwyl mit Thun, in welchem letzten der Freihof sich befindet. Der vorzüglichste Gasthof in Rapperschwyl ist zum „Pfau" geschildert.

die unleidlichen und anmaßlichen Späſſe der franzöſiſchen Muſterreiter, welche dieſe Stadt überſchwemmen.

Bern iſt die einzige Stadt der Schweiz, wo man von großen Damen angeknüpften, verliebten Umtrieben ſpricht, und wo erkäufliche Liebe dem Frauenzimmer der untern Stände zur Gewohnheit geworden.

Jederzeit hat die Berner Jugend durch auffallende Reinlichkeit und durch wollüſtige Neigungen ſich ausgezeichnet, welche der Ueberreſt der Schweiz verdammte. Bei alledem war dieſe Unſittlichkeit der in Holland „blühenden“ ähnlich. Die Haushaltungen (der Eheſtand) waren geachtet, und die brutalen Leidenſchaften fanden anderwärts leichte Befriedigung.

Eine Verordnung der neuen Berner-Regierung hat das Uebel vermehrt, indem ſie daſſelbe ausrotten wollte. Die Unterdrückung der berühmten Aarbäder (der berüchtigten Matte), dekretirt vom großen Rath, hat in die Bevölkerung ſelbſt, und in ſonſt ruhigen Haushaltungen, die früher aus der Stadt verbannten Laſter übertragen.

Die Berner-Näherinnen und Mägde haben ſehr „zuvorkommende“ Sitten angenommen, und erſetzen jetzt die 30 oder 40 Prieſterinnen der Aarbäder. Ihre Damen verfolgen denſelben Weg, wenn auch mit größerer Uneigennützigkeit, doch mit eben ſo geringer Zurückhaltung *).

*) Wieder eine jener Uebertreibungen, deren unſer Gewährsmann ſich nur zu häufig ſchuldig macht.

Im Uebrigen sind die Bernerinnen im Allgemeinen den andern Frauen in der Schweiz, hinsichts der Frische und Schönheit, überlegen. Nichts Reizenderes, als der Heiligen-Schein von schwarzen Spitzen, womit die Mägde und die Frauenzimmer vom Lande, Kopf und Haar schmücken. *)

Unglücklicherweise scheinen sie überredet, wie in vielen andern Kantonen, daß die eigentliche Gestalt der Franen die pyramiden ähnliche ist, und daß der Kopf den Gipfel dieser Pyramide bilden muß, ohne daß die geringste Wellenbewegung der Kleider des Wuchses Form verrathen dürfe.

In den höheren Ständen befolgt man ziemlich genau die französischen Moden. Längs dem Rheinstrom modellirt Deutschland die weiblichen Sitten: Stickerei, Tapeziererei, blondes in Flechten geschlagenes Haar, milde und ruhige Gesichtszüge, die manchmal zärtlich, selten ausdrucksvoll sind.

In den Zentralkantonen habe ich braune, mit rabenschwarzem Haar gekrönte Köpfe gesehen. Frische aber feurige Farben, belebte Gesichter, wie in gewissen Provinzen Süd-Frankreichs, sind hier auffallend. Auch habe ich, vorzüglich in Unterwalden und Uri, den norwegischen und skandinavischen Typus bemerkt: rosige Farben, auf Gesichtern bleicher als Schnee, und so blasse Haarflechten, daß, um sie nachzuahmen, man die allerschwächste Strohschattirung nehmen müßte.

*) Unsers Erachtens macht diese Anrühmung der steifen pferdshaarnen Schmetterling-Flügel, des weiblichen National Kopfputzes im Kanton Bern, dem Geschmack unsers Reisenden nicht sonderliche Ehre.

Die äußern Glieder sind bei den Schweizerinnen selten schön, und es ist schwer, einen zart gezeichneten Fuß, ein fein gerundetes Bein zu finden. Frische und geschmeidige Haut, herrliche Gesichtsfarbe, schöne Schultern, eine Brust, deren Entwickelung bald Form und Frische verdirbt, entschädigen im Allgemeinen für jene Verstöße, wie für die eines untersetzten Wuchses und einer „massiven" Gestalt.

Fügen wir noch hinzu, daß die von uns so rasch entworfenen Unterscheidungen nichts vollständiges und genaues haben *), und daß alle die Schweiz umschließenden Völkerschaften, auf die Gesichtszüge der Frauen selbst, sehr verschiedenartige Schattirungen übertragen. So spiegelt sich Frankreich in Genf und Lausanne, Deutschland in Thurgau und Aargau, Italien in Lugano und Bellinzona. Die Verschiedenheit zwischen der Bewohnerin dieser letzten Stadt, und jener der Umgegend von Mailand, ist nicht besonders groß.

Wollust, ihre Verfeinerungen, ihre Schwächungen, ihre Verstöße, ihre Schmerzen, ihre glühenden Genüsse, sind für die helvetischen Frauen nicht ausnehmend zugänglich. Ihre Lebensgewohnheiten entfernen sie, vorzüglich in der Ehe, von der Leidenschaften Irrungen und Gefahren. Bern macht eine Ausnahme von dieser Schilderung.

Ländliche Arbeit ist der Frauen Beschäftigung auf dem offenen Lande. In den Städten ist es Sorgfalt für ihre Kinder, für ihr Hauswesen, Frömmig-

*) A la bonne heure.

keit, manchmal Studium, besonders in Lausanne und Genf. In Augenblicken der Langenweile, die ziemlich häufig sein müssen, ist der „Strickstrumpf" das Universal-Hilfsmittel.

Es giebt kein Land auf der Welt, wo man so viel Strümpfe strickt, als in der Schweiz. Ein junger Franzose öffnete neuerdings einen literarischen Kursus in Bern, der von Frauen und Mädchen ziemlich häufig besucht wurde. Alle brachten ihre begonnenen Strickstrümpfe mit. Bemerkend, daß man ihm weniger Aufmerksamkeit zugestehe, als dieser nützlichen Arbeit, verlangte der Professor die Beiseitlassung einer Uebung, welche nothwendigerweise seine Zuhörerinnen zerstreuen mußte. Niemand kam mehr zu seinem Kursus.

In der Jugend ist das Schweizer-Frauenzimmer unabhängiger, als das französische oder italienische. Es nähert sich solchergestalt der jungen Engländerin. Seines Temperaments Ruhe und die Vorsicht seiner Einbildungskraft schirmen es indessen nicht immer gegen alle Gefahren der ihm gelassenen Freiheit. Wie in England sieht man ihm Fehler nach, welche das Ehegelübde unverzeihlich macht.

Wenn eine gewisse Sittengutmüthigkeit und natürliche Zärtlichkeit die Schweizerinnen leicht der Verführung aussetzen, kennen sie dagegen weder die feurige, unwiderstehliche Laune der südlichen Weiber, noch die lebhafte, aber bedachtsame Wahl der englischen Frauen, noch das bei den Pariserinnen so mächtige Bedürfniß, zu gefallen, noch die plötzliche Hinreissung, die große Leidenschaften erzeugt.

Wahr ist es (wie mehrere Reisenden berichtet

haben, deren Angaben man wenig Glauben geschenkt), daß in den wildesten Theilen von Grindelwald und Entlibuch, der „Bräutigam“ das Recht hat, in der Nacht durchs Fenster in die Kammer seiner Geliebten zu steigen, und daß dieser befremdende Gebrauch gerechtfertiget wird durch seine Ergebnisse, durch der Liebenden Treue, wie durch die eheliche Verbindung, welche solche nächtliche Besuche vorbereitet haben.

Gefallsucht oder Ausschweifung gewinnen bei solchen Sitten nothwendigerweise wenig Raum. Gewohnheit, gegenseitige Zuneigung, die allmählig entkeimt und noch langsamer sich entwickelt, veranlassen die meisten Bekanntschaften zwischen den beiden Geschlechtern. Vielleicht würde es nicht schwer sein, ein so natürliches Vertrauen, eine so offene Herzlichkeit zu mißbrauchen, welche Frauen und Männer in den „kleinen Kantonen“ bewahrt. Aber plötzliche Ueberraschung und die Verirrungen einer romanhaften Einbildungskraft, sind für nichts, selbst in den schwersten Verirrungen.

Lausanne kann als die Stadt in der Schweiz betrachtet werden, wo die Frauen sich am wenigsten langweilen.

„Was treibt Ihr im Winter“, fragte ich ein junges Mädchen in Zug, „wenn Ihr nicht mehr am See spazieren gehen könnt, oder wenn die durchreisenden Fremden Euch nicht mehr zerstreuen?“

— Wir gähnen, wenn wir nicht schlafen, entgegnete die Gefragte, witzig genug, und wir schlafen, wenn wir nicht gähnen.

Man weiß, welches die Gesellschaft ist in Genf: kalt, abgemessen, metaphysisch, in Klicken geschieden,

wo die beiden Geschlechter sich gegenseitig beobachten, gleich zwei feindlichen Heeren.

In Bern rauchen die Männer jeden Abend ihre Pfeife in ihrer Klub-Wirthschaft (Zunft oder Leist), einem Trink- und Speisehause, diesem oder jenem Gewerbe, diesem oder jenem Bürger-Verein vorbehalten. Sie lassen von fünf bis eilf Uhr Abends ihre Frauen allein, die sich beschäftigen wie sie können, und denen die Wahl bleibt zwischen dem Strickstrumpf und einer galanten Intrigue.

In Luzern, Freiburg und Zürich gebricht es an diesem letzten Mittel durchaus. — Ein solches Dasein, das eine Engländerin, eine Französin, eine Italienerin zur Verzweiflung führen würde, scheint der Schweizer-Frau eine freimüthige Heiterkeit zu geben, die „mit ihrer natürlichen Beleibtheit“ in vollkommner Uebereinstimmung steht.

Bereiset man im Herbst die Weingegend der Markgrafschaft, und die am Bodensee oder im Aargau, so sieht man Herrinnen und Bäuerinnen ihre Heiterkeit verschmelzen. Ihre neckende Stimme ruft den Reisenden, ihre Erndte zu versuchen oder zu theilen, und das ewige Lo-Lo-Loa des helvetischen Chor's folgt ihm lange auf dem Wege, mit ihrem freundlichen Lebewohl und dem Nachruf: glückliche Reise.*)

Alles findet sich vereint, in der Schweiz, Frohsinn und düstere Strenge, der willkührlichste Despotismus (wo ?), und die vollkommenste Demokratie.

---

*) Unser Brite, um zu beweisen, daß er auch Deutsch sprechen kann, sagt: Glücklish reise.

unthätige Verehrung der Vergangenheit und republikanische Bewegung.

Es giebt eine preußische Schweiz, eine elsässische, französische, italienische, piemontesische und österreichische Schweiz, wie eine andere, die durchaus Schweiz ist. Das sonderbarste Phänomen in dem allen ist, daß die Schweiz der Ueberschwemmung so vieler Einwirkungen ungeachtet, dennoch immer Schweiz bleibt, wie sehr sie von Fremden jeder Art auch heimgesucht werden mag.

Die Aristokratie der kleinen helvetischen Republiken ist eben so stolz und ungestüm, als ihre Demokratie feurig ist. Ersetzt 1830 durch eine aus der Bürgerschaft gewählte Regierung, beharrt die bernerische Aristokratie immerfort in ihrer Opposition gegen alle Maßregeln ihrer Nachfolger, und hält sich vereinzelt in ihrer Sphäre.

Ein Dekret des gegenwärtigen großen Raths hatte einige öffentliche Feste und Freudenfeuer, zum Andenken eines über die Katholiken der kleinen Kantone von den bernerischen Protestanten errungenen Sieges, beseitigt. Die aristokratischen Familien ergriffen diese Gelegenheit, um durch in ihren Landhäusern gegebene große Feste diese Jahrestage der Unduldsamkeit zu begehen.

Die Aristokratie in Basel, stärker, weil sie auf mit Gulden und Thalern angefüllten Säcken sitzt, hat sich hart und unbarmherzig gegen ihre Landleute benommen. Diese ihrerseits haben das Haupt erhoben, und, unter Leitung einiger junger Hitz-Köpfe haben sie unannehmbare Bedingungen aufgestellt.

Aus solcher gegenseitiger Erbitterung, aus solchen

Irthümern, deren beide Theile sich schuldig gemacht, ist der gegenwärtige Zustand der Dinge erwachsen.

Kaum betritt man Basel-Landschaft, oder die diesen Kantonstheil begränzenden Gebiete von Aargau und Zürich *), so bemerkt man in den Gesichtszügen der Bauern, wie in ihrer Aufnahme, ein Mißvergnügen und eine Kälte, worüber man nicht wenig erstaunt.

Es sind nicht mehr die freundschaftlichen Begrüßungen, die herzlichen Segenswünsche, die der Hirt oder der „Winzer" von Appenzell an uns gerichtet. Man sieht mehr als ein Gesicht, worauf Mißtrauen sich tief eingedrückt, mehr als einen Blick, der uns gebieterisch zu messen scheint. Basel-Landschaft hat ebenfalls sich ein aristokratisches Ansehen geben wollen; und diese doppelte Nichtachtung, diese traurige Rivalität, die sich gegenseitig beschimpfen, ohne jemand irgend einen Nutzen zuzuwenden, haben bloß zweierlei Adel geschaffen, um den Kanton an den Bettelstab zu bringen.

Beschließen wir die Liste der Gegensätze, welche die Schweiz dem Reisenden darbietet. Besucht man den ganzen Landstrich, der von Oesterreich und Baden begränzt wird, so hört man mehr als einen Bürger, mehr als einen Vaterlandsfreund „Monarchie" sprechen, über die geringe Einheit der Schweiz und über den Mangel an Zentralisirung sich beschweren, wodurch die Bundes-Beschlüsse so schwer gemacht werden.

*) Kleiner geographischer Verstoß. Die Gränzen des Kantons Zürich sind von denen des Kantons Basel-Landschaft in geradester Richtung acht Stunden entfernt.

Er vergißt, unser Patriot, daß diese Einheit den politischen Anstalten seines Landes geradezu entgegengesetzt ist, und er unter einer unfreiwilligen Einwirkung sich befindet, die von der Nachbarschaft eines Landes ausgeht, welches der absolutesten Zentralisirung unterworfen ist.

Kommt man nach Zürich oder nach Aarau, so vernimmt man eine von jener ganz verschiedene Meinung. Um uns die Wohlthaten der Kantonal-Regierungen und der Zerstückelung der Mittelpunkte zu beweisen, deutet man auf die so wohl unterhalteten Landstraßen, auf die so reinlichen Städte, auf die so sorgsam bebauten Gemeinde-Ländereien, auf den häuslichen Wohlstand, und auf das Gesammt-Wohlergehen des Staats.

Wirklich ist es schwer, sich eine bessere Gemeinds-Verwaltung, eine aufmerksamere Leitung der Vortheile aller, eine wohlverstandenere Sparsamkeit zu denken. Diese theilweise Geschicklichkeit mit dem Gesammt-Interesse in Uebereinstimmung zu bringen, wie mit den Fortschritten der großen Schweizer-Nationalität, solches würde das der Schweiz sich darbietende, schwierige und bisher nicht gelösete Problem sein.

Hat die Schweiz eine Zukunft? Kann sie fortbestehen in Mitte feindseliger Interessen Europas; der Vergangenheit und Gegenwart; Frankreichs und Rußlands? —

Wir sind davon überzeugt.

Der strengen, doch keinesweges satirischen Bemerkungen ungeachtet, welche eine aufmerksame, aufrichtige Prüfung uns eingegeben, ist das schweizerische

Volk ein edles, biederes und scharfsinniges Volk, das über zahlreiche Hilfsquellen verfügen kann, dessen Lage seine Ruhe sichert, und das friedfertig zu sehen im Interesse Europa's liegt.

Die sich widersprechenden Einwirkungen, welche in seinem Innern sich das Gleichgewicht halten, ohne gewaltsame Reibungen zu veranlassen, verhindern den Umwälzungsgeist, wie den der Unbeweglichkeit, in ihre Stürme es zu verstricken, oder in Vergangenheit es gefangen zu halten.

Nothwendigkeit und Weisheit endlich, werden ihm durch seine eigene Schwäche gelehrt. Denn man kann nicht umhin, einzugestehen, daß in einer so offenbaren Bundeszersplitterung, wie in der seinigen, Schwäche vorhanden ist.

Sein gegenwärtiges „Gleichgewicht" kann von langer Dauer sein, unterstützt wie es ist durch Gewerbthätigkeit, von den fremden Mächten geschirmt, durch seine innern Kontraste selbst erhalten, regiert durch die vortreffliche Gemeinds-Verwaltung der Kantone, scheint dies äusserst zarte Gleichgewicht, wie der eigenthümliche Karakter und das innere Leben der Schweizer den Blicken und der Erörterung fast aller Reisenden entgangen zu sein.

Ueber Bau und Beschaffenheit der Kometen, wie über ihr mögliches Zusammenstoßen mit der Erde *).

Die Erscheinung des von dem englischen Schiffs-Kapitän Eduard Halley im Jahr 1705 berechneten Kometen, dem man seinen Namen beigelegt, hat bis jetzt kein besonders großes Aufsehen erregt. Die Ursach liegt darin, daß dies Gestirn sich nicht unter Umständen gezeigt, die fähig waren, ausserordentlichen Eindruck auf die große Masse hervorzubringen.

Der Voraussetzung des Publikums zufolge, muß jeder Komet einen flammenden Anblick gewähren, und einen langen, weithin den Raum erleuchtenden, Schweif haben. Auch muß der Stern sich lange zeigen und vollkommen sichtbar sein. Vereint er diese Eigenschaften in sich nicht, so bleibt er unbemerkt als ein bleicher, schwermüthiger Nebelflock, der keine Aehnlichkeit hat mit jenen schrecklichen Gestirnen, die lange die Völker mit Angst erfüllt, und deren „flammendes Haar“, wie Milton sagt, „Krieg und ansteckende Krankheiten auf unsere Erde auszuschütten scheint“.

Ein Umstand hat noch dazu beigetragen, daß man dem letzten Kometen nicht die Aufmerksamkeit gewidmet, die er verdient. Seit dem 3. August 1835, wo dies Gestirn zuerst auf der Sternwarte zu Rom be-

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen über die Kometen, über die neuesten Entdeckungen der Astronomie, über die Einwirkung des Mondes auf unsere Erde ꝛc., in den frühern Jahrgängen der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

zeichnet wurde, bis zu Anfang Oktober, zeigte es sich als ein kleiner weißlicher Fleck, der nur durch starke Fernröhre sichtbar, überdem schwer zu finden war, seines matten Lichtes wegen, das es leicht für einen jener Nebelflecke halten lies, die man fast an allen Theilen des Firmaments bemerkt.

Erst mit Anfang Oktober begann der Komet erkenntlicher hervorzutreten, obgleich er immer noch zwölf Millionen Stunden von der Erde entfernt war. Leider bedeckte sich zu gleicher Zeit der Himmel mit dunkelm Gewölk, das während acht Tagen sich nicht zertheilte. Die meisten Sternwarten in Europa, selbst in den Zonen, wo der Gesichtskreis unbedeckt blieb, hatten sich über einen andern Umstand zu beschweren, nämlich über den Vollmond vom 6. Oktober, dessen Licht das der übrigen Sterne gewissermaßen verschlang.

Man hatte vorher verkündet, in den astronomischen Ephemeriden, daß vom 7. bis zum 10. Oktober der Komet das Sternbild des großen Bären in seiner ganzen Länge durchschreiten werde. Auf allen Himmels-Karten war sein Weg genau angedeutet. Die Revüe von Edinburg hatte sogar ihren Lesern ein Stern-Diagramm dargeboten, das ihnen diese Linie versinnlichen sollte. Man erwartete vorzüglich, der Komet werde genau vor dem schönen Stern vorübergehen, der das äusserste Ende des großen Bären bildet, und man hoffte, es werde alsdann möglich sein, auf eine bestimmte Weise sich zu überzeugen, ob der Körper des Wandel-Sterns von dem starken Lichte des Fixsterns durchdrungen werde, oder nicht.

Diese Voraussetzung hat vielleicht auf die eine

oder die andere Weise stattgefunden . . . Leider hat man davon nichts erforscht. Ein unglücklicher Zufall hat gewollt, daß alle diese Phänomene vom blendendsten Mondschein verwischt wurden. Der ganze Himmel hatte eine kometenartige Beleuchtung.

Man begreift, wie es unter solchen Umständen beinahe unmöglich war, den Kometen zu unterscheiden, und die Wirkung seiner Zwischen-Stellung zu beurtheilen. Die Hauptsterne des großen Bären selbst zeigten sich kaum als kleine auf einem nebelartigen Hintergrunde funkelnde Sterne.

Der Oktober-Mond übte noch immer seinen verdunkelnden Einfluß am Firmamente aus, als am 13. desselben Monats das Halley-Gestirn das Sternbild der Krone durchbrach, und solchergestalt ein Vorzeichen darbot, worauf die alten Astrologen weithinreichende Berechnungen begründet haben würden.

Bald mehr und mehr gegen Abend fortschreitend, durch Herkules und den Schlangenträger, zeigte sich der Haarstern nur noch einige Stunden nach Sonnen-Untergang und verschwand bald in den Nebeln des herbstlichen Horizonts.

Indessen waren doch mehrere Nächte vom 20. zum 30. Oktober sehr heiter, und jedermann konnte dies bläuliche Gestirn sehen. Sein Anblick war nebelartig und matt. Sein Schweif war gegen Zenith gerichtet, und erlosch bald als ein kaum bemerklicher Schimmer.

Seitdem hat sich der Komet der Sonne genähert, von der er jedoch, bei seiner größten Näherung, immer noch wenigstens 19 Millionen Stunden entfernt geblieben. Er wurde bei seinem Vorübergange

so sehr von ihren Strahlen verschlungen, daß man ihn auf keine Weise bemerken konnte. Nachdem er seinen perihelischen Lauf vollendet, und sich der Anziehungskraft entrissen, welche die ungeheure Masse auf ihn ausübt, die ihn regiert, konnte man ihn vielleicht noch bemerken, was jedoch sehr unzuverläßig war, indem er am 24. Dezember bereits 63 Millionen Stunden von der Erde sich entfernt hatte und bald nachher gänzlich verschwand. Auch konnte man ihn nur einige Stunden vor Sonnen-Aufgang bemerken, weshalb, der strengen Jahreszeit wegen, wenige Himmels-Forscher geneigt sein mochten, ihm nachzuspähen.

Es ist also als zuverläßig zu betrachten, daß die Geschichte des Halley-Kometen für diesmal beendet ist. Er wird erst nach 76 Jahren, folglich 1911, sich wieder zeigen.

Wenn nach dem allem der in Rede stehende Komet bei der großen Menge wenig Theilnahme erregt, weil er nur sehr oberflächlich die Blicke betroffen und die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, hat er nichts destoweniger sehr interessante wissenschaftliche Ergebnisse dargeboten.

Das erste von allen ist die Genauigkeit, womit die astronomischen Berechner, die Vervollkommnungen der Analyse von Clairauts Zeiten an benutzend, die Wiederkehr des reisenden Sternes haben bestimmen können.

Die große Schwierigkeit solcher Berechnungs-Methoden ligt darin, daß der Komet eine beträchtlich auf die aller Planeten geneigte Bahn beschreibt, die mehrere Abschweifungen darbietet, welche man, ver-

bunden mit dem Spiele aller dieser sich durchkreuzenden Störungen, genau erörtern muß.

Man hat zuerst die Berechnungen Tag für Tag, sodann von 14 zu 14 Tagen, festzustellen, endlich für jede dieser Abtheilungen eines Zeitraumes von 76 Jahren, ja selbst von 152 Jahren, die Berechnungen wieder zu beginnen, weil die Bestimmung der vorhergegangenen Umwälzung erforderlich ist zu den Folgerungen der gegenwärtigen. Man ist genöthigt, der Reihe nach, und besonders für jeden Abschnitt seiner ungeheuern Bahn, zu verfahren.

Darf man sich jetzt noch wundern, daß der arme Lalande, selbst mit dem Beistand von Madam Lepaute, eine solche Aufgabe 1759. nicht beenden konnte, ohne dadurch eine abzehrende Krankheit zu gewinnen, die sein ferneres Leben verbitterte? Hoffen wir, daß Pontecoulant und Damoiseau in Frankreich, Rosenberger in Deutschland und Lubbock in England, welche neuerdings dies Geduldwerk wieder aufgenommen, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit es beenden werden.

Der Komet schien 1835 den Vorherbestimmungen entgegenkommen zu wollen. Man erwartete sein Erscheinen erst gegen Ende Augusts, und schon in der Nacht vom 3. zum 4. desselben Monats wurde er auf der Sternwarte zu Rom, von zwei französischen Astronomen, Vicot und Dümouchel, erblickt. Sie schrieben sogleich nach Paris, und man behauptet, daß am 19. August, wo ihr Brief in dieser Stadt eintraf, der Wandelstern von den geschickten Astronomen der dortigen Sternwarte ebenfalls erforscht wurde.

Seitdem, und bis zum 2. November, wurden auf allen Sternwarten in Europa, vorzüglich aber in London und Paris, die emsigsten Beobachtungen angestellt. Man hat den Gang des Gestirns mit der größten Genauigkeit berechnet, wie seinen Durchmesser den seines Haars und seines Schweifes. Man hat sich ebenfalls bemühet, seine innere Beschaffenheit zu erforschen, und man hat erkannt, daß seine Scheibe von einer Art leuchtendem Fächer durchschnitten war, was man nie zuvor bemerkt.

Man hat sorgfältig die mit Instrumenten gemessenen Stellungen mit denen verglichen, welche Berechnung im Voraus angedeutet. Man hat sich über die kleinsten Winkel-Messungen, um Grad-Minuten, gestritten, und endlich den Vorübergang des Kometen in der Sonnen-Nähe, nach den letzten Berechnungen Pontecoulants, auf den 15. November um Mitternacht festgestellt.

Solches war das Ergebniß der Theorie. Prüft man jedoch alle Messungen, betreffend den Lauf des Gestirns, die von seinem ersten Erscheinen an vorgenommen worden, und entnimmt man darnach, durch Beobachtung, den Augenblick seines Vorüberganges in der Sonnen-Nähe, so findet man, daß er erst den 16. November, um 9 Uhr Morgens ungefähr, stattgefunden. Es würde sich also, nach diesen Näherungen, nur ein Unterschied von neun Stunden zwischen dem beobachteten und dem vorausberechneten Augenblicke darbieten.

Ein solcher Umstand gibt einen hohen Begriff von der Zuverläßigkeit dergleichen Berechnungen, die einen Raum von 76 Jahren, und eine Bahn von tausend

Millionen Stunden Ausdehnung umfassen. Fügen wir noch hinzu, daß die vollkommene Bestimmung der Bahn des Halley-Kometen, wenigstens anderthalbjährige mühsame Arbeit erfoderlich macht.

So herrlichen Nachforschungen, die durch Newtons unsterbliche Entdeckungen möglich gemacht worden, hat man Folgerungen entnommen über alle Eigenthümlichkeiten der krummen Linie, welche der Komet binnen 76 Jahren beschreibt. Er nähert sich der Sonne bis auf 19 Millionen Meilen und eilt sodann dem entgegengesetzten Ende seiner Bahn zu, das weit jenseits dem letzten Planeten unsers Systems, dem Uranus, also 1200 Millionen Stunden, von der Sonne entfernt ist. Von diesem Punkte rückt er wieder allmählig dem seinen Lauf regierenden Gestirne näher.

Der große Unterschied zwischen den beiden Entfernungen, hat die Gelehrten vermocht, mit dem Licht- und Wärme-Wechsel sich zu beschäftigen, den dieser sonderbare Stern nothwendigerweise erleiden muß.

Die Sache ist in der That sehr merkwürdig, und verdiente wohl genauer erörtert zu werden. Wenn der Halley-Komet von lebendigen und denkenden Wesen bewohnt wird, müssen sie bald die Sonne viermal größer sehen, als sie uns erscheint, bald in der zweiten Hälfte ihres großen Jahres, muß sie ihnen sich 13 mal kleiner zeigen, als sie unsern Blicken sich darbietet. Mit andern Worten, die Sonne muß für sie einmal eine ungeheure Flammen-Kugel, ein anderesmal dagegen nur ein schöner Stern erster Größe sein.

Die Abwechslungen des Kometen-Jahres der Hal

ley-Bewohner müssen noch ausserordentlicher sein, indem ihre Erde, an einem der Endpunkte ihrer Bahn, 5000 mal mehr Licht und Wärme empfängt, als an dem andern.

In diesem Betrachte ist das Feld der Voraussetzungen unerforschbar, weil man noch nicht den mindesten Begriff hat von der eigentlichen Wirkung der Sonnen-Strahlen auf den sonderbaren Stoff, woraus diese Nebel-Gestirne gebildet zu sein scheinen.

So weit reicht der theoretische Theil der Bahn des neuerdings gesehenen Kometen. Seine innere Beschaffenheit dagegen ist uns durchaus unbekannt.

„Was ist ein Komet“? — Wenn alle Akademien auf Erden diese Frage als Preis-Aufgabe ausstellten, würde dennoch keine der darauf ertheilten Antworten vernunftgemäß gekrönt werden können. So viel ist gewiß, daß der bleiche Stern, der sich einige Wochen hindurch an unserm Gesichts-Kreise gezeigt, ein Körper, oder eine Aufhäufung, oder ein Gewölk von einer der Hälfte des Mondes gleichkommenden Winkel-Größe, und von einer absoluten Größe von wenigstens 32,000 Stunden Breite war. Der Kern, soviel man ihn unterscheiden konnte, hatte eine Ausdehnung von wenigstens 20,000 Stunden.

Man entnimmt daraus, daß die Bewohner dieses Weltkörpers mehr Raum und Bewegungs-Freiheit haben, als wir. Sie müßten jedoch mit sehr leichten und geschmeidigen Flügeln versehen sein, um sich in den äußerst dünnen Wolken halten zu können, woraus ihr Stern gebildet scheint.

Noch dünner war der leuchtende Schweif, den das Gestirn, auf eine Zone von wenigstens 10 Gra-

den, nach sich zog. Angenommen, daß er uns nicht in seiner Verkürzung sich darbot, was sich nicht beweisen läßt, mußte er eine Ausdehnung von wenigstens einer Million Stunden haben. Man konnte durch ihn sehr genau die kleinsten Sterne gewahren, deren Glanz ihn durchdrang.

Selbst in den Nächten, wo der Halley-Komet am besten sich zeigte, hatte er ein bleiches, verworrenes Ansehen, weshalb er mehr Neugier als Bewunderung erregte. Betrachtete man ihn durch ein gutes Teleskop, so fühlte man sich bei seinem Anblick von beklemmender Traurigkeit befallen. Je genauer man ihn zu erforschen sich bemühete, um so verworrenere Begriffe erlangte man darüber.

Ein bläuliches, schwankendes Licht, zur Hälfte in einem nebeligen Schleier erloschen, solches war das sich darbietende Schauspiel. Die Eigenthümlichkeit dieses Lichtes war höchst befremdend. Sie war weder dem der Sonne, noch dem des Erdtrabanten, noch dem der Sterne, noch sogar dem der Nebelflecke in der Milchstraße ähnlich. Man muß den Planet Saturn durch ein starkes Fernrohr gesehen haben, um sich einen genauen Begriff machen zu können von dem von dem Kometen ausgehenden bleiartigen Schimmer.

Wir haben nicht erfahren, ob irgend ein Astronom diesmal den Kern des Gestirns an einem andern mittelgroßen Stern vorübergehen gesehen, dergestalt, daß die Frage, ob er eine feste Scheibe habe, auch diesmal noch unentschieden bleiben muß.

Es ist eben so wenig möglich gewesen, seine Masse zu schätzen, wenn schon die Lösung dieses Problems

von der größten Wichtigkeit sein würde. Man hat allein zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß seine Masse binnen einigen Stunden fünf oder sechs Mal größer oder kleiner wurde, als sie vorher gewesen.

Hinsichts der Beschaffenheit seines Kerns, hat sich durchaus nichts wahrnehmen lassen, was um so natürlicher ist, wenn man bedenkt, wie das Auge bis zu diesem Kern nur durch eine wenigstens 6000 Stunden dicke Hülle vorzudringen vermag. Ueberhaupt hat sich der letzte Komet, während seinem Vorübergange, nicht besonders günstig gegen die Erdbewohner gezeigt, und sich beharrlich den meisten ihrer Forschungen entzogen.

Bei alledem ist ein ganz neues Interesse verbunden mit den Beobachtungen über den Bau der Kometen, seit die neueren Entdeckungen uns Hilfsmittel dargeboten, wovon die früheren Astronomen sich keinen Begriff machen konnten.

Zwei dieser Wandel-Sterne kreisen und vollenden ihren Lauf im Innern unsers Sonnen-Systems, ohne es je zu verlassen. Sie gehören also zu diesem System, und man kann sie mehr als wirkliche Planeten betrachten, denn als Kometen, obgleich ihre Beschaffenheit von ganz anderer Art ist, wie die der ersten.

Der Komet, welcher zuerst unserm System beigesellt worden, trägt den Namen des berühmten Astronomen Encke, in Berlin, der seinen Lauf berechnete, und an dessen Entdeckung Pons, Bouvard und Arago Antheil genommen.

Dieser Wandelstern durchläuft eine länglich runde

Linie oder Ellipse, die etwa doppelt so lang wie breit ist, in 1200 Tagen (3 Jahren 3½ Monaten). Er kommt der Sonne einerseits bis auf 12 Millionen Stunden nahe (ungefähr wie der Planet Merkur), und entfernt sich anderseits von ihr bis auf 160 Millionen Stunden (bis zur Sphäre des Planeten Jupiter).

Nach seinen Bewegungen, und während seiner viermaligen Wiederkehr von 1822 bis 1832, hat man die Ueberzeugung erlangt, daß er immer zwei Tage früher erscheint, als er nach der genauen Berechnung seines Kreislaufes, eigentlich erscheinen sollte.

Man folgert daraus, daß weil er regelmäßig zwei Tage bei jedem Umlaufe verliert, er zugleich einen Theil der ätherischen Flüssigkeit einbüßt, welche seine Masse zu bilden scheint. Das ist jedoch nur eine Voraussetzung, die sich auf keine wirklich beobachtete Thatsache stützen läßt.

Uebrigens ist der Encke-Komet, der, wenigstens auf seiner jetzigen Bahn, nie mit der Erde zusammentreffen kann, schwer zu erkennen, selbst mit einem guten Fernrohr, weil er nur das Ansehen eines kleinen weißlichen Fleckens hat. Demungeachtet hat dies Wölkchen, das kaum, dem Ansehen nach, eine unbedeutende Flocke zu sein scheint, dennoch einen Durchmesser von 9000 Stunden.

Der zweite dieser Kometen oder Planeten, der ebenfalls kaum bemerkbar ist, obschon er eine ungeheure Masse bildet, wurde 1826 auf Johannisberg von dem k. österreichischen Hauptmann Biela erkannt; man überzeugte sich jedoch bald, wie dasselbe

Gestirn bereits 1772 und 1805 in dem große Kometen-Buche eingeschrieben worden.

Klausen, Gambert und Damoiseau berechneten seinen Lauf, und man gewann die Ueberzeugung, daß er um die Sonne eine leicht Eilinie beschreibt, indem die Länge seiner Ellipse nicht um ein Drittel seine Breite übertrifft.

Dieser Komet wurde also ebenfalls unserm Sonnen-System beigesellt, und ihm der Name Biela beigelegt. Er vollendet seinen Umlauf in 6 Jahren und 9 Monaten. Bald nähert er sich der Sonne bis auf 34 Millionen Stunden, bald entfernt er sich wieder von ihr bis auf 230 Millionen Stunden. Den von Professor Olbers vorgenommenen Messungen zufolge, würde dies wenig bemerkliche Gestirn im Jahr 1825 einen zwanzigmal größern Umfang dargeboten haben, als die Erde, dergestalt, daß sein Durchmesser nicht weniger als 15,000 Stunden betragen würde.

Der Biela-Komet bietet ein noch größeres Interesse dar, durch die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit der Erde.

Vor allem kann man annehmen, daß, äusserst seltene Umstände ausgenommen, das Aneinanderstoßen eines Wandelsterns mit unserm Planeten unwahrscheinlich ist. Die Ursach davon ligt vorzüglich in der Unermeßlichkeit des Raumes, worin alle Himmelskörper sich bewegen, in der Verschiedenheit ihrer Richtungen, und in ihrer Kleinheit, verhältnißmäßig mit der von ihnen durchlaufenen Bahn.

Man denke sich zwei sich erhebende Dunst-Atome, das eine im westlichen Europa, das andere in Schina, oder zwei den Fluten des Ozeans überlassene Saamen-

Körner, das eine von Neuholland, das andere von Hamburg fortschwimmend. Möglich ist es, daß sie eines Tages zusammentreffen. Aber wie viele Umstände sind nicht da, um eine solche „Möglichkeit" zu verhindern? ....

Das eben angedeutete Gleichniß, gibt bei alledem nur ein unvollständiges Bild von dem Verhältniß der Himmelskörper und dem unermeßlichen Raum, worin sie sich bewegen. Die Wahrscheinlichkeits-Berechnung auf die Möglichkeit eines Zusammentreffens der Erde mit einem Kometen anwendbar machend, der sich zum erstenmale zeigt, und dessen Gesetze wie sein Lauf unbekannt sind, haben die Geometer bewiesen, daß jede Besorgniß in dieser Hinsicht eitle Sorge sei.

Der Satz verändert sich jedoch, wenn man Berechnung und Beurtheilung auf den Fall beziehet, wo die von dem Kometen verfolgte Bahn genau bekannt ist, und wo, durch einen freilich unwahrscheinlichen, dennoch möglichen Umstand, die von dem Wandelstern bezeichnete Bahn die der Erde durchschnitte, oder wenigstens sich ihr näherte. Dieser Fall nun wird auf eine unbestreitbare Weise von dem Biela-Kometen dargeboten.

Seine periodische Bahn nähert sich immer mehr der von der Erde verfolgten, und zwar in so geringer Entfernung, daß wenn der Mittelpunkt des Wandelsterns der Erdbahn am nächsten wäre, seine leuchtende Nebelhülle nothwendigerweise die Erde berühren müßte, wenn diese auf der mit ihrem Jahreslaufe in Uebereinstimmung stehenden Stelle sich befände.

Diese Voraussetzung ist so wahr, daß 1832, wenn der Komet, in Folge der Gesetze seiner Bewegung,

oder durch die Einwirkung irgend einer störenden Ursache, seine Umwälzung nur um einen Monat verspätet hätte, ein Zusammentreffen unumgänglich hätte stattfinden müssen. Alle Astronomen sind einig über diesen Punkt. Nach Verlauf von sechs Jahren und neun Monaten (von 1832 an gerechnet) kann ebenfalls ein solcher Zufall sich ereignen, und wenn auch da nicht, doch im fortgesetzten Gange der Zeit.

Uebrigens ist der Lauf des Biela-Kometen jetzt genügend bekannt, und durch neue Erfahrungen wird man die zufälligen Störungen desselben leicht vorauszuberechnen im Stande sein. Schon glaubt man bemerkt zu haben, daß die Neigung seiner Bahn sich allmählig vermindert, und daß sie mehr und mehr jener der Sonne sich nähern zu wollen scheint.

Man wird noch besser die Veränderungen erforschen, die er erleiden könnte, durch des Aethers Widerstand, wie durch die störende Einwirkung der andern Planeten, wonach, mit allen diesen vereinten Mitteln, die Astronomen mit steigender Gewißheit uns werden sagen können, was wir, im Falle eines solchen Ereignisses, zu besorgen haben dürften.

Die Ergebnisse des Zusammentreffens eines Kometen mit der Erde, sind in Theorie sehr verschieden, je nachdem man bejahend oder verneinend die Frage beantwortet: „Haben die Wandelsterne einen festen Kern?“

Wenn eines dieser Gestirne, von einer der Erde gleichkommenden und mit ihr vergleichbaren Masse, unsern Planeten begegnete, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die festen wie die flüssigen Theile, woraus er besteht, sich in den Raum stürzen, oder mit der-

selben Schnelligkeit, welche der Erdball beim Zusammenstoß verloren, von ihrer bisherigen Stelle sich bewegen würden.

Das Gleichgewicht der Meere, der Festlande und ihrer Berge würde demzufolge überall gebrochen sein, und da die Erde ihre Bahn zwanzigmal schneller durchläuft, als eine Kanonen-Kugel die ihrige, würde sich ergeben, daß jede Hemmung dieser ausserordentlichen Bewegungs-Schnelligkeit, die entsetzlichste Vernichtung veranlassen müßte.

Die Hügel würden versinken, die höchsten Bergketten würden zusammenstürzen, und die Meere, ihre Fluten über alle Länder verbreitend, würden die noch vorhandenen Trümmer gänzlich zermalmen. Alsdann würde sich die furchtbare aber erhabene Dichtung der Apokalypse verwirklichen: „Und alle Inseln entflohen, und die Berge waren nicht mehr wiederzufinden....“

Die Voraussetzung, wovon wir ausgegangen, umfaßt noch eine andere für unsern Planeten nicht minder traurige Möglichkeit. Wenn der Erdball einen gewaltigen Anstos erlitte, würde falls nicht ein unwahrscheinlicher Zufall einträte, seine Umdrehungs-Achse sich plötzlich verändern. Die Pole könnten nach dem Aequator versetzt werden, der sich mit Eis bedecken würde, während unsere jetzigen Pole in der reichen Vegetation der Wendekreise prangen könnten.

Nun ist es bekannt, daß die Gewässer des Ozeans unterm Aequator einen 5 ½ Stunden (etwa 88,000 Fuß) hohen flüssigen Berg oder Rücken bilden, der durch nichts im Gleichgewicht gehalten wird, als durch der Erde schnelle Umdrehung. Hörte diese Umdrehung

plötzlich auf, würde das Gewässer sich senken, und mit Heftigkeit dem neuen Aequator sich zustürzen.

Man denke sich jetzt die Verheerung, welche eine 88,000 Fuß hohe Welle anrichten müßte, die mit Blitzesschnelle die Festländer durchschnitte, um ihrem Gleichgewicht zu gehorchen. Es ist augenscheinlich, daß alle Felsen durch einen so mächtigen Druck in Staub verwandelt werden müßten.

Das Ereigniß würde noch furchtbarer sein, wollte man die Voraussetzungen der neuern Plutonisten annehmen, wonach ein fester Komet mit genugsamer Schnelligkeit und Kraft ausgestattet wäre, um die erkaltete Rinde des Erdballs zu durchbrechen, und die den brennenden Abgrund umschließenden Felsen zu zermalmen. Die jetzt so blühende Erde würde alsdann nichts mehr sein, als eine ungeheure Schlacke.

In Berechnung der Ergebnisse eines solchen Ereignisses, sagt Laplace mit Unrecht: „das Menschen-Geschlecht würde auf sehr wenige Individuen herabgesetzt werden, und in dem bedauerungswürdigsten Zustande sich befinden.“ Es ist vielmehr mit Gewißheit anzunehmen, daß kein lebendiges Wesen, sogar keine Pflanze, einer solchen Katastrophe entgehen könnte.

Nimmt man unsere Voraussetzungen an, muß die daraus entsprießende Folgerung streng und wissenschaftlich scheinen. Freilich ist das ein wenig die Geschichte von dem goldenen Zahn. Wir sind ausgegangen von der Idee eines Kometen mit *festem* Kern und einer unserm Erdball ähnlichen Masse.

Indessen existiren gerade *diese* Bedingungen nicht. Wenigstens ist es sehr zweifelhaft, daß man je durch bestimmte Beobachtungen bewiesen, derglei-

chen Gestirne seien gebildet aus einem undurchsichtigen Ball, der ein heftiges Zusammenstoßen zu veranlassen im Stande sei.

So viel ist jedenfalls zuverläßig, daß der Biela-Komet, der alle sieben Jahre der Bahn unsers Planeten ziemlich nahe kommt, irgend eine jener für die Fortdauer der Erde nachtheilige Bedingungen darbietet. Es ist im Gegentheil vollkommen erwiesen, daß dies Gestirn nichts ist, als ein ungeheures leuchtendes Gewölk von ausserordentlicher Dünne.

Obgleich die Größe dieser nebelartigen Aufhäufung eine Ausdehnung von mehr denn 15,000 Stunden hat, konnte es Herrschel 1832 durch einen ungeheuern Teleskop von 20 Fuß doch nur mit vieler Mühe unterscheiden. Er versichert, daß wenn er den Kometen nicht gleich anfänglich mit einem so riesigen Fernrohr erkannt, er ihn später mit einem andern sehr vergrößernden Teleskop gewiß nicht bemerkt haben würde. Man kann danach die Dünnheit eines so ausgedehnten Körpers beurtheilen, der selbst in der Sonnen-Nähe so wenig Licht verbreitete.

Der Biela-Komet bot demselben Astronomen noch mehr beruhigende Anzeichen dar. Im September desselben Jahres sah er ihn in einer Nacht gerade vor einer kleinen Gruppe teleskopischer Sterne von 16ter oder 17ter Größe. Diese Gruppe, wie beschränkt sie auch war, umfaßt demungeachtet eine große Menge Sterne, und nimmt am Firmamente einen Winkelraum ein, der nicht dem zwanzigsten Theil der Mondscheibe gleich kommt. Sie zeigte sich vollkommen erkenntlich durch den Kometen.

„Man würde vergebens einen auffallenderen Beweis suchen von der ausserordentlichen Durchsichtlichkeit des Stoffes, woraus der Komet besteht, als den in Rede gestellten," fügt Herschel hinzu. „Der leichteste Dunst hätte diese Sterngruppe unsichtbar gemacht, und dennoch gewahrte man sie äusserst rein und erkenntlich durch die ungeheure Masse des Kometen-Stoffes, die, nach ihrer Entfernung und ihrem scheinbaren Durchmesser nicht weniger als 15,000 Stunden (etwa 240 Mill. Fuß) Dicke haben konnte.

„Wollte man behaupten, daß der größte Komet, den man je beobachtet, mit Einschluß der viele Millionen Stunden langen Ausdehnung seines Schweifes, nicht mehr Stoff enthielte, als der dünnste Wasser-Faden, würde das zweifelsohne eine Voraussetzung sein, die sich nicht beweisen liesse. Aber eben so wohl, wenn jemand versichert, der Komet enthalte mehr Stoff, würde eine solche Angabe gleichermaßen unzuläßig sein."

Solche Folgerungen entnimmt der berühmte Astronom den von ihm beobachteten Umständen. Nach dem eben Gesagten glauben wir ganz ruhig den Tag erwarten zu können, wo der Biela-Komet mit unserm Erdball zusammentreffen wird.

Dies Gestirn bietet uns die sonderbare Bildung eines ungeheuern kugelförmigen Gewölks dar, dessen Durchmesser wenigstens 15,000 Stunden beträgt. Es durchläuft den größten Theil unsers Systems in einem Zeitraum von 6 Jahren und 9 Monaten, mit einer Schnelle von 90 Millionen Stunden in einem Jahre, was eine mittlere Bewegung von 3 Stunden in jeder Sekunde macht. Seine Schnelle ist also nicht so

ſtark, als die der Erde; ſie vermehrt ſich jedoch, wenn der Komet vom Jupiter zurückkehrt und ſich der Sonne nähert.

Welches aber iſt die eigentliche Beſchaffenheit dieſes Körpers, den die Erdbewohner einſt in der Nähe ſehen können? Wie wichtig und intereſſant dieſe Frage auch ſei, iſt es dennoch im gegenwärtigen Beſtande der Wiſſenſchaft unmöglich, ſie zu beantworten.

Wie ſoll man genaue Experimente anſtellen mit einer ſolchen nebeligen Aufhäufung, die ſelbſt mit Hilfe der ſtärkſten Inſtrumente, welche die Optik erfunden, nur ſehr unvollkommen ſichtbar iſt?

Die vollkommene Durchſichtigkeit des Biela-Kometen iſt eine erwieſene Thatſache. Seine Maſſe ſcheint ſehr klein. Sie übt nicht den mindeſten ſtörenden Einfluß aus, und erleidet unaufhörlich den der Planeten. Dennoch kann man nicht zweifeln, daß dies ſo dünne, flüchtige Geſtirn aus irgend einer genügend dichten Maſſe beſtehe, um ſich zuſammengehäuft zu erhalten, und die Sonnen-Strahlen zurückzuwerfen.

Trifft es einſt mit der Erde zuſammen, werden die Bewohner dieſer letzten vielleicht eine ſehr glänzende Erſcheinung gewahren. Ein leuchtendes Meteor wird vor ihnen aufdämmern, zuſehends ſeinen Glanz vermehren, an Größe bald die Sonne übertreffen, und den ganzen Raum mit ſeiner ungewiſſen Helle erfüllen.

Da es ihm gänzlich an einem feſten Kern gebricht, und ſeine Beſtandtheile ſehr zart und ſelten ſind, wird nicht allein jeder heftige Anſtos unmöglich, unſer Planet wird auch durch dies leuchtende Gewölk durch-

schneiden, ohne davon irgend einen bemerklichen Widerstand zu erleiden.

Gestehen wir ihm eine Schnelligkeit von 180 Stunden in jeder Minute, und eine Breite von 15,000 Stunden zu, so ergibt sich daraus, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die beiden Körper kaum eine halbe Stunde brauchen werden zu ihrer Durchkreuzung. Es würde also nur ein augenblickliches Phänomen sein.

Wenn der nebelartige Stoff des Kometen eine mit der Wage meßbare Dichtigkeit hätte, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß eine solche Durchkreuzung, oder vielmehr Durchschneidung, unter den Bedingungen einer so ausserordentlichen Schnelligkeit, verheerende Stürme veranlassen müßte, im Vergleich mit denen man die auf den Antillen als leichte Zephire betrachten könnte.

Solche Wirkung kann jedoch nicht stattfinden, der unbegreiflichen Dünnheit der Masse des Kometen wegen. Man kann also nicht annehmen, daß ein solches Zusammentreffen den geringsten Einfluß ausüben könnte auf die Jahres-Länge, oder auf die Dauer der Jahreszeiten und der Tage.

Nach allem Gesagten würde der Komet keinen andern Einfluß ausüben auf unsere Erde, als den einer bloßen meteorologischen Wirkung. Es bietet sich hier noch ein anderer Einwurf dar, der an und für sich von nicht geringer Wichtigkeit ist, und der schon im im Voraus Besorgniß erregen könnte.

Gewiß ist es nämlich, daß in dem Falle eines Zusammentreffens der Erde mit dem Kometen, die nebelartige Substanz dieses letzten mit unserer Atmosphäre

sich vermischen, und daß die von uns eingeathmete Luft von diesem exotischen Stoffe geschwängert sein würde.

Welchen Einfluß nun könnte dies Gas ausüben auf die Lunge der unsern Erdball bevölkernden Wesen? Würden sie es einathmen können, oder nicht? Würde es nicht fortdauernde bisher unbekannte Licht-Phänomene erzeugen? Würde es nicht die gewöhnlichen elektrischen oder magnetischen Kräfte verändern? Würde es vielleicht die Macht haben, die man ehemals dem Sauerstoff zuschreiben wollte, die Schöpfung mit neuen Kräften zu beleben und überall einen ausdehnenden Einfluß zu verbreiten, oder würde es den Lebens-Bedingungen zuwider und von der Art sein, alles Lebendige mit lethargischer Erstickung zu schlagen? —

Man kann ohne Zögerung antworten, daß die Seltenheit dieser gasartigen Theilchen, wie schädlich sie auch seien, sie doch unbemerklich machen müßten, indem der Mensch, mit einem solchen Theilchen, zugleich Millionen anderer atmosphärischer Luft einzuathmen hätte. Es würde folglich ein dergestalt aufgelöfetes, dergestalt homöopathisches Gasgift sein, daß es durchaus keine nachtheilige Wirkung erzeugen könnte.

Da jedoch die Arznei-Kunde öfter unsichtbare und durchdringende Einwirkungen zu bekämpfen hat, als Ausflüsse, die sich zergliedern und wiegen lassen, wäre es leicht möglich, daß die Vermischung der dünnen Nebel des Biela-Kometen mit unserer Atmosphäre, schädliche Zufälle für den allgemeinen Gesundheits-Zustand unserer Erde veranlassen dürfte.

Man bemerkt, wie in der von uns aufgestellten Voraussetzung, sich alles beschränkt auf die Bestimmung der physischen und chemischen Beschaffenheit der Substanz der Kometen, die von fast unbegreiflicher Dünnheit zu sein scheint.

Vergebens haben sich einige Gelehrte bemühet, den Satz geltend zu machen, daß der Kometenkern einen vollkommen durchsichtigen, oder einen äusserst klaren flüssigen Körper bilde.

Solche Annahme beruhet auf nichts ähnliches in der Schöpfung ganzem Bereiche. Man kennt auf Erden keinen Körper, den herrlichen Felskristall, oder irgend eine Flüssigkeit, den zartesten Aether selbst nicht ausgenommen, der nicht, bei einigen Klaftern Dicke, das stärkste Licht vollkommen verdunkelt. Welche Wirkung würde nun eine Schicht von mehreren tausend Stunden im Durchmesser machen?

Jedermann weiß, daß der Taucher, in einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß unter der Wasser-Oberfläche, in einer gewissen Dämmerung sich befindet. Das Gas selbst, wie wir es kennen, wird bei großer Dichtigkeit vom Lichte nicht durchdrungen. In einer Entfernung von 40 oder 50 Stunden zeichnen sich die höchsten Berge, z. B. die Alpen, selbst beim hellsten Wetter, in unbestimmten bläulichen Formen.

Da nun aber der Biela-Komet, der einst mit unserer Erde zusammentreffen kann, durch eine Nebelschicht von 15,000 Stunden Dicke noch die kleinsten Sterne durchschimmern läßt, muß die Substanz dieses Gestirns tausend, vielleicht hunderttausendmal dünner sein, als die des reinsten Wasserstoffgases, der leichte-

sten aller Lüfte, womit man Experimente anzustellen im Stande gewesen.

Ueberdem haben unsere Gase und Dünste eine sehr bemerkliche lichtbrechende Kraft. Wenn nun der Biela-Komet wirklich eine dem leichtesten unserer irdischen Dünste, dem durchsichtigsten unserer Gase gleichkommende Beschaffenheit hätte, würden die Strahlen der seinen Nebel durchbrechenden Sterne, tausend verschiedenartige Lichtbrechungs-Phänomene erleiden. Alle beobachteten Umstände beweisen jedoch, daß nie etwas ähnliches bei den Kometen sich ereignet.

Wie viele Voraussetzungen lassen sich nicht aufstellen über Schöpfung, Zweck und Beschaffenheit der unzähligen Kometen, die man bereits kennt? Welch sonderbares Schauspiel gewähren nicht jene Nebel-Gestirne, deren Licht oft so matt ist, daß es unbemerklich bleibt, wie ungeheuer ihr Umfang auch sei; die, ihrer ausserordentlichen Dünnheit ungeachtet, die Sonne umkreisen, den Planeten ausweichen, und so regelmäßigen Gesetzen gehorchen, daß man ihren Lauf wie ihr Wieder-Erscheinen ziemlich genau berechnen kann.

Ein französischer Astronom, Arago, der nicht allein die Wissenschaft mit mehreren wichtigen Entdeckungen bereichert hat, der auch, durch seine lichtvollen Darstellungen, sie populär gemacht, hat, nach geschickten Berechnungen festgestellt, daß die bis zu den entfernten Regionen des Planeten Uranus vertheilte Zahl der Kometen, vierthalb Millionen übersteigen müsse.

Erwägt man jetzt die so ungewöhnlichen Daseins-Bedingungen, die mit der Kometen-Beschaffenheit ver-

bunden sind, ihre ausserordentliche Größe, ihren Wechsel von Hitze und Frost, von Finsterniß und Licht, ihren durchaus gasartigen Bau, ihre unbegreifliche Dünne, muß man sich wohl fragen, welches der eigentliche Bestimmungszweck dieser befremdenden Körper sein könne, welche Kraft ihre zarten Theilchen zusammenhalte, und welches Leben in ihnen herrschend sei?

Die gelehrte Nachwelt vielleicht wird einst diese Fragen beantworten, die für uns unerforschlich sind. Man darf wohl sagen mit Hamlet: „Es gibt Dinge im Himmel und auf Erden, wovon unsere Philosophie sich nichts träumen läßt.“

Handel und Gewerbthätigkeit des neuern Roms.

Vom Glanze der alten Roma geblendet, scheinen die meisten Reisenden die neuere Stadt, die ruhige und verödete Stadt des Papstes und der Kardinäle, das große Pfrundhaus erloschener Berühmtheiten und politischer Schmerzen nur durch den vergrößernden Dunst der alten Romulusstadt bemerkt zu haben. Ihre Täuschung ist leicht erklärlich. Elend, Schweigen, Umtriebe der Gegenwart werden durch eine großartige Vergangenheit in den Schatten gestellt. Man glaubt das heutige Rom zu beschreiben, indem man glänzende Erinnerungen verjüngt.

Es dürfte vielleicht nicht uninteressant sein, das neue Rom in seinem wirklichen Zustande darzustellen und zu erörtern; es zu behandeln, wie man eine entstehende Stadt Nordamerikas behandeln würde; die Vergangenheit ausser Beachtung zu stellen; den Aberglauben verschwundener Macht zu beseitigen; dem neuen Rom Rechenschaft abzufordern von den ihm eigenthümlich zustehenden Handlungen und Ideen, von seinen Sitten und Verstößen, von seinem Handel und seiner Gewerbthätigkeit.

Wenn die Befangenheit der meisten Schriftsteller in diesem Betrachte leicht begreiflich ist, und entschuldigt werden kann, raubt sie uns der nützlichen Angaben und nothwendigen Anweisungen dennoch viele. Eine Arbeits-Statistik der Weltstadt ist noch nie unternommen worden. Alles, was wir unterrichtendes hinsichts der Sitten ihrer Bewohner wissen, ist, daß es un-

ter ihnen sehr viele Bettler gibt, daß die Religion sie beschützt, und daß während dem Karneval die Vorübergehenden aus den Fenstern von einem Zucker- oder Gipskörner-Hagel bedeckt werden.

Ungleich entsprechender würde es sein, zu wissen, wie viel das Fleisch in der Scharre kostet, oder auf wie hoch die Ein- oder Ausfuhr des neuern Roms sich beläuft. — Wozu nützt es, bis zu jener Zeit hinaufzusteigen, wo sich an den Grenzen der Lateiner, der Sabiner, und der Etrusker einige Kolonisten niederliessen, die denen in Nordamerika nicht unähnlich waren, ungestüme, kriegerische Leute, so begierig auf Eigenthumsrecht, daß sie ihren Nachbarn sogar ihre Frauen raubten, auf ihre Nachkommen dieselbe Neigung mit so großer Stärke übertragend, daß sie bald Eigenthümer der ganzen bekannten Erde wurden.

Das alles gehört jetzt der Geschichte an. Es ist vorüber. Nicht allein hat sich der Ruhm der alten Welteroberer sehr vermindert; ihre Stadt selbst ist nicht mehr auf derselben Stelle. Früher streckte sie ihre ungeheuern Aerme durch die Ebene aus, nach und nach zog sie dieselben mehr und mehr zurück. Sie zitterte vor ihren Zöglingen, den Deutschen, welche die Kriegskunst von ihr gelernt.

Unter Aurelian zuerst umschloß sie sich mit Vertheidigungs-Werken. Ihr Luxus hatte weithin durch die Ebene herrliche Gärten, Zufluchtsorte des Vergnügens oder des Studiums, gegründet. Sie wurden zerstört, und man führte die Wälle auf aus den Ueberresten der Land-Paläste. Diese Mauern, die sehr unregelmäßig, und auf der Abend-Seite beinahe

gänzlich zerstört sind, umschließen noch jetzt die tiefgesunkene Stadt.

Eine halbe Million Menschen würde in dem größtentheils verödeten riesigen Umfange, den Belisars siegreiche Hand zeichnete, nicht enge zusammengedrängt sein. Klöster, Weinberge, Lustgärten und Villen nehmen darin mehr als die drei Viertel ein. Etwas über 150,000 Bewohner, Eingeborne oder Fremde, leben hier.

Betritt man die Stadt durch das Volksthor (porta del Popolo), so bildet der Raum, der sich zur Linken von diesem Thor, bis zum Barbarini-Platze erstreckt, einen Kreis um die gewerbtreibende Stadt, die ihrerseits die Stadt des Luxus, der Unthätigkeit und des Vergnügens umschließt, welche größer ist, als die der Arbeit.

Man bemerkt keinen erträglichen Kaufladen, kein besuchtes Kaffehaus, keinen abträglichen Handel, keine lebendige Industrie, als auf der Linie, die sich rechts von der Engels-Brücke und dem Platze Farnese, bis zum Theater Marcello, und links bis zum spanischen Platze, dem Quirinal und der Apostel-Kirche erstreckt. Alles übrige ist todt.

Manchmal legt ein Fahrzeug an zu Ripa Grande und gewährt dieser Gegend einige, doch bald vorübergehende Bewegung. In den Umgebungen des Pantheons, auf dem Navone-Platze, beim Pompejus-Theater, im jüdischen Ghetto und bei den Gerbereien, in dem ganzen Raum, wo das gewerbthätige Leben nicht gänzlich erloschen ist, findet man die Miethe der Wohnungen um zwei Drittel höher, als in den übrigen Stadttheilen.

Die schöne Welt hat sich des Korso bemächtigt. Die benachbarten Kaufladen werden von ihr erhalten. Ein Theil des Via Sistina, der Straßen Condotti, Babuino und des spanischen Platzes lebt von Fremden. Nirgends jedoch bemerkt man Bewegung oder Gedränge wie in Bond-Street, zu London, oder in der Vivienne-Straße, zu Paris. Keine Omnibus. Etwa 30 nummerirte Wagen, halten auf zwei Plätzen, auf dem spanischen und auf dem nahe beim Monte Citorio. Das alltägliche Leben verfolgt langsam und adagio die ihm vorgezeichnete Furche, und das Todtentuch, womit das arbeitende Rom sich bedeckt, wird von Tag zu Tag größer und schwerer.

Man würde sich eher an dies Schweigen und an diese Einsamkeit gewöhnen, wenn die Häuser wenigstens alt und gothisch wären, wie in gewissen nordischen Städten. Aber fast alle Gebäude sind neuern Ursprungs, und diese sich darbietende hinfällige Jugend hat etwas ausserordentlich trauriges.

Ehemals bewohnte Stellen sind jetzt Weingärten. Die früheren Spaziergänge und Plätze sind mit Häusern bedeckt. Die Richtung der alten Straßen selbst ist nicht mehr dieselbe. Der Korso hat sich vom flamminischen Wege ab, mehr gegen Abend gewendet. Eine einzige Gegend der Stadt, die zwischen dem Ponte Sisto und dem Theater Marcello, ist immer bewohnt geblieben.

Hier konzentrirte sich jenes arme Rom des 14ten Jahrhunderts, dessen Bevölkerung bis auf einige 20,000 Seelen gesunken war, das beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet, verurtheilt schien, allmählig

aussterben zu müssen, indem es ihm sogar an dem nothwendigen Trinkwasser gebrach.

Die Florentiner, welche sich unter Julius II. zwischen der Sixtus- und Engelsbrücke niederließen, verliehen diesem Stadttheile eine gewisse Ueberlegenheit und Mode, die noch dadurch vermehrt wurde, daß die Päbste im Sommer den hier gelegenen Quirinal-Palast bewohnten.

Jetzt zieht sich alle Beweglichkeit nach dem Korso und dem Platze Colonna. Hier sind die Gerichte, die Verwaltungs-Büreaux, die Börse und die Post. Hier vereinigen sich alle Interessen des Tages, wie bei den mit dem Tode Ringenden das Blut mit Gewalt zum Herzen strömt, und ihm noch kräftiges Leben zu verleihen scheint, während die äussern Glieder schon kalt und abgestorben sind.

Rom ist der Todten-Acker von 20 Städten, welche sich gegenseitig beerbt, und deren Ueberreste den gemeinsamen Boden erhöhet haben. Monte Cenii, Monte Citorio, Monte Cesarini, Pescaria, mehr als 20 aus Trümmern gebildete Hügel, erheben sich im Umfange der bewohnten Stadt.

Man entdeckt beinahe keine Spur mehr von dem zugleich malerischen und düstern Rom des Mittelalters, mit seinen zwischen Ruinen erbaueten Hütten, seinen zerbrochenen Säulen-Schaften, wo Krämer ihre Buden aufgeschlagen, und ihren feudalen Thürmen, die einen Wald lateinischer Ueberbleibsel beschatteten.

Paul II. erbauete ein Schloß in venezianischem Styl, das im Grunde nichts anderes ist, als eine verschönerte Zitadelle. Unter Sixtus V. war die

alte Stadt ein ungeheurer Haufe von Marmor-Blökken und zerbrochenen Säulen-Gängen, den die neue Bevölkerung zu ihrem Gebrauche ausbeutete.

Wie in Konstantinopel hatte damals jede Nation, jedes Gewerbe ein besonderes Stadtviertel. Die genuesischen Schiffer befanden sich in Nähe der Tiber, die florentinischen Wechselleute bei der Bank, die Sklavonier zu Ripetta, die Deutschen im Borgo. Juden und Lohgerber allein wohnen jetzt noch abgeschieden.

Wo aber ist das alte Rom? In einigen verwitterten Kapitälern und in einigen verstümmelten Bildsäulen allein. Die Bevölkerung hat sich eben so wenig ächt erhalten. Das alte Römerblut hat sich mit dem Blute aller Rassen vermischt, und man würde sehr unrecht haben, wollte man es in den Familien des hohen Adels suchen, die erst im 16. Jahrhundert entstanden sind.

Die Bürgerschaft ist durchaus neuern Ursprungs. Die unterste Klasse allein kann sich vielleicht alter Abkunft rühmen. Die Kärrner (bagarini) besonders verheirathen sich nur unter sich. Auch die Gerber vermeiden so viel als möglich jede Verbindung ausser ihrem Gewerbe. Sie rühmen das graue Alter ihrer Familien, und behaupten, von Trojanern abzustammen. Ihr Karakter unterscheidet sich ebenfalls durch einige spezielle nicht besonders achtungswerthe Züge. Mit blutdürstiger Härte verbinden sie viele Feinheit, ein ausserordentliches Fassungs-Vermögen und die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen alle Moralität, wie gegen alle Grundsätze der Ehre und der Rechtschaffenheit.

Die Regierung ihrerseits hat die Ausartung der

römischen Rasse, wie ihre Verschmelzung mit anderen Bevölkerungen, eher befördert als verhindert. Wenn Rom gegenwärtig die einzig Stadt ist, die weder Gemeindsgut noch bürgerliche Verwaltung hat, so ist es, weil sie allen Fremden, die um Aufnahme sich beworben, bereitwillig ihre Aerme geöffnet. Es wohnen in ihr viele protestantische Handwerker und Arbeiter, die auf keine Weise beunruhigt werden.

Die meisten aller jetzigen Bewohner der Stadt sind von fremder Herkunft. Sie haben wenig oder keine Zuneigung für den Ort, wo sie oder ihre Vorfahren gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden. Durch ihre National-Kirchen, die neapolitanische, die sizilianische, die spanische, welche der Obrigkeit für ihre Angehörigen gutstehen müssen, bewahren sie um so mehr Anhänglichkeit für ihr ursprüngliches Vaterland, da ihre Armen von diesen Kirchen Almosen erhalten und ihre Töchter durch sie ausgestattet werden.

Gibt das nicht den besten Begriff von dem Verfall des neuen Roms. Es nimmt eine Menge Neapolitaner, Lombarden, Genueser, Piemonteser ꝛc., in sich auf, und verwandelt sie nicht einmal in römische Bürger .... Alles trägt also dazu bei, das individuelle Dasein und die Lebenskraft dieser Stadt zu vernichten. Man findet in ihr nicht mehr eine organisirte Gesellschaft, die ihre Bürger, ihre Sitten, ihre Gewerbthätigkeit, ihren eigenen Willen hat. Es ist, falls man so sagen kann, ein bloßes Scheinleben.

Fast alle Familien, reiche oder arme, leben von heut auf morgen. Der Urgroßvater ist als Fremdling nach Rom gekommen. Durch Thätigkeit und

Fleiß hat er sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Sein Sohn, Erbe dieser Opulenz, hat den großen Herrn spielen wollen. Er hat sich zum Stutzer, zum Paino gemacht. Sein Reichthum hat sich zusehends vermindert. Von seinen beiden Söhnen hat der eine sich dem geistlichen Stande zugewendet, um eine Pfründe zu erhalten. Er hat seiner Schwägerin die Hand geboten, und ist ihr behilflich gewesen zur Verschwendung des noch übrigen Vermögens. Das jetzige Geschlecht lebt, wie es kann, theils von kirchlichen Almosen, theils von dem Ertrage eines kleinen Weinberges, oder eines unbedeutenden Handels, oder von „Gunstbezeugungen“ der Kardinäle.

Seit dem Bestehen des Pabstthums hat es in Rom keine eigentliche bürgerliche, sondern blos eine religiöse Gesellschaft gegeben, deren Einwirkung auf den irdischen Patriotismus von jeher nachtheilig war. Des Glaubens Heimath ist der Himmel. Alles was in andern Ländern von bürgerlicher Verwaltung ausgeht, fällt in Rom den Brüderschaften und Innungen anheim, die seit undenklichen Zeiten bestehen. Sie begleiten nicht nur das heilige Sakrament auf seinen Reisen, und umringen es, wenn es zur Verehrung öffentlich ausgestellt wird, sie sprechen auch für die Armen vor Gericht, beerdigen die auf den Straßen gefundenen Leichen, unterstützen die Wallfahrer, pflegen die Kranken, trösten die Verhafteten und begleiten die Verurtheilten auf ihrem letzten Gange.

Ueberall, in diesen oft ausgearteten Anstalten, die sich nicht selten ganz von ihrem Zwecke entfernt, entdeckt man Spuren jener schönen Menschenliebe, die das Christenthum gegründet, die jedoch auch den

Menschen zu einem duldenden Wesen macht, und ihm das Bewußtsein der ihm inwohnenden Entschlossenheit und Thatkraft nimmt.

In der Geldnoth, mit welcher seit langem die römischen Finanzen zu kämpfen haben, sind die Brüderschaften selbst Spekulations-Gegenstände geworden. Diese zur Unterstützung der Armen gestifteten Vereine, dienen iezt nur dazu, sie zu berauben. Durchaus persönlicher Vortheile wegen lassen sich Advokaten, Prokuratoren, Notare, ꝛc., in irgend eine Brüderschaft aufnehmen, um derselben weltliche Angelegenheiten besorgen zu können. Die Direktoren und Vorsteher leiten Einnahme und Ausgabe, vertheilen die Almosen, bestimmen die Morgengabe armer Mädchen und vernachläßigen nie, mehr in Anrechnung zu stellen, als sie wirklich verwendet haben. Das von den Kerzen, deren man bei den Beerdigungen sich bedient, übrigbleibende Wachs, wirft ebenfalls nicht geringe Vortheile ab, weshalb der Zudrang der Brüderschaften, beim Begräbniß eines Reichen, immer sehr stark ist.

Dies Gemisch profaner Habsucht und religiösen Eifers, hat schon zu vielen Spöttereien Veranlassung gegeben. Ein vor kurzem verstorbener Advokat, auf die ihm wohlbekannten Neigungen seiner Amtsbrüder sich beruhend, beschloß, bei seiner eigenen Beerdigung ihnen einen originellen Streich zu spielen.

Als Mitglied einer Brüderschaft, hatte er bemerkt, daß die Begräbnißfeier viel schöner sei und daß seine Mitbrüder sich viel eifriger gezeigt, wenn Kerzen in großer Menge vertheilt worden. Er be-

stimmte also in seinem Testament, daß man, bei seiner Beerdigung, sich der hundert Kerzen bediene, welche er hinterlassen. Der Zulauf war sehr stark. Jeder der Anwesenden wollte eine der ungeheuren Kerzen tragen, welche man in dem Kasten gefunden. Wie groß aber war die Verwirrung, als die Feuerwerkstücke, welche der boshafte Erblasser in den Kerzen angebracht, losgingen. Die Leidtragenden warfen sie zu Boden, liefen davon und ließen den Sarg stehen. Die Nachbarn welche herzlich über den Spaß gelacht, erwiesen dem Todten die letzte Ehre und behielten das Wachs für sich, das übrigens sehr gut verkauft wird.

Oft sieht man in Rom kleine Besuch-Karten deren alle Stände sich bedienen, und worauf man religiöse oder moralische Sinnsprüche liest. Sie werden von den Brüderschaften vertheilt, und sind eins der kleinen Mittel wodurch sich diese ihre Herrschaft sichern. Druck und Vertheilung vieler Tausend solcher Karten gewähren ihnen einen acht- bis zehnmal größern Ertrag.

Welches kann eines solchen Landes Gewerbthätigkeit sein? Welchen Handel kann man in ihm treiben? Diese beiden Lebens-Quellen der neuern Völker sind in Rom beinahe gänzlich erschöpft, obgleich man nirgends auf der Erde das Wort „Geld“ mehr im Munde führt, als gerade hier.

Geht man durch eine Straße, so hört man von nichts sprechen als von Gewinn. Mischt man sich unter Leute von den untersten Ständen, so reden sie von Bajocchi. Hat man mit Personen vom Adel zu

thun, oder von der Geistlichkeit, oder von den Gerichten, so ist ihr drittes Wort: Paoli oder Scudi.

Man kniet zu Rom nicht etwa vor einem Thaler, wie ein altfranzösisches Sprichwort sagt, sondern vor einem Quatrino, der kleinsten aller römischen Münzen. Das drückt sich aus durch jenen Sinnspruch, den man zugleich als einen Karakterzug und als ein Spitzwort betrachten kann: Deus ubique trinus: hic autem quatrinus.

Eine zu große Ausgabe von Papiergeld und übler Scheidemünze, veranlaßte 1797 einen verhängnißvollen Bankerott. Seitdem hat die päbstliche Regierung nur Scudi schlagen lassen, die den spanischen Piastern ähnlich sind, nebst halben Scudi und Testoni, von dem Werth von drei Paoli. Handel und Wandel haben sich etwas gehoben, seit man sich des Papiers gar nicht mehr bedient.

Die Bajocchi, die halben Bajocchi und die Quatrini sind von Kupfer. Man hat neuerdings Leonini in Gold ausprägen lassen, die 2 Dukaten gelten, nebst Doppie, vom Werth von 321 Bajocchi, oder zwei Goldthalern, halben Doppie, Zuechini, 220 Bajocchi geltend, und sogar kleine Goldquatrini.

Die Münzkunst ist in Rom sehr in Verfall gerathen. Man braucht nur die neuen Münzen mit den alten zu vergleichen, deren Gepräg so scharf und schön ist, daß sie alle Angriffe der Zeit überlebt haben.

Dreipaolistücke werden jetzt nicht mehr geschlagen. Die Mezzi-Grossi und die Grossi sind ganz abgeschliffen. Man sieht fast keine unter Klemens XIV geschlagene Paoli und Grossi mehr, weil man in

Toskana sie für halbe Paoli nimmt, was ihren Werth um fünf Prozent vermehrt.

Der wirkliche Werth des Scudo, oder des Piaster, ist zehn Paoli, und die des Paolo ist zehn Bajocchi. Die spanischen Piaster und Halbpiaster sind sehr häufig, doch nimmt man nicht die Viertel- und Achtelpiaster. Sie sind fast immer beschnitten, und da das weibliche Geschlecht auf dem offenen Lande gebräuchlich hat, dergleichen Silberstücke an einer Schnur um den Hals zu tragen, haben sie fast alle Löcher, und verlieren dadurch einen Theil ihres Werthes.

Die russischen Fünfkopeck-Stücke, die sogenannten Brabanter-Thaler, die toskanischen Dukaten sind in Rom sehr häufig, und werden von den untersten Klassen beinah als Landesmünzen betrachtet. Bei alledem ist der Gebrauch der römischen Münze, gleich der französischen, der bequemste. Freilich ist der Bajocchо zu massiv, und der Mezzo zu schwer. Der Fremde muß sich hüten den Paolo (sede vacante) anzunehmen. Er ist mit dem Sinnbild des heiligen Geistes versehen und durch frommen Aberglauben sehr abgenutzt.

Mit Hilfe dieser Münz-Babel gewinnen die Wechselherrn und Geldwechsler in Rom sehr bedeutend. Von allen Uebertragungen, erheben sie zwischen 10 bis 20 Prozent, treiben Wucher ärger als die Gefangenen im Ghetto, bereichern sich auf solche Weise, und kaufen sich den Grafen- oder Fürsten-Titel.

Der eigentliche Handel wird auf keine Weise unterstützt, weder durch die Sitten des Volks, noch

durch seine Gewohnheiten, noch durch seine Erinnerungen, noch durch seine Regierung.

Der Römer ist von Natur nicht thätig. Wenn er sich zur Arbeit versteht, so ist es nur, wenn die äusserste Noth ihn dazu zwingt. Er tröstet sich immer mit der Aussicht auf den ihm so lieben Müßiggang.

Unter allen Beschäftigungen ist die der Krämerei für ihn die angenehmste. Er hält einen kleinen Kaufladen, worin er einige Dutzend Gegenstände zur Schau aufstellt. Kommen Käufer, so schwazt er mit ihnen stundenlang, und es ist ihm gleich, ob sie ihm etwas zu verdienen geben oder nicht. Hat er niemand zu seiner Unterhaltung, so schläft oder pfeift er, betrachtet die Vorübergehenden, und betet seinen Rosenkranz ab. Am Abend zählt er das eingenommene Geld, dessen Verdienst ihm keine Mühe gekostet, und wenig oder viel, begnügt er sich damit. Große Summen auf's Spiel zu setzen, und sich zu quälen um einen ungewissen Gewinn, solcher Gedanke findet nie in einem römischen Kopfe Raum.

Was diesem Volke am meisten behagt, ist das Leben in der Straße, Trägheit und ein Anschein von Gewerbthätigkeit, hinter dem meistentheils nichts steckt. Hat der Römer mit einem Fremden zu thun, so macht er sich kein Gewissen daraus, auf alle erdenkliche Weise ihn zu übervortheilen. Schlau von Natur, weiß er die ihm zu Gebote stehenden Mittel geltend zu machen, um seine Artikel anzurühmen, und dem andern sie höher in Rechnung zu stellen. Der Genuß, den jede solcher Hintergehung ihm gewährt, erklärt hinlänglich, warum, bei geringem Verkehr, man in Rom so viele Kaufladen bemerkt.

Einige dieser letzten in denen die französische Gesittung bemerklich ist, zeichnen sich aus durch übelverstandenen Prunk. Die der Apotheker, den Tuchhändler und der Schuhmacher in der vornehmen Stadttheilen, haben sehr glänzende Aushängeschilde. Alle sind von früh Morgens bis zur sinkenden Nacht geöffnet.

In den wirklich handeltreibenden Ländern hat man bestimmte Stunden für den öffentlichen Verkehr. Nach sechs- oder siebenstündiger Arbeit, sind in Holland und England alle Komptore verschlossen, weil die Kaufleute des Tages Ueberrest im Schoße ihrer Familie zubringen wollen. Der Römer, im Gegentheil, ist nur in seinem Laden glücklich, weshalb er so lange als möglich darin verweilt.

Einige Kurzwaaren-Händler haben es in der letzten Zeit versucht, ihr Handelsbereich zu vergrößern. Sie sind zu Grunde gegangen, weil die in ihrem Laden aufgehäuften Waaren keinen Absatz gefunden. Die Lombarden beschäftigen sich am meisten mit diesem Verkehr, aber mit den geringen, ihnen zu Gebote stehenden Summen, vermögen sie mit aller Thätigkeit nicht viel.

Die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln jeder Art ist am vortheilhaftesten. In dieser Hauptstadt des Spiritualismus hat alles, was den Körper betrifft, ausschließliches Bürgerrecht. Während die Buchhändler mit dem Index, dem Zoll und der allgemeinen Untheilname kämpfend, auf ihren alten Büchern Hungers sterben, machen die Pizzicaroli, Friggitori und Artebianchi ihr Glück.

Die Friggitori bereichern sich durch ihre Braten, und verpesten die Nachbarschaft mit einem Geruch der selten zu den angenehmen gehört. Der Arte bianca verkauft Brod, Mehl, Grütze, Reis, Stärke und eine Menge anderer Gegenstände, deren man täglich bedarf. Der Pizzicarolo handelt nicht allein mit Gemüse jeder Art, sondern auch mit Würsten, Eiern, Butter und Sämereien. Er baut die Gemüse nicht selbst, sondern bezieht sie von dritter oder vierter Hand, wodurch sie sehr vertheuert werden. Auch erlaubt er sich allerlei kleine Betrügereien, um seiner Waare den Anschein zu geben, als sei sie frisch und gut.

Die Kleinkrämer, die Makaroni-Fabrikanten, die Metzger und Bäcker machen gute Geschäfte. Die eigentlichen Inhaber des römischen Handels aber, oder vielmehr des Zweiges, welcher die größten Vortheile gewährt, sind die Weinhändler, fast durchgängig geborne Lombarden.

In wenigen Städten in Europa wird verhältnißmäßig mehr Wein verbraucht, als in Rom. Die Weinhändler gewinnen um so mehr von ihrem Verkehr, weil fast alle von ihnen verkaufte Getränke verfälscht sind. Fremde Weine kann man nur ächt von den Fuhrleuten kaufen, welche ihn unterweges aus den ihnen anvertrauten Fässern stehlen und unter der Hand feil bieten.

Der Römer trinkt viel, berauscht sich nur schwer, erträgt mit Leichtigkeit die stärksten Weine und gibt denen, die einen süßlichen Nachgeschmack haben, den Vorzug. Wird ihm der Kopf warm, so rauft er sich mit andern. Dolch und Stilet spielen ihre

Rolle, bald von Eifersucht, bald von altem Hasse geleitet.

Leo XII wollte die Trinkhäuser verschließen; die ganze päbstliche Macht scheiterte an diesem Unternehmen. Er hatte geboten, daß die Weinhändler durch ein gegen die Straße geöffnetes Eisengitter ihre Getränke zu verkaufen hätten. Die Verordnung nutzte zu nichts. Die Trinker stellten Tische vor dem Eisengitter auf, brachten Würste mit, berauschten sich und erwürgten sich nach wie vor. Die Wiedereröffnung der Trinkhäuser, die gleich nach der Thronbesteigung Pius VIII statt fand, machten diesen Pabst ungemein populär.

Woher rührt es nun, daß man den Römer für mäßig hält, und im Gegentheil Deutsche und Briten als Trunkenbolde verschreit? Die nordischen Rassen ertragen die starken und likörartigen Weine, wovon die Römer starken Gebrauch machen, nicht gut. Beim ersten Glase verliert ein Deutscher den Kopf. Der Römer, nachdem er sich mit drei Flaschen angefüllt, ist kaum halb berauscht.

Die Keller sind durchgängig übel eingerichtet, ausgenommen die am Berge Citorio, wo die großen Weinlager sind. Die gewöhnlichen Weine kommen von Sabina, und dauern selten über ein Jahr. Die Fässer, worin sie aufbewahrt werden, sind dünn. Die Regierung läßt sie anfertigen und verkauft sie sehr theuer. Die meisten Weinhändler betreiben ihr Gewerbe nur einige Jahre, und ziehen sich zurück, wenn sie etliche tausend Thaler erspart haben.

Borguana, ein gewesener Weinhändler, ist jetzt einer der geachtetsten Bürger in Rom.

Wenn der Großhandel unbekannt ist, so verzweigt sich anderseits der Kleinhandel bis in's Unendliche. Geht man am Mittwoch über den Navone-Platz, so hört man nichts als verworrenes Geschrei, und sieht sich in ein Gewühl versetzt, dem man nur schwer zu entrinnen vermag.

Hier bietet ein Jude die Ueberreste von zehn Haushaltungen feil; dort ergeht sich ein nomadischer Gypsfiguren-Händler mit Madonnen und Heiligen auf dem Kopfe. Auf Schiebkarren werden ganze Fässer Limonade, Orgade, Gefrornes, ꝛc. herumgestoßen; weiterhin sind Glaswaaren, Möbel, Kleider, Putzsachen nebeneinander geschichtet, untermischt mit grünen Erbsen, Schuhwichse und Rosinen.

Das alles gibt der Stadt eine gewisse Bewegung, die dem wirklichen Werthe des Handels nicht gleich kommt. In der Goldschmidts-Gasse und in Pasquino's Nachbarschaft, sieht man Laden angefüllt mit großen Schnallen, womit die Landleute ihre Schuhe schmücken.

Der spanische Platz, die Straßen Condotti und della Croce, sind das Hauptquartier der Bilderhändler und Mosaikverkäufer, die fast durchgängig wohlhabend sind. Zwischen dem Navone-Platze und der Engelsbrücke findet man die schönsten Rosenkranz-Läden. Der Handel mit alten, im Jahr 1836 verfertigten Münzen, oder römischen Bruchstücken, ist meistentheils sehr einträglich, falls es nicht an englischen Liebhabern fehlt, die dafür große Summen ausgeben.

Mit den in den Katakomben gefundenen mensch-

lichen Ueberresten wird ebenfalls bedeutender Handel getrieben. Die Ausfuhr dieser letzten, die früher sehr stark war, vermindert sich jetzt von Jahr zu Jahr, und die bedeutenden Summen, welche die römische Spekulation dafür aus der Fremde bezogen, sind sehr zusammengeschmolzen.

Man bemerkt, daß in einer Stadt, die mit allen übrigen lebendigen Städten so wenig Aehnlichkeit hat, fast alles mit der neuern Gesittung und Gewerbthätigkeit in Widerspruch stehen muß. In Paris und London sind neue Bücher ein nicht unwichtiger Handels-Gegenstand. In Rom dagegen haben nur alte Skartäken einen gewissen Werth. Die Buchhändler, die sonst sehr wenig verdienen, schlagen seltene Bücher außerordentlich hoch an.

Der Schriftsteller, der sich das Vergnügen zusichern will, seine Gedanken gedruckt zu sehn, muß alle Kosten selbst bestreiten, und, um Leser zu finden, eine große Menge Exemplars gratis an seine Freunde vertheilen. Die solchergestalt erscheinenden Bücher sind gewöhnlich sehr schön, hinsichts des Drucks und Papiers. Es fehlt ihnen an nichts, als an einem gediegenen Inhalt, wie an Käufern und Lesern.

Vergebens würde man sich bemühn, in Rom etwas zu finden, das einer zeitweisen Literatur ähnlich wäre. Man könnte in diesem Betrachte vielleicht einige unregelmäßig herausgegebene Hefte über Alterthumskunde und Arzneiwissenschaft anführen, wenn sie nicht unter aller Kritik wären.

Einige Bücherkrämer, die alte Werke feil bieten,

auf dem Navone-Platze und im Korso, ziehen häufig Gelehrte an, vorzüglich Briten. Ihre Schränke enthalten oft sehr seltene und gute Werke, die schön eingebunden und vortrefflich erhalten sind, woraus man schließen kann, daß sie dieselben aus Klöstern oder aus den Büchersammlungen der Hauptkirchen bezogen. Der Katalog gibt eine umständliche Anpreisung ihrer Verdienste, nebst ihrem Preise, der immer sehr hoch angeschlagen ist. Wenn der Handel in Rom im Allgemeinen bis zur Krämerei herabgesunken ist, kann man seine Literatur nicht anders als possierlich nennen. Nichts Lächerlicheres in der That, als jene zahlreichen Akademien, wo einige pedantische Chorherren ihre kleinliche Eitelkeit geltend zu machen sich bemühen.

Wir haben eines Tages, bei einer feierlichen Versammlung der Akademie der „Arkadier" einen dicken, aufgeblasenen Advokaten ein Sonnet deklamiren hören, das, der Meinung seiner Mitbrüder zufolge, die Petrarcha's bei weitem übertraf. Es war unmöglich, beim Anblick dieses feuerrothen, schwülstigen Poeten, sich des Lachens zu erwehren.

Die archäologische Akademie, gestiftet unter der französischen Verwaltung, und die der Nuovi Linnei, welche der berühmte Abbé Scarpelini den Naturwissenschaften gewidmet, haben nicht unwichtige Dienste geleistet. Sie stehn jetzt mit der unglücklichen Arkadia auf gleicher Linie. Diese letzte hat durch die von Gravina verfaßten zwölf Tafeln nicht beschützt werden können und erbleicht immer mehr.

Die Tiberina, die Latina, die Filarmonica, die Filodramatica verdienen kaum als unschuldige liebhaberische Gesellschaften genannt zu werden. Ganz

neuerdings sind drei neue Akademien, zur Vertheidigung der katholischen Lehrsätze, gestiftet worden. Eine derselben hat mit Heftigkeit die neuere Chemie, Cuvier und die Philosophie angegriffen. Nach dieser Heldenthat ist sie in Schweigen und Unthätigkeit zurückgesunken.

Unverzeihlich ist es wirklich, daß Rom keine musikalische Akademie und keine landwirthschaftliche Gesellschaft hat, obgleich diese beiden ihm wesentliche Vortheile zusichern könnten. Die erste wird dringend gefordert von der Vorliebe der höhern Stände, und die zweite könnte einen heilsamen Einfluß ausüben auf die bisher ganz vernachläßigte Landwirthschaft.

Aufenthalt auf der Südspitze Afrika's und im Kaffern-Lande.

Die holländischen Kolonisten auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung zeichnen sich fast durchgängig aus durch ihre hohe Leibes-Gestalt, ihre breiten Schultern und ihren kräftigen Muskelbau. Vom dreißig oder fünfunddreißigsten Jahre gewinnen sie eine auffallende Beleibtheit, die sich durch Pausbacken und einen mehr als mittelmäßigen Schmeerbauch beurkundet.

Diese Neigung ist bei ihnen so allgemein, daß sie ihn als das beste Anzeichen einer blühenden Gesundheit, und als eines der wesentlichsten Schönheits-Attribute betrachten. Wenn ein Holländer einen schlagenden Beweis von der Schönheit einer Frau geben will, sagt er von ihr: „Sie ist dick und fett.“*)

Ein britischer Reisender, Namens Moodie, der fast das ganze Jahr 1834 auf dem Vorgebirg zugebracht, gibt von der Beerdigung eines reichen Holländers, dessen Schwiegersohn ein englischer Kaufmann war, nachstehende Beschreibung:

„Die Eingeladenen wurden an der Hausthür von zwei sehr großen Männern empfangen, deren wohlgenährte Gesichter nichts weniger verkündeten als Schmerz, und die mehr an das gute Abendessen zu

*) Dieselbe Voraussetzung ist auch bei andern Völkern gebräuchlich, der Ottomanen nicht zu gedenken, für die jede schlanke Person häßlich ist, glaubt man auch in einigen Theilen der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands, ꝛc. jemand ein recht artiges Kompliment zu machen, wenn man von ihm sagt: „Er ist dick, rund und feist.“

denken schienen, welches auf die traurige Feierlichkeit folgen sollte, als an diese. Wahrscheinlich waren sie zugleich Testaments-Vollstrecker, mithin fanden sie, gleich den Aerzten und Sachwaltern, nicht geringen Trost in den Unglücksfällen ihrer besten Freunde. Nach dem Genusse einiger Erfrischungen, machten wir uns bei Fackellicht nach dem Friedhof auf den Weg.

„Auf diesem Gange nahmen zwei junge Holländer, die unmittelbar vor mir einherschritten, in wenig gemäßigten Worten eine lärmende Erörterung auf, über des Verstorbenen Karakter. Die allgemeine Unschicklichkeit des Betragens ging so weit, daß, bei einer über den Abgeschiedenen gemachten Bemerkung, alle Leidtragenden in ein lautes Gelächter ausbrachen.“

Unsers Reisenden Bruder, der schon seit längerer Zeit im Lande sich aufhielt, traf mit ihm in der Kapstadt zusammen, und beide begaben sich nach dem Inneren. Sie verweilten einige Tage bei einem britischen Pflanzer, der früher Kapitän eines Kauffarthei-Schiffes gewesen, und der, nebst seinem Bootsmeister und einigen Matrosen sich hier niedergelassen.

Er konnte sich nicht gut zurechtfinden in seine neue Lebensweise, und bediente sich zu allen häuslichen Verrichtungen der beim See-Manöver gebräuchlichen Worte. Uebrigens lebte er mit seinen Gefährten auf dem Fuße der vollkommensten Gleichheit. Von der Gastfreundschaft der holländischen Kolonisten entwirft Moodie nachstehendes Bild:

„Während wir unserm Wirth Neuigkeiten aus

der Kapstadt mittheilten, und über England einige merkwürdige Umstände erzählten, die seine Bewunderung bis zum Unglauben erregten, traten die andern Mitglieder der Familie herein. Sie reichten uns die Hand, setzten sich schweigend, und betrachteten uns von Kopf bis zur Ferse, ohne eine Miene zu verziehen, ausgenommen wenn mein Bruder etwas beschrieb, das sie von andern Reisenden noch nicht vernommen, und wobei unser Wirth, der, wie alle seine Landsleute ein vortrefflicher Redner war, ausrief: Allmägtig, myn heer, dat is dog wonderlick. Die jungen Leute wendeten alsdann langsam den Kopf einer gegen den andern, und wechselten einen Blick, der zugleich Erstaunen und Unglauben ausdrückte, wobei jedoch nicht der geringste Anschein von Lächeln sich zeigte.

„Bald nachher wurde ein großer mit warmem Wasser angefüllter Kübel von einer Sklavin hereingebracht, worin sie allen Anwesenden, Männern wie Frauen, die Füße wusch, ohne das Wasser zu erneuern. Der Wirth wollte uns, nach dieser Verrichtung, durch ein Gläschen Rhum stärken. Er holte Flasche und Glas aus einem Wandschrank, bevor er jedoch einschenkte, hielt er das Glas gegen das Licht, um zu sehn, ob es rein sei, weil er bemerkt haben mochte, daß wir etwas eckelhaft waren. Um nun auf eine würdige Weise es uns darbieten zu können, tauchte er es in das schmutzige Fußwasser und trocknete es kaltblütig mit dem Zipfel seines Halstuches ab.

„Wie man sich leicht denken kann, war dies Reinlichkeits-Verfahren eben nicht geeignet, uns be-

sondern Appetit zu verleihen, für das uns dargebotene Getränk, weshalb wir es, zum größten Erstaunen unsers Wirths, mit Höflichkeit ablehnten. Wir wurden bald nachher zu einem nahrhaften Abendessen eingeladen, das aus gedämpftem in kleine Stücke zerschnittenem Hammelfleisch, aus gekochter Gerste und Milch bestand. Alle aßen aus einer und derselben Schüssel."

Wie wenig geistreich die holländischen Kolonisten auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung auch sein mögen, fehlt es ihnen dennoch an Umsicht in ihren Geschäften und in ihrer Lebensweise nicht. Sie haben viel gesunden Verstand, was, verbunden mit beharrlicher Geduld, sie alle Schwierigkeiten übersteigen und ihre Lage sie verbessern läßt, selbst unter Umständen, die jeden andern, von lebhafterm Temperament und rascherer Fassungskraft, entmuthigen würden.

Kein Vortheil ist für sie zu klein, kein Gewinn zu unbedeutend. Sie wenden alles an, seiner sich zu versichern. Die Männer sind fast durchgängig, und beinahe sklavisch, dem Despotismus ihrer Frauen unterworfen, nicht allein was das Häusliche, sondern auch was das öffentliche Leben anbetrifft.

Wenn der Mann einen Handel geschlossen, der den Ansichten der Frau entspricht, geht alles gut. Im entgegengesetzten Fall wird er ohne weiteres für null und nichtig erklärt. Ihre Beistimmung ist durchaus nothwendig.

Sind die Männer geizig, so sind es die Frauen doppelt. Verschwendung ist bei ihnen Ausnahme von der Regel. Der Kinder Erziehung ist dergestalt be-

rechnet, daß sie gezwungen ächte Kaufleute werden müssen.

Unmittelbar nach des neuen Weltbürgers Geburt, werden zwei oder drei Kühe, nebst mehreren Schaafen, eigends für ihn bestimmt, um sein künftiges Vermögen zu begründen. Alle diese Thiere sind besonders bezeichnet, und wenn das Kind Verstand genug hat, um zu begreifen, welche Bedeutung Handel und Verkehr haben, läßt man es, mit andern Kindern von seinem Alter, Tauschhandel treiben. Es wird mit Lobsprüchen überhäuft, wenn es durch seine Geschicklichkeit irgend einen Vortheil sich zusichert.

Nicht selten hört man die Väter sich rühmen, sein Knabe habe diesen oder jenen wacker über's Ohr gehauen, mit andern Worten, er habe ihn bestmöglichst betrogen. Die Freude übersteigt alle Beschreibung, wenn der Hintergangene ein Erwachsener ist. Man erlaubt den holländischen Kindern, mit denen der Sklaven und der Hottentotten zu spielen. Sie werden nie bestraft, wenn sie diesen Unglücklichen ihre frühzeitige Tyrannei fühlbar machen.

Man übt sie auch im Lügen, indem man geschickten Gebrauch der Unwahrheit als ein gutes Mittel betrachtet, Glück zu machen. Für die Holländer auf dem Kap ist dies Mittel in so alltäglichem Gebrauch, daß einer dem andern auf sein Wort nie glaubt, sondern zur Unterstützung der Wahrheit andere Zeugnisse verlangt. Man kann sich demnach leicht denken, daß die Bezeichnung als Lügner nicht für schimpflich gehalten, sondern mit lachendem Munde gegeben und aufgenommen wird. Es ist mehr ein Kompliment, als ein Vorwurf.

Einer der beliebtesten Holländer, den unser Gewährsmann auf dem Vorgebirg gesehen, war ein gewisser Martin Botha. Er war so dick, daß er sich nicht in seinem Bette ausstrecken konnte, weil er besorgen mußte, liegend zu ersticken. Ein acht Zoll langer Fettsack hing ihm unterm Kinn, und über seine Knöchel quoll das Fleisch zu den Schuhen heraus. Ueberhaupt hatte seine Gestalt kaum noch etwas menschliches.

Da man in diesem Lande sich sehr beeilt, der Todten sich zu entledigen, ist es allgemein gebräuchlich, für jede etwas bejahrte Person einen Sarg vorräthig zu haben in seinem Hause, theils zu persönlichem Gebrauch, theils um in unvorhergesehenen Fällen seinen Nachbarn damit einen Dienst zu leisten. Statt ein unangenehmes Gefühl zu erregen, wird der Sarg vielmehr als ein nothwendiges Hausgeräth betrachtet.

Der unförmliche Botha, dessen wir eben erwähnt, kam eines Tages, begleitet von seinem Sohn, einer wichtigen Angelegenheit halber, zu unsers Reisenden Bruder. Nach ziemlich langer Ruhe und nach Ausschlürfung eines Glases Branntewein, theilte er ihm mit, daß, da er wassersüchtig sei und nicht lange mehr zu leben glaube, er sich einen Sarg bestellen wolle, weil alle bei seinen Nachbarn vorräthige für ihn zu eng seien.

„Was der Papa sagt," rief sein Sohn, „ist sehr wahr. Man müßte ihn mitten von einander hauen, um ihn in zwei gewöhnliche Särge einzuquartiren."

Diese Worte wurden mit großem Ernst oder vielmehr mit großer Gleichgültigkeit gesprochen. Man

bemerkte auf des jungen Mannes Gesicht keine Spur von Theilnahme oder Besorgniß.

Mein Bruder, sagt unser Gewährsmann, hatte zwei schottische Tischler in Arbeit, zur Verfertigung verschiedener Möbel, welche er an die umwohnenden Landeigenthümer verkaufte. Ich führte Botha zu ihnen. Jeamie, einer dieser Arbeiter, ein kleiner, boshafter Mensch, war eben angestrengt beschäftigt, und begleitete seine Hobelstöße mit einem jener leichtfertigen Gesänge, die man häufig in den Werkstätten hört.

Er hatte unsern Eintritt nicht bemerkt. Als er nun den kolossalen Besucher ansichtig wurde, der die ganze Thür ausfüllte, stieß er einen Schrei aus, wie beim Anblick eines Gespenst's, und sagte: „Wie, mein Herr Botha, lebt Ihr noch?“

— Wohl, wohl, entgegnete der Gefragte. Ich stehe noch so gut auf meinen Füßen, daß ich bei Euch einen Sarg zu bestellen komme.

„Das ist leichter zu sagen, als zu machen,“ entgegnete der Schotte. „Wie wollt Ihr, daß ich damit zurecht komme, wenn ich Euch nicht dazu das Maas nehmen kann. Stehend geht das nicht. Ihr müßt Euch der Länge nach ausstrecken.“

— O, mein gnadenreicher Herr und Heiland, stöhnte der arme Holländer, wie kann ich das? Ihr wißt, daß ich besorgen muß zu ersticken, wenn ich Euern Willen thue.

„So gehabt Euch wohl,“ entgegnete Jeamie, „und bestellt Euern Sarg anderswo. Ich kann ihn nun einmal nicht machen, ohne dazu das Maas zu haben.“

Wohl oder übel mußte die Fettmaschine sich fügen. Mit Hilfe aller anwesenden Arbeiter, wurde Botha allmählig und behutsam zuerst auf den Rand des Bettes gesetzt, und gleich einem zerbrechlichen Gegenstand, noch behutsamer darauf ausgestreckt.

Unter Seufzen, Stöhnen, Gelächter und Geschrei gelang endlich das gewagte Unternehmen. Bei jeder Bewegung des gewaltigen Mannes, krachte die Bettstelle, und jedes Krachen vermehrte die Angst des geplagten Patienten. Wirklich schien er sehr zu leiden, und ich glaube, hätte man sich nicht beeilt, das Maas zu nehmen, er wäre auf der Stelle erstickt. So lange er ausgestreckt lag, vermochte er nicht Athem zu schöpfen, und erst als man ihn ein wenig erhoben, tobte die in seiner Lunge zusammengepreßte Luft mit dem Geräusch eines Wasser ausspeienden Delphins hervor.

Ein anderes war es, ihn wieder auf die Beine zu bringen. Man mußte noch ein Halbdutzend Personen rufen, um mit ihren Schultern und Aermen ihn emporzudrücken. Nach einer viertelstündigen Erholung sagte er zu dem Tischler:

„Höre, Jeamie, mein lieber Sohn, mache mir ja einen recht weiten Sarg, damit ich bequem darin liege. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß ich nach meinem Tode noch mehr aufschwellen werde.“

Nach diesen Worten schleifte er sich, auf zwei Sklaven gestützt, nach seinem niedrigen Wagen, während sein Sohn den Schotten bei Seite nahm und ihm empfahl, den Sarg ja recht stark zu machen, damit er nicht unter der Last breche, die er aufzunehmen bestimmt sei. Die Gleichgültigkeit, womit

die ganze Sache verhandelt wurde, bildet einen der Hauptzüge der holländischen Bevölkerung auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung.

Die mährischen Brüder haben verschiedene Missionsanstalten in Südafrika. Man weiß, daß bei ihnen alles Eigenthum gemeinsam ist. Sie vereinigen sich zu ihren Mahlzeiten, und jeder treibt den Tag über sein besonderes Gewerbe. Die meisten mährischen Brüder auf dem Kap sind Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Tischler, Kleider- und Schuhmacher, ꝛc.

Abends versammelt sich die Gemeinde im Betsaal. Der Aelteste, an dem die Reihe ist, einen Vortrag zu halten, nimmt die Bibel zur Hand, und erklärt einige Stellen, worüber besondere Betrachtungen angestellt werden. Die Unterrichtung der Eingebornen wird gleichfalls nicht vernachläßigt.

Nächst der Besorgung der Gemüsegärten, lehren die Frauen die der Hottentoten nähen und stricken. Verschiedene Werkmeister haben eine gewisse Zahl eingeborner Lehrlinge, denen sie ihr Handwerk mit ausserordentlicher Geduld begreiflich zu machen sich bemühen. Der Einnahme-Ueberschuß des Gemeinwesens wird nicht etwa für dasselbe verwendet, sondern nach Europa geschickt, um von der Zentral-Gesellschaft zur Anlegung neuer Missionen gebraucht zu werden.

Ihre ehelichen Verbindungen bieten eine auffallende Sonderbarkeit dar, welche sie einer Lotterie nicht unähnlich macht. Die in Deutschland bestehende Muttergesellschaft schickt ihnen von Zeit zu Zeit junge

Frauenzimmer, die durch das Loos für diesen oder jenen Mann bestimmt worden.

Obgleich nicht immer vom Zufall begünstigt, fügen die mährischen Schwestern sich dennoch unbedingt in ihr Geschick. Sie begeben sich mit derselben Freudigkeit zu den Gegenfüßlern wie zu ihren liebsten Nachbarn, wenn die Aeltesten es also für gut erachten. Gleichviel, ob der in Neu-Seeland oder auf Guinea sie erharrende Gatte, einäugig, lahm, oder bejahrt ist, betrachten sie ihn als den ihnen vom Himmel bestimmten Lebensgefährten, lieben ihn und dienen ihm ohne Murren und scheinen untröstlich nach seinem Tode.

Auf seiner Reise nach Gnadenthal, Hauptmission der mährischen Brüder auf dem Kap, traf ein britischer Offizier mit einer jungen Schwester dieser Art zusammen, welche seit länger denn einem Jahre ihre Heimath verlassen, um zu dem für sie bestimmten Gemahl sich zu begeben.

Bei aller Zurückhaltung, vermochte sie dennoch die weibliche Neugier nicht ganz zu bemeistern, und überhäufte ihren Reisegefährten mit Fragen über ihren Bräutigam, den jener zu kennen vorgegeben.

„Ist er groß, oder klein? Ist er schlank oder untersetzt? Hat er braunes oder blondes Haar? Rühmt man seine Güte oder tadelt man ihn? Ist er verständig oder ist er beschränkt?“ Sie wollte alles wissen, was ein Mädchen interessiren kann an der Person, mit welcher sie ihre Zukunft theilen soll.

Der Brite wunderte sich über ihre Fragen, und konnte nicht begreifen, warum sie zum Gatten einen

Mann nehme, von dessen Persönlichkeit sie so wenig Kenntniß zu haben schien.

„Es ist in unserer Gemeinde also der Gebrauch,“ entgegnete sie sehr ruhig, „und wir gehorchen gern, weil noch keine unserer Schwestern durch ihren Gehorsam unglücklich geworden.....“

Man wird nicht wenig betroffen von dem edeln und stolzen Anstand der Kaffern, welche häufig in den Missionen sich einfinden. Ihre Kleidung besteht in einer Kuhhaut, die, halb gegerbt und länglich zugeschnitten, ihre Schultern umspannt. Sie sind durchgängig von hohem Wuchs, und benehmen sich mit so vielem Anstand, daß man bei ihnen eine größere Gesittung voraussetzen möchte, als sie wirklich haben. Zuvorkommend, ohne Kriecherei haben sie einen sichern Takt und viel Umsicht. Ohne jemand zu beleidigen, verlieren sie nie etwas von ihrer natürlichen Würde.

Die Frauen der Kaffern stehen jedoch mit ihren Männern nicht auf gleicher Linie. Wahrscheinlich rührt es daher, weil sie für diese arbeiten müssen. Die Männer unterziehen sich keinem andern Geschäft als der Viehzucht. Sie sind Hirten in des Wortes ganzer Ausdehnung. Ihre Weiber müssen den häuslichen Verrichtungen sich unterziehen, das Feld bebauen und sogar die Hütten aufführen. Auch dürfen sie nicht gemeinsam mit den Männern essen, sondern erst nach diesen, und an einem abgesonderten Orte.

Vielweiberei ist häufig bei den Kaffern, doch beschränkt auf die Reichen, nämlich auf diejenigen, welche große Heerden haben. Das Mädchen wird dem Vater abgekauft und mit einem oder einigen Stück Rindvieh bezahlt. Macht in der Ehe die Frau sich

der Untreu schuldig, kann sie öffentlich feilgeboten, und, in Ermangelung eines Käufers getödtet werden.

Die kaffrische Bevölkerung scheidet sich in mehrere Kraals, oder Dörfer, wovon jedes aus 10 bis 20 Hütten besteht, die von eben so vielen Familien bewohnt werden, welche einen erblichen Vorsteher haben. Gesetzlich wird dieses Haupt als Eigenthümer des ganzen Bodens und des darauf weidenden Viehes betrachtet. In Wirklichkeit hat jedoch jeder Familienvater sein besonderes Eigenthum, dessen er nur in ausserordentlichen Fällen beraubt werden kann.

Die Kaffern glauben an ein höchstes Wesen; ihr Begriff über ein zukünftiges Leben aber ist äußerst schwankend. Die Vorsteher finden ihren Vortheil dabei, in Unwissenheit und in Aberglauben ihre Untergebenen zu erhalten.

Sie behaupten nach Gutdünken Regen und Sonnenschein machen zu können. Treffen ihre Voraussagungen zufälligerweise ein, so vermehrt sich dadurch ihr Kredit; treffen sie nicht ein, so behaupten sie, die Vergehen der Völkerschaft gegen die Gottheit haben den Unwillen dieser letzten gereizt, weshalb man ihn durch ein großes Opfer zu besänftigen habe, welches der Vorsteher immer zu seinem Vortheil zu verwenden weiß.

Wird ein Kaffer krank und wollen die von seinem weiblichen Arzt (denn bei dieser Völkerschaft beschäftigen sich die Frauen mit der Arzneikunde) verordneten Mittel nicht anschlagen, so wird der Patient als behext bezeichnet. Man beschuldigt eine Person, deren man sich gern entledigen möchte, als den Zauberer, und ruht nicht eher als bis man sie des Lebens be-

raubt. Ihr Eigenthum fällt zu gleichen Theilen dem Vorsteher und dem Kranken anheim.

In allem übrigen beurkunden die Kaffern nicht gemeinen Verstand. Sie sind gastfreundschaftlich, mäßig, treu, und keusch; doch bemerkt man bei ihnen auch große Neigung zum Geiz. Ihre Sprache ist reich, sanft und harmonisch. Die Missionäre versichern, daß sie, zur Bezeichnung des höchsten Wesens, fünf oder sechs verschiedene Worte haben.

Den Hottentoten unter vielfacher Beziehung überlegen, haben sie indessen nicht die eigenthümliche Vorliebe dieser letzten für Musik. Ihre Volkslieder, obgleich nicht ohne natürliches und poetisches Gefühl, werden nach so einförmigen Weisen gesungen, daß man kaum zwei oder drei Noten darin bemerkt. —

Wenn ein Vorsteher eine Jagd anzustellen beabsichtigt, läßt er alle wehrhaften Männer seines Stammes auf einem bestimmten Punkte sich versammeln. Von hier aus bilden sie einen großen Bogen der sich immer mehr verengt und sich endlich vollkommen schließt, um das Wild in die Mitte zu nehmen. Die Jäger bedienen sich sodann ihrer Assagayen oder Wurfspiesse mit so großer Geschicklichkeit, daß sie Gazellen, Füchse und andere Thiere in einer Entfernung von 50 bis 60 Klaftern damit durchbohren.

Ist es um eine Elefantenjagd zu thun, so vereinigen sich mehrere Stämme. Man sucht die Thiere in ihrem Lager auf, überfällt sie und schleudert mehrere hundert Wurfspiesse gegen sie, um sie durch starken Blutverlust zu schwächen und ihrer Meister zu werden. Bei solcher Gelegenheit verlieren gewöhnlich einige Kaffern das Leben.

Dies-Volk hat einen auffallenden Abscheu gegen menschliche Leichen. Ist einer der Ihrigen so krank, daß man sein Aufkommen nicht mehr hoffen kann, wird in einiger Entfernung vom Dorfe ein Loch gegraben, worin man den Patienten niederlegt, unbekümmert, ob er Hungers stirbt, oder von den Hyänen zerrissen wird. Beim unerwarteten Ableben eines Familiengliedes in seiner Hütte, wird der ganze Kraal für immer verlassen.

Bei den Vorstehern allein macht man eine Ausnahme von der Regel. Man läßt sie ruhig sterben und beerdigt sie in dem Gehäge, wovon das Vieh in der Nacht umschlossen ist. Fallen sie im Kriege, so werden sie mit Stein-Haufen bedeckt. Wahrscheinlich ist solches auch der Ursprung der keltischen und teutonischen Tumuli, welche in Europa noch so häufig vorhanden sind.

Zur Charakteristik der Franzosen und ihrer schönen Literatur in gegenwärtiger Zeit.

In einem Lande, in welchem, wie in Frankreich, die Hauptstadt im eigentlichsten Sinne des Wortes das „Haupt“ des Landes und des Volkes ist, gibt das Leben in derselben auch die Eigenthümlichkeit des Nationalgeistes zu erkennen. Ist nun in solcher Hauptstadt, wie in Paris, das Leben wesentlich ein gesellschaftliches, in welchem daher die öffentliche Meinung unumschränkt herrscht, dann läßt sich aus den Schriften ihrer beliebtesten Schriftsteller auch mit einiger Zuversicht die gegenwärtige Stimmung jenes Nationalgeistes entnehmen. Unstreitig hat sich um Sainte-Beuve durch seine Vie et poësies de Delorme, seine Consolations und seine Critiques et portraits littéraires eine Stelle unter den geschätztesten neueren Schriftstellern der französischen Hauptstadt erworben, und seine Werke können um so eher zu dem angegebenen Zwecke dienen, als sein Talent kein vorherrschend schöpferisches, sondern ein wesentlich reproduktives ist. Besonders seine Kritiken bezeugen den feinsten Takt und die sorgfältigste Berücksichtigung des Thatsächlichen. Sie berechtigen zu der Annahme, daß Sainte Beuve seinem Publikum, d. h. der Blüte des französischen Volkes, nichts darbieten werde, was nicht den Ansichten, Sitten, Wünschen, Bedürfnissen und Bestrebungen seiner Leser sich anschmiege, oder wofür er, sofern es zur Charakteristik der Wirklich-

keit dienen soll, irgendwie gegründeten Widerspruch zu gewärtigen habe.

Wir glauben daher ein nicht unbrauchbares Scherflein zur Weltkunde beizutragen, wenn wir Einiges aus der neuesten Schrift jenes geistreichen und feinfühligen Mannes hier mittheilen.

Bezeichnend ist schon gleich, daß Sainte Beuve, seine neuesten Mittheilungen in einen „Roman" einkleiden zu müssen, und diesem Roman die Ueberschrift Volupté geben zu dürfen geglaubt, während er doch wissen mußte, daß seine Schrift kein eigentlicher Roman und die Ueberschrift keineswegs passend sei. In der That ist nämlich dieser sogenannte Roman nur ein einziger Brief, in welchem ein nach Amerika reisender katholischer Missionär einem jungen Freunde erzählt, wie er durch Sinnlichkeit, Liebesverhältnisse, Hingabe an den herrschenden Unglauben und Ehrsucht zu einer Art Christenthum bekehrt worden, das er für identisch mit dem römisch katholischen Kirchenglauben hält, und zu dessen Verbreitung er, als Priester, sich in die neue Welt begibt. Dieser Brief ist mit weitläufigen Reflexionen und Schilderungen durchwebt, aus denen wir dasjenige hier mittheilen wollen, was uns zur Charakteristik der sogenannten guten Gesellschaft in Frankreich dienlich scheint. Wir beziehen uns hierbei auf die zu Brüssel (1834) bei Meline erschienene Ausgabe.

Ueber die Vorlesungen, welche der Held des Romans bei Lamark über „Naturgeschichte" gehört, läßt Herr Sainte Beuve ihn Folgendes berichten:

„Seine (Lamark's) Ansicht der Dinge war sehr einfach, sehr nackt und — sehr traurig. Er baute

die Welt aus wenig Elementen, mit so wenig Krisen und auf so lange Dauer als möglich. Ihm zufolge machten sich die Dinge von selbst, ganz allein, in stätiger Folge, mittelst hinreichender Zeiträume, ohne plötzliche, durch allgemeine Krisen, Fluthen oder Erschütterungen bewirkte Uebergänge oder Umwandlungen, ohne Mittelpunkte, Knoten oder Organe, die absichtlich zur Beihilfe oder Verstärkung angeordnet wären. Eine langwierige blinde Geduld — das war sein Geist des Universums (génie de l'univers). . . . In der Sphäre des Organischen, nachdem er einmal jene geheimnißvolle Macht des Lebens so klein und elementarisch als möglich vorausgesetzt, nahm er an, sie entwickle, bilde und mache sich selbst; das dumpfe Bedürfniß, die bloße Gewöhnung in den verschiedenen Medien lasse auf die Länge hin die Organe entstehen — zuwider der stäten Gewalt der Natur, die sie zerstörte; denn Lamark trennte das Leben von der Natur. Die Natur in seinen Augen war Stein und Asche, der Granit des Grabes, der Tod! Das Leben trat nur dazwischen als ein fremder und wunderlich betriebsamer Zufall (accident); es war ein fortgesetzter Kampf, hier und dort, mit mehr oder minder Erfolg und Gleichgewicht, aber zuletzt immer besiegt; und kalte „Unbeweglichkeit" herrschte nach wie vor." (I. 211—213.)

Wie in dieser Stelle die noch immer bei sehr Vielen herrschende Ansicht von der Natur, ist in der nachfolgenden die nicht minder weitverbreitete Ansicht vom menschlichen Leben dargelegt:

„Amaury, Amaury, (sagte der Marq. de Collën), das Leben ist ein rauher, mühseliger Kampfplatz,

eine undankbare Haide... Wahrscheinlich gibt es wohl ein Gesetz, eine unbedingte Ordnung über unsern Häuptern, irgend ein wachsames und unfehlbares Uhrwerk der Gestirne und Welten. Aber für uns Menschen sind jene fernen Einklänge (accords), als wären sie nicht. Der Orkan, der über unsern Fluren hinstürmt, mag wunderherrlich in eine höhere Harmonie einstimmen; aber das wirbelnde Sandkorn, wenn es denkt, muß an das Chaos glauben. Seitdem der Mensch, wie man sagt, aus der Eiche hervorgegangen, ist er dem Nordwind nicht minder ausgesetzt, als früher; hier umstürmt, verkrüppelt, entfruchtbart (stérilisé), dort majestätisch, gebietend und dicht belaubt! Und dennoch ist die Kraft des verzwergten Stammes nicht die geringere. Die Schicksale der Menschen entsprechen ihrer Seelenkraft nicht. Im Grunde ist diese Kraft Alles in Jedem. Nichts wird ohne sie gethan oder versucht; aber zwischen ihr und der Entwicklung, nach der sie strebt, steht der wüste Zwischenraum, die „Herrschaft der Dinge," der „Zufall der Oertlichkeiten und der Begegnungen. Gibt es eine allgemeine Wirkung, welche die Menschheit in Masse in Beziehung auf das Ganze des ewigen Gesetzes zu vollbringen hat, — mich kümmert es wenig. Die Einzelnen kennen diese Wirkung nicht. Sie wirken blind dazu mit, der eine hinstürzend, fortschreitend der andere. Keiner kann sagen, daß er mehr, als sein Nachbar, jenes Werk zu fördern, bestimmt sei. Es gibt eine so unendliche Menge Individuen und Würfelfälle, die zu diesem Ziele hinführen, indem sie sich auf mannigfaltige Weise untereinander kompensiren, daß bei allen anscheinlichen

Widersprüchen der Endzweck dennoch erreicht wird. Die Erscheinung straft das Gesetz immerfort Lügen; die Welt geht ihren Gang und der Mensch leidet; die Gattung schreitet fort und die Einzelnen werden zermalmt!" — (I. 120 f.)

Zugleich theilweise Schilderung des herrschenden Sittenverderbnisses und beginnende Erhebung über dasselbe finden wir in den beiden nachfolgenden Stellen:

„Die Materialisten, — und heutzutage sind es die meisten Männer, zum wenigsten in der Praxis, — sehen die „Wollust" als etwas von dem übrigen Lebenswandel beinahe Unabhängiges an, dessen Einwirkungen nicht über den Kreis des sinnlichen Lebens hinausreichen; ihre Psychologen werden sogar von einer vermeintlich fördernden Rückwirkung auf das Gehirn schwatzen. Die Väter, die älteren Brüder, die Vormünder, machen bei dem Rathe, den sie hierüber ertheilen, gemeinlich eine Sache der Gesundheitspflege, der Sparsamkeit, der Lebensordnung daraus. In alledem ist ein tiefes Vergessen der wesentlichsten und zartesten Beziehungen zu beklagen... Wer kann es sagen, wie viel in großen Städten, zu gewissen Stunden des Abends und der Nacht, wie viel Schätze des Geistes, schöner und wohlthätiger Werke, edler Thränen der Rührung und fruchtbarer Vorsätze hierdurch versiegen, abgeleitet noch vor ihrer Geburt, in der Wurzel erstickt, in alle Winde zerstreut mit wahnsinniger Verschwendung! Der Eine, befähigt, ein großartiges Denkmal seines Wirkens zu hinterlassen, tödtet muthwillig seine Denkkraft und wird der Welt nur Bruchstücke bieten. Ein Anderer, in welchem eine erhabene Schöpfung des Geistes bei

strenger Enthaltsamkeit gediehen wäre, wird die Stunde, den Vorübergang des Gestirnes, den flammenden Augenblick, der nie wiederkehrt, verfehlen. Ein Dritter, von Natur zur Güte, zur Wohlthätigkeit und zu einer liebfreundlichen Zärtlichkeit gestimmt, wird feig, träg, oder selbst hartherzig werden. Jener Karakter, der nahe daran war, Festigkeit zu gewinnen, bleibt zerstreut und leichtfertig. Jene Phantasie, welche am anderen Tage in sanftem Glanze gestrahlt hätte, wird in Dunkelheit dahinschwinden. Ein Herz, das spät und viel geliebt haben würde, wird unterwegs sein Empfindungsvermögen verschleudern. Der Mann endlich, der rechtschaffen und unbestechlich geblieben wäre, wird, wenn er mit fünfundzwanzig Jahren in Lüsten sich zersplittert, mit vierzig sich zu beugen und den Gewalthabern sich anzuschmiegen lernen. — — Wird so die zarteste Blüthe des Leiblichen zu schlimmem Zweck getödtet, ist sie nicht mehr in uns, um — als der reiche Götterfunken uns zu durchströmen und zu verklären, — dann wird, durch dieses Lebensgeistes Flucht, der Mensch entstellt, in seiner innersten Kräftigkeit verarmt, und geschlagen in seinen höheren, verborgensten Quellen... Unergründliche Wege der Gerechtigkeit! Solidarität unseres ganzen Wesens! Geheimniß, welches das des Lebens und — des Todes ist! (I. 206—208.)

„Ich gehöre nicht zu denen, das wissen Sie, schreibt Amaury seinen Freunden, welche dem sterblichen Pilgrim jede Beatrix auf seinem Dornenpfad versagen möchten. Aber denken Sie immer daran, lieber Freund, das Herz, das sich Ihnen gegeben, nicht zu mißbrauchen, vielmehr diesen Dienst, den Sie

einem auserwählten Geschöpfe widmen nur zu einer durchsichtigen und erfaßlichern Gestalt der göttlichen Liebe zu erheben. Wenn an irgend einem Charfreitag-Abend in einer Kirche Sie zufällig am Gitter des Grabes, das man verehret, nicht weit von ihr auf den Knien ligen, wenn nach dem ersten ausgetauschten Blick, Sie sich sofort jedes ferneren Blickes aus Mitleid mit dem schauervollen Grabe enthalten, o, wie werden Sie dann empfinden, daß Sie niemals wahrhafter und inniger geliebt haben, als in diesen erhabenen Momenten! Fänden sich wirkliche Hemmnisse zwischen ihnen beiden, — o dann nehmen Sie sie an, lieber Freund, segnen Sie dieselben, lieben Sie die Abwesenheit! Lassen Sie den Gedanken an Gott den Ort ihres gewöhnlichen Begegnens sein; er ist das natürliche Band der Seelen. Verkehren Sie ohne Aufhören miteinander in demselben Geist der Gnade, jeder von Ihnen beiden unter einem Flügel desselben Engels!" (II. 118.)

„Der Wollüstige, der die Schönheit nur sinnlich wahrnimmt und genießt (qui la sent et la goûte) ist auch nur die Geissel derselben. Er entweiht sie durch seine Huldigung. Er geht nur darauf aus, sie herabzuwürdigen, sie zu verdunkeln. Statt sich durch sie zu erheben, freut es ihn, sie durch seine lüsterne Liebkosungen zu erniedrigen; er stürzt sie auf immer und opfert sie auf. Die edle Schönheit hingegen, wenn die Seele, die sie bewohnt, ihrer Bestimmung treu verbleibt, wird nicht mit dieser irdischen Hülle vergehen. Sie wird verdienen, durch die Wahrheit verklärt, und gereinigt durch Liebe, auch anderswo fortzubestehen, und demjenigen, der ihr hienieden ge-

dient, wird es vergönnt sein, sie noch fernerhin in der neuen Gestalt, die sich nicht mehr verändern wird, zu lieben. Es ist uns Bedürfniß, dies zu hoffen, und Nichts, o mein Gott! untersagt uns, es zu glauben." (I. 102.)

Die eigentliche Bekehrung wird demnächst durch nachfolgende Betrachtung eingeleitet:

„O, wie hat jene Leichtigkeit des Fallens, die nicht aufhört bis zu den äussersten Grenzen hin, und so lange man nicht die geheiligten Fluthen des Jordans überschritten, die dieselbe ist in den Wollüstigen auf allen Stufen des Kampfes bis zur unbedingten Bekehrung, — o wie hat diese Gebrechlichkeit mich es erkennen lassen, wie wenig es genügt, nur halb, wie nothwendig es ist, ganz zu wollen, und wie es nicht genügt, ganz zu wollen, sondern wie auch dieses Wollen, welches das Unsere ist, von Gott genehmigt (agréé), gesegnet und gewollt werden muß. Unser Wollen allein vermag nichts, obgleich ohne dasselbe die Gnade nicht leicht (guère) herabsteigt, oder nicht Bestand hält. Der große Augustinus, selbst ein Sklave der Rückfälle, hat es nach der Schrift wiederholt: die Enthaltsamkeit ist eine Gabe." Willen und Gnade! Euer ewiges Geheimniß habe ich am meisten in jenen Augenblicken (des Rückfalles) in mir sich bethätigen (s'agiter) gefühlt, aber ohne es jemals der Erörterung zu unterwerfen. Und warum hätte ich es erörtern sollen! Dieser Kampf, der für so viele gelehrte und heilige Männer ein Stein des Anstosses geworden, — warum sollte ich es nicht gestehen, — als Geheimniß aufgefaßt, setzte mich auf keine Weise in Verlegenheit. So oft ich so geradezu

fiel, ohne daß es unmittelbar meine Schuld war, fühlte ich mich frei, wenn auch noch verantwortlich; bei jedem Fall hat unser Wille immer noch Antheil und schuldige und geheime Mitwirkung genug, und zudem finden sich in ihm noch ältere und ursprüngliche (originelles) Sünden genug aufgehäuft, um in den Augen des Gewissens solche Verweigerung der Gnade zu erklären und zu rechtfertigen. Jedesmal hingegen, wenn ich durch Mühe und Anstrengung den Sieg davon trug, fühlte ich nicht blos meinen Willen, sondern die günstige Gnade, die mir beistand und über mir schwebte; immer findet sich im achtsamsten und kräftigsten Willen noch Mangel und Unbedachtheit genug, um im Falle eines sittlichen Erfolges noch die stäte Dazwischenkunft der Gnade zu erheischen." (II. 10—12.)

Das Glaubensbekenntniß endlich, zu dessen Verkündigung der Bekehrte nach Nordamerika segelt, ist gar bündig in folgender Erklärung enthalten:

„Lieben, — für diejenigen beten, die man liebt, auf Erden Gutes thun mit Beziehung auf zurückgewünschte Dahingegangene, mit Bezug auf geliebte Schatten und ihre anderweitige Genugthuung, ein glühenderes de profundis für diejenigen sprechen, die man einen Augenblick gehaßt hat, in allen Dingen in kindlichem und brüderlichem Geiste leben, auch ohne Zögern das Böse verabscheuen, aber ohne Bitterkeit gegen die Sünde, (?) — an die Gnade von oben an die Freiheit in uns glauben, — dies ist das ganze innerlichste (intime) Christenthum." (II. 153 f.)

Wir erlauben uns über das hier Mitgetheilte nur wenige Bemerkungen.

Auffallend ist vor allem die Dürftigkeit und Oberflächlichkeit sowohl der sogenannten Philosophie, welche die eine Seite als des Glaubensbekenntnisses, welches die andere Seite des dem Roman zu Grund ligenden Gegensatzes bildet. Ein kahler und kalter Dualismus, Fatalismus und ethischer Indifferentismus auf der einen Seite, auf der anderen eine auf wenige unbestimmte Allgemeinheiten beschränkte, alles Kirchlichen, und näher alles eigenthümlich Römischen, entkleidete katholische Moral! — Zwischen beiden das tiefgefühlte Bedürfniß der Erlösung aus dem Wust der Sittenlosigkeit, aus der isolirenden Gefangenschaft im Egoismus, und aus der Armuth und Gebrechlichkeit des gottentfremdeten Willens. In Allem aber, und dies ist das positive Resultat: das Streben, das Sinnliche dem Sittlichen wieder unterzuordnen, die Verbindung des Einzelnen mit Allen, und Aller mit Gott wieder herzustellen; also: Streben nach Einigung und Frieden mit sich selbst, mit allen Menschen und mit Gott, — durch Reinigung, Liebe und Gebet, kurz nach Religion im allgemeinsten Sinne des Wortes.

Ob aber dieses Streben auf solchem Wege zu erreichen sei, dies zu erwägen, bleibt füglich dem Nachdenken unserer Leser überlassen.

F. W. Carové, Dr.

Spanien wie es ist.

Letzte Mittheilung.

Die Nachkommen Gusmans, Mendozas, Aguilars. Medina Sidonias und anderer berühmten Männer der Vorzeit, sind bemerklich ausgearter, selbst in ihrem Aeussern, und ihre geistigen Talente sind nicht von der Art, um die öffentliche Achtung ihnen zuzusichern. Die Aeusserungen unsers Gewährsmannes, über die Erziehung der höheren Stände in der iberischen Halbinsel, sind eben nicht geeignet, unserer Meinung über diesen Punkt eine andere Richtung anzuweisen.

Die Söhne der spanischen Großen werden erzogen, wie es, den Begriffen des Landes gemäß, für Senoritos sich schickt, denen der Titel Exzellenz durch ihre Geburt zusteht, d. h. sie bleiben in der größten Unwissenheit über alles, was zu kennen im gewöhnlichen Leben für gut und nützlich gehalten wird.

Von Kindesbeinen von einer Bande verweichlichter Lakaien umringt, die sklavisch in alle ihre Neigungen und Launen sich fügen, gehorcht die künftige Grandeza allein ihrem Natur-Instinkt. Der Kaplan, mit des Knaben Erziehung beauftragt, findet sich glücklich in seiner Sinekur.

Es ist also keinesweges auffallend, daß Ferdinand der Vielgeliebte, der besser als jeder andere seine Landsleute kannte, unverholen bei jeder Gelegenheit die geringe Achtung aussprach, welche er für die „Großen“ hatte. Mit Ausnahme eines einzigen Adeligen von dieser Klasse, der seine Gefangenschaft

in Valençay theilte, hielt er, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, alle übrigen sich vom Leibe, oder gebrauchte sie in seinen Vorzimmern als Kammerherren.

Nicht allein werden die Zinsen der Anleihe, die man den Personen schuldig ist, welche ihr Geld der Stadt Madrid geliehen, nicht regelmäßig ausbezahlt, man hat sogar seit mehreren Jahren nicht daran gedacht, die Schuld irgend einer Uebersicht zu unterziehen.

Während nun gewisse Familien, die bedeutende Summen in den Fonds der Stadt angelegt, um anständig von den Zinsen leben zu können, wörtlich Hungers sterben, legt sich die Obrigkeit dieser Stadt lächerlich genug den Titel „heldenmüthig" bei, dreht sich nach jedem politischen Winde, und hat immer Geld genug, um bei Gelegenheit aller ausserordentlichen Ereignisse Feste und Schauspiele zu geben, statt ihre Verpflichtungen gegen die Gläubiger zu erfüllen.

Die Junta de proprios (der städtische Finanz-Ausschuß) empfängt die Renten, deren Summe, sowohl in Hypotheken als in ligenden Gütern, sich auf 80 bis 90 Millionen Realen (zehn bis eilf Millionen Gulden) jährlich beläuft, und dennoch schreiten die auf Kosten der Stadt unternommenen Arbeiten nur langsam vorwärts, weil niemand bezahlt wird.

Wie kann es auch anders sein. Ihre Reverenzen, wie man die städtischen Beamten von Madrid nennt, sind nur mittelmäßig besoldet. Ihr Legitimo, oder regelmäßiges Gehalt, übersteigt nicht ¾ Piaster täg-

lich, obgleich ihre Größe und ihr Einfluß sich überall fühlbar zu machen sucht.

Die Unternehmer der Stadtbeleuchtung verfälschen das Oel, behalten die Hälfte der dazu bestimmten Ausgabe für sich und lassen den größten Theil der Nacht die Straßen in die tiefste Dunkelheit versenkt. Die öffentliche Reinlichkeit ist nicht besser besorgt, und nirgends findet man mehr Unrath, ausgenommen vielleicht in Lissabon, als hier.

Der Oberaufseher über das Straßenpflaster gewinnt von jedem Stein, den er verwendet, wenigstens eine Peseda jährlich, wobei er überdem noch die Genugthuung hat, zu wissen, daß Fußgänger, Reiter und Fuhrleute seiner unaufhörlich gedenken, wäre es auch nur in ihren Verwünschungen. Nirgends ist das Straßenpflaster sonderbarer, als in Madrid, die Steine sind so gestellt, daß ihre Ecken sich oben befinden, und man auf einem Felsenriff zu gehen glaubt.

Der Mann, welcher die Versorgung der Brunnen mit Trinkwasser übernommen, hat seine Einrichtungen dergestalt getroffen, daß der Verbrauch für jede Haushaltung auf einige Eimer täglich beschränkt ist. Der sogenannte Bettelvogt nutzt zu nichts, als zur Bedrückung der elendesten Klasse, indem er sie unbarmherzig brandschatzt und die Bettelei eher befördert als vermindert.

Das Kapitel über das Ministerium und seine Büreaux ist gewissermaßen unerschöpflich. Es bietet viele Andeutungen dar über den eigentlichen Grund des spanischen Karakters und der Regierung dieses Landes: unübersehbares Feld wichtiger Bemerkungen und Voraussetzungen über die Möglichkeit des Ge-

deihens und Glückes einer Nation, die so lange und so geduldig ein solches Verwaltungssystem ertragen.

In der erleuchteten Sphäre von Madrid ist jeder Vorsteher eines Verwaltungszweiges der Fixstern seines eigenthümlichen Systems, dessen Trabanten regelmäßig ihn umkreisen, wenig bekümmert um alles übrige, ausgenommen wenn es ihren Lauf durchkreuzt und ihn hindert.

Männer von Verdienst, wie das Publikum überhaupt, leiden durch solche Einrichtung. Die öffentlichen Angelegenheiten werden häufig gehemmt: Kleinigkeit, die man unbeachtet läßt, weil man weiß, daß sie das System des Ganzen nicht zu stören vermag.

Die Nachfolger des Herzogs von Lerma haben getreulich bis auf den heutigen Tag seine Uebereinkunft mit seinem Geheimschreiber bewahrt.

„Donner und Wetter, Gilblas," sagte er zu ihm, „Du benimmst Dich nicht übel, und Deine Neigung andern Dienste zu leisten, könnte beinah evangelisch genannt werden. Höre, mein Sohn, ich will mich deinetwegen nicht mit dergleichen Kleinigkeiten befassen. Aber wenn es um wichtige Gnadenbezeugungen, wie um Statthalterposten ꝛc. zu thun ist, wirst Du hinfort mit der Hälfte der bezogenen Entschädigung Dich begnügen und die andere Hälfte mir in Rechnung bringen. Du kannst Dir nicht denken, wie viele Ausgaben ich zu bestreiten habe, und wie viele Hilfsmittel ich in Anspruch nehmen muß, um der von mir bekleideten Stelle Ehre zu machen. Meiner bekannten Uneigennützigkeit ungeachtet, gehöre ich nicht zu den Leuten, die sich zu Grunde richten, um andern nütz-

lich zu sein. Also richte Dich nach dem was ich Dir gesagt."

Niemand hätte sich versucht fühlen mögen, der Meinung des Ministers zu widersprechen. Menschen und Zeiten haben sich seitdem vielfach geändert; die Sitten sind immer dieselben geblieben. Gleichviel ob eine Bittschrift direkt an den König gerichtet ist, sie kann nicht eher zu ihm gelangen, bis sie alle Stufen der Verwaltungs-Hierarchie überschritten. Hat der Bittsteller Recht oder Unrecht in seinem Gesuch, er muß dafür zahlen, und der Gefahr sich aussetzen, selbst im günstigsten Fall durch den zu hoffenden Ertrag seine gemachten Baarausgaben nicht decken zu können.

Ein Beamter, der über seine Vorgesetzten sich zu beklagen wagt, unter welchem Betrachte es auch sei, muß sich auf seine Verabschiedung gefaßt machen, falls er nicht durch einen unvorherzusehenden Glücksfall bis zu dem Monarchen gelangen und seine Sache ihm persönlich vortragen kann. Sind Zufall und Laune ihm günstig, und werden die Zauberworte „concedido como lo pide" auf den Rand des Stempelpapiers geschrieben, so hat er gewonnenes Spiel.

Ein solcher Umstand ereignet sich jedoch nur äusserst selten und früher oder später setzt er die solchergestalt begünstigte Person unaufhörlichen Verfolgungen oder Neckereien von Seiten seiner Vorgesetzten aus, die bei jeder Gelegenheit ihn fühlen lassen, wie unklug es ist, den gebahnten Weg Conducto de los gefes zu verlassen. Sie sind eifersüchtig auf ihre Vorrechte, und haben es nicht gern, wenn die königliche Einmischung ihre Nebeneinnahmen beschränkt.

Bemühen wir uns jetzt einen allgemeinen Begriff zu geben von dem äussern Anblick der Hauptstadt Spaniens. Das Innere von Madrid, mit Ausnahme sehr weniger Straßen und öffentlicher Gebäude, entschädigt unter keiner Beziehung für den unangenehmen Eindruck, welchen die nackte, öde Umgebung der Stadt gewährt. Es ist etwas trauriges in dem Ansehen dieser veraltenden Häuser, etwas düsteres, Unheilverkündendes, das den Fremden bedrückt. Er zweifelt, hier eine bequeme reinliche Wohnung finden zu können.

Fast alle Häuser haben Altane an den verschiedenen Stockwerken. Diese Altane sind gewissermaßen der einzige Punkt, wo man die afrikanische Hitze des Madrider Sommers zu ertragen und frische Luft zu schöpfen vermag. Wie wichtig es nun auch sei, solche Orte im guten Zustande zu erhalten, sind sie doch gewöhnlich sehr schmutzig und ihre Eisengeländer sind mit dickem Rost bedeckt.

Der Anblick der Fenster ist höchst kläglich. Sie haben kleine viereckige Scheiben von allen Schattirungen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß man absichtlich das schlechteste Glas wählt zu den Scheiben, damit die Vorübergehenden nicht in das Innere der Wohnungen blicken können. Die Scheiben sind in Blei gefaßt, das mit der Zeit schwarz wird und die allgemeine Traurigkeit noch vermehrt. In mehreren Haushaltungen sind die Altane so eingerichtet, daß sie zum Trocknen der Wäsche dienen, und diese Wäsche selbst ist von der Art, um keinen anderen als unangenehmen Regungen Raum zu lassen.

Nicht selten sieht man eine elende Hütte, die durch

Strebebalken gestützt wird, neben dem Palaste eines Großen, der nicht zu bemerken scheint, wie sehr jenes halbzerfallene Gemäuer sein Eigenthum entstellt. Sagen muß man jedoch, daß die in der neuesten Zeit aufgeführten Gebäude von besserm Ansehen sind, obgleich ihre innere Einrichtung weder dem Geschmack noch der Umsicht ihrer Erbauer zur Ehre gereicht. Die Zimmer sind meistentheils sehr klein, weil es dem Eigenthümer vorzüglich darum zu thun ist, so viel Miethsleute als möglich in einem beschränkten Raume nebeneinander zu schichten.

Die unter der Benennung Rastro und Barrios Bajos bekannten Stadttheile, scheinen ungesund und sind wirklich eckelhaft. Sie bestehen fast durchgängig aus Lehmhütten mit Ziegel-Dächern. Die ganze Wohnung ist auf ebenem Boden; oft unter demselben. Hier hauset die Hefe des Pöbels. Sie sind die Zufluchtsorte des Lasters und aller Verbrechen. Nicht blos für die Hauptstadt sind sie gefährlich und gereichen ihr zur Schande, sie würden selbst eine Stadt sechsten Ranges entehren.

Dieselben Gegensätze zeigen sich in der Lebensweise des Adels und der Reichen, in ihren Pferden, ihren Kutschen, ihrer Kleidung und ihrer Nahrung. Luxus und Elend, Wohlstand und Unreinlichkeit gruppiren sich immer dicht aneinander.

Der Madrilegno (Bewohner von Madrid) hat in seinem Benehmen etwas durchaus eigenthümliches. Wenn man mit verbundenen Augen mitten in diese Stadt versetzt würde, und in der ersten belebten Straße wieder um sich blicken könnte, würde man sich in einem Seehafen glauben, der großen Mannigfaltigkeit

der europäischen, morgenländischen und anderer Trachten wegen, nebst ihren unendlichen Abstufungen.

Der Valenzianer, mit seinem bunten um den Kopf geschlungenen Tuche, nach dem Gebrauche der Mauren, und seinem gestreiften Mantel, den er nachlässig über die Schultern wirft; der Moragato, den man seiner Beleibtheit und seiner Kleidung nach, für einen holländischen Schiffskapitän halten möchte; der Eingeborne von Estremadura, mit seinem breiten Gürtel von Büffelleder, der ihm die Hüften umspannt und einen Rosenkranz von Chorisos (Bratwürsten) in der Hand; der Katalanier, mit wildem Blick und der herausfordernden Haltung des Albanesen, mit der Zipfelmütze von rother Wolle, die ihm gleich dem neapolitanischen Lazzaroni bis zur Schulter reicht; der Andalusier in seiner zierlicher Tracht, mit dem dunkelbraunen Gesicht und dem ungeheuern Schnurbart; der schwerfällige, unsaubere Gallizier, der mit seinen sechspfundschweren Schuhen den Staub aufwühlt: solches sind die vorzüglichsten Originale, welche Madrid in sich vereint dem Reisenden darbietet.

Zu dem allem muß man noch den trägen, schläfrigen Gang und die glänzenden Uniformen der in der Hauptstadt so häufigen Soldaten, wie die in noch größerer Menge sich zeigenden Mönche rechnen, deren Gewand seltsam zusammengeflickt ist, um dem Volke den Glauben zu geben, als seien sie sehr arm, während sie in ihren Klöstern in Ueppigkeit schwelgen. Vergessen darf man auch nicht die zahllosen schwarzen Mantillas, womit die Frauen jedes Alters und Standes bekleidet sind. Die Schleier, ehemals sehr häufig, vermindern sich immer mehr.

Die Mutter oder Duegna, mit bedächtigem Schritt, die Tochter, immer einige Fuß vorangehend und unter strenger Betrachtung ihrer Hüterin, sind ebenfalls von eigenthümlichem Interesse. Welch sittsames Ansehen das Mädchen auch haben mag, läßt es doch mit strenger Unpartheilichkeit allen vorübergehenden Männern Gerechtigkeit widerfahren, und weiß sehr genau, nach der Rückkehr aus der Kirche, Rechenschaft über Bekannte und Unbekannte abzulegen.

Die spanische Gefallsucht aller getroffenen Vorkehrungen ungeachtet macht sich dennoch geltend, und wie sorgsam die jungen Frauenzimmer auch bewacht sein mögen, verstehen sie doch durch eine zufällig scheinende Bewegung ihres Kopfes oder ihres Fächers, ihren Liebhabern sich verständlich zu machen.

Die Calle von Alcala ist eine der schönsten Straßen in Madrid, oder vielmehr sie ist die einzige einer Hauptstadt würdige. Sie ist über zwanzig Minuten lang und sehr breit. Die Alcala-Straße ist nächst ihren schönen Gebäuden noch berühmt durch ihre Osterias oder Wirthshäuser, wo die Arrieros oder Maulthiertreiber und die Ordinários oder Kärrner, die zwischen den vorzüglichsten Provinzstädten hin und her reisen, einkehren.

Man verläßt einen Palast um gegen einen Misthaufen zu stoßen, der aus dem daneben befindlichen Gasthause aufgeschüttet worden. Die Ohren werden betroffen von einer malerischen und kräftigen Sprache, von dem Geklingel der an dem Halse der Maulthiere befestigten länglichen Glocken. Zwei oder drei ungeheure Bullenbeisser, mit Halsbändern, die mit spitzigen, nach Aussen gerichteten Nägeln bedeckt sind,

ruhen am Eingange und scheinen auf eine günstige Gelegenheit zu harren, des Vorübergehenden Kleider zu zerreissen. Ein starker Geruch neu gepichter Weinfässer vermehrt noch die Annehmlichkeiten des Spazierganges in der Alcala-Straße.

Man glaubt endlich mit Ruhe weiter schreiten zu können, weil man rechts und links nichts als anständige Häuser gewahrt. Aber schon nach einigen Schritten sieht man sich zwischen einem Despacho de vino (Trinkhause) und einer Tienda oder Lebensmittel-Verkäuferin, die gewöhnlich so schmutzig oder so glänzend ist, als eine Wurst- und Speckhändlerin irgend sein kann. In dergleichen Kaufladen werden ebenfalls Schokolade, Käse, Gemüse und Lammsviertel feilgeboten.

Die eben beschriebene Straße ist gegen einen sanft ansteigenden Anhang erbaut, und wenn man bis zum Zollhause gelangt ist, kann man einerseits den Prado, anderseits das Sonnenthor bemerken.

Auf diesem Punkte erblickt man beständig eine Menge kräftiger Männer, die in ihre Mäntel gewickelt sind, welche sie bald bis zu den Augen erheben, bald mit den Aermen auf den Rücken zusammenfassen, bald auf eine Schulter werfen, und deren Beschäftigung, einen Tag wie alle Tage, darin besteht, Zigarren zu rauchen, die Vorübergehenden zu mustern, und über alltägliche Dinge sich zu unterhalten.

Wollte man sie beurtheilen nach dem alleinigen Anblick ihrer stolzen Gesichter, ihrer schönen Schnurbärte, ihrer spitzigen, mit einer schwarzen Seidenquaste besetzten Hüte, woran das breite schwarze Sammetband, welches den obern Theil beinah ganz be-

deckt, nicht fehlen darf, möchte man sie wenigstens für Haciendos oder Landeigenthümer aus Andalusien halten, oder für Chalanes (Roßkämme) von Kordua, die zu einem Pferdrennen oder zu einem Stiergefecht sich eingefunden.

Ihre reich gestickten Westen und Jacken zeigen sich durch eine Oeffnung in der Capa. Ihr schönes Seidenhalstuch, durch einen goldenen Ring zusammengehalten, könnte sie der Grandeza beigesellen lassen, wenn ihre athletischen Glieder nicht andeuteten, daß sie zu jener entarteten Rasse nicht gehören.

Indessen sind alle solche Voraussetzungen der Wahrheit nicht getreu. Diese jungen Leute gehören oder gehören nicht zum Bürgerstande von Madrid. Sie geben dem Trabujo und dem Säbel vor jedem andern mehr mechanischen Werkzeuge den Vorzug. Ihr Aufenthalt in der Alcala-Straße hat keinen andern Zweck, als die ankommenden und abgehenden Reisenden sich zu merken, um gelegentlich sie in Kontribution zu setzen. Sie sind mit einem Worte Industrieritter oder Cabaleros ladrones, die ihre Gewerbthätigkeit ausüben, ohne daß die Polizei etwas dagegen einzuwenden findet.

Die Calle von Montesa, die zu Madrid dasselbe ist, was die Vivienne-Straße zu Paris und Bond street zu London, ist dennoch wesentlich verschieden von diesen glänzenden Vorbildern. Man gewahrt hier die reichsten und glänzendsten Kaufladen jeder Art. Darum auch finden sich die Damen hier in Menge ein. Ihr Verfahren ist ganz dasselbe wie in andern Städten; sie lassen sich fast alle vorhandenen Waaren vorlegen, werfen die Päcke über und durcheinander, und kaufen

entweder nichts oder doch nur wenig bedeutende Gegenstände.

Es ist nichts seltenes, daß die Damen, beim Markten um Modeartikel, einen schmerzlichen Schrei ausstoßen, veranlaßt durch einen Truthahn, der irgend einer Posada in der Nähe entschlüpft, seine Nahrung an ihren Schuhen sucht, deren Schleife oder deren Stickereien seinen Appetit gereizt.

Enden wir unsere Auszüge mit einer Anekdote, die einen ziemlich genauen Begriff von dem rachsüchtigen Karakter eines Spaniers geben kann. Zwei unzertrennliche Freunde begaben sich zu einem Stiergefecht. Während dem Schauspiel stritt man sich, welcher von den beiden Kämpfern sich am besten benommen. Es kam zur Schlägerei, worin Manoel die Oberhand behielt. Vincente schien ohne Haß gegen seinen Freund. Aber innerlich schwor er, sich zu rächen.

Nach einigen Tagen lud er den andern ein, ihn nach dem Cortigo seines Oheims zu begleiten, um dort einige junge Stiere zu sehen. Beide waren fröhlich und guter Laune; sie aßen und tranken mit einander und besuchten die Stallungen nach ihrem Mittagessen.

„Tritt ein wenig näher gegen diese Hütte," sagte Vincente zu seinem Begleiter, „ich will Dir einen herrlichen Stier zeigen, den man bis jetzt nicht zu bändigen vermocht."

Die Thür wurde behutsam geöffnet und Manoel trat in den niedrigen Behälter. Kaum aber hatte er einen Schritt gemacht, als der andere die Thür hinter ihm verschloß und davon eilte.

Manoel mußte einen schnellen Entschluß fassen. Der Stier, durch das Geräusch aufgeweckt, erhob sich zum Kampf. Schon zog er sich zurück um sich gegen den Eingesperrten zu stürzen, als Manoel, mit dem Rücken gegen den Pfeiler in Mitte des Stalles sich stellend, durch sein Geschrei, wie durch heftige Bewegung seiner Aerme und Beine, den Stier zu reizen sich bemühte.

Dieser stürzte sich mit Wuth gegen ihn. Der Andalusier, schnell wie der Blitz, warf sich in demselben Augenblick zu Boden, und ließ das Thier über sich hin springen, um gegen den Pfeiler sich den Kopf zu zerstoßen. Seine Vorausberechnung traf richtig ein und der Stier stürzte todt zu Boden. Manoel's Hilfsgeschrei zog Leute an, und er wurde aus dem Stalle befreit.

Vincente war indessen nach Hause zurückgekehrt. Manoel eilte ihm nach; kaum bemerkte er den Fliehenden in der Ferne, so rief er ihm zu: „Ich bringe dir die Münze von deinem Thaler.“ Vincente gab seinem Pferd die Sporen, um der ihn bedrohenden Rache zu entrinnen. Aber sein Gegner holte ihn ein und erschoß ihn. Er wurde auf derselben Stelle verscharrt, ohne daß man über dies Ereigniß eine nähere Untersuchung anzustellen für nothwendig erachtete. Manoel entfloh nach Amerika. Man tadelte allgemein, nicht etwa seine blutige That, sondern vielmehr seine übereilte Flucht....

Kleine Sittengemälde aus Paris.

Die öffentlichen Spielhäuser.

Lasciat'ogni speranza, voi ch'entrate.
Dante.

Einige Schritte von Corcelet, von den Brüdern Provençaux, von Véry und Véfour, in demſelben Palais-Royal, wo Luxus zwiſchen Elend und Verworfenheit dahinſtrömt, befindet ſich die berüchtigte Nummer 113. Ein eiſerner Griff, einem Galgen nicht unähnlich, deutet auf die blutrothen Buchſtaben: C'est ici (hier iſt's). Der Straßenräuber in den Abruzzen, der den Reiſenden anhält, verlangt von ihm Geld oder Leben. Die Eiſenhand der Nummer 113 verlangt beides zu gleicher Zeit. Des Banditen Dilemma iſt menſchlicher; er läßt wenigſtens die Wahl.

Iſt man gekleidet, ſo trete man ein. Iſt man halb nackt, ſo trete man ebenfalls ein. Es gibt ein Nebenzimmer, wo man ſich für 20 Sous (28 kr.), einen Ueberrock miethen kann. Falls man nur Geld bringt, ſei es Kupfermünze oder Bankbillete, wird man gaſtfreundſchaftlich aufgenommen. Man erkundigt ſich weder nach Alter, nach Stand, nach Tugend oder Laſter. Man iſt Spieler; das iſt genug.

Man trete ein in dieſe beiden Zwillings-Säle. Sie ſind der Spieler Pandämonium. Das Spiel zeigt ſich hier in ſeinem häßlichen Ideal. Andern

Orts schminkt und putzt sich das Ungeheuer. Es legt rosafarbenes Pflaster auf seine Geschwüre. Hier zeigt es sich nackt und wahr.

Erkundigt man sich nach dem Stande der anwesenden Personen, so wird uns der Diener angedeutet, der seinen Herrn bestohlen; der Verwalter, welcher mit der Kasse davon gelaufen; der Handwerker, der in einer Stunde verliert, was er im Schweiße des Angesichts die ganze Woche gewonnen, und auf den seine hungrige Familie hinter einem leeren Tische harrt.

Man gewahrt auch hier und da einen Kaufmann, der morgen Bankerott machen wird, und der sich vertraulich mit einem andern unterhält, welcher gestern seine Zahlungen eingestellt.

Alle Personen, mit einem Worte, welche man hier sieht, sind bereits tief in Laster und Verworfenheit verstrickt. Sie harren gewissermaßen nur auf ein Doppelnull, um die letzte Scheidewand zu übersteigen, welche sie von dem öffentlichen Ankläger trennt.

Die meisten der sich hier zeigenden Gesichter sind mit Runzeln bedeckt, welche ihre Lieblings-Beschäftigung, das Spiel, ihnen gegeben. Die Hände fast aller Anwesenden sind verknöchert beim Zusammenraffen des gewonnenen Goldes, und haben das Ansehen von gierigen Krallen. Ihre Augen sind erloschen, beim Anblick der flammenden Zahlen, deren Erscheinen sie zu Grunde gerichtet.

Alle diese Leute haben nichts menschliches mehr, selbst nicht einmal den Namen: man nennt sie „Ponten.“ Ihre Haare haben sich so oft empor gesträubt,

daß sie in den Wurzeln ausgetrocknet sind. Der Ponte ist meistentheils kahlköpfig, und seine Haut ist getrocknetem Pergament nicht unähnlich. Das unaufhörlich mit Gewalt seinem Herzen zuströmende Blut hat sich zersetzt, und beginnt in Verwesung überzugehen. Sechsunddreißig zierlich um eine Rundsäule geschlungene Nummern, haben solche Ergebnisse veranlaßt. Und diese mörderischen Nummern sind öffentlich privilegirt.

Glück, dies fabelhafte und launische Wesen, leitet manchmal eine der zuckenden Hände ziemlich gut. Zufall spielt diesem oder jenem Ponten einige Goldstücke in die Hände. Man muß sehen, welcher entsetzliche Neid alsdann in allen Zügen der andern Spieler sich zeigt...

Sie hoffen, beim nächsten Male eben so glücklich zu sein. Aber es fehlt ihnen an Geld zum Einsatze. Woher es bekommen? Wie es auftreiben? Arbeit könnte es gewähren. Aber Arbeit ist zu mühsam und zu wenig abträglich. Der Ponte von No. 113 ist überdem träg von Natur. Er zieht es vor herumzuschlendern, aufzupassen, zu sehen ob nicht irgend eine Gelegenheit, Geld zu erlangen, sich ihm darbietet.

So wird seine Hand allmählig zum Verbrechen ausgebildet. Er hat keinen Skrupel mehr und schreckt vor nichts zurück, wenn es darum zu thun ist, sich einen Einsatz zu verschaffen, der im glücklichen Falle sechsunddreißigmal vermehrt werden kann. Welcher Spieler könnte solcher Lockung widerstehen? Die beiden Mörder Lacenaire und Avril fanden sich

alltäglich in No. 113 ein. Von Spiel zu Spiel hat die Martingale sie dem Nachrichter überliefert.

Wer hat nicht jene zerlumpten Elenden bemerkt, die in der Dunkelheit längs der stinkenden Häuserreihe der Valois-Straße dahin schleichen? Wer weiß woher sie kommen? Die Tribunal-Zeitung wird es bald sagen.

Sie pressen krampfhaft einige Thaler in ihrer glühenden Hand, eilen, zwei Stufen zugleich nehmend, die Treppe hinauf, treten ein in den Saal, wo sie eine fieberische Ausdünstung verbreiten, und wo sie die Nullen zu bekämpfen sich bemühen. In einigen Minuten nimmt man ihnen gewaltsam was sie auf gleiche Weise erworben.

Verlohnte es sich der Mühe, ganz Paris zu durchstreifen, hundert Gefahren Trotz zu bieten, um eine Beute zu suchen, und hier sie wegzuwerfen?

Wie oft ist nicht mit Blut besudeltes Geld, aus der Hand eines Verbrechers, in die des Croupier's übergegangen, und aus dieser letzten in die wohlriechende Chatulle einer sogenannten Dame von gutem Ton der Chaussée-d'Antin!....

Der Herd der meisten Verbrecher ist hier. Man würde verblendet sein, wollte man ihn anderswo suchen. Die Liste der Besucher von No. 113 ist so zu sagen die erste Seite des großen Kriminal-Registers.

Ein altes Sprichwort sagt: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Mit vollem Rechte kann man hinzufügen: „Spiel ist aller Laster Bundesgenosse. Müßiggang und Spiel können sich vermählen, und man darf auf sie wohl den Hochzeits-Gesang an-

wendbar machen, den Milton in seinem verlornen Paradiese der Ehe zwischen Tod und Sünde gewidmet.

Wenn die Thür von 113 sich verschließt, öffnet sich die Kerkerthür. Jede Umdrehung der nummerirten Rundsäule, stößt die Spieler den Galeeren und dem Blutgerüste näher. Die Zahlpfennige, deren man in dieser Anstalt sich bedient, sind durch Hände gegangen, die mehr als einmal Ketten getragen, und die schrecklichen Gerippe, welche zu Clamart verwesen; waren dieses Spielhauses gewöhnliche Gäste.

Horaz hat Frascati besungen, wo sittige Grazien bei Mondschein tanzten. Man könnte seine Verse beinah als eine satirische Prophezeihung betrachten, die auf das pariser Frascati, in der Richelieu-Straße No. 108, am Eck des Boulevart-Montmartre, ihre Anwendung finden würde. Poëta vates.

Herbei Fremdlinge aus allen Ständen und Nationen; man tanzt zu Frascati. Die sittigen Grazien und die in den pariser Genizeen wohnenden Nimphen tanzen Quadrillen von Müsard in den Sälen der Roulette und des Trente-un. Es ist ein entzückender Verein, wie das Karneval keinen ähnlichen mehr darbieten wird.

Zwei vorwärts: Double zéro noir. — Die Pastourelle: Neunundvierzig. — Gold ist ein Hirngespinnst: Eins; eins nachher. — Pantalon: Tout va aux billets. — Chaîne anglaise: Rothe Null. — Dänische Quadrille: 25 roth, impair et passe. — Queue du chat: Die Hälfte zur Masse. — Allemande links: 10 Louis roth endehors. — Chassez-huit: 20 Fr. auf die Transversale du milieu. — Die Tre-

nitz: Das Billet wird für 500 angesetzt. — Balanzirt die Damen: Tout va, Gold und Billete. — Die Gustav-Gallapade: Die Karten passiren. — Eté: Rien ne va plus....

Solch Geschrei, alle diese gegen einander stoßenden, sich durchkreuzenden, sich vermischenden und verschmelzenden Stimmen bilden ein wahrhaft höllisches Vokalkonzert. Goldstücke klirren im Takt mit den Sebillen; Thaler rollen, Quadrupel walzen, Billete fliegen und Familien-Glück galoppirt davon.

Die Tänzer rufen: Vorwärts zwei! Die Spieler schreien: Vorwärts alles! Narrheit, Wahnsinn, Trinkgelag, Weiber und Gold: Satan hat nie etwas schöneres auf dem Erdenrund gesehen.

Man höre diese abgebrochenen Phrasen: Sie sind bei Nacht schön wie der Tag. Zwei Refaits von Trente-un, o verwünscht. — Dies Kleid ist ihnen wie angegossen. Die 36 zögert um 50. — Sie tanzen heut wie die Taglioni. Eine Matingale ist gesprungen. — Ihre Füße sind so klein, daß ich sie für Ihre Hände gehalten. Versuchen wir die Progression von Alembert. — Nichts schöneres als ihre Büste unter dem schwarzen Atlas. Müssen mir drei tiers und tout springen, sacrebleu! — Ich hoffe Sie morgen wieder zu sehen. Die Serie von rouge hat sich erklärt. — Ich bete Sie an. Ich hänge mich. — Reizendste aller Weiber! Verfluchter Banquier! — Braun und weiß. Roth und schwarz. — Meine erste Liebe. Mein letzter Thaler.

Es ist ein Fest, ein Ball der sieben Hauptsünden. So tanzte man in Ninive. Geld und Weiber, Weiber und Geld; der Scheiterhaufen brennt in allen

Herzen. Gold rauscht herab in Kaskaden; wohlriechende Gerichte dämpfen auf den Tischen. Die Gäste singen: Wein, Spiel, Liebe, Genuß. Champagner strömt fluthweis, Pasteten fallen in Trümmer, gleich dem Kolisäum. Jo Bacche! Die Nationalgarde wacht, der züchtige Gewürzhändler beschützt die Orgie.

Tanzt, spielt, trinkt, die Nacht ist zum Vergnügen geschaffen. Vivat die Nacht; zum Henker mit dem Tage. Wozu nutzt die Sonne? Sie verräth nur unsere Schlechtigkeit. Sie ist Gottes Kundschafter. Hier die Helle von 100 Kronenleuchtern, daneben undurchdringliche Nacht; was kann man besseres wünschen?

Die Frauen sind entzückend beim trügerischen Kerzenlicht, Ihre Schultern brennen, ihre Aerme sind von einem matten Glanze umspielt. Nichts berauschenderes als ein Spieler zwischen schönen Weibern und hohen Goldhaufen.

Bei all' dieser fieberischen Bewegung bleibt Zyrus ruhig und kalt. Er tanzt nicht, er zerstört alles, was die jungen Sardanapalus gründen: Zyrus ist der Banquier. Er bleibt unerschütterlich wie ein Kreuzkönig, und kühn wie ein Schellenbube. Unzugänglich für jede Verführung, ist sein alleiniges Gewerbe, Karten aufzulegen, und er legt sie auf. Seine Hand schreibt: Mane, Theres, Phares in die drei vor ihm ausgebreiteten Karten-Reihen. Die Menge gafft, ohne zu begreifen, und wenn ein Daniel auftritt, die Erklärung zu geben, wird er von einem Aufwärter zur Thüre begleitet. Man braucht kein großer Prophet zu sein, um voraus zu

ſagen, welches Schickſal der meiſten Spieler dieſes Balls harrt. Horaz war glücklicher in ſeinem Frascati, weil man das Trente-un noch nicht kannte. —

Wollte man die Entfernung berechnen welche 113 vom Salon ſcheidet, könnte man dazu ſich des Durchmeſſers der Erde bedienen. Der Kupferheller hat mehr Aehnlichkeit mit dem ſpaniſchen Quadrupel, oder der Montmartre mit dem Mont-Blanc als jene beiden Extreme. 113 iſt das Alpha, der Salon iſt das Omega der Fortuna.

Bei alledem iſt der Salon in vielen Fällen doch nur das Vorzimmer von 113. Man hat aus dem einen zum andern einen Geſandten, einen Finanzminiſter und einen geweſenen Monarchen übergehen ſehen. Es ſind zwei Flüſſe, die derſelben Quelle entſtrömen, wovon jedoch der eine ſich im Schlamme verliert, während der andere in prächtigen Waſſerfällen dahin rauſcht.

Sobald einer jener Reiſenden, welche man eine „Standes-Perſon“ nennt, im Hôtel des Princes, oder im Hôtel de Castille abſteigt, findet er auf ſeinem Spiegeltiſche eine höfliche Einladung zum Beſuch des Salon. Es iſt nicht weit, nur einige Schritte, auf der Straße entgegengeſetzter Seite.

Vielleicht wirft der Fremde die Einladung zuerſt verächtlich bei Seite. Aber bald erſcheinen Augenblicke, wo er ſich langweilt und er überſchreitet den Rinnſtein, der für ihn der Rubicon iſt.

Der erſte Anblick des Salon iſt keinesweges zurückſtoßend. Man befindet ſich da in „auserleſener“ Geſellſchaft. Die Blüte der europäiſchen Ariſtokratie verweilt hier mit ihren Martingalen in der Hand.

Da sitzt ein General, der Schlachten gewonnen oder verloren, dort ein Herzog ohne Herzogthum, weiterhin ein verabschiedeter Gesandter. An Pairs, an Deputirten, Gelehrten jeder Art, an berühmten Reisenden, die Karten durchstechen, welche nichts geographisches haben, ist kein Mangel.

Hier haben zwei, vor kurzem noch berühmte Staatsmänner, zwischen zwei Taillen, über das „königliche Statut" nachgesonnen, deren Urheber sie gewesen. Das Glück der spanischen Nation schreibt sich vom Salon her.

Der Neuangekommene wirft zuerst nachlässig einige Goldstücke auf den grünen Teppich; doch bald vom Spiel erhitzt, wagt er das 500 Franken-Billet. Es ist nicht nöthig hinzu zu fügen, daß er es verliert. Er spielt, bis sein Beutel leer ist.

Um nicht nach seinem Hôtel zurückzukehren, und Geld zu holen, weil seine Entfernung bemerkt werden könnte, und man vor allem die Dehors bewahren muß, verschiebt er seine Revanche auf den andern Tag, und durchschreitet die Säle, um „Sitten zu studieren."

Sein Begehen ist den Aufpassern nicht entgangen. Nach einigen Minuten wird er von einem sehr anständig gekleideten Manne angesprochen, der nach einigen gewechselten Höflichkeits-Phrasen die Unterhaltung auf das Spiel leitet, und zu desselben Fortsetzung ihm so viel Geld anbietet, als er wünscht. Der zuvorkommende Darleiher ist niemand anders, als ein Helfershelfer des Spiel-Unternehmers. Der Fremde findet sich geschmeichelt, auf sein gutes Ansehen sogleich Kredit gefunden zu haben. Er nimmt

die ihm angebotene Summe und — verspielt sie. Er borgt abermals und verspielt wieder.

Wüthend über seinen Verlust, will er sich um Mitternacht entfernen. Aber eine höfliche Stimme ruft ihn zurück. Der Zeremonien-Meister der Anstalt nähert sich ihm und ladet ihn ein zum Abendessen des Salons.

„Wie! man speist im Salon?“

— Ja, mein Herr.

„Ich habe keinen Hunger.“

— So tauchen Sie wenigstens ein Biscuit in ein Glas Lafitte. Sie werden sehr gute Gesellschaft finden. Man setzt sich eben zu Tische. Ich habe für Sie ein Gedeck aufstellen lassen. Wir haben Rehbraten, den der Herr Baron von Cussy selbst besorgt. Sie kennen ihn, den Herrn Baron von Cussy; ein sehr angenehmer Gesellschafter. Er ist die Seele unserer kleinen Feste. Der erste Feinschmecker in Paris. Brillat Savarin hat ihm seine Gabel vermacht, den Zepter der epikuräischen Dynastie. Wir haben überdem noch den Grafen von ..., den Marquis von ..., Lord F., Sir Williams G., Mitglied des englischen Parlaments, und viele andere ausgezeichnete Personen. Ist Ihnen vielleicht das Trente-un nicht günstig gewesen?

„Ich habe 6,000 Fr. verloren.“

— Sie werden morgen vielleicht doppelt so viel gewinnen. Herr Hope hat heute 1,000 Louisd'or gewonnen.

„Herr Hope?“

— Ja, Sie wissen der berühmte holländische Ban-

quier. Er hat unerhörtes Glück. Er hat mehr als 100,000 Thaler letzthin im Creps gewonnen.

„Im Creps?“

— Ja, im Creps. Kennen Sie nicht den Creps?

„Nein.“

— Schade; es ist ein Spiel, durchaus zum Vortheil des Ponten. Die Verwaltung richtet sich dabei zu Grunde; aber sie läßt ihn bestehen, weil viele Besucher einmal daran gewöhnt sind. Herr von ..., der Enkel vom Esprit des Lois und von Grandeur und Décadence hat gestern 70,000 Fr. im Creps gewonnen. Auf Ehre, der Creps kostet uns jährlich über eine Million.

„Nicht möglich.“

— Wie ich die Ehre habe Ihnen zu sagen: Eine Million und etliche 100,000 Fr.

„Wenn dem so ist, warum spielt nicht jedermann Creps?“

— O mein Herr, der Geschmack ist so verschieden, so unerklärlich. Die Anregungen sehen Sie, die Anregungen, man will Sie um jeden Preis. Ich kenne mehrere unserer alltäglichen Besucher, die in Verzweiflung sein würden, wenn sie gewönnen, versteht sich im Creps. Die Engländer vorzüglich können den Creps nicht ausstehen. Aber ich höre den Herrn Baron von Cussy, der das Zeichen zum Abendessen gibt. Ist's gefällig? Ich werde die Ehre haben, Ihren Tischnachbar Sir Williams Ihnen vorzustellen. Er ist Tory, aber gemäßigt, flau, sehr flau, er hat für die Reform gestimmt. Nach dem Abendessen können wir unsere 6,000 Fr. im Creps wieder gewinnen.

Die Standesperson soupirt, doch mit schlechtem

Appetit. Ihr Ecot hat ihr 6000 Fr. (2800 fl.) gekostet. Ein Stückchen Rehbraten wird 2000 Thaler im Salon berechnet. Der Tarif ist ein wenig theuer.

Nach dem Abendessen ist der Salon am glänzendsten. Mitternacht ist der eigentliche Mittag des Spiels. Man drängt sich um die Tische, man erdrückt die Croupiers. Man häuft Gold auf Bankbillete. Man bereichert sich und richtet sich zu Grunde, zwanzigmal in einer Stunde; am gewissesten richtet man sich jedoch zu Grunde. Es ist das Verfahren wahnsinniger Menschen, die man einsperren sollte.

Plötzlich entsteht eine Pause. Ein dicker, untersetzter Mann, ein Fremder, dessen Wort ernst, dessen Bewegung schwerfällig ist, tritt herein. Jedermann weicht ihm aus, jedermann betrachtet ihn. Die „Taille“ selbst, die durch nichts unterbrochen werden kann, scheint einige Minuten gelähmt. Wer ist dieser Mann, der eine abgeschossene Kugel zurückzuhalten vermag?

Eine andere Person nähert sich ihm von der entgegengesetzten Seite. Diese letzte ist der König des Salons, der Spielpächter. Er grüßt den Fremden mit ausserordentlicher Höflichkeit. Nach erhaltenem Kopfnicken fragt er ihn:

„Sie beehren uns heut Abend mit Ihrem Besuch, Herr Hope?“

— Wie Sie sehen, entgegnete der Gefragte. Ich brauche gerade eine Kleinigkeit, 50,000 Fr., oder so etwas; wollen Sie so viel aussetzen?

„Zu Ihrem Befehl. Ich habe eben so viel bei der Hand. Wünschen Sie hier oder beim Creps zu pariren?“

— Ja, beim Creps; ich habe gerade eine kleine Ausgabe in meinem Landhause. Sie werden mir das Vergnügen machen, sie zu bezahlen; nicht so?

„Sehr gern: ich stehe ganz zu Ihrem Befehl. Es wird ein großes Vergnügen für mich sein, etwas für Sie zu thun.“

Die eben gehörte Herausforderung unterbricht für einige Zeit alle andern Spiele. Die Säle des Trente-un und der Roulette werden verlassen. Alles stürzt sich in den Saal, wo der Banquier und Hope im Creps sich duelliren.

Hope ist einer jener fabelhaften Reichen, deren Vermögen eine fast unglaubliche Masse bildet. Er könnte die Kirche und die beiden Thürme U. l. F. in Paris mit Silberplatten bedecken, ohne dadurch besonders zurückzukommen. Er ist zehnmal reicher als die Familie Rothschild, die eben nicht zu den ärmsten gehört. Um Seinesgleichen zu finden, müßte man in tausend und einer Nacht auf den Anstand gehen.

Dadurch erklärt sich auch sein rasendes Glück, das nichts anders ist, als das Geheimniß des Magnetismus und Anziehungskraft. Die größere Masse zieht die geringere an, wie die Erde den Luftstein, wie das Weltmeer Flüsse und Bäche. Spielte Peru mit Hope, würde Hope verlieren.

„12,000 Fr. zur Masse,“ sagte er mit jener Ruhe, die für den Banquier eben nicht beruhigend ist. Der Banquier fürchtet sich nicht für Gott; aber er fürchtet sich für Hope. Es versteht sich von selbst, daß Hope gewinnt. Man zahlt ihm 12,000 Fr. Er stößt sie zurück.

„Gleiche Masse,“ sagt er. Der Banquier wird verlegen. Demungeachtet würfelt man. Hope gewinnt abermals, läßt die 48,000 Fr. im Spiel und gewinnt zum dritten Male. Die Crepsbank ist leer. Hope sagt nun mit jener zierlichen Fadheit, die einem großen Vermögen eigenthümlich ist:

„Nun, mein Lieber, Sie füllen nicht noch einmal?“

— Nein, entgegnete der Pächter, ich erbitte mir meine Revanche für ein anderes Mal.

„Wie Sie wollen,“ sagt Hope, fordert ein Glas Orgeat, und läßt ein 40 Franken-Stück auf den Teller fallen. Das 40 Franken-Stück ist sein Pfennig.

Die Spinne des Spiels hat ihr grünes Netz über alle Theile von Paris ausgespannt. Der Körper des blutgierigen Insekts aber ist im Mittelpunkt, im Palais-Royal. Von da beobachtet es die beiden Ufer der Seine. Schneidet man ihm auch einen seiner Goldzweige ab, so sproßt unmittelbar ein anderer hervor. Uno avulso non deficit alter.

Die Nummer 36 der Dauphine-Straße ist niedergerissen worden, und diesmal hat die Sache des öffentlichen Nutzens wirklich gewonnen. Unmittelbar darauf ist jedoch die Nummer 59 in der Straße St. André-des-Arts geöffnet worden, dergestalt daß die studierende Jugend die Karybdis der Thionville-Straße vermeidend, in die Scylla der St. André-Straße gerieth. Die armen Studenten wurden gleich dem der glückseligen Märtyrer gekreuzigt an dem Querbalken der 36 Nummern.

Diese höllische Strategie, die ein Croupiers-Vorposten hart an dem Hauptquartier der studierenden Jugend aufstellte, ist glücklicherweise nicht lange geduldet

worden. Ein einstimmiger Schrei des Entsetzens und der Verwünschung, von allen Familien ausgestoßen, die ihre Kinder das bürgerliche Gesetzbuch und das römische Recht auf dem St. Genofeva-Hügel ergründen lassen, hat den Schluß dieses Spielhauses zu Folge gehabt.

Zur Entschädigung ist der Spielpacht erlaubt worden, das Haus Nro. 31 in der Bac-Straße zu eröffnen. Es ist der Gegenfüßler von Nro. 13 in der Marivaux-Straße geworden.

Hier ist das Räderwerk des Selbstmordes wenig verschürzt. Seine Sprungfeder ist von nackter Wahrheit. Man erblickt einen engen Saal, wo zwanzig nebeneinander stehende Spieler eine kleine Roulette umschließen. Das Spiel hat einen gewissen unschuldigen Anstrich. Es ist die Klarheit, die Ruhe der Gewässer in Florida. Aber wenn man genau zuschaut, gewahrt man das Krokodill in ihrem Grunde.

Die Stiftung des Marivaux-Spiels ist von höherer Wichtigkeit, als man glauben möchte. Wer sollte Mißtrauen schöpfen gegen eine so ruhige Roulette, die sich in Familie umdreht, und die nur zur Zerstreuung einiger Bekannten aufgestellt zu sein scheint? Nicht selten sprechen die Banquiers und die Ponten von Musik, Literatur oder Poesie. Man bringt die Herabsetzung der Renten auf's Tapet, und da, während man disputirt, die Roulette sich unaufhörlich dreht, vermindert die verschlingende Kugel die Renten gerade derjenigen Spieler, welche die von Humann in Vorschlag gebrachte Maßregel tadeln.

Die so friedliche Maschine, welche zu Marivaux mit angenehmem Gemurmel rollt, ist dem Wasserfaden

gleich, der auf die Länge doch den Felsen durchbricht. Wie gering ihr Gewinn auch scheinen mag, liefert sie, im Laufe des Jahres, dennoch ihre kleine Million der Spielpacht.

Diese bescheidene Summe vertritt ihr nothwendiges Kontigent von Zahlungs-Einstellungen, Verzweiflung, Katastrophen, Selbstmorden und Pistolenkugeln, mitten auf die Stirn gepflanzt. Wahrlich, diese Million sagt mehr, als man glaubt.

Wer würde das Dasein vermuthen eines so nagenden Krebses, wenn man über den italienischen Boulevart geht, wo so viel Luxus, so viel ruhiger Prunk sich zeigt? Am Abend, unter den Myriaden Lichtern, welche diesen Boulevart in ein Firmament verwandeln, bemerkt man einen Kometen, auf dem sich ein blutiges 13 zeigt. Man steigt eine wenig bequeme Treppe hinan, und im zweiten Stock deutet uns die Inschrift: „Eingang zur Gesellschaft," ein Spielhaus an. Diese Gesellschaft besteht aus Patienten und Nachrichtern... Trete ein wer da will.

Der erste Ausdeuter der ägyptischen Hieroglyphen.

Die Menschen haben zwei durchaus von einander verschiedene Schreibe-Systeme erfunden, sagt der gelehrte Sternforscher Arago, in einer kleinen Abhandlung über die ägyptischen Hieroglyphen, in dem Jahrbuche des Länge-Büreaus (Annuaire du Bureau des Longitudes) für 1836, der wir die beachtungswerthesten Züge entnehmen wollen.

Das eine dieser Systeme, dessen die Chinesen sich bedienen, ist das hieroglyphische; das zweite, gegenwärtig gebräuchlich bei allen Völkern, ist das alphabetische oder phonetische.

Die Chinesen haben keine eigentlichen Buchstaben. Die Zeichen, deren sie beim Schreiben sich bedienen, sind wirkliche Hieroglyphen. Sie versinnlichen nicht Laute, oder Betonungen, sondern Ideen. Auf solche Weise wird „Haus“ angedeutet durch ein einziges und spezielles Zeichen, das sich nie verändert, selbst wenn alle Chinesen zur Bezeichnung eines Hauses ein ganz anderes Wort annähmen, als das jetzt gebräuchliche.

Solch Ergebniß hat nichts auffallendes, wenn man bedenkt, daß unsere Zahlen ebenfalls Hieroglyphen sind. Man schreibt sie überall gleich im ganzen Europa, obgleich sie in jedem Lande anders ausgesprochen werden. Wenn die ideenausdrückenden Zeichen der Chinesen überall angenommen wären, wie die arabischen Zahlen, würde jeder in seiner eigenthümlichen Sprache alle ihm vorgelegten Werke lesen, gleichviel

in welchem Lande sie geschrieben worden, und ob man die in demselben gebräuchliche Sprache kennt oder nicht. Wenn ein Portugiese oder ein Brite, 2,556,431 schreibt, weis der Deutsche und Pole auf den ersten Blick, was diese Zahl zu bedeuten hat.

Mit den alphabetischen Schriften verhält es sich nicht also. Derjenige, welcher zuerst die sinnreiche Kunst ersonnen, Worte zu malen und zu den Augen zu sprechen, die Hauptbemerkung machend, daß alle Worte der reichsten Sprache aus einer geringen Zahl Elementarlaute bestehen, erfand zu ihrer Versinnlichung 24 bis 30 Zeichen oder Buchstaben. Mit Hilfe dieser verschiedenartig zusammengestellten Zeichen, konnte er alle sein Ohr treffenden Worte schreiben, ohne ihre Bedeutung zu kennen.

Die chinesische oder hieroglyphische Schrift scheint die Kindheit der Kunst. Früher glaubte man das nicht, weil man sagte, daß in China selbst, um lesen zu lernen, das lange Leben eines unaufhörlich studierenden Mandarinen erforderlich sei. Der gelehrte Rémüsat in Paris, hat bewiesen durch seinen Lehrkursus, daß man das Chinesische wie jede andere Sprache lernen könne.

Die hieroglyphischen Zeichen versinnlichen nicht allein, wie man auf den ersten Blick glauben sollte, gewöhnliche Ideen. Gewisse Seiten des Romans Yu kiao li, oder die beiden Basen, beurkunden, daß die spitzfindigsten Abstraktionen, die feinsten Anspielungen der chinesischen Schrift nicht entgehen.

Ein Hauptmangel dieser Schrift würde darin bestehen, daß sie kein Mittel darbietet, neue Namen auszudrücken. Ein in Kanton wohnender Mandarin hätte

nach Pecking schreiben können, daß am 14. Juni 1800 eine denkwürdige Schlacht Frankreich vor einer großen Gefahr behütet, doch hätte er nicht, in blos hieroglyphischen Zeichen seinem Korrespondenten andeuten können, daß die Ebene, wo dies Ereigniß stattfand, in Nähe des Dorfes Marengo war, und daß der siegreiche Feldherr Bonaparte hieß.

Ein Volk, bei welchem die Mittheilung der Eigennamen von Stadt zu Stadt nur durch Boten geschehen könnte, würde bei den ersten Anfangs-Gründen der Gesittung sich befinden, und die Chinesen sind nicht auf einem solchen Punkte. Die hieroglyphischen Zeichen bilden wohl die Masse ihrer Schrift, doch manchmal, vorzüglich wenn es um die Schreibung eines Eigennamens zu thun ist, bedient man sich nicht mehr der ideenausdrückenden Zeichen, sondern anderer, bloße Laute versinnlichenden, die wirkliche Buchstaben bilden.

Das eben Gesagte ist nicht überflüssig zum Begriff der Priorität, hinsichts der bildenden Methode Aegyptens, worüber England und Frankreich sich streiten. Man findet nämlich in den Hieroglyphen des alten Volkes der Pharaonen alle die Kunstgriffe wieder, deren die heutigen Chinesen sich bedienen.

Mehrere Stellen in Herodot, Diodor von Sizilien und St. Klemens von Alexandrien stellen ausser Zweifel, daß die Aegypter zwei oder drei verschiedene Schreibarten hatten, und daß wenigstens in einer derselben die sinnbildlichen oder sinnvertretenden Zeichen, eine große Rolle spielten.

Horapollo hat uns die Bedeutung mehrerer dieser Zeichen aufbewahrt. So weiß man unter andern,

daß der Sperber die Seele bezeichnete, Ibis das Herz, die Taube (befremdend genug) einen heftigen Menschen, die Flöte einen Wahnsinnigen, die Zahl 16 die Wollust, der Frosch einen Unklugen, die Ameise das Wissen, eine Schlinge die Liebe, ꝛc.

Die von Horapollo ausgedeuteten Zeichen bildeten nur einen geringen Theil der 800 oder 900 verschiedenartigen, welche man in den Inschriften der alten ägyptischen Denkmäler bemerkt. Mehrere neuere Forscher, unter andern Kirchner, bemüheten sich, die meisten der noch unenträthselten zu erklären. Die Mühe, welche sie sich gegeben, bot keine andere Resultate dar, als die von täuschender Einbildungskraft ihnen vorgespiegelten.

Die Ausdeutung der ägyptischen Schrift wurde allgemein als unerklärliches Problem betrachtet, da beförderte ein französischer Genie-Offizier, Namens Boussard, während den bei Rosette veranstalteten Nachgrabungen, einen großen Stein ans Tageslicht, worauf in drei besondern Abtheilungen Schriftzeichen zu lesen waren. Die eine derselben war griechisch. Mehrerer Verstümmlungen ungeachtet, welche der Stein erlitten, konnte man aus dieser griechischen Inschrift dennoch so viel entnehmen, daß des Denkmals Urheber befohlen, die gleiche Inschrift in drei nebeneinander zu stellenden Schriftzeichen einzugraben, nämlich in geheiligten oder hieroglyphischen, in den gewöhnlich in Aegypten gebräuchlichen und in griechischen.

So fanden sich nun die Sprachforscher, durch ein unerwartetes Glück, im Besitze eines griechischen Textes, mit daneben stehender Uebersetzung in ägyp-

tischer Sprache, oder wenigstens einer Darstellung jenes Textes in den beiden ehemals an den Nilufern gebräuchlichen Schriftzeichen.

Der seitdem so berühmt gewordene Stein von Rosette, den Boussard dem Institut zu Kahira zum Geschenk gemacht, wurde dem gelehrten Körper zu der Zeit genommen, wo die französische Armee Aegypten verließ. Man sieht ihn jetzt im Museum zu London, wo er, wie Thomas Young sagt, als ein Denkmal britischer Tapferkeit figurirt.

Die Wichtigkeit dieser Inschrift hatte die Gelehrten gleich anfänglich so sehr betroffen, daß sie durch genaue Zeichnungen und Abdrücke, sie zu vervielfältigen sich bemüheten. So lernten die Alterthumsforscher aller Länder den Stein von Rosette durch die von den Franzosen entworfenen Zeichnungen kennen.

Eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Instituts, Silvester de Sacy, betrat zuerst, schon 1802, die Bahn, welche die Inschrift in mehreren Sprachen, dem Nachdenken der Sprachforscher darbot. Er beschäftigte sich indessen nur mit dem ägyptischen Text, in gewöhnlichen Schriftzeichen. Darin entdeckte er mehrere Gruppen, die verschiedene Eigennamen und ihre phonetische Beschaffenheit vertraten. Es war dadurch erwiesen, daß, wenigstens in einer ihrer Schriften, die ägyptischen Lautzeichen, wirkliche Buchstaben hatten.

Dies wichtige Ergebniß fand keinen Widerspruch, als ein schwedischer Gelehrter, Akerblad, Sacy's Arbeit vervollkommnend, mit einer der Gewißheit nahe kommenden Wahrscheinlichkeit, den individuel-

übergehen sei es gesagt, der lange Zwist entschieden über das Alter dieser Denkmäler, eben so wie der Umstand, daß noch unter der römischen Herrschaft die Hieroglyphen an den Nilufern gebräuchlich waren.

Das Alphabet, das schon so viele unerwartete Ergebnisse dargeboten, anwendbar gemacht auf die großen Obelisken von Karnak, wie auf andere Denkmäler aus den Zeiten der Pharaonen, bietet uns die Namen mehrerer Könige dieser alten Rasse dar, nebst Namen ägyptischer Gottheiten, ja selbst nebst Hauptworten, Beiworten und Zeitworten der koptischen Sprache.

Young irrte sich also, wenn er die phonetischen Hieroglyphen als eine neuere Erfindung betrachtete; wenn er behauptete, daß sie nur zur Ueberschreibung der Eigennamen, und selbst nur Aegypten fremden Eigennamen gedient. De Guignes, vorzüglich Stephan Quatremère, stellten im Gegentheil einen sehr wichtigen Umstand fest, den die Inschriften der Pharaonen durch unbestreitbare Beweise bestätigt haben, indem sie die gegenwärtige koptische Sprache als die der Unterthanen des Sesostris bezeichneten.

Die Sklaverei, ihr Ursprung und ihre Ergebnisse bei den Völkern des Alterthums und neuerer Zeiten.

Erste Erörterung.

Ein Mensch ist dem andern gleich. Diese Worte sind der „Hauptgedanke“ aller neuern Gesetzbücher wahrhaft gesitteter Völker. Sie bilden bei ihnen das Grundgesetz ihrer Politik. Mißbrauch überlegener Kraft wird überall getadelt und bekämpft. Niemand wagt es mehr, die Behauptung aufzustellen, „daß es dem Menschen erlaubt sei, den Menschen, seinen Bruder, sich zuzueignen, ihn zu verkaufen, ihn zu verstümmeln, seinen Schweiß auszubeuten, oder sein Dasein zu vernichten.

Der Gesittung letzte Eroberung wird durch die feierliche Anerkennung solcher Wahrheiten bezeichnet; und dennoch entspricht Praxis nicht überall der Theorie. Sklaverei, früher Hauptpfeiler der Anstalten der alten Welt, vom Christenthum vermindert, ohne gänzlich beseitigt zu werden, besteht noch immer fort.

Während Mißbrauch der Stärke, wovon sie nur die roheste Form ist, in Europa und einem Theil Asiens unter dem Namen von Kriegssteuer, Ungleichheit der Stände, Aristokratie, Frohndienste, Finanz-Ueberlegenheiten, stehende Armeen, erhaltende Gesetzgebungen, ꝛc. sich verbirgt, bewahrt sie noch in dem größten Theile Amerika's, Rußland's und Afrika's ihre alte Macht.

Nach so vielem Streben, so blutigen Umwälzun-

gen und vergeblich verschwendeter Beredsamkeit, schmachtet die Hälfte der bewohnten Erde noch in Sklaverei. Sie besteht noch in den Inseln, die Zucker, Taback und Kaffee erzeugen. Die moskowitische Staatsverfassung hat keine anderen Grundpfeiler. Sie ringt in den Verein-Staaten mit der Demokratie, und diese beiden Athleten haben bereits einen Kampf begonnen, der den Bundesstaat zu erschüttern droht.

Hat der Philosoph Hobbes nicht die gelehrte Welt und alle Publizisten verwünscht, weil sie gesagt, daß die Welt auf Stärke gegründet ist? Man blicke um sich; regiert nicht Stärke überall?

Das Recht der Nationen ist nichts als geregelte Stärke. Sie allein begründet die Gesellschaften, ordnet die Anstalten, die schmerzvoll für die einen, genußreich für die andern sind. Reichthum ist nur eins ihrer Wahrzeichen. Die Zeit heiligt und mildert sie, Staatsumwälzungen tragen sie auf andere über.

Was ist die Präponderanz England's über Irland und die Bonaparte's über Europa, während zehn Jahren? Immer Stärke, vermummt durch Diplomatik, den Mantel des Gesetzgebers nach sich ziehend, oder durch Aufklärung gemildert.

Hobbes hat nur das geheime von der Natur des Menschen unzertrennliche Uebel, seine Neigung zur Tirannei, entschleiert; den barbarischen Instinkt, der sich bei den kleinsten Kindern offenbart, die über ein schwächeres Wesen, als sie selbst, Macht erlangen.

Alle Sprungfedern der Gesetzgebung streben darauf hin, die Unmenschlichkeit des Starken gegen den Schwachen, seine Vorliebe zur Unterdrückung, zu

beschränken und zu kontrolliren, ohne sie gänzlich zu vernichten.

Die Theologen erklären sie, indem sie unsere Seele dem „bösen Prinzip“ unterworfen darstellen. Die Philosophen bemühen sich vergebens unserm Stolz zu schmeicheln, indem sie uns als ursprünglich gutartige Wesen darstellen, welche die Gesellschaft entartet.

Die ganze Geschichte erhebt sich gegen die Angabe dieser letzten, und wirft ihre Voraussetzungen über den Haufen. Der Gesellschaften Ursprung, überall mit Blut besudelt, beweist die unserer Natur eigenthümliche Ungerechtigkeit. Væ victis!

Nicht ein bekanntes Volk, von den Indiern bis zu den Nordamerikanern, das nicht unter seinem siegreichen Fuß die unglücklichen Besiegten zermalmt. Mit Sklaverei beginnen alle Jahrbücher der Menschheit.

Die achäischen Horden überschwemmen das von den Pelasgern bewohnte Land und streichen sie aus auf der Liste der Nationen. Vom Kaukasus oder aus Persien gekommene Stämme, schlagen die indischen Hirten in Sklaverei, und bilden die noch jetzt bestehenden Kasten. Der Ackerbauer oder Sudra ist immer noch unter den Füßen des Ksatrias „Kriegers“ und des bramanischen Priesters. Man weiß welches die Lage China's war nach der Eroberung durch die Mogolen.

Nach welcher Seite man auch die Blicke wenden mag, gegen Mittag oder Mitternacht, der Ursprung aller Völker bietet immer dasselbe Schauspiel dar, welches wir jetzt noch auf der Küste von Guinea ge-

wahren: Der Starke macht sich zum Gebieter des Schwachen, beraubt ihn seines Landes und läßt ihm das Leben nur um ihn dem Vieh gleich zu stellen.

Solches ist die Grundlage aller Gesellschaften gewesen. Das Recht entsteht erst später. Die Sieger betrachten immer ihre Gefangenen, Beute der Eroberung, als eine von Gott ihnen zugestandene Gabe, deren Besitz ihre Stärke sichert, und denen sie keine andere Rechte zugestehen, als ihren Kameelen oder Pferden.

Dasselbe Streben verwandelt bei den Urvölkern das Weib in eine Sklavin des Mannes, gesteht diesem letzten Recht über Leben und Tod seiner Frau zu und erstickt sogar jene Gefühle der Zärtlichkeit und Zuneigung, welche das eheliche Band und der Kinder Geburt erzeugen sollte.

Warum haben die Gelehrten, statt dergleichen Umstände zu beobachten, und die Menschheit zu beurtheilen, wie sie ist, aufgeblasen von Stolz, Despotismus und Herrschsucht, sich vielmehr in durchaus unfruchtbare Nachforschungen vertieft.

Sie brauchten nur Justinian's Gesetzbuch aufzuschlagen. Der Sklaverei Beweggrund ist darin eingeschrieben und gewährleistet, und zwar zu der Zeit selbst, wo die christliche Einwirkung die Bewohner der Erde zu menschlicherer Brüderlichkeit einzuladen begann. „Wir nennen Sklaven," sagt das in Rede stehende Gesetzbuch, „alle Gefangenen, die wir bei unsern Feinden machen."

Sklaverei ist also entstanden aus Krieg, aus jener hassenden, gewaltthätigen Neigung, die nichts bei den Menschen zu vertilgen vermag. Wenn die höchste

Gesittung in diesem Betrachte unmächtig ist, wie hätten nicht Barbarei, Unwissenheit, die wilden und rohen Leidenschaften entstehender Völker, zuerst Krieg, sodann Knechtschaft erzeugen sollen?...

Die Sklaverei ist im Süden entstanden. Sie wird immer schwächer, je weiter man gegen Norden vordringt. Zwischen den Wendekreisen sind Herrschaft und Gewalt unbegränzt. Knechtschaft scheint dort unauslöschlich und ewig. Die Könige Afrika's verkaufen immer noch ihre Unterthanen, und Egypten ist von Sklaven bevölkert.

Ueberall, wo Kraftentwickelung den höchsten Punkt erreicht, wo der Löwe brüllt, wo der Tieger nach Blut lechzt, ist Sklaverei Naturbedingung und Normalzustand der Gesellschaft.

In kalten Ländern nimmt sie mildere Formen an. Der Mensch ist weniger darauf bedacht, seine Trägheit mit Gefangenen zu umschließen, die seinen Genüssen dienen und ihm die Ermüdung ersparen, selbst für die Bedürfnisse seines Lebens sorgen zu müssen.

Der wilde Mensch im Norden tödtet seinen Feind, statt auf seine Erhaltung zu spekuliren. Die Eingebornen Nordamerika's, von dem Ertrage ihrer Jagd sich nährend, würden besorgt haben, durch Sklaven ihren wenig bedeutenden Vorrath zu vermindern. Die Streitaxt schug den Gegner nieder, und seine Kopfhaut diente als Siegeszeichen. Wurde er lebendig gefangen, so ermordete man ihn in Zeremonie. Die Menschenopfer im alten Germanien und in Gallien, die von dem spartanischen und römischen Gesetze gutgeheißenen Sklaven-Metzeleien giengen von demselben Grundsatze aus.

Der erste Gesellschafts-Vertrag der Nationen, von Eigensucht eingegeben, hat wenig Aehnlichkeit mit der edelmüthigen Täuschung der empfindsamen Poesie und dem friedfertigen Hirngespinst des gesellschaftlichen Vertrags J. J. Rousseau's.

Uebrigens, und diese Bemerkung kann das Erstaunen oberflächlicher Leser erregen, hat die Sklaverei einen „Fortschritt" im Völkerleben bezeichnet. Jene harte, himmelschreiende Ungerechtigkeit übte in der Zeit, wo sie nothwendig war, eine wohlthätige Wirkung aus. Der siegreiche Krieger, statt auf dem Leichnam seines Feindes zu tanzen, schenkte ihm das Leben. Das Rache-Bedürfniß begann damit sich zu vermindern.

Nach der Eroberung kommen Kultur und Gesittung. Der Sklave wird zu allen Verrichtungen gebraucht. Er wird mißhandelt, herabgewürdigt. Aber er lebt, und sein Geschlecht setzt sich fort. Später wenn Millionen Sklaven die erobernde Rasse überragen, reissen sie das Recht der Stärke an sich, und ersetzen ihre Gebieter. Man müßte die menschliche Natur gänzlich umgestalten, wollte man verhindern, daß der Schwache nicht ein Opfer des Starken werde. Wenn zwei Nationen gegeneinander stoßen: eine sehr mächtig, sei es durch ihre physische Kraft, sei es durch ihre kriegerische Gewohnheit, oder durch geistige Ueberlegenheit; die andere untergeordnet in erlangten Kenntnissen, in Erfahrung oder in materieller Kraft, da ist Sklaverei unvermeidlich, man könnte sie beinah eine Wohlthat nennen.

Wir haben davon ein auffallendes Beispiel vor

Augen. Ein christliches, menschenfreundliches, gesittetes Volk, zu allen Grundsätzen der Freiheit sich bekennend, und sie in Ausführung bringend, die Ungerechtigkeit der Sklaverei laut zugestehend, hat sich einem unwissenden, wilden, armen Volke gegenüber befunden, dessen Land es usurpirte.

Es war genau dieselbe Lage der erobernden Nationen des heidnischen Alterthums und der ackerbautreibenden Stämme, die von jenen überschwemmt wurden. Die Nordamerikaner haben nicht die Eingebornen des großen Festlandes in Knechtschaft geschlagen, wie die Pelasger, die Hebräer, die Hindus, die Römer und die Germanier gethan. Ihre Menschlichkeit von der christlichen und neuern Gesittung geleitet, statt die unglücklichen eingebornen Stämme auszubeuten, hat sie vielmehr vollkommen vernichtet. Sklaverei hätte sie erhalten, freilich in Elend und Schmerz, doch mit großem Nutzen für die Nachwelt, wie die slavischen von den Tataren unterjochten Rassen, die alte pelasgische Bevölkerung unter dem Joche der Hellenen, und die gallischen Stämme unter dem deutschen Schwerte erhalten.

Was ist daraus entstanden? Langsam, gesetzmäßig, menschenfreundlich, ohne gegen die Formen der äussern Gerechtigkeit zu verstoßen, ohne Menschenblut zu vergießen, haben die Nordamerikaner die Ausrottung der frühern Besitzer ihres Landes vollbracht.

Es war unmöglich, besser die Vernichtung eine Rasse zu bewerkstelligen, indem man sich das Ansehen gab alle Gesetze der Menschlichkeit zu achten. Statt die Gefangenen zu fesseln, trieb man sie vor sich her und stieß sie in Einöden. Man kann hun-

dert Stunden Weges zurücklegen in Nordamerika, ohne auf einen einzigen Eingebornen zu stoßen. Es fehlt diesen Unglücklichen bereits an hinlänglicher Nahrung, weshalb sie genöthigt sind, von Rinde und Wurzeln zu leben; auch sterben sie hundertweise.

Wenn sie, gleich hungrigen Wölfen ihre Wüsteneien durchirrt, und es versuchen, sich einen festen Wohnplatz zu gründen, werden sie von der mehr fortgeschrittenen Gesittung der Weißen umschlossen und erdrückt. Wenn sie endlich, von Hunger geplagt, Unterhandlungen anknüpfen, breitet man vor ihnen Wollzeuge, Flinten, Munition, Nahrungsmittel, Halsgeschmeide von Glas ꝛc. aus und kauft ihnen um einen geringen Preis ungeheure Provinzen ab.

Die Kinder der europäischen Gesellschaft, die Nachkommen Penns, dezimiren die Indianer nicht, machen sie auch nicht zu Heloten; aber sie betrügen sie um ihr Land und treiben sie unbarmherzig vor sich her.

Solches ist das klägliche Ergebniß der Berührung eines zivilisirten Volkes mit einem noch in Wildheit lebenden. Keine Hoffnung für dies letzte. Gegen eine überlegene Macht zu kämpfen und umzukommen; Einöden zu durchirren und umzukommen; sich in Nähe gesitteter Menschen niederzulassen, um in die schrecklichste Noth zu versinken und umzukommen: welches Schicksal! und leider ist es das der Eingebornen Amerikas.

Die Sklaverei der alten Zeiten hätte sie daniedergedrückt, sie unter ein hartes Joch gezwur-

gen, sie knechtisch verwendet. Aber sie hätte nicht ein ganzes Geschlecht vernichtet.

Gestehen wir also zu, daß Sklaverei nothwendige Folge der Eroberung in Urzeiten ist und daß sie in denselben Zeiten erhaltend gewesen. Die Gesetzgebung hat sich freilich bemüht die Sklaverei zu mildern, indem sie dieselbe geregelt. Sie hat sie in den gesellschaftlichen Stand übergetragen, nicht mehr als Gewaltthätigkeit, sondern als Recht, dem durch „Pflichten" das Gleichgewicht gehalten wird.

Bei den Hebräern wie bei den Römern, wurde jeder Sohn als Sklave seines Vaters geboren, und dieser konnte, unmittelbar nach der Geburt, ihn verkaufen. Man konnte sich auch selbst als Sklave feilbieten. Der älteste aller bekannten Gesetzgeber, Moses, durch den die gesellschaftliche Einrichtung Asiens die ersten Schritte gemacht, bestimmte durch Gesetze, welche die Bibel erhalten, das Eigenthumsrecht des Vaters über seinen Sohn, und eines Menschen über den andern.

In allen ihn umschließenden Gesellschaften gab es nur zwei Klassen: Herren und Sklaven. Er milderte die Strenge der den Fremdlingen auferlegten Knechtschaft; erklärte daß das Jubiläum alle hebräischen Gefangenen, mit Ausnahme der Verbrecher, befreie; daß die Knechtschaft des Hebräers, als Sklave seines Landsmannes, nur 6 Jahre dauern könne; endlich, daß wenn nach Verlauf dieser Zeit der hebräische Sklave es vorziehe, bei seinem Herrn zu bleiben, dieser letzte ihn zuerst den Richtern vorstellen, sodann an seine Hausthür führen, dort mit

einer Nadel ihm das Ohr durchbohren, und hinfort ihn als seinen Sklaven für immer betrachten solle.

Nach demselben Gesetzgeber wurde der Herr, welcher seinen Sklaven auf der Stelle todschlug, bestraft; lebte der letzte indessen noch einen oder zwei Tage nach erhaltener Züchtigung, so war der Herr von aller Verantwortlichkeit frei, weil der Sklave als sein Eigenthum, als sein Geld, betrachtet wurde.

Die Freunde eines gefangenen Hebräers konnten ihn loskaufen; ein Recht das ihm auch selbst zustand, das jedoch dem fremden Gefangenen versagt war. Ein der Knechtschaft entgehender Hebräer konnte wieder mit Frau und Kindern leben. Wer Gefangener eines Fremden oder eines Heiden war, konnte sich von einem seiner Landsleute loskaufen lassen, um dieses letzten oder eines andern Hebräers Eigenthum zu werden. Der heidnische Sklave gehörte als unbedingtes Eigenthum seinem Herrn, als eine Sache, worüber dieser willkührlich verfügen konnte.

Alle diese so harten Regeln beweisen, daß es bei den Israeliten zweierlei Sklaven gab: die einheimischen, die Schulden oder Armuth halber sich bei ihren Landsleuten in Knechtschaft begeben, und die eigentlichen Sklaven, die Gefangenen, zu deren Gunsten das Gesetz kaum eine oder zwei mildernde Verfügungen aufstellte. Voltaire, indem er die Barbarei des mosaischen Gesetzes hervorhob und verdammte, beging eine große Ungerechtigkeit. Die vorangedeuteten Bestimmungen enthalten alle Milderungsmittel, welche einem so roben gesellschaftlichen Zustande und so wilden Gemüthern anpassend waren.

Sklaverei war ein Heilmittel; freilich ein vergiftetes Heilmittel. Aus des Menschen übelsten Neigungen entstanden, unterstützte es die Gesellschaft wohl einen Augenblick, doch nur um ihr empfindlich zu schaden. Es war seinem Ursprunge getreu. Aehnlich jenen giftigen Substanzen, die den Nahrungsmitteln beigemischt, den Menschen unter dringenden Umständen erhalten können, die jedoch nie ungestraft seinem Organismus sich beigesellen.

Der Hebräer Härte gegen fremde Sklaven, reizte alle andern Völker zur Rache. Ihr Haß verfolgte sie, und ihre Verachtung gegen Heiden und Philister wurde ihnen mit Wucher zurückerstattet. Die Kasten-Ordnung, dieses Ueberbleibsel der Sklaverei bei den Hindus, verhinderte die Gesittung dieses großen Volkes.

Knechtschaft war das größte Hinderniß der griechischen Politik. Sie hatte der Trägheit gedient und zur Größe der Republiken Hellas beigetragen. Später lähmte sie die Gewerbthätigkeit, erschöpfte den Handel, entnervte die Seelen, indem sie dieselben verwilderte, und veranlaßte eine allgemeine Sittenentartung. Liebe und Betrachtung des Schönen, geheiligt von Religion, bildeten Ruhm, Heldenmuth und Stärke Griechenlands. Unbilligkeit, vertreten durch Sklaverei, richtete es zu Grunde.

Das Recht der Sklaverei war sehr verschiedenartig bei den Völkerschaften Griechenlands, je nach der Verschiedenheit ihres Karakters, ihrer Sitten und ihrer Gesetze. Die kriegerischen Republiken, für die Eroberung und Blutvergießen Hauptpunkte des

großen Gesellschaft-Bandes waren, verfuhren unbarmherzig mit den Sklaven.

Sparta's Grausamkeit in diesem Betrachte übersteigt allen Glauben. Er vermehrte ihre Zahl, um als König zu leben, und sich der Beschäftigung zu überlassen, die es für sich allein würdig hielt, nämlich dem Kriege. Diese Bevölkerung herabgewürdigter Elenden fürchtend, nahm es ihnen durch seine Barbarei selbst den Gedanken, sich zu empören.

Aus Vorsicht und Politik ließ Lazädemon jeden Tag seine Heloten geisseln, zwang sie sich zu berauschen, um der Jugend zum Gelächter und als Beispiel zu dienen; verhinderte sie lesen und schreiben zu lernen, irgend eine Kunst oder ein Gewerbe auszuüben; bedeckte sie mit der Livrei der Knechtschaft; ermordete sie feierlich, nach dem es sie mit Blumen gekrönt, wenn ihre Zahl zu bedeutend geworden, oder verordnete von Zeit zu Zeit eine allgemeine Metzelei zur Vernichtung aller derjenigen, die sich auf den Straßen sehen liessen. Es hatte Recht in seiner Art. Solch Entsetzen allein konnte die Sklaven verhindern, ihre Gebieter zu verderben, oder sich zu empören.

Athen, wo nach Demosthen, der Sklave glücklicher und freier war, als der freie Mensch in vielen andern Ländern; weniger kriegerisch und mit mildern Sitten, war Athen auch nicht so grausam gegen seine Sklaven, und — theilte ihre Entartung. Es entstand eine Menschengattung die, mit Ihresgleichen Handel treibend, täglich der Wollust neue Mittel darbot, und alle die Laster, welche den Nationen am meisten verderblich sind, die Müßiggang, Ausschweifung und Luxus begünstigten.

Das Verhältniß der Sklaven zu den Gebietern war wie 40 zu 3. Zur Zeit seines höchsten Ruhmes gab es in Athen (in der ganzen Republik) 400,000 Sklaven jeden Alters, wie jeden Geschlechts, und nur 10,000 freie, abgabenpflichtige Bürger. Die Menge der Sklaven in Sparta war noch viel größer und das Mißverhältniß noch auffallender.

Indessen schritt die Gesittung gegen das Abendland fort, und Rom, das keine andere Gottheit verehrte, als Gewalt und Stärke (Ῥώμη) hatte ebenfalls Sklaven. Es war frei wie Sparta, frei wie der Raubritter des Mittelalters, unter der Bedingung, alles um sich her zu bedrücken.

Tyrus, Sidon, Assyrien, Phönizien, Aegypten, Griechenland hatten Sklaven gehabt, warum sollte Rom nicht auch die seinigen haben? Sieg begünstigte es. Es machte Gefangene, die es bewahrte, (servabat) und die seine Sklaven (servi), seine bewahrten Leute (servati) wurden, nicht um sich selbst zu gehören, sondern andern; Menschen sui non compotes, die nichts besaßen, die sich nicht zur römischen Religion bekannten, die an nichts hielten, die ausser der Gesellschaft, ex leges sich befanden; und jemehr die römische Gesellschaft von einem starken und mächtigen Bande umschlungen war, jemehr sie einer strengen Ordnung gehorchte, jemehr alle ihre Mitglieder durch den Vertrag einer engen Verbrüderung beherrscht wurden, um so entsetzlicher war das Schicksal des Sklaven, der sich unter und ausser dieser Gesellschaft befand.

Aber was geschah? Die Römer schätzten nur Kriege und verachteten die Uebung der Verstandes-Kraft,

welche sie Griechenland überliessen. Weniger barbarisch und wirklich mehr gesittet als die Spartaner, liessen sie ihre Sklaven-Bevölkerung eine ungeheure Vermehrung gewinnen. Diese letzte empörte sich nicht nur zeitweis, sie bemächtigte sich auch eines Theils der Aufklärung und Gewerbthätigkeit: große, unbemerkte Umgestaltung, die Handel, Philosophie und Arzneiwissenschaft in die Hände der römischen Sklaven übertrug.

In den ersten Zeiten war das sehr bequem. Die Eroberer führten Krieg, und überliessen den Sklaven die Sorgen der Landwirthschaft. Mit Beute beladen kehrten sie in ihre Heimath zurück. Statt den Pflug zu lenken, wie die alten Quiriten, bewarben sie sich um den Purpur, oder zettelten Umtriebe an auf dem Forum.

Nach und nach wurde die Idee von „Handarbeit“ und „Sklaverei“ gleichbedeutend. Reiche Leute hatten ihre Klienten. Das Eigenthum (latifundia) wurde von einer geringen Zahl Besitzer ausgebeutet. Die armen Bürger forderten ihr Brot nicht vom Schweiße ihres Angesichts, sondern von ihren wohlhabenden Mitbürgern. Statt der kleinen Landgüter, wo die Konsuln ehemals von Zeit zu Zeit mit Viehzucht und Ackerbau sich beschäftigt, gehörten jetzt große Bereiche einem einzigen Manne und wurden von seinen Sklaven bebaut, die ebenfalls sein Eigenthum waren.

Die Sklaven-Arbeit veränderte Roms ganze Verfassung. Es war das noch eines der Ergebnisse, welche die Gracchen benutzten. Sie sahen ihr Vaterland sich in drei Klassen scheiden: in die der Reichen, der Sklaven-Besitzer, deren Zahl gering war; in die

der sehr zahlreichen Armen, die von den Geschenken der Wohlhabenden lebten, und welche diesen letzten zu Gebote standen; endlich, in die der Sklaven, Erzeuger des Reichthums, elend und herabgewürdigt, demungeachtet von Tag zu Tag sich vermehrend.

Die Graechen verlangten für ihre unvermögenden Mitbürger Ländereien, d. h. Gewerbthätigkeits-Mittel. Ihr Antrag schlug fehl. Er scheiterte nicht gegen den Stolz der Aristokraten, wie man behauptet hat, sondern an einer andern verhängnißvollen Klippe: der Sklaverei.

Ueberall, wo der Sklav in Mehrheit ist, findet man den freien Arbeiter brotlos. Pflug und Handwerkszeuge werden besudelt, sobald der Sklave sie berührt. Der auffallendste Beweis davon zeigt sich in der römischen Republik. Die Reichen, Eigenthümer vieler Sklaven, entrissen den ärmern Bürgern alle Erhaltungs-Mittel. Crassus, der Millionär, schadete durch seine Sklaven dem geringsten Schuhmacher in Rom und hinderte ihn zu leben.

Alle Vortheile der freien Arbeit wurden von den Sklaven-Besitzern verschlungen. Diese bemüheten sich nur, die Zahl ihrer menschlichen Arbeits-Thiere zu vermehren, weil ihre Opulenz dadurch gesteigert wurde. Daher Tod des Handels, keine Gewerbthätigkeit bei den freien Römern, ein Theil des Gemeinwesens der Herabwürdigung der Speichelleckerei, oder der Schlechtigkeit der Klientschaft überlassen. Zwischen Hunger und Vollblütigkeit mitten inne, erobernd und bettelnd, trug Rom die Last seines Verstoßes und erlitt die Strafe seiner zugleich lächerlichen und riesigen Lage.

Seine Sklaven begriffen endlich ihre Stärke, und

die Empörung brach aus. Der Sklaven-Aufstand in Sizilien hat mehr als eine Aehnlichkeit mit der Neger-Insurrektion auf St. Domingo in neuern Zeiten: Pflanzer, Aufseher, Werkmeister wurden mit Mistgabeln und Sensen ermordet.

Die Sklaven, zu allen morgenländischen Völkern gehörig, uneins durch Sitten und Sprache; aber vereint durch gemeinsame Freiheitsliebe, durch die Stimme eines Anführers, der, wie Mahomet, sich von Gott zu ihrer Leitung berufen ausgab, setzten sie scheinbare Gerichte ein, vor welche sie ihre ehemaligen Unterdrücker schleiften.

Bald wurden die Könige der Völker, wiederholt geschlagen, die Knechte ihrer Sklaven. Viermal wurde das Lager der Prätoren mit Sturm genommen. Das siegreiche Sklavenheer bestand bald aus 400,000 Mann, und dürfte man den Worten der Geschichtschreiber Glauben beimessen, würde die Zahl der in diesem entsetzlichen Feldzuge Gebliebenen sich auf eine Million belaufen.

Die lateinischen Schriftsteller gedenken dieser Umstände nur mit einem leicht erkenntlichen Gefühl von Wuth und Scham. Das selbstherrliche Rom erlag in dem Kampfe gegen seine Sklaven. Zweimal waren die Konsule genöthigt sich zurückzuziehen.

Mannszucht erhielt endlich die Oberhand über Tapferkeit; doch erst auf die Länge und nach einem schrecklichen Kampfe. Die Empörer tödeten sich lieber selbst in Masse, als daß sie aufs neu ihren alten Tirannen sich unterwarfen: Begehen, das man zu den Wolken erhoben haben würde, hätten die Sklaven Geschichtschreiber gehabt. Zermalmt unter der Umstände

Gewalt, und von der Ueberlegenheit einer zur Wissenschaft gewordenen Taktik, schmiegte sich die knechtische Masse geduldig wieder unter ihr Eisenjoch.

Aber Gott ist gerecht und seine geheimnißvollsten Gesetze sind die furchtbarsten. Das häusliche Leben und die es erhaltenden Tugenden wurden von Sklaverei vernichtet. Ein Gebieter, umringt von jungen Frauenzimmern, zu seinem Vergnügen gekauft und bestimmt, alleiniger Despot eines wollüstigen Hauses, dachte nicht daran eine rechtmäßige Frau zu nehmen, deren Gegenwart ihn in seinen Lastern gestört, deren Kinder sein Betragen getadelt und die mit ihm den gemeinsamen Reichthum, wie die Genüsse, welche er gewährt, getheilt haben würden.

Während knechtische Arbeit des Ackerbaues Verfall beschleunigte und die Fortschritte aller Gewerbthätigkeit hemmte, erschöpfte servile Wollust, Blut und Mark der Patrizier, beförderte das Zölibat, entartete die Großen und verminderte die römische Bevölkerung. Der Unsinn ging so weit, daß ein Zensor öffentlich vor dem Volke gestand, die Ehe sei eine sehr beschwerliche Anstalt, eine strenge Verpflichtung, die ein guter Bürger aus Dahingebung erfüllen müsse, indem sie ein dem Vaterlande dargebrachtes Opfer, eine schmerzliche aber nothwendige Selbstverläugnung sei.

Bald wurde die freie Bevölkerung durch Ausschweifung und Trägheit so sehr vermindert, daß man sie durch Rekruten verstärken mußte. Die Freilassung der Sklaven füllte die entstandenen Lücken. Unter den Kaisern waren die meisten Leute, welche

sich für römische Bürger ausgaben, nichts als Nachkommen ehemaliger Gefangenen.

Als die schrecklichen Bürgerkriege von Sylla und Marius die Republik zerrissen, wählte der erste 10,000 Sklaven, erklärte sie frei und nahm sie unter seine Adler. Die alten Quiriten lebten nur noch in der Erinnerung. Sklaven-Blut und Sklaven-Gewohnheit hatten sich des Reiches bemächtigt. Die von Eunus, dem Häuptling der sizilianischen Insurrektion, angefachte Flamme, die Rom nur mit vieler Mühe ersticken konnte, schlug, von Spartacus angeblasen, wieder empor. Durch die Freilassung der Sklaven, durch Vermischung der Enkel der Freigelassenen mit der Masse der römischen Bevölkerung, hatte man jenen Unglücklichen die Hoffnung gegeben, zur Würde des Menschen sich zu erheben.

Der von dem großen Spartacus ausgestoßene Freiheitsschrei wurde von den Ebenen Kampaniens bis zur Lombardei wiederholt. Er fand seinen Widerhall in den Schluchten des Appenin, erweckte die griechische Fahrlässigkeit, entriß ihren Kerkern gleichzeitig die in Pannonien, Gallien, Spanien, Afrika und Szythien gekauften Gladiatoren, rief dem vom Ufer der Donau gekommenen Barbaren, Kühle und Freiheit seiner Geburtswälder zurück und ballte den großen Körper aller Opfer zusammen, der als eine ungeheure Lauine gegen die Alpen sich wälzte.

Nie war ein Aufstand feierlicher, edler und heldenmüthiger. Vier römische Feldherrn unterlagen. Die ungeheure Auswanderung wendete sich gegen Gallien, wo große Ebenen sie erwarteten und ihr die Hoffnung der Begründung eines neuen Reiches

darboten. Andere Feinde griffen Rom an, das der doppelten Niederlage, wovon es bedroht war, nur durch Muth, Beharrlichkeit und fast übermenschliche Kraft entging.

Schon erhoben sich die beeiseten Alpengipfel vor Spartacus, als die siegreichen Sklaven sich zerstreuten, der Plünderung sich überließen und ihres Unternehmens ganze Frucht verloren.

Andere Eroberungen der Knechtschaft, langsamer und gewisser, beurkundeten sich im Schoose der Republik. Freigelassene mischten sich unaufhörlich in die Gesellschaft, in welche sie Sitten, Ideen und Neigungen ihrer Väter übertrugen.

Alle freien und mechanischen Künste wurden von den Sklaven ausgeübt. Darauf beschränkt, erlangten sie bald eine große Geschicklichkeit. Es gab Philosophen, Musiker, Maler ꝛc., die Sklaven waren. Man schätzte sie deßwegen nicht höher. Indessen war es erwiesen, daß Aufklärung mit Knechtschaft sich verbinden könne. Es schmeichelte der Eitelkeit der römischen Patrizier, unter ihren Sklaven Geheimschreiber, Bibliothekare, Namenkundige, Baukünstler, Aerzte, Maurer, Zimmerleute ꝛc., zu haben. Crassus allein hatte 500 Maurer und Tischler.

Viele reiche Dummköpfe kauften geistreiche Sklaven, wie wenn sie gehofft dadurch selbst Verstand zu gewinnen. Einer dieser Goldtröpfe hatte sich eine ganze lebendige Bibliothek gebildet, indem er seine Sklaven gezwungen, die Werke aller griechischen Dichter auswendig zu lernen. Pindar wurde durch zwei oder drei dieser Unglücklichen vertreten, Homer von einigen andern, ꝛc.

Während die sklavische Bevölkerung von Jahr zu Jahr sich vermehrte, verminderte sich die der römischen Bürger, und wurde endlich ganz vernichtet durch ihre Vermischung mit den Freigelassenen. Ein Nachkomme dieser letzten, Cäcilius Isidorus, hinterließ bei seinem Tode 4,116 ihm gehörige Sklaven.

Zur Zeit wo Horaz lebte, kostete ein gewöhnlicher ununterrichteter Sklave ungefähr 230 fl. rheinisch. War er in der Landwirthschaft bewandert, so stieg sein Preis bis auf 560, ja manchmal bis auf 700 fl. Zwerge, oder andere mißgestaltete Sklaven, wurden zum Zeitvertreib gekauft und theuer bezahlt. Der verschwenderische Marcus Antonius kaufte zwei Kinder, die ihm als Zwillinge angeboten worden, und die durch ihre Schönheit sich auszeichneten. Nach Plinius dem ältern bezahlte er sie mit 23,400, nach Solinus sogar mit 28,000 fl.

Ein kleiner Spaßmacher wurde mit 1,400, ein Arzt mit 700 fl. bezahlt. Der Koch des Appicius kostete ihm 8,400 fl. Sabinus gab 14,000 fl. für zwei gelehrte Sklaven. Ein guter Schauspieler wurde bis auf 28,000 fl. angeschlagen. Der Philosoph Cicero verkaufte alle seine kappadozischen Sklaven um die Hälfte des Preises, und erhielt dafür demungeachtet 934,000 fl. Von seinen Gefangenen bezog Lucull eine Einnahme von 1,800,000 fl.

Die damaligen Spekulanten bedienten sich derselben Mittel bei ihren Menschen-Ankäufen, wie noch heute die Schauspiel-Direktoren in Frankreich. Eine beim Volke beliebte Schauspielerin zu kaufen, die ihrem Herrn einen jährlichen Ertrag von 25,000 bis

50,000 fl. zuwenden konnte, das war kein so übles Unternehmen.

Sklaverei war überall, keine Handthierung, kein Gewerbe entging ihr. Die Sklavin bediente ihre Gebieterin, zerstreute Jünglinge und Greise, sponn, stickte, nähte und besorgte die Küche. Der Sklave war Krieger, Krämer, Handwerker, Fabrikant, Ackerbauer, Schiffer, Gefängnißwärter, Schmied, Schuhmacher, Tänzer oder Gladiator.

Der Geist wurde nicht selten sehr ausgebildet in der Knechtschaft. Terenz war Sklave; Horaz der Sohn eines Sklaven; Virgil der Nachkomme eines Freigelassenen. Von allen römischen Schriftstellern aber sind Terenz, Virgil und Horaz gerade diejenigen, welche mit der größten Zartheit sich ausgedrückt, wie wenn Elend und Schmerz nothwendig wären zur Schärfe der Vernunft und zur Geschmeidigkeit des Talents.

Wenn Terenz, der Afrikaner, den beiden Scipio den besten Theil seiner Werke zuschrieb, war es nur, weil er als geistreicher Mann der Eifersucht seiner Gebieter entgehen, und ihren Stolz schmeicheln wollte, indem er ihnen mit seinem Talent und seinem Ruhme ein Geschenk machte.

Konnte Rom sich entschließen, die geistige Ueberlegenheit jener herabgewürdigten Rosse anzuerkennen, jener Menschen, die man in die Piscinen warf, die man von Murenen verschlingen ließ, die man nach einer Insel im Tiber verbannte, wo sie Hungers sterben mußten, wenn irgend eine Noth die Stadt bedrohte, die hingerichtet wurden, wenn sie sich unterstanden, in Gegenwart ihrer Herrn zu niesen, zu

huſten ꝛc., die man durch die Straßen ſtäupte, die man mit glühenden Eiſen zeichnete und unbarmherzig ermordete, wenn ihr Gebieter das Opfer irgend einer Gewaltthätigkeit geworden?

Welch ein entſetzlicher Zuſtand! So viel Verachtung und Herabwürdigung einerſeits, ſo viel Grauſamkeit und Barbarei auf der andern Seite. Die ſo nothwendigen, ſo theuer erkauften Sklaven wurden durchaus nicht als Menſchen betrachtet. Die 120 verſchiedenartigen Verrichtungen, denen ſie in den Familien ſich zu unterziehen hatten, waren nicht vermögend, ſelbſt die am meiſten geſchätzte nicht, den ungeheuern Abgrund zwiſchen dem Gebieter und dem Sklaven auszufüllen.

Die Natur rächt ſich immer, wenn man ſie beſchimpft. Der Knechtſchaft Gift durchdrang den Grund ſelbſt, das innere Mark des Staats. Es verdarb die Sitten, zerriß das Familienband, deſſen Schwäche noch durch die Leichtigkeit der Eheſcheidung vermehrt wurde und bildete, auf allen Punkten des römiſchen Reiches, Sklaven-Märkte, wo der Haupthandel jener Zeit getrieben wurde.

Man ſtahl Kinder, um ſie feilzubieten; man zog das weibliche Geſchlecht zur roheſten Wolluſt groß. Die meiſten Romane des Alterthums begründen ſich auf ſolche Umſtände. An den Küſten des ſchwarzen Meeres war eine große Menſchen-Niederlage, von wo die Kaufleute in Rom und an andern Orten ihre lebendigen Waaren bezogen. Bewaffnete Karavanen begaben ſich nach Arabien, um neue Gefangene herbeizuſchaffen. Menſchenjagd war in Afrika

ein allgemeiner Gebrauch, weil die Neger sehr gesucht waren.

Zu Delos, dem Hauptpunkte dieses Handels, waren große Kerker gebaut, worin man die Unglücklichen einsperrte. Es befanden sich immer genug Schiffe im Hafen dieser Stadt, um in einem einzigen Tage 10,000 Sklaven an Bord bringen zu können. Der Handel mit weißen und schwarzen Sklaven wurde im ganzen Reiche betrieben, und scheint ausserordentlich abträglich gewesen zu sein.

Schon hatte die römische Verfassung zwei herabgewürdigte Menschen-Gattungen erzeugt, die der Klienten und die der Speichellecker. Aus der Knechtschaft entstanden noch die Mangones, oder Zwischenverkäufer, welche man als die Urheber und Beförderer aller Laster und Ausschweifungen Roms betrachten kann, und durch die, mit Hilfe der Freigelassenen und der aus Asien gekommenen Verschnittenen, die Entsittlichung der Weltstadt vollbracht wurde.

Pflug und Sichel, den Sklaven überlassen, hatten die Roms Umgegend mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Der Sklave war nur geeignet, den Launen seines Gebieters zu dienen und neue Laster zu ersinnen. Eine Verdorbenheit, an deren Abscheulichkeit man beinah nicht erinnern kann, ohne gegen Scham und Sitte zu verstoßen, bemächtigte sich vorzüglich der Frauen und vermehrte die allgemeine Rohheit.

Ein Geschichtschreiber berichtet, daß, in Folge ihrer Ausschweifungen, die meisten römischen Matronen von der „Gicht“ geplagt wurden, weil sie durchaus männlichen Ergötzungen sich überlassen.

Mit der Gier nach Wollust war Blutgier ver-

verbunden. Das Volk verlangte, 10,000 Gladiatoren sollten sich erwürgen, um ihm das Schauspiel einer vollständigen Schlacht zu gewähren, und ein ebenfalls zu seinem Vergnügen veranstaltetes Seegefecht sollte 15,000 Matrosen das Leben kosten.

Die Sklaven durften sich nicht verheirathen. Als Werkzeugen der Liederlichkeit, war es ihnen verboten, irgend eine Tugend zu haben. Man weiß welchen Gebrauch Tiber und Heliogabal von ihren Leibeigenen gemacht.

Mit solchen Sitten mußte der Körper nothwendigerweise sich entnerven. Die Kräfte schwanden, die Bevölkerung verminderte sich, und nur die Freilassung der Sklaven war vermögend, die in der Gesellschaft entstandenen Lücken auszufüllen. Endlich wurde der Hauptnarr jenes Jahrhunderts, Claudius, Gatte der berüchtigten Messalina, Gebieter des Abschaums der Menschheit, den man das römische Volk nannte. Jo Saturnalia (Ho ho, Saturnalien)! schrien die Kohorten, wenn der Sklave Narzis sie anredete.

Bald erblickte man nur Sklaven im ersten Range der Welt-Angelegenheiten. Sie leiteten Agrippina's Hand zur Enterbung ihres Sohns, zur Ermordung ihres Mannes, zur Uebertragung des Reiches auf den scheußlichen Nero *), auf diesen Sklavenkaiser,

*) Man vergleiche mit dem Aufsatze: „Die Frauen der ersten Cäsaren, und Roms gesellschaftliche Verhältnisse bei der christlichen Aera Beginn," im fünften und sechsten Theile des Jahrgangs 1835 dieses Werks.

Sänger, Tänzer, Künstler, Grammatiker, unverschämt und verworfen wie sie.

Wer hatte sich über Nero zu beklagen? War er nicht das in einer Person versinnlichte Rom, das vollkommene Sinnbild dieser Stadt? Freund des Sklaven, Unterdrücker des freien Menschen, verdiente er wohl, daß die römischen Leibeigenen seine Bildsäulen mit Blumen schmückten, wie es bei seinem Tode geschah.

Unter den ihm nachfolgenden Kaisern überschwemmte Asien die Weltstadt mit seinen Kindern, veränderte es seine Sitten und lies nicht eine Spur übrig von der alten römischen Republik. Heliogabal und Diokletian waren wirkliche Sultane. Mit dem morgenländischen Reiche begann die Regierung der Verschnittenen, und mit dieser verächtlichen Form der asiatischen Sklaverei waren die Titel „Feldherr, Minister, Diplomat und Held" verbunden.

Der Sklaven Rache beschränkte sich nicht auf die allgemeine Entartung des von ihren Gebietern begründeten Reiches allein. Im Geheimen entstand jetzt die Religion der Sklaven und der Armen, das Christenthum. Auf die Gleichstimmung aller Bedrückten, auf die Schmerzen aller Leidenden sich stützend, stellte es als ersten Lehrsatz „Brüderlichkeit der Menschen" fest.

Man kann es nicht genug wiederholen: wenn heldenmüthige Thatkraft der alten Gesellschaften erster Grundsatz war, ist Gleichheit das von dem Erlöser der Welt aufgestellte erste Prinzip; Umgestaltung, die alle übrigen an Begriffs-Vermögen und Ausdehnung übertrifft.

Die Verfolgungen, denen die ersten Christen ausgesetzt waren; die Menge ihrer Märtyrer; die Langsamkeit des gesellschaftlichen Fortschrittes; des Heidenthums langer, beharrlicher Widerstand, erregen keinesweges unser Erstaunen. Die Christen untergruben die Grundpfeiler der alten Gesellschaft, indem sie Keuschheit, Selbstverläugnung, Demuth und Enthaltsamkeit lehrten. Sie schlugen direkt alle Laster, die, wenn auch nicht geehrt, doch allgemein geduldet waren, vorzüglich aber Wollust, Stolz und Barbarei. Wie viele Christen man auch erwürgen mochte, vermehrte sich ihre Zahl dennoch von Tag zu Tag, bis der duldende Glaube endlich den Sieg errang. Durch alle seine Gebrechen geschwächt, bot das römische Reich den Barbaren sich als leichte Beute dar. Gothen, Alanen, Vandalen, Kalmücken, Germanier eilten von allen Seiten herbei, mit Feuer und Schwert die reichsten Länder der Erde verheerend. Die Söhne der Sklaven rächten ihre Väter.

Wären diese Völker gesittet gewesen, hätte ihre Einwirkung, in Verein mit der des Christenthums, die Sklaverei vertilgt. So aber waren sie Barbaren und, wie bereits oben gesagt, Knechtschaft, Tochter des Krieges, ist allen ungesitteten Völkern angeboren.

Es trug sich nun etwas Befremdendes zu. Einerseits die Bewegung der christlichen Umgestaltung, zu Gunsten der Freiheit und der Rechte des Armen; anderseits die politische Bewegung der barbarischen Macht, zu Gunsten einer neuen Gewalt, die eine neue Sklaverei zu begründen sich bemühete. Diese beiden Bewegungen waren gleichzeitig, und die son-

derbare aus solchem Widerspruch entstandene Verschlingung ist von den Geschichtschreibern bisher nur unvollkommen gewürdigt worden.

Römische Gebieter, Sklaven der Eroberer geworden; gewesene römische Sklaven zu neuen Herren übergehend; ehemalige Sklaven von Germaniern und Gothen das Schicksal ihrer Eigenthümer theilend; christliche Priester, auf der Scheidelinie zweier erobernden und eroberten, sklavischen und gebietenden Nationen: diese sonderbare Verschlingung war es, welche das Mittelalter, und mit ihm die Feudalität, erzeugte.

Die verschiedenen Grade der Knechtschaft gaben Veranlassung zu verschiedener Lehnspflicht. Es war so schwer, die Sklaverei zu vernichten, die überall tiefe Wurzel gefaßt, in den Sitten des erobernden, wie in den Gesetzen des eroberten Volkes, daß die christlichen Klöster selbst Sklaven hatten.

Einige Hexen-Prozesse im Elsaß.

Von 1615 bis 1635 wurden nicht weniger als 5000 Hexen und Hexenmeister in dem alleinigen Bisthum Straßburg lebendig verbrannt. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Weiler hatte die seinigen, und sonderbar genug, alle diese Unglücklichen bekannten freiwillig, daß sie einen Bund mit dem Teufel geschlossen, daß sie seinem Feste beigewohnt und auf demselben getanzt. Alle starben als Märtyrer ihres wahnsinnigen Glaubens.

Ja wohl, Wahnsinn, Tollheit ohne Gleichen, moralische Cholera, volksthümliche Pest. Aber bei alledem Geschichte, und nur zu traurig wahre Geschichte. Vor zwei Jahrhunderten gab es in einem Lande, das sich damals schon für höchst aufgeklärt und gesittet hielt, wo die religiöse Reform bereits große Fortschritte gemacht, wo freisinnige Regierungs-Grundsätze in unabhängigen Reichsstädten herrschend waren, nicht allein Verblendete, die sich vom Teufel besessen und mit ihm verbündet hielten, sondern auch Richter, welche diese Tollhäusler, gleich scheußlichen Verbrechern, verurtheilten und Henker, welche sie hinrichteten.

Doch, was sagen wir Henker! die Bevölkerung selbst unterzog sich dem Henker-Geschäft. In jeder Oertlichkeit hatten die Bewohner sich in zwei Banden getheilt, in die der „guten Brüder“ und in die der „guten Gefährten.“ Die einen bestiegen die brennenden Scheiterhaufen, die andern schürten das Feuer. Alle waren übereinverstanden, und man verfuhr

ohne zu erstaunen, ohne Erbitterung, wie wenn die Sache so und nicht anders sein müßte.

Die gerichtliche Prozedur in den Hexen-Prozessen, waren sehr einfach und rasch. Wie streng und förmlich die Richter bei andern Verhandlungen auch sein mochten, begnügte man sich in jenen doch jedesmal mit einem kurzen Verhör. Unter 2000 derselben entdeckt man nicht sechs, die bestimmte Eingestehungen enthalten, obgleich die Angeklagten bereitwillig die ihnen vorgelegten Fragen bejaheten.

Auf 12 Hexen zählte man im Durchschnitt nur einen Hexenmeister. Die Unglücklichen wurden zu 30, 40 bis 50 auf einmal verhaftet. Man sperrte sie ein, ließ sie einige Tage im Gefängniß, unterzog sie einem oberflächlichen Verhör, und nach Eingestehung ihres vertrauten Umgangs mit Satan, verurtheilte man sie, indem man ebenfalls ihr Eigenthum konfiszirte, das theils dem Bischofe, theils den Herrschaften zu gute kam, deren Angehörige sie waren.

Bei Gelegenheit einer 1623 zu Andlau verbrannten Hexe entstand ein langer Streit zwischen der Regentschaft des Bisthums und den Freiherren von Andlau, einiger Ländereien wegen, welche der angeblichen Verbrecherin in der Vogtei Benfelden gehört. Es kam endlich zu einem Vergleich, wonach die Güter dem Bisthum zufielen, welches dagegen den Herren von Andlau eine Summe von 33 Pfund 6 Heller, als „Belohnung ihres Eifers für die Sache Gottes und der Kirche“ auszahlte.

Viele andere Herrschaften bezogen ebenfalls solchen Henkersold. Sie vermehrten ihre Güter oder

ihr Einkommen durch die Beraubung beklagenswerther Narren, welche sie verbrennen ließen.

Der gewöhnliche Text der Hexenprozeß-Erörterungen war nachstehender: Der Angeklagte, ein armer Bauer oder eine Bäuerin erklärt, daß, unter Elend erliegend, und im Schweiße des Angesichts arbeitend, oder in einer öden Gegend umherirrend, der Teufel dem Beschuldigten plötzlich erschienen sei. Der Böse hatte immer ein menschliches Gesicht. Oft war er jung, stark, aber übel gekleidet und hatte im Ganzen das Ansehen eines Landstreichers oder eines Straßen-Räubers.

Theilnehmend erkundigte er sich nach des andern Kummer, tröstete ihn, und versprach ihm Hilfe, wenn er seinen Körper ihm überlassen. Bemerkt zu werden verdient, daß in allen diesen Sachen nur von Ueberlassung des Körpers, dagegen nie von jener der Seele, die Rede war. Der Teufel des gläubigen siebenzehnten Jahrhunderts würde, in solchem Betrachte, in unserer materialistischen Zeit keine üble Rolle gespielt haben.

Es erklärt sich jetzt auch leicht, wie, da er immer unter der Gestalt eines jungen, kräftigen Mannes sich zeigte bei weitem mehr Weiber als Männer der Hexerei beschuldigt worden. Wie dem auch sei, gaben die solchergestalt Bethörten Satans Lockungen nicht sogleich Gehör; sie benahmen sich vielmehr, wie eine unserer neuern Gefallsüchtigen, die, ohne eine Liebes-Erklärung geradezu anzunehmen, sie auch nicht gänzlich verwirft, und durch einen Blick, oder durch eine kleine Kopfbewegung, den Bewerber mehr ermuthigt als zurückstößt.

Als schlauer, welterfahrner Verführer, wiederholte der Böse seine Angriffe und brachte es so weit, daß man darauf Geld nahm, gewöhnlich aus einigen Kupferstücken, nie aus einem Thaler, bestehend. Eine alleinige Ausnahme von der Regel machte er bei einer jungen Frau von Schlettstadt, der er, wie die Akten besagen, 10 Schillinge (56 kr.) anbot. Es ist das die größte Summe, wofür der Teufel im Elsaß je einen Menschen erkauft. Hinzufügen muß man noch, daß die Unglückliche einer solchen Lockung nicht zu widerstehen vermochte. Sie nahm die 10 Schillinge, begab sich zum Sabbat und wurde ein Jahr nachher lebendig verbrannt.

Die meisten Angeklagten sind darin übereinstimmend, daß sie des vom Satan ihnen zugestellten Geldes sich nicht haben bedienen können, weil es nach einiger Zeit sich in Erbsen oder Bohnen, manchmal auch in Glas- oder Geschirrscherben verwandelte. Ihren Verwünschungen gegen den Verführer gesellte sich die Genugthuung bei, den Handel mit ihm noch nicht abgeschlossen zu haben, und wenn der Teufel, unverschämt wie er war, ihnen abermals in den Weg trat, machten sie ihm seine Treulosigkeit zum Vorwurf, überhäuften ihn mit Beschimpfungen, und hiessen ihn zur Hölle fahren.

Er aber entmuthigte sich nicht, erneuerte seine Anträge und gab ihnen abermals einige Heller, die sich, wie die frühern, in Glasscherben verwandelten.

Aller dieser Hintergehungen ungeachtet, wurde die Menge der Verführten von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr größer. Die Unglücklichen hofften,

die dritte Probe werde besser ausfallen, und das Geld werde diesmal seinen Werth behalten. Der Vertrag wurde also geschlossen. Man versprach seinen Körper zu liefern, und sich beim nächsten Sabbat einzufinden. Das Geld, welches man nun erhielt, war nicht besser als das frühere, und die Elenden welche dem Bösen sich überlassen, hatten nicht den mindesten Vortheil davon.

Angenommen, daß alle in den Protokollen angegebenen Umstände für lautere Wahrheit gehalten worden (und wie könnte es anders sein, da sie Veranlassung zu so vielen Verurtheilungen und Hinrichtungen gegeben), hätte man doch voraussetzen sollen, daß diese dreimalige Hintergehung genügend gewesen, den albernsten Verehrer des Teufels vollkommen zu kuriren. Demungeachtet trat das Gegentheil ein, und von den Tausenden solchergestalt versuchten, und später gerichteten Unglücklichen, im ganzen Bereich des Bisthums Straßburg, war nicht einer, der nicht 24 Stunden nach jener Verhöhnung, zum Sabbat sich begeben.

Alle Verhöre sind übereinstimmend in diesem Punkte. Der Sabbat war immer während der Nacht. Um sich zu ihm zu begeben, setzte sich der Neophit, nach allen übereinstimmenden Aussagen, entweder auf einen Besenstiel, auf eine Schaufel oder eine Mistgabel, die immer mit stinkendem Schweinefett eingeschmiert war. Man hielt sie erst dann für einen wirklichen Hexenmeister, oder für eine vollkommene Hexe, wenn man dem Sabbat beigewohnt.

Die Feierlichkeit begann mit einem Rundtanze, worauf Menuetten und Polonäsen folgten. Man

tanzte nach einer Violine oder irgend einem andern Instrumente, das von dem ältesten Hexenmeister gespielt wurde, der gewöhnlich rothhaarig, lahm, einäugig und buckelig war. Nach dem ersten Rundtanze schritt man zur Hochzeit der Hexenmeister mit weiblichen Teufeln und der Hexen mit männlichen Dämonen. Manchmal fanden in einer Nacht 50 solcher Vereinigungen statt, die Verehlichten gelobten sich gegenseitige Treue, ohne Beeinträchtigung jedoch der Rechte ihrer irdischen Männer und Frauen.

Bei der Vermählung am Sabbat, erhielt jeder Hexenmeister und jede Hexe den Namen eines Thieres, oder eines Lasters, korrespondirend mit den des männlichen oder weiblichen Teufels, der ebenfalls der Zoologie oder der Verdorbenheit der menschlichen Seele entnommen war. Die Vermählungszeremonie wurde immer von einem Hexenmeister und nicht von einem Teufel gefeiert. Sie war eine mehr oder weniger gottlose Parodie der kirchlichen Gebräuche.

Darauf folgte das Gastmahl. Der Boden diente als Tisch, Stuhl und Bett, und eine matte Lampe, oder eine Fackel, erleuchtete die Szene. Die Gerichte dieser satanischen Agapen (Liebesmahlen) waren nicht besonders köstlich, und hätten, hinsichts der Mäßigkeit, denen der ersten Christen wohl zur Seite gestellt werden können. Sie bestanden aus alten Nüssen, verschimmeltem Käse, und selten aus einem Stückchen Brot. Aus dem Verhör der jungen und schönen Hexen von Schlettstadt ergibt sich jedoch, daß es bei ihrer Teufelshochzeit herrlicher herging, indem man weiches, weißes Brot dabei hatte. Salz erhielt jedoch niemand, weil es das

Sinnbild der Weisheit ist, die auf dem Sabbat natürlicherweise keinen Zutritt gewinnen konnte.

War das Mahl beendet, so wurde das Zeichen zu den eigentlichen Mysterien der satanischen Vermählungen gegeben. Auffallend genug, entnimmt man aus fast allen Verhören, daß die Hexen mit ihren höllischen Gatten wenig zufrieden waren. Alle haben sich mit mehr oder weniger Bitterkeit über sie beschwert.

In einem der mehrgedachten Verhöre findet sich der merkwürdige Umstand, daß eine junge Hexe, der statt eines Teufels eine Teufelin beigesellt worden, bei den ersten Liebkosungen derselben des orthodoxen Ausrufes; „Jesus Maria!“ sich nicht enthalten konnte. Sogleich wurde der Sabbat unterbrochen, die Teufel verschwanden und die Hexen blieben allein: die unerfahrne Neubekehrte mit ihren Verwünschungen überladend.

Bald nachher fanden sich jedoch die Dämonen wieder ein, die unbedachtsame Anruferin von Jesus und Maria erhielt eine exemplarische Züchtigung und der Sabbat wurde mit größerem Eifer als vorher fortgesetzt. Dieselbe Prozedur fügt hinzu, daß weil gedachte Hexe sich nicht der übeln Gewohnheit entnehmen konnte, bei jeder Gelegenheit die Namen der Heiligen anzurufen, sie sehr von ihren Teufeln mißhandelt und von ihnen endlich ganz verlassen wurde. Demungeachtet erschien sie vor Gericht, und wurde zu Benfelden lebendig verbrannt.

Nach Beendigung der Mysterien des Sabbats, wurde ein großes Feuer angezündet, auf Kosten des benachbarten Waldes. Man hängte einen großen

Kessel über das Feuer, füllte ihn mit Wasser und warf gewisse Kräuter hinein. Durch diese Vorkehrung glaubte man Gewitter, Hagelschlag, Reif, Ueberschwemmung und andere Land-Plagen veranlassen zu können. Keiner der vor Gericht erschienenen Angeklagten war im Stande, die Namen der Kräuter zu nennen, deren man zu diesem Zwecke sich bediente.

Nach Beendigung des Sabbats setzte sich jeder wieder auf seinen Besenstiel, oder seine Mistgabel, um vor Tagesanbruch in seiner Behausung zu sein. Um sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen und sich furchtbar zu machen, versuchten es Hexen und Hexenmeister manchmal, Hunde, Katzen oder andere Thiere zu vergiften, was ihnen jedoch glücklicherweise eben so wenig gelingen wollte, als die Erregung von Unwetter und Hagelschlag.

Am Ende der Verhöre lies man die Beschuldigten noch Namen und Personen-Beschreibungen derjenigen geben, deren Bekanntschaft sie auf dem Sabbat gemacht. Die solchergestalt Denunzirten wurden unverweilt verhaftet. Man machte ihnen den Prozeß und verbrannte sie Dutzendweise....

Gegenwärtiger Zustand und allgemeine Uebersicht der türkischen Literatur.

Erster Abschnitt.

Die Geistes-Erzeugnisse haben, gleich den Familien, ihre Geschlechts-Register. Eine literarische Aera reihet sich an die andere, nicht durch Anmaßungsrecht, sondern als Folge und nothwendiges Ergebniß der ihr vorangegangenen. Es würde demnach unmöglich sein, den gegenwärtigen Zustand der Verstandeskraft, wie ihre Früchte in der Türkei, zu begreifen, wollte man sich in dem Jahrhundert beschränken, worin wir leben. Es ist vielmehr unumgänglich nothwendig, zu wissen, welches die von 1750 bis 1800 blühenden ottomanischen Schriftsteller gewesen.

Eine türkische Literatur.... Mehr als einem Leser werden diese Worte befremdend dünken. Wie oft hat man nicht, der glänzenden Geisteskultur der alten Hellenen, die ottomanische „Barbarei“ gegenübergestellt. Das dadurch entstandene Vorurtheil hat neue Stärke erlangt während der letzten Insurrektion Griechenlands.

In diesem Betrachte hat man den Türken jedoch Unrecht gethan. Man braucht nur von Hammer's „Geschichte des ottomanischen Reiches“ zu lesen, um einen ganz anderen Begriff zu bekommen, von der intellektuellen Bewegung in diesem Lande. Wir wollen dem gelehrten Orientalisten eine kurze Skizze entnehmen, von dem Zustande der ottomanischen Literatur, seit dem Frieden zu Kainardga, bis auf unsere Tage.

Dieser Friede, das erste Zeichen russischer Einwirkung auf die Pforte, legt gewissermaßen den Grundstein des Verfalls der ottomanischen Macht. Unsere Uebersicht, welche mit jenem Zeitpunkte beginnt, umfaßt solchergestalt die 26 letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts.

Der eigentliche Schriftsteller, der Redekünstler, der Sophist existiren in der Türkei nicht. Dagegen nimmt die wirkliche Wissenschaft einen ausgezeichneten Platz ein, und ist nicht ohne Einfluß auf die Staatsverfassung: Theologen und Rechtsgelehrte, Professoren und Richter, von der Regierung besoldet, „Herren der Feder", wie man in Konstantinopel sie nennt, gelangen nur zu Würden und Aemtern, nach Ueberstehung strenger Prüfungen und in Beobachtung einer Stufenfolge, wovon man sich nie entfernt. Sie bilden einen Körper, der die Wissenschaft vertritt, der eine Niederlage der menschlichen Verstandeskraft, wie ein Bundesgenosse der Politik und der Religion ist.

Der Gelehrte (Aalim), der, welcher Gelehrsamkeit oder Wissen (Ilm) und Wissenschaft (Ulum) kultivirt, der Doktor des Reichs, selbst wenn er nicht eine Zeile geschrieben, ist dennoch Mitglied des erhaltenden Senats der Verstandeskraft, oder der Ulemas.

Es gibt Dichter, Geschichtschreiber, Gelehrte in allen Ständen der ottomanischen Hierarchie, selbst unter den Herren des Schwerts (den Offizieren) und den Großvessiren, die meistentheils Krieger sind. Man hat sogar Beispiele eines poetischen Briefwechsels und Gazeten, die von Monarchen an

ihre Minister oder von Ministern an Monarchen, manchmal vom Schlachtfelde, oder unter den wichtigsten Umständen, gerichtet worden.

Wir wollen nicht eine umständliche Liste geben von diesen politischen Dichtern. Im achtzehnten Jahrhundert reichten Said Kiuprili, Neffe des erobernden Großvessiers, der 17 Jahre hintereinander seine Posten bekleidete, und der Großvessier Mustafa Pascha Bahir, ihre Berichte und Eingebungen an den Hof, in Versen ein.

Said Mohamed Pascha, Gesandter in Frankreich, brachte aus diesem Lande eine Druckerpresse mit, die er in Konstantinopel aufschlagen ließ. Die meisten Gesandten im achtzehnten Jahrhundert, Diplomaten, Gesandschaftsschreiber und andere türkische Beauftragten, zeichneten sich aus durch ihr literarisches Talent, oder durch ihre Geschicklichkeit in Verfassung offizieller Noten.

Wir wollen der Menge berühmter Namen, unter den Großwürde-Trägern des Reichs, nur die von Said Mohamed und Durrizadech entnehmen, welche ihre Reise in Frankreich und in Persien beschrieben; Resmi Ahmed, der die Geschichte seiner Gesandtschaft zu Wien und zu Berlin, wie die Jahrbücher der Reis-Efendis verfaßt; Kiglar Aga, Verfasser eines politischen Werkes, betitelt: „Das Muster politischer Bemerkungen"; Ratib Abubekr, dessen Schilderung seiner Gesandschaft in Oesterreich eine vollständige statistische Abhandlung ist; die Dichter Wahifi und Hedunni; den Gesandschaftsrath Ragib, in Wien, der in türkischen Versen die Schönheit der Töchter des Kaisers be-

sang; den Geheimschreiber Sakib, den der Stadthalter von Bender mehrmals zu Karl XII von Schweden schickte, zu dessen poetischen Lobredner er sich machte; endlich seinen Feind Taib, der nicht ermangelte alles, was er Gutes über den Ungläubigen gesagt, zum Verbrechen ihm anzurechnen.

Gestehen muß man, daß diese Poesie der hohen Regionen nichts Volkthümliches hat, und zu des Reiches Gesittung wenig beitrage. Die Verfassung dieses Landes ist von der Art, daß die Presse selbst, dieser Hebel der geistigen Gesittung, wenig oder nichts zur Verbreitung des Wissens beitragen kann.

Eingeführt 1728, hat sie binnen 28 Jahren nur 18 Werke geliefert, sodann 27 Jahre geschlummert, und endlich ihre Arbeiten in demselben Jahre wieder begonnen, wo die Pforte sich genöthigt sah, die Krimm an Rußland abzutreten. In den zehn folgenden Jahren erzeugte sie nur sechs Bände, Fortsetzungen alter Geschichten, Uebersetzungen strategischer Werke und Grammatiken.

Die alten Schriftzeichen waren abgenutzt, das Papier schlecht, der Druck äusserst mangelhaft. Es war unumgänglich nothwendig, neue Schriftzeichen zu gießen, die ziemlich gut ausfielen. Seitdem gewann die Presse in Konstantinopel neue Thätigkeit. Es gingen aus ihr mehrere Lehrbücher hervor, welche die frühern Sultane als gefährlich verboten, nebst einigen guten Wörterbüchern, arabischer und persischer Synonymen, Werke über Geometrie, Geodesie und Geographie, eine Fortsetzung der „Geschichte des ottomanischen Reiches“, durch Wassif, von 1752 bis zum Frieden von Kainardga.

Durch eine sonderbare Zusammenfügung waren Barbarei und Gesittung, Vergangenheit und Gegenwart, Janitscharen und Presse vereinigt in demselben Gebäude. Der Nizamgedid (die Miliz) und die Buchdruckerei hauseten unter demselben Dache. In der Staatsumwälzung, die Selim III entthronte, wurde das Gebäude niedergebrannt und die Druckerei vernichtet. Man konnte nur die Präge-Eisen retten, womit man die neue Anstalt begründete, deren Thätigkeit unter Sultan Mahmud sich verdoppelte, wie das die rasche, unvollständige Uebersicht der vorzüglichsten von ihr erzeugten Werke beurkundet.

Davon genannt zu werden, verdienen besonders die drei großen Foliobände, jeder von 1000 Seiten, enthaltend die Uebertragung des „Kamus (Ozean)", eines berühmten arabischen Wörterbuches, von Said Ahmed Aasim, Uebersetzer des persischen Wörterbuches. Borhani Katii beendete diese beiden riesigen Werke binnen vier Jahren.

Darauf erschienen: das große arabisch-türkische Wörterbuch, von Aktry, das persische, türkische und arabische Erklärungs-Wörterbuch in Versen, von Said Hasan Aini, in 1300 Strophen; sehr viele Kommentare, Erklärungen und Abhandlungen über die Syntax, die Grammatik, arabische und türkische Logik; dogmatische Abhandlungen, liturgische und rechtswissenschaftliche Werke; endlich in den letzten zehn Jahren, unter Leitung Ibrahim's, mehrere noch wichtigere metaphysische Werke, unter andern die große metaphysische Abhandlung von

Eligi, mit mehreren Kommentaren, sodann der „Seirol-Kebir“, oder der große Feldzug, Fundamental-Abhandlung der Kriegskunst, von dem Iman Mohamed Ebn Ebi Sehled Sarkasi. Erwähnen wir noch der „Fetwa-Sammlung“ und der Formeln, Dokumente und gerichtlichen Beispiele, die so wichtig für den Richter und für den Rechtsgelehrten sind.

Der gegenwärtige Oberaufseher der Buchdruckerei, Scheik Sede Mohamed Essad, Richter von Mekka, kaiserlicher Geschichtschreiber und Herausgeber der offiziellen Zeitung, hat eine „Geschichte der Vernichtung der Janitscharen“ bekannt gemacht, welche neuerdings von Caussin de Perceval übersetzt, in Paris erschienen, worin, nach Gewohnheit aller Kabinets-Berichte, die Zahl der niedergemetzelten Janitscharen auf 800 herabgesetzt ist, obgleich sie über 8000 sich belaufen.

Die „Tropfen der Lebensquelle“, Geschichte der Scheiken vom Orden der Nackschbendi-Derwische, übersetzt von Mohamed Abbasi, ist das einzige geschichtliche Werk, welches unter Mahmuds Regierung erschienen ist. Man hoffte, doch vergebens, daß er die Fortsetzung der ottomanischen Geschichte bis zur Thronbesteigung seines letzten Vorgängers erlauben werde.

Die geographischen und weltgeschichtlichen Lernübungen (Studien) haben ein kleines Werk von Mohamed Edib, über die „Pflichten der Wallfahrt“ erzeugt. Die Abhandlung über Erdkunde, von Ischak Efendi, Oberaufseher der Genie-Schule, und die elementarische Abhandlung über Sternkunde,

aus dem Arabischen des Fetide übersetzt, und Mohamed II von Ali Kuschgi gewidmet, ist ein kleines beachtungswerthes Werk, hinsichts der Typographie, einziger Versuch, den man bis jetzt mit den Nestaalick-Schriftzeichen gemacht.

In der Sphäre der genauen Wissenschaften, muß man nennen: die mathematische Enzyklopedie von Ischack Efendi; die Uebersetzung einer Abhandlung über Befestigungskunst, aus dem Französischen von demselben; den Versuch von Ischack Koga, über die Polhöhe und die der Mittagslinie; einen andern über Minen; die seit 1825 jährlich herausgegebenen „Kalender"; die Vorschriften für die Reiterei, das Fußvolk, die Artillerie und das Seewesen, gedruckt aber nicht bekannt gemacht; eine vortreffliche Abhandlung von Masdariegi Hussein, Professor bei der Genieschule, über die Dreitheilung des einen Rechtwinkel messenden Bogens.

Ohne Zweifel täuscht sich der Verfasser, wenn er behauptet, das große Problem des Zirkelvierecks gelöst zu haben: Irrthum, den er mit dem zeitgenössischen Geometer, Verfasser der Geometrica di qualunque Angulo, erschienen zu Bologna, theilt. In anderer Beziehung ist der Türke jedoch dem gelehrten Italiener weit überlegen.

Die arzneiwissenschaftlichen Studien haben zwei dicke Bände erzeugt, betitelt: „Spiegel des Körpers in der Anatomie der Glieder des Menschen", mit Zeichnungen von Schanisad, einem der Leibärzte des Sultans, wichtiges Werk, das durch sich allein eine Umgestaltung andeutet, weil es in das aber-

gläubige Bereich der alten arabischen Medizin die Experimental-Lehre Europas übertragen.

Man findet die gleichen Fortschritte, mit vielen Vorurtheilen gemischt, in einer 1831 über die „Cholera“ erschienenen Flugschrift.

Von zwei kleinen politischen Werken, herausgegeben auf Befehl der Regierung, bestimmt das eine die Etikette, das Zeremonial und die Hoftracht, wodurch die alten Pelze und ihre Hierarchie ersetzt werden sollten. Das andere, von Kudri Musa Efendi, Oberrichter in Natolien, ursprünglich arabisch geschrieben, und von dem Oberrentmeister Akif übersetzt, bezweckt größere Befestigung des Gehorsams gegen den Sultan, auf Glauben und Uebertragung gestützt. Es hat den Titel: „Muster der Beweise des Gehorsams, welche man dem Großherrn schuldig ist.“

Die Dichtkunst ist von der ottomanischen Presse vollkommen vernachlässigt worden, weil sie als Organ der Regierung nur berufen war, zur Befestigung ihrer politischen Vortheile, wie derjenigen Kenntnisse beizutragen, welche sie für nützlich erachtete. Indessen ist doch der große Kommentar des „Gulistan“ von Saadi, durch Sudi, 1834 erschienen.

Die offizielle Zeitung hat die Herausgabe mehrerer „Diwane“ und vieler grammatikalischer, rhetorischer und mathematischer Werke bekannt gemacht, die auf Vorunterschreibung (Subscription) erscheinen sollten, Neuerung, die in Konstantinopel ohne allen Erfolg geblieben.

Die eben gedachte „offizielle Zeitung“, weniger

reich in Aktenstücken und wichtigen Umständen, als der „ottomanische Moniteur“, konstituirt so zu sagen den eigentlichen Grund der türkischen Literatur unserer Tage in dem Maße wenigstens, als der Druck sie offenbart.

Sie erscheint wöchentlich einmal, und gibt unter dem Titel: „Register der Ereignisse“, eine allgemeine Uebersicht von den äußern und innern, wie von den wissenschaftlichen, militärischen und mehreren den Handel betreffenden Begebenheiten. Schwülstiger und übertriebener als alle europäischen Ankündigungen, zeigt sie sich selten fanatisch und abergläubig. Seit den drei Jahren ihres Bestehens, kann man ihr nur die Schilderung von zwei Wundern zum Vorwurf machen, von denen überdem eins bestimmt war, die Janitscharen im häßlichsten Lichte darzustellen.

Eigentlich lebt die türkische Literatur weder in den Ulemas, noch in der ottomanischen Presse. Jene bilden den gerichtlichen und theologischen Senat, diese ist das dogmatische Werkzeug und der Hebel der Regierung.

Was soll man denken und welches kann der Einfluß einer Presse sein, für die das Volk sich nicht interessirt, die kein Licht, keine nützlichen Kenntnisse verbreitet, die auf die öffentliche Meinung nicht einwirkt und deren Erzeugnisse von niemand als von Beamten gelesen werden?

Die Bücher-Verfertigung ist in einem solchen Lande der jener kostbaren Hausgeräthe gleich, die nur von den Großen und von reichen Personen gekauft werden können, und die der große Haufen

nicht einmal zu gebrauchen versteht. Das alleinige Nationalbuch, dessen man sich noch heute bedient, ist der „Koran".

Wo also soll man die geistige Bewegung gewahren bei einem Volke, wenn sie von der Presse nicht beurkundet wird, oder wenn die Presse, ausschließlich mit Feststellung von Lehrsätzen beschäftigt, nur eine Art von Normalschule für das Volk aufzustellen berufen ist? Nichts schwierigeres. Man muß seltene Handschriften durchgehen, und ohne Beistand von Seiten irgend einer zeitgenössischen Biographie, die wirklichen Verfasser jener Manuskripte zu unterscheiden wissen, was um so schwieriger ist, da die ottomanischen Schriftsteller nicht unter ihrem wahren Namen bekannt sind, sondern unter irgend einem ihnen beigelegten Spitznamen, oder nach dem Orte ihrer Geburt.

So gibt es mehrere Wassif, mehrere Schanizade, mehrere Halebi, gebürtig von Haleb (Aleppo), mehrere Aintabi, gebürtig von Aintab. Man denke sich jetzt die Verwirrung, die in der literarischen Geschichte eines Landes herrschen muß, wo viele Schriftsteller denselben Namen führen, in keiner unterscheidenden und festen Lage sich befinden, und wo der Ruhm eines verdienstvollen Mannes sich wie Weihrauchduft verbreitet, ohne aufgefaßt und zergliedert werden zu können.

Von 1774 bis 1792 sind die bemerkenswerthesten Literatoren, deren Namen wir noch nicht genannt, der Rechtsgelehrte Halebi, den man nicht mit einem andern Halebi, Verfasser der „Multika", Fundamental-Gesetzbuch der türkischen Gesetzgebung,

verwechseln muß; der Mathematiker Hussein Rifki und Fazilbeg, Verfasser des „Frauenbuches“.

Es hat im achtzehnten Jahrhundert auch zwei Schriftsteller des Namens Webi (der Begeisterte) gegeben. Der eine, der merkwürdigste und erste, vorzüglich bekannt durch seinen „Diwan“ und seine Beschreibung in Prosa der vom Sultan Ahmed bei Gelegenheit der Beschneidung seines Sohnes gegebenen Feste; der zweite, Mohamed Webi, mit dem Beinamen Sunbullisad (Hyazinthensohn).

Vom Sultan Al Hamid nach Persien geschickt, schrieb er, nach seiner Rückkehr, zwei Gedichte oder Kassideten zu Ehren seines Gebieters, das eine betitelt „Tajgara (der kühne Flug)“, das andere „Tannane (der Wiederhallende)“. Das erste ist zugleich eine Lobpreisung des Sultans, wie des Großwessirs, und eine Rüge des Khans der Krimm, der durch seine Unterhandlungen mit Rußland der Pforte großen Schaden zugefügt. Es beginnt mit den pomphaften Worten:

„Von Ewigkeit her hat Gott der Herr das Osman-Reich, das erhabene und gerechte Reich, begünstigt. Welch Reich! Seine Gnade senkt sich auf die Monarchen, wie der Regen zur Erde; seine Rache dringt wie das Schwerdt in der Treulosen Eingeweide; sein Zorn verschlingt den Feind, wie die Fluth welche Pharao verschlungen.“

In seinem Tannane beschreibt er ziemlich poetisch seine Reise in Persien. Eschref Khan, Gesandter in Petersburg, hatte ein Gedicht zu Ehren dieser Stadt und der Kaiserin Katharina II drucken

lassen. Webi bemühte sich im Gegentheil die Perser herabzuwürdigen und seines Gebieters Ruhm zu erheben. Sein Gedicht, das durchgängig denselben Reim hat, indem alle seine Verse mit der Silbe „An“ sich beendigen, ist in der Türkei sehr geschätzt.

„O Gebieter,“ sagte er, „wir die wir nichts sind, als der Staub deiner Füße, wir sind der Schmuck des Königreiches Iran gewesen. Seit Dein Blick auf mich sich gesenkt, der bald das Eis bald die Glut des Geschickes erlitten, habe ich weder die Ermüdung des Sommers noch des Winters Pein verspürt. Während mehr als einem Jahre habe ich meinen Schwung bewahrt, Dein Lob in Persien und bis zu den Grenzen des Königreichs Lahur verbreitend. Mit Deinen Verordnungen beauftragt, habe ich über Gulistan die Perlen Deines Wortes verbreitet, und die entlegenen Völker haben Deine erhabene Hand erkannt. Die Afganen haben einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, gleich als hätten sie den Blitz Deines Schwertes, wie Wasser im Sonnenlicht zitternd gesehen.

„Mit Deinem Brief in den Händen, geschmückt durch Dich mit Reichthum und Ehre, von schwarzem Rauchwerk umwickelt, den Kopf mit dem Wulst (dem großen Turban von Korasan) bedeckt, zeigte ich mich und stattete meine Schuldigkeit Kerim Khan ab. Vor den Augen des erstaunten Diwans drückte ich die kostbare Schrift gegen meine Stirn und legte sie in seine Hände nieder. Er seinerseits bedeckte sich damit das Haupt, das wie von einem glückverheißenden Vogel verschleiert schien. Die Krone Deines

Rufes traf nun den Himmel und verdoppelte den Ruhm desjenigen, der Dir seinen Thron schuldig ist, o mein Padischah!

„Dreimal winkte er mir, mich zu setzen, und ich ließ mich nieder mit Majestät. Die Großen näherten sich mir und untersuchten mit Erstaunen, der eine meinen Pelz, der andere meinen Turban. Ich antwortete ohne Zögerung, als er sich nach meinem Befinden erkundigte und legte deine Majestät in meine Worte. Deine Feinde zitterten, Deine Macht war die Schärfe des Schwertes, das ich trug.“

Webi's Ruf begründet sich ebenfalls auf zwei didaktische Gedichte und einen Diwan, oder eine Sammlung mannigfacher Dichtungen, der wir nur eine Stelle entnehmen wollen, die viel beachtungswerther ist, in Betreff der Stärke des Ausdrucks und des Gedankens, als die oben mitgetheilte. Sie enthält ein Lob des Wortes, des Logos, der poetischen Begeisterung. Der Leser erstaunt über die Höhe, zu welcher mit Leichtigkeit sich ein Dichter erhebt, den man beinahe für einen faden Schmeichler hätte halten können.

„Der Poesie Kraft gehört nicht Allen: sie ist eine Gabe Gottes. Das Haupt, das sich strahlend in der Dichter Mitte erhebt, trägt den Stempel der Gottheit auf sich. Den Weg, den der Dichter verfolgt, er allein kann ihn beschreiten.

Himmlische Gnade unterstützt und leitet ihn. Er ist der Sultan der Verstandeskraft. Er ist Hoheit und Majestät. Er triumphirt im Diwan des Rufes. Der Worte Beredsamkeit gehorcht ihm, gleich einer

Sklavin. Die tausendförmigen Gedichte, welche der Fürsten Ruhm verherrlichen und das Diadem erhöhen, gehören nur ihm. Er ist des Reiches Glanz; er hindert die Schönheit der Staaten zu verwelken."

Seine „Lutfige," eine gereimte Encyklopädie, gerichtet an seinen Sohn Lutfalla, ist viel prosaischer. Man findet etwas darin von allem: Moral, Philosophie, Geometrie, Rechtswissenschaft u. s. w. Das Werk dieses ottomanischen Lucilius ist auf ein Haar jenen Abhandlungen des Mittelalters ähnlich, die im Kalenderstyl geschrieben waren, und die mit eben so viel Schwulst als Weitschweifigkeit de omnibus rebus et quibusdam aliis, des italienischen Tesoretto z. B., sprachen.

Galib, Dede, Scheik der Dirwische, ist Webi weit überlegen. 1757 in Konstantinopel geboren, Sohn eines Kudumseln, oder Wächters des Klosters Mewlewi, in Nähe der neuen Pforte, fühlte er sich schon in zartester Jugend von poetischer Begeisterung heimgesucht. Er ist Verfasser des ausgezeichneten Gedichtes, worauf die ottomanische Muse neuerer Zeit stolz sein kann. Es ist ein allegorisches und mystisches Werk, nicht ohne Beziehung mit denen der mittelalterlichen Minnesänger, und hat den Titel: „Schönheit und Liebe."

Ueberall dieselbe fortwährende Sinnbildlichkeit, derselbe Mystizismus, wie bei Clopinel und Johann von Meung. Dringen wir näher ein in dieses metaphysische Labyrinth, erfaßt man einige zweifelhafte Lichtstrahlen. Eine Anrufung an den größten mystischen Dichter Jelaleddin Rumi, gleich Galib

Mitglied des Mewlewi-Ordens, dient ihm als Einleitung.

Des poetischen Dramas Szene ist in dem Lande der Söhne der Freundschaft, einem sonderbaren Geschlecht, das der Typus mystischer Leidenschaften, menschlicher Neigungen, ihrer unzubeendigenden Kämpfe, ihrer Größe und ihrer Thatkraft zu sein scheint. Er schildert diese Kaste, der er das glühende Arabien als Heimath anweiset, folgendermaßen:

„Bei den Söhnen der Freundschaft findet sich alles was gut, alles was schön ist. Wunderbares Geschlecht! Seine Hautfarbe ist schwarz, seine Kleider sind die Sonnenstrahlen, sein Getränk ist die wogende Flamme, seine Wohnung Wüste und Gestrüpp, seine Gefährten zahllose Mühen wie Sandkörner, sein Zelt von Rauch geschwärzte Zufluchtsorte, seine Sprache Laute, die zur Seele gehen und seinen Eifer wecken.

„Bei ihnen ist die Seele groß, das Wort schrecklich und stark, wie ein blutiges Schwert. Ihre Gerichte werden nicht zum voraus bereitet. Ueberall wo sie sind, stehend oder sitzend oder auf dem Marsche, fällt Feuer vom Himmel gleich wie Regen. Was sie aussäen keimt so schnell als der Schmerz; was sie erndten, ist Qual für's Gemüth. Sie gewähren den Sterblichen Geist und Macht.

„Jeder Verwandte des Unglücks ist ihr Gast und gehört ihnen. Sie bringen Muth auf den Markt des Lebens und tragen davon Seelenkraft zurück. Auf ihren Festen berauschen sich die eingeladenen Gäste mit einer Fluth von Unheil. Ihre Gefäße

und ihre Becher sind der zermalmenden Keule ähnlich, wie ihre Festgeräthe den „Affern“ des Todes.

„Ihre Versammlungen sind Schlachtfelder, wo man Geschrei, Geheul und Todesröcheln vernimmt. Sie machen aus den Welten was sie wollen, und halten sie in ihren Händen wie die Frauen ihre Spindeln, belastet mit leichter, zum Spinnen bestimmter Baumwolle. Ihr liebster Mundschenk ist der Todesengel; der Kriegsgott versucht den Wein, den sie trinken und woraus Flammen emporschlagen. Ihre Freude ist der heiße Wunsch, die stöhnende Angst, die grausame und innere Qual.“

Man gewahrt etwas tiefgefühltes und mächtiges, durch den Schleier morgenländischer Worte, in dieser Schilderung der Lebenskraft der Leidenschaften, ihrer Stärke, ihres Bundes mit allem was groß, schmerzreich und schrecklich ist.

In dieser Rasse nun werden zwei Kinder geboren: Schönheit und Liebe. Man wiegt sie ein mit den süßesten Gesängen alter Dichter. Man schickt sie mit einander zur Schule, die von Narrheit gehalten wird. Sie benutzen ihre Lehren, und Liebe (Amor, der Liebesgott) verliebt sich in Schönheit.

Die Liebenden verständigen sich und bestimmen sich eine Zusammenkunft in einem Feenbereich, bewässert von dem Zauberstrom, dessen Gebieter ein edler und mächtiger Greis ist. Logos ist sein Name. Er ist Beredsamkeit, Rede, der elektrische Einfluß und die unwiderstehliche Macht des menschlichen Wortes. Er interessirt sich für die Liebenden, schmückt

ihre Verbindung, söhnt sie aus nach ihren Zwisten und diktirt die Briefe, welche sie sich schreiben.

Amor hat als Vertrauten seiner Flamme Eifer oder Freundschaft. Schönheit hat als Zofe Jungfräulichkeit, die ihr räth, vorsichtig zu sein und sich nicht unbedachtsamerweise den Gefahren einer Zusammenkunft auszusetzen.

Leidenschaftlicher als je, verlangt der Liebende von den Häuptlingen seines Geschlechts, den Söhnen der Freundschaft, die Erlaubniß mit Schönheit sich zu vermählen. Sie entgegneten, daß er noch nichts gethan was ihrer ihn würdig machen kann; daß es Leiden, Prüfungen, Martern gibt, durch die er sich Bahn brechen muß.

Als abenteuerlicher Ritter macht er sich auf den Weg, begleitet von seinem treuen Freunde, Eifer, und wendet sich dem Schlosse des Herzens zu. Er bietet nach einander dem Zauberbrunnen (der Eigenliebe), den Diw (der bösen Neigung), der Nacht, dem Winter, dem Schwert und dem Pferde Trotz, welche Unwissenheit, Elend, Krieg und Verleumdung versinnlichen; bekämpft mehrere Genien, durchschreitet das Feuermeer, begegnet einem Schattenbild, das die Gestalt der von ihm geliebten Schönheit annimmt, wird mit Leidenschaft erfüllt für dasselbe, erkennt seinen Irrthum, wird getröstet und unterstützt von Logos (dem Zauberer der ihm folgt und ihm Rath ertheilt, bald unter der Gestalt eines Rebhuhns, bald unter der eines Papageien oder einer Nachtigall), und bleibt endlich gefangen in dem Schlosse der Bilder, in äusserm Anschein.

Von so vielen Proben ermüdet, wird er dort

krank, fällt in Ohnmacht, und als er wieder zu sich kommt erblickt er an seinem Lager einen alten, trostreichen Arzt, der niemand anders ist als Weisheit, Logos, das göttliche Wort. Seine Reise ist beendet. Man befreit ihn und Logos zeigt ihm den Weg zum Schlosse des Herzens, wo die junge Schönheit ihn erwartet und wo die Vermählung gefeiert wird, im Beisein aller Personen dieses sinnbildlichen Dramas.

Galib, dessen Name „Herrscher" bedeutet, hat nicht Unrecht, am Ende seines Gedichts zu sagen, er habe seinen Namen gerechtfertigt. Dies Gedicht, dessen verborgener Sinn, gleichzeitig auf heldenmüthiges Streben der Seele — und auf der Liebe Leidenschaft, die davon das Wahrzeichen ist, anwendbar gemacht werden kann, übertrifft durch des Ausdrucks Kraft alle ottomanischen Schöpfungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Man könnte mehr als eine Stelle anführen, deren mit Uebertreibung untermischte Kraftfülle unsere ruhigere Einbildungskraft in Erstaunen setzen würde. In einer Beschreibung des Winters drückt er sich folgendergestalt aus:

„Die Nacht, schwarz wie Ebenholz, zeigt ihre weißen Zähne, begierig alles zu verschlingen. Der Tag ist nichts, als der matte Funken eines sterbenden Planeten. Die Flamme hat keine sich schlängelnden Zungen mehr; sie ziehen sich vor der Kälte zurück. Die Erde zerbricht; der Himmel allein und seine Diamantgewölbe widerstehen.

„Dezember (?) hat es übernommen, die Städte zu schmücken, die glänzend von Eisgewinden sind. Denn um die Sonne zu verhindern, zu gefrieren

und zu fallen, hat die Luft Eissäulen gebaut, sie zu unterstützen.

„Die Thränen gefrieren in unsern Augen, und durch ihren Kristall gewahren die Menschen nur den Tod. Alle Wesen nähern sich. Der Dammhirsch sucht den Jäger, der Trinker den Einsiedler; das Rebhuhn verlangt seine Nahrung von dem Menschen.

„Wunder endlich, die Gedanken verengen sich und erstarren, das Gehirn trocknet aus, der Dichter hat nichts als einen schwachen Gesang. Beredsamkeit wird stumm, das Salz der Erde hat seine Schärfe verloren. Galib, erwärme Dich mit dem Feuer Deines Gedankens, belebe Dich an den Funken deines Geistes und sei der kalten Prosa rühmlicher Besieger.“

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Ende eines Abenteurers auf den Galeeren.

Bei aller Erfahrung, welche unsere mitteleuropäische Gesellschaft, auf der immer mehr sich erweiternden Bahn ihrer Gesittung, zu sammeln Gelegenheit gehabt, bei alle den zahllosen Enttäuschungen, den moralischen und politischen Verwandelungen, deren Zeuge sie gewesen, bewahrt sie dennoch beharrlich einen gewissen „Leichtgläubigkeits-Niederschlag," den weder die Stürme der Zeit, noch die Unwetter der Schicksals-Umgestaltungen ganz zu beseitigen vermocht. Sie gibt nicht allein den sonderbarsten, oft den unglaublichsten Gerüchten Kredit, sie schenkt auch ihre Achtung, oft sogar ihr Vertrauen, jedem Abenteurer, der kühn und geschickt genug ist, auf irgend eine Weise zu imponiren.

Nur in großen Städten, deren Bewohner, durch ihre alltägliche Reibung mit unbekannten Personen, mehr abgeschliffen, gleichgiltiger, untheilnehmender geworden, gelten die Titel oder Eigenschaften, welche der Fremde, freisinnig genug oft sich selbst beigelegt, grade so viel, als sie werth sind, d. h. je höher die Titel sind, um so mehr läßt man sie zahlen.

Dagegen hat man nicht die üble Gewohnheit, wie noch ziemlich häufig in kleinern Städten, oder auf dem offenen Lande, den Leuten Titel und Bezeichnungen aufzudringen, die ihnen entweder nicht zustehen, oder deren sie sich aus guten Gründen nicht bedienen, und welche sie, nachdem sie mehrmals die-

selben sich verbeten, endlich, de guerre lasse, gern oder ungern ertragen müssen.

Beweiset das nicht, wie sehr man im Allgemeinen Abenteurern und Industrie-Rittern ihre Umtriebe erleichtert, und aus Kräften selbst darauf hinarbeitet, hintergangen und betrogen zu werden? Wundere man sich alsdann noch, daß die Menge solcher Hintergehungen und Betrügereien, statt sich zu vermindern, unaufhörlich sich vermehrt. Ein beachtungswürdiger Beleg zu dem eben Gesagten, gibt nachstehender Prozeß, der am 16. Dezember 1835 vor den Assisen des oberrheinischen Departements, in Kolmar, verhandelt worden.

Es war um einen Mann zu thun, der bei seinem Austritt aus dem Zentral-Zuchthause in Ensisheim, wo er, der Verfälschung autentischer Schriften, und anderer Verbrechen wegen, eingesperrt gewesen, im Elsaß, an seines Gefängnisses Pforte, den Namen einer der ältesten und berühmtesten Familien dieses Landes angenommen, und, mit mehreren Orden geschmückt, für einen Oberwundarzt in der französischen Armee sich ausgebend, die beiden rheinischen Departemente durchstreift, ohne Patent und Diplom länger als ein Jahr die Arzneikunde ausgeübt, einer Menge Betrügereien und Schriftverfälschungen sich schuldig gemacht, und endlich sogar die bürgerliche und geistliche Behörde zur Ankündigung der von ihm beabsichtigten Verheirathung mit einer hübschen vierundzwanzigjährigen Wittwe vermocht, die sich durch Namen, Titel und angebliches Vermögen ihres Bewerbers hatte täuschen lassen.

Der Angeklagte, Johann Joseph Hägner, ist

von Wittenberg an der Elbe (Provinz Sachsen, des Königreichs Preussen) gebürtig. Er war Soldat in einem preußischen Regimente, lief 1824 davon, kam nach Frankreich, wo er sich für einen Arzt ausgab, und, unter dem Namen von Scheermann, im Bezirk Thionville mehrere Kranke kurierte.

Verurtheilt den 27. August 1824, dieses Begehens wegen, und über die Grenze gebracht, kehrte er unmittelbar nach Frankreich zurück, und setzte seine Kuren in demselben Bezirk fort. Abermals vor Gericht beschieden, wurde er wegen Landstreicherei zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt.

Nach Ueberstehung derselben kam er auf den „Schub," und wurde den preußischen Behörden ausgeliefert, von denselben wegen Ausreissung zu zweijähriger Kettenstrafe verurtheilt, und nach Ueberstehung seiner Strafe dem in Trier in Besatzung stehenden Infanterie-Regimente einverleibt.

Er benutzte die erste sich ihm darbietende Gelegenheit davon zu laufen, und erschien 1828 wieder im Bezirk Thionville, wo er diesmal unter dem Namen Karl Ferdinand Joseph von Lügenfeld und Altenstein, Doktor der Medizin und Wundarzneikunde, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften ꝛc. ꝛc. auftrat.

Sein beharrliches Verfahren zog ihm eine wiederholte Verurtheilung zu, und führte ihn nach dem Zentral-Gefangenhause in Ensisheim. Den 17. Februar 1834 in Freiheit gestellt, begann er sein abenteuerliches Leben, wie seine Zerwürfnisse mit der Gerechtigkeits-Pflege, auf's neue. Er nannte sich Karl August Graf von Waldner, befestigte die

Bandrose eines Offiziers der Ehrenlegion in seinem Knopfloch, gab sich für einen gewesenen Oberarzt des vierten französischen Küraſſier-Regiments aus, und kurierte die Kranken im Bezirk Kolmar, unmittelbar ausserhalb Ensisheim.

Zufällig machte er bei solcher Gelegenheit die Bekanntschaft der vierundzwanzigjährigen und hübschen Josephine B., Wittwe eines Mechanikers, deren einziges Kind krank geworden, und dessen Pflege man dem angeblichen Arzt anvertraut.

Das Kind genas, demungeachtet setzte der Doktor seine Besuche nach wie vor fort. Bald machte er der jungen Wittwe Heiraths-Anträge, die nicht abgelehnt wurden. Bevor man jedoch weiter ging, verlangte man, daß der Bewerber über seine Titel und Eigenschaften sich ausweise. Nichts billiger als das; der Hr. Graf fand solch Verlangen ganz in der Regel.

Er gab vor, sich nach Mühlhausen zu begeben, wo seine Familien-Archive sich befanden. Unglücklicherweise wurde er in Kolmar von den Gendarmen erkannt, und da er seinen Baun gebrochen, den 13. Juni 1834 zu vierzehntägiger Haft verurtheilt. Aus dem Gefängniß schrieb er an seine Angebetete, daß er mit einem groben Dorf-Maire, seiner Angelegenheit wegen, einen Zwist gehabt, und vor Gericht Unrecht erhalten.

Ende Juni verließ die Wittwe B. ihren bisherigen Aufenthalt bei Kolmar, um nach Lutterbach (bei Mühlhausen), zu ihrem Vater zurückzukehren. Unser Abenteurer, der in Kolmar unter seinem wirklichen Namen Hägner aufgetreten, wurde über die

Grenze gebracht. Seiner Gewohnheit gemäß, wendete er sich jedoch auf der Stelle und eilte auf den Flügeln der Liebe nach Lutterbach.

Von seinem zukünftigen Schwiegervater zuvorkommend aufgenommen, bewarb er sich bei demselben um die Hand seiner Tochter. Leider fehlten ihm noch die zur Abschließung seiner Ehe nothwendigen Schriften, die er diesmal nicht von Mühlhausen, sondern von Landau holen wollte, wohin er sich unverſäumt auf den Weg machte.

Angelangt im Bezirk Weißenburg, gab er sich bei einem Maire als Oberarzt des Militär-Spitals in Straßburg aus, und versprach ihm, seinen Sohn vom Kriegsdienst zu befreien. Bei den zur Erlangung dieses Zweckes nothwendigen Schritten, traf er unglücklicherweise mit demselben Gendarmen zusammen, der ihm, einen Monat zuvor, bis zur Grenze das Geleit gegeben.

Vor Gericht beschieden, erlitt er eine fünfte Verurtheilung, und zwar zu zweimonatlicher Haft. Ohne die Fassung zu verlieren, schrieb er an seine Verlobte, daß er in Weißenburg krank geworden.

Ein äusserst lebhafter und glühender Briefwechsel begann, und der angebliche Graf hatte die größte Mühe, die junge Wittwe zu verhindern, zu ihm zu eilen, um ihn zu pflegen.

Nach seiner Freistellung erschien er blühender als zuvor bei Frau B., von der er sich die goldene Uhr, den Mantel und einen Ueberrock ihres verstorbenen Gatten zustellen lies. Zwei kranke Verwandte seiner Zukünftigen versorgten ihn, der eine mit einem Paar neuen Stiefeln, der andere mit einer kleinen Geld-

summe. Von einem dritten borgte er 50, von einem vierten 70 Franken ꝛc.

Er stattete dem Maire von Lutterbach einen Besuch ab, benachrichtigte ihn von seiner bevorstehenden Vermählung mit der Wittwe B., und auf des Beamten Bemerkung, daß diese Heirath für ihn eine Mesallianz sei, bezeugte der philosophische Graf seinen ganzen Unwillen.

Bald nachher unternahm er eine kleine Reise. In Sulz besuchte er einen kranken Gerichts-Diener, dessen Schreiber ihn erkannte, als einen der Pflegbefohlenen in Ensisheim. Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, sagte er, daß er verurtheilt worden, weil er einem Hauptmann, der ihn gröblich beleidigt, vor der Fronte eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Anderwärts gab er sich aus für einen natürlichen Sohn des Fürsten von Metternich, oder des Herzogs von Sachsen-Koburg. Zu Lutterbach hatte er mehreren Personen erzählt, daß er Deputirter gewesen, und wäre die Julirevolution nicht ausgebrochen, er unvermeidlich Minister Karls X geworden, weil er in ganz besonderer Vertraulichkeit mit diesem Monarchen gestanden, dem er die erste Idee zu den Juli-Ordonnanzen gegeben.

Während dem allem hatte er erfahren, daß er mehrere Papiere, den Zweig der Familie Waldner betreffend, zu dem er zu gehören vorgegeben, in Sierentz (Dorf in Mitte Weges zwischen Basel und Mühlhausen) finden könne. Er begab sich mit der Wittwe dahin, erbeutete jedoch nichts, als den Todtenschein eines Ernst von Waldner, den er zur Zusammensetzung seines Stammbaumes in Anspruch nahm.

In Mühlhausen legte er seine schönsten Kleider an, schmückte sich mit drei oder vier verschiedenartigen Bändern und Kreuzen, befestigte klirrende Sporen an seine Stiefeln und begab sich zum Maire der Stadt, um von ihm Andeutungen über die von ihm gesuchten Schriften zu erlangen.

Der Maire gab ihm ein Empfehlungs-Schreiben an einen Pfarrer, dem er zwei Taufscheine abschwatzte, lautend der eine, auf einen Grafen Klovis, der andere, auf einen Grafen Konstantin von Waldner. Dagegen war es ihm nicht möglich sich des Todenscheins einer Gräfin von Waldner zu versichern, die er für seine Mutter ausgab. In der protestantischen Kirche besuchte er die Gräber mehrerer dort beerdigten Angehörigen der Familie Waldner, vergoß einige Thränen, bedauerte den Verfall der Grabmäler und bestimmte eine bedeutende Summe zu Marmor-Denkmälern und Eisengittern.

In Lutterbach hinterbrachte er dem Maire und dem Pfarrer, daß er nun alle ihm nothwendigen Schriften habe, und lud sie ein sein Aufgebot mit der Wittwe B. nicht länger zu verzögern. Man glaubte ihm auf's Wort, und seine bevorstehende Heirath wurde öffentlich verkündet, während er beschäftigt war die Taufscheine von Klovis und Konstantin zu verfälschen, um dieselben sich anzupassen. In einer unerklärlichen Uebereilung vergaß er jedoch, an die Stelle der ebengenannten Namen die: Karl August zu setzen, welche er sich gegeben.

Den 3. Januar 1835 erschien er bei einem Notar in Sulz, stellte sich ihm als Karl Christian August Graf von Waldner vor, sagte, daß er einen Sohn,

Oberarzt im vierten Küraſſier-Regiment habe, der geſonnen ſei, mit der Wittwe Joſephine B. ſich zu verheirathen und daß er ſeine Zuſtimmung zu dieſem Entſchluſſe zu ertheilen wünſche. Ein Apotheker, den er früher mehrmals beſucht, war unbedacht genug, zu beſcheinigen, die ihn begleitende Perſon ſei wirklich der Graf von Waldner, wonach das verlangte Aktenſtück ausgeſtellt wurde. Hägner gab ſich ſolchergeſtalt ſelbſt die Bewilligung zu der von ihm beabſichtigten Vermählung.

Den 5. Januar ſtattete er dem Maire von Lutterbach ſeinen dritten Beſuch ab, um ihm alle ſeine Schriften vorzulegen. Ohne beſondere Mühe bemerkte der Beamte bald die Verfälſchung des Taufſcheins von Klovis von Waldner, wie die Verſchiedenheit der Namen-Angaben.

Was ließ ſich darauf entgegnen? Der Abenteurer verlor die Faſſung nicht. Er fragte den Maire, um ihn ſeine Ueberlegenheit recht fühlbar zu machen: Woher er denn komme, um nicht zu wiſſen, daß Klovis nichts anders ſei, als die lateiniſche Ueberſetzung von Karl Auguſt?

Solch Verfahren überſchritt alle Erlaubniß. Der Beamte erklärte ihm, daß er den Taufſchein mit Beſchlag belege und ihn dem königlichen Prokurator zuſenden werde. In der That machte er ſeine Klage anhängig und ein Verhaftsbefehl wurde gegen Hägner geſchleudert, während dieſer, begleitet von der Wittwe, einen Ausflug nach Gebweiler machte, unter dem Vorwand daſelbſt die noch übrigen Schritte zu ſeiner Verheirathung zu thun, weil man in Lutterbach unerwartete Hinderniſſe ihm in den Weg ſtelle.

Von den Gendarmen verfolgt, brach er, immer mit der Wittwe, nach Landau auf. In dem Badort Niederbronn, wo er als Kantonalarzt auftrat, miethete er eine anständige Wohnung, besuchte drei Wochen hindurch mehrere Kranke, und machte seiner Begleiterin ein Geschenk von 10,000 Fr., freilich nur auf dem Papier.

Nach mehreren Umtrieben und Betrügereien, wurde er am 27. Januar, unter dem Namen Hägner, von einem schlecht gekleideten Menschen angesprochen, mit dem er seine fünfjährige Gefangenschaft in Ensisheim getheilt. Obgleich er sich das Ansehen gab, den andern nicht zu kennen und nicht zu begreifen, was dieser von ihm wolle, erregte der Vorfall dennoch Verdacht. Der Maire wollte ihn verhaften lassen, aber Hägner hatte sich schon aus dem Staube gemacht. Man ergriff ihn in Hagenau, als er eben in den nach Straßburg gehenden Eilwagen steigen wollte.

Auf die Frage, mit welchem Recht er das Band der Ehrenlegion trage, entgegnete er lachend: „Was ihr ein Band der Ehrenlegion nennt, ist nichts als ein Stückchen Strumpfband, das ich gestern auf einer Bauernhochzeit erobert habe.“

In Straßburg zum sechsten Male zu zehnjähriger Haft verurtheilt, hätte man glauben sollen, daß dieser Mensch endlich in sich gehen und in Zukunft vor noch härtern Strafen sich hüten werde. Dem war jedoch nicht also. Kaum im Zentralhause zu Ensisheim angelangt, erfuhr er, daß ein Gärtner, Namens Rumpler, der eines begangenen Diebstahls wegen verurtheilt worden, einen Verwandten in

Rußland habe, von dem man seit langen Jahren keine Nachricht erhalten.

Eines Tages, als der Name Rumpler in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde, eilte er auf den Gärtner zu, umarmte ihn mit Innigkeit, und benachrichtigte ihn, daß er der Verwandte aus Rußland sei, wo er ein Vermögen von wenigstens 60,000 Fr. (28,000 fl.) besitze. Durch allerlei Vorspiegelungen brachte er es so weit, daß Rumpler ihm 200 Fr. zustellte, die er bei erster Gelegenheit ihm zurück zu erstatten versprach. Acht Tage nachher wurde der Betrug entdeckt, und Hägner erschien zum siebenten und letzten Male vor den Assisen in Colmar.

Er ist von ziemlich hoher Gestalt, hat ein regelmäßig schönes Gesicht, einen schwarzen Schnur- und Backenbart und drückt sich mit vielem Anstande aus. Er behauptete wirklich ein geborner Graf von Waldner zu sein, doch ausser der Ehe erzeugt. Mit vieler Fassung bemühete er sich, die gegen ihn auftretenden Zeugen zu widerlegen. Indessen waren die ihm zur Last fallenden Beweise zu augenscheinlich, als daß die Geschwornen noch irgend einen Zweifel über seine Vergehen hätten bewahren können. Er wurde in allen Punkten schuldig erklärt, zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe und zu öffentlicher Ausstellung verurtheilt.

Ein zerstückelter Leichnam in zwei Säcken.

Eine der gräßlichsten Uebelthaten, die im letzten Sommer in Paris in Ausführung gebracht worden, wo sie, bei aller Verschlingung wichtiger Ereignisse,

ungemeines Aufsehen erregt, ist die von einem gewissen Lhuissier verübte. Dieser Mensch, 44 Jahre alt, hatte eine Frau und eine Tochter, die allgemeine Achtung genossen, von denen er sich jedoch getrennt, um einer unsteten Lebensweise sich zu überlassen. Er vernachlässigte sein bürgerliches Gewerbe, mischte sich in verrufene Gesellschaften, lebte von einem Tag auf den andern, und scheint mehr als eines gröblichen Vergehens, mehr als eines Verbrechens sich schuldig gemacht zu haben, bevor sein letztes entdeckt wurde.

Seit einigen Jahren mit einer öffentlichen Dirne, Namens Leconte, lebend, hatte er sich Zutritt verschafft bei einem andern ledigen, bereits bejahrten Frauenzimmer, Katharine Ferrand genannt, welches er überredet, mit ihm sich zu verheirathen. Der eigentliche Zweck seines Benehmens war jedoch blos, einer Geldsumme sich zu bemächtigen, die er im Besitze der Ferrand wußte.

Das beste und sicherste Mittel, dessen in der neuesten Zeit die französischen Verbrecher sich bedienen, schien ihm Mord. Er begab sich eines Abends zu seiner Verlobten, tödtete sie mit einem kleinen Beil, nahm eine gewöhnliche Holzsäge zur Hand und zersägte den noch warmen Körper in mehrere Stücke, steckte diese in zwei Säcke, und holte einen Lastträger, sie fortschaffen zu lassen.

Um jedem Verdacht von Seiten dieses letzten zuvorzukommen, benachrichtigte er ihn, daß in den Säcken sich frische Schinken befänden, die wahrscheinlich noch bluten würden. Auf einen Karren geladen, wurden die Säcke gegen die Seine geführt und in

Nähe eines Trinkhauses abgeladen, wo Lhuissier mit dem Kärrner einige Flaschen Wein leerte, und ihn verabschiedete, indem er ihm ein Vierzig-Sousstück gab. Es scheint, daß er gleich nachher die Säcke in den Fluß geworfen, aus dem sie Tags darauf gefischt wurden.

Der Verbrecher war nicht schwer zu entdecken; demungeachtet dauerte die Untersuchung sehr lange, so daß Lhuissier erst am 13. und 14. Januar d. J. vor den Assisen erschien, in Gesellschaft seiner Konkubine, der Leconte, die des Mitwissens an seinem Verbrechen beschuldigt war.

Er läugnete alle Umstände, selbst die vollkommen erwiesenen, und bemühete sich, den Verdacht der verübten Mordthat auf einen gewissen Turpin zu werfen, über den er freilich nichts Näheres anzugeben wußte. Sein Benehmen vor Gericht war das eines feigen, elenden, charakterlosen Menschen. Er weinte und jammerte über die Verworfenheit der Menschen, die ihn, der ganz unschuldig sei, einer so großen Uebelthat zeihe.

Es war unmöglich, nicht mit Abscheu und tiefer Verachtung einen Elenden zu betrachten, der zu jedem Verbrechen bereit, so lange er der Strafe sich entrücken zu können geglaubt, jetzt, wo er Rechenschaft ablegen sollte über sein Verfahren, nicht nur allen Muth, sondern auch alle Besinnung verloren.

Uebergehen wir die traurigen, zurückstoßenden gerichtlichen Erörterungen. Welche Moral liegt darin? Wir haben davon nicht die mindeste Spur endeckt. Um uns kurz zu fassen, sagen wir, daß Lhuissier, der

bei Vorlesung seiner Sentenz in Ohnmacht fiel, zum Tode verurtheilt wurde, während die Leconte, als nicht schuldig, sich in Freiheit gesetzt sah.

Der Karbonarismus in Frankreich.

Im September 1835 wurde in Toulouse eine geheime Gesellschaft entdeckt, deren Mitglieder fast durchgehends Personen aus den untern Ständen waren. Man hatte sie in Sitzung gefunden bei einem Kaffeewirth, mit rothen Zipfel-Mützen bekleidet, einen Dolch im Gürtel, und einen Tisch umschließend, worauf ein Kruzifix lag. Im ersten Augenblick glaubte man einer für die Sicherheit des Staats gefährlichen Verbündung auf die Spur gekommen zu sein; bald erkannte man jedoch ihre geringe Wichtigkeit, und statt die Angeklagten kriminell zu behandeln, begnügte man sich, vor ein Zuchtpolizei-Gericht sie zu schicken. Ihre Sache wurde den 18. und 19. Januar d. J. zu Toulouse in Erörterung gestellt.

Von 62 Angeklagten erschienen nur 22 vor Gericht. Gegen die übrigen 40 hatten sich nicht genugsame Beweggründe zur Anwendbarmachung einer solchen Maßregel dargeboten. Obige 22 waren:

1. Jolibert, mit dem Karbonaro-Namen Bayard;
2. Prüne, „ „ Romulus;
3. Vignard, „ „ Belisar;
4. St. Aguet, „ „ Napoleon;
5. Beaute, „ „ Robespierre;
6. Villadaram, „ „ Wilh. Tell;
7. Lassalle, „ „ Brutus;
8. Naves, „ „ Davoust;

9. Aymès, mit dem Karbonaro-Namen Bruderlustig;
10. Traverse, „ Gilles;
11. Vital-Cassagne „ Güyot;
12. Oulières, „ N. N.;
13. Jean-Jacques, „ Danton;
14. Füliot, „ Scipio;
15. Lamazère, „ Schwefelholz;
16. Bütet, „ Nestor;
17. Cosson, „ Konstantin;
18. Lambert, „ Gustav;
19. Ledoux, „ Marius;
20. Martin, „ Nugueville;
21. Alcada, „ Amussidan;
22. Peter Regis, „ N. N.

Auf einem großen Tische befanden sich fast alle Gegenstände, deren man in der Loge oder Venta habhaft geworden, unter andern Jakobiner-Mützen, Dolche, ein Strick, Larven von schwarzem Kalikot, Stempel und Siegel, dreifarbige (blau, roth und schwarze) Leibbinden, ein Säbel, mehrere Pistolen, eine dreifarbige Tischdecke mit darauf gesticktem Todtenkopf, Dolch und Kreuz, endlich ein zerbrochenes Kruzifix von Gips und eine Bibel.

Unter Leitung des Zentralpolizei-Kommissärs wurde am 17. September 1835, in dem Hause des Angeklagten Jolibert, wo die geheime Gesellschaft ihre Sitzungen hielt, eine Nachsuchung angestellt. Ohne Geräusch bis zur Thür des Saales gelangt, worin die Mitglieder versammelt waren, klopfte man nach dem Karbonari Gebrauch. Das Zeichen wurde im Innern wiederholt und die Thüre öffnete sich. Beim Anblick der Gendarmen aber bemühten sich die

im Innern Befindlichen sie zu verschließen, weshalb man handgemein wurde. Der Saal wurde endlich mit Gewalt erobert, und die anwesenden Mitglieder, 12 an der Zahl, wurden verhaftet.

Im ersten Verhör sagten sie aus, daß ihre Gesellschaft keine anderen als durchaus menschenfreundliche Zwecke habe, indem es dabei nur um gegenseitige Unterstützung zu thun sei.

Damit im Widerspruch behauptete Jolibert, er sei ebenfalls unter dem Vorwande der Philanthropie in diese Gesellschaft gelockt worden, habe sich jedoch bald überzeugt von ihrem politischen Zwecke, indem die Vetter (wie die Karbonari sich unter einander nennen), den Umsturz der gegenwärtigen Regierung beabsichtigten, an deren Stelle die Republik ausgerufen werden sollte.

Die Proben, denen der in diese Gesellschaft Eintretende sich unterziehen mußte, sollten dazu dienen, von seinem Muthe sich zu überzeugen. Man ließ ihm zur Ader und berührte ihn mit einem glühenden Eisen an der linken Seite. Sodann verband man ihm die Augen und führte ihn in einen Saal, wo er einen furchtbaren Eid schwören mußte, nichts von dem zu verrathen, was er sehen und hören werde. Man riß ihm endlich die Binde ab, und er erblickte 12 verlarvte Personen, die ihre Dolche gegen ihn gezückt hielten.

Es gaben in Toulouse zwei Karbonaro-Logen, wovon die eine die „kriegerische", die andere die „Sphinx" genannt wurde. Diese letzte befand sich in Joliberts Hause. Ihr Vorsteher, Lamazère, ge-

nannt Schwefelhölzchen, hatte den Titel eines sehr verständigen (très-discret).

Eine Menge Zeugen, die fast alle Mitglieder der Gesellschaft gewesen, und die zur Hälfte zum Militär, zur Hälfte zum Handwerksstande gehörten, äusserten sich über mehrere beachtenswerthe Umstände, unter andern über den eines geheimen Gerichts, welches sogenannte Abtrünnige verurtheilte, und, was beinahe unglaublich scheint, durch ihre Anhänger sie aus dem Wege schaffen lies. Ein solches Schicksal soll einen gewissen Mazarini, einen italienischen Flüchtling in Frankreich, getroffen haben. So viel ist gewiß, daß dieser Unglückliche, man weiß nicht genau durch wen, in Besançon ermordet worden.

Der Eid des ersten Grades, den die in diese Gesellschaft Aufgenommenen ablegen mußten, lautete in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen:

„O Christus, stehe mir bei und Deine heiligen Evangelien. Ich schwöre vor dem Kreuze und auf diese Evangelien, Sinnbilder der Wahrheit, auf den Strick und das die Verräther vernichtende Eisen, unverletzlich die Geheimnisse zu bewahren, welche mir in dieser ehrwürdigen und furchtbaren Versammlung, durch den Meister (oder den Großmeister), der dazu die Macht hat, enthüllet werden. Ich verspreche, meine Vettern zu lieben und zu unterstützen, an welchem Orte, bei welcher Gelegenheit es auch sei, und zwar nach meinen moralischen und physischen Kräften. Ich werde nie etwas schreiben, zeichnen, in Kupfer oder Stein stechen, was auf die Gesellschaft sich bezieht, zu der ich gehören soll,

noch auf alles was von den Meistern mir gelehrt werden wird.

„Ich verspreche auch dieser ehrwürdigen Versammlung, ihr augenblicklich alles mitzutheilen, was zu meiner Kenntniß, direkt oder indirekt, gelangen wird, und ihr schädlich sein könnte. Ich werde in diesem Betrachte keine Rücksicht nehmen, weder auf Vater und Mutter, noch Bruder und Schwester, noch Gattin und Freund oder Freundin, noch Vorgesetzte oder Untergebene, noch auf irgend eine Person, wer sie auch sei. Ich schwöre, eben so wenig den Ort, den Namen des Eigenthümers des Ortes, noch den der bei meiner Aufnahme gegenwärtigen Mitglieder irgend jemand mitzutheilen.

„Wenn ich meinen Schwur breche, soll man mir Zunge, Lippen und Brust mit einem glühenden Eisen verbrennen, mir die Kehle durchschneiden, mich in Mitte einer Karbonari Gesellschaft hängen, damit mein Körper von den tödtenten Stichen, ihrer von Gerechtigkeit und Rache geschliffenen Dolche durchbohrt werde; daß man mir den Leib aufschneide, mir Herz und Eingeweide ausreisse, meinen verstümmelten Leichnam verbrenne, und seine Asche in alle Winde verstreue; daß mein Andenken, von den über meine schreckliche Hinrichtung entsetzten Menschen verflucht werde. Amen.“

Des Ordens Zeichen waren: eine dreifarbige Leibbinde, ein Dolch und eine rothe Zipfelmütze. Bei der Aufnahme eines Mitgliedes waren die Gesichter aller Anwesenden mit schwarzen Larven bedeckt. Der Eid, welcher von dem aufzunehmenden Meister abgelegt wurde, gelobte allen Tyrannen Tod und Haß

der Königswürde. Es war nicht erlaubt, von der Gesellschaft auszutreten, wenigstens schrie Lassalle dem Schuhmacher Pymes zu, als dieser seine Entlassung einreichen wollte: „Es gibt hier keine Entlassung; es gibt nur Tod.“

Es scheint, daß die Gesellschaft von dem Italiener Peter Regis, und von dem Spanier Alcada gestiftet worden. Beide hielten sich als Flüchtlinge in Frankreich auf, und bezogen eine Unterstützung von der Regierung. Bei Lassalle's Aufnahme wurden ihm mehrere Fragen vorgelegt, die er sogleich und schriftlich zu beantworten hatte. Theilen wir nur einige derselben mit:

Frage. Welchen Zweck soll unser Orden verfolgen?

Antwort. Ich wünsche, daß alle auf der Oberfläche des Erdballs zerstreute Vettern, Karbonari, gleich mir, die Beseitigung aller gekrönten Tyrannen sich vorsetzten, um frei zu leben unter der Aegide der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Frage. Welche Mittel erster oder zweiter Klasse würden geeignet sein zur Erreichung eines solchen Zweckes?

Antwort. Beharrlich zur Verbreitung der Propaganda im Volke hinarbeiten, über seine Pflichten es unterrichten, es behandeln wie einen Bruder und, wenn es sein muß, alles was man besitzt aufopfern, um seinen Zweck zu erreichen.

Frage. Welche andere Dinge möchtet Ihr noch ferner bei uns finden?

Antwort. Offene und aufrichtige Eintracht;

denn ohne Eintracht bleiben die Völker kraftlos und die Könige triumphiren.

Frage. Welche Menschen hoffet Ihr bei uns zu sehen und nicht zu sehen?

Antwort. Menschen, die eben so sehr der heiligen Sache der Freiheit ergeben sind, wie ich, Menschen, die auf den von ihnen abgelegten heiligen Eid, auch Strick und Eisen, vor dem Kruzifix fest sich beruhend, immer bereit seien, sich aufzuopfern, und die Despote und die Könige zu vernichten: das möchte ich sehen, und das glaube ich mit Gewißheit bei Euch gefunden zu haben.

Die fernern Erörterungen bieten kein besonderes Interesse dar, weshalb wir sie mit Stillschweigen übergehen. Durch seinen Ausspruch erklärte das Gericht die geheime Gesellschaft, wozu die Angeklagten gehörten, für ungesetzlich und aufgelöst, verurtheilte Peter Regis, Martin und Alcada, als Mitglieder der Verbindung und Verbreiter des Karbonarismus, zu einjähriger Haft und 50 Fr. (23 fl. 20 kr.) Geldstrafe, Lamazère, Jolibert, Jean-Jacques und Vignard, jeden zu dreimonatlicher Haft und 50 Fr. Strafe, Lassalle endlich zu zweimonatlicher und 50 Fr. Strafe. Alle Uebrigen wurden freigesprochen.

Zuchtpolizeiliche Kleinigkeiten.

Hans Chibon ist ein liebenswürdiger, luftiger Taugenichts, eine jener Original-Ausgaben der pariser Gamin's, in denen das erste Kapitel mit unthätigem Herumstreifen beginnt, und das letzte mit dem Zuchthause, wo nicht mit noch etwas schlimme-

rem, endet. Chibon hat den Maire von Villemonble (Ortschaft in der Umgegend von Paris) beleidigt, weshalb er vor Gericht erscheint. Einen Zeugen, der gegen ihn aussagt, fährt er folgendermaßen an:

„Verstecke dich, Particulier, verstecke Dich. Wie kannst Du es wagen, Deine Fratze hier zu zeigen und Deine Hand zu erheben. Elender Bankeruttirer, geh' mir aus den Augen. Du mußt ein fameux toupet haben, um Dich nicht zu scheuen, Deinen Staubbesen von Kopf hier zu produziren.

Präsident. Beschimpft die Zeugen nicht, oder macht Euch gefaßt, daß das Gericht mit Strenge gegen Euch verfahre.

Chibon. Verfahrt nur, Gericht; ich habe nichts dagegen, und überlasse mich Euch auf Diskretion. Aber verhindern sollt ihr mich nicht zu sagen...

Der neben dem Angeklagten sitzende Gendarme: Beruhigt Euch; beleidigt nicht das Gericht.

Chibon. Ah ben, ouiche, ich glaube nicht, Militär, daß Ihr mich zu fressen beabsichtigt...

Gendarme. Still.

Chibon. Weil ich Euch im Halse stecken bleiben könnte.

Präsident. Was habt Ihr zu Eurer Entschuldigung zu sagen.

Chibon. Ich verlange nur fünf oder sechs Minuten, um dem falschen Zeugen und dem Gendarmen zu sagen, was ich von ihnen beiden halte. Sie sollen ihren guten Theil bekommen, ohne Rabatt. Verurtheilt mich nachher, wozu Ihr wollt, mir ists vollkommen gleich. Ich verlange nur eine halbe Stunde, um meine Galle recht ausleeren zu können....

Das Gericht verurtheilte ihn zu einmonatlicher Haft. — „Ich würde eben so gern fünf oder sechs Monate genommen haben," sagte er, „wenn Ihr mich nur hättet sprechen lassen."

— Ach guter Gott, guter Gott, rief Mutter Labarbe, ist es Gott Gottes möglich einer unsichtbaren Kleinigkeit wegen ein Aufheben zu machen, als wenn die Welt in Brand gerathen wäre? Was wollt Ihr denn eigentlich von mir, meine lieben Gottes-Leute? Ihr invectimirt mich, ihr accaparirt meine Marchandise, ich pâtire, ich verliere meine Chose und ich soll mich nicht beklagen? Der Wurm in der Erde, wenn man ihn auf den Schwanz tritt, sträubt sich empor, meine lieben guten Gottes-Magistrate, und ich soll nicht einmal zu den Herren Munizipalen oder Stadt-Serganten sagen, daß sie mir mein Brod nehmen?

Mutter Labarbe seufzt und stöhnt und murmelt zwischen ihren zwei übrig gebliebenen Zähnen eine Art Vertheidigung oder Widerlegung oder Beweisführung, wodurch sie ihrer Sache, wer weiß wie, zu dienen glaubt. Als demungeachtet der königliche Advokat sich erhebt, um ihre Verurtheilung zu fordern, beginnt sie auf eine komisch-wehmüthige Weise zu jammern und zu weinen; in dem Augenblicke aber, wo der Präsident den Artikel des Gesetzes vorliest, welcher als Maximum eine sechsmonatliche Haft feststellt, wälzt die Angeklagte sich auf der Armensünder-Bank und ist wie ausser sich.

Sie ist der Meinung, daß diese Strafe auf sie anwendbar gemacht werden soll, weshalb sie ihre Aerme bald flehend gegen den Himmel, bald gegen

die Richter ausstreckt, und sich endlich erschöpft mit dem Ausrufe: O Erbarmen! einem Gendarmen in die Aerme wirft. Das Gericht, nach kurzer Berathung, verurtheilte sie, „weil sie Unrath in die Straße geworfen, und sich geweigert, denselben bei Seite zu schaffen, auch vielleicht das eine oder das andere etwas übelklingende Wort gegen die Inspektoren ausgestoßen, zu 10 Fr. (4 fl. 40 kr.) Geldstrafe.

Die ganze Beredsamkeit zweier Advokaten war erforderlich, sie zu überzeugen, daß sie nicht 6 Monate im Gefängniß zuzubringen habe, sondern mit einem kleinen Geldopfer sich der für sie so unangenehmen Sache zu entziehen im Stande sei. Sie machte den Richtern, den Advokaten, den Gendarmen, dem Publikum die freundlichsten Knixe, und warf selbst dem Inspektor, der gegen sie ausgesagt, einen versöhnenden Blick zu.

— Es geschieht nicht selten, daß Personen, Opfer ihrer eigenen Habsucht und oft noch verdammlicherer Neigungen, sich für sehr rechtliche Leute halten, weil es sich zugetragen, daß sie, einmal in ihrem Leben, von einem Schlauern als sie, hintergangen worden.

Der sogenannte amerikanische Diebstahl ist einer jener Verträge zwischen zwei Betrügern, wovon der eine nothwendigerweise immer der dümmste, folglich das Opfer ist. Ein Individuum, das sich das Ansehen eines Briten gibt, tritt auf an einem Orte, wo es eine ihm angedeutete Person zu finden hofft, die eine gewisse Summe bei sich hat. Nach kurzer Unterhaltung nimmt der Engländer eine Handvoll

Guineen aus seiner Tasche und fragt, wo er sie wechseln könnte?

Sogleich ist ein Mittelsmann bei der Hand, der den zu Betrügenden bei Seite nimmt und ihm bemerklich macht, daß, weil der Fremde den Werth des französischen Geldes nicht kenne, man bedeutenden Gewinn zu machen im Stande sei. Man tritt also in Unterhandlung mit dem angeblichen Engländer und bietet ihm einen Fünffranken-Thaler an für jede seiner Guineen. Man wünscht sich so lange Glück zu dem vortheilhaften Austausch, bis man bemerkt daß die Guineen falsch sind, und durchaus keinen Werth haben.

Beim besten Willen kann man den Bestohlenen nicht bedauern. Er steht mit dem Spitzbuben auf gleicher Linie, ausgenommen daß er nicht soviel Verstand hat, als dieser.

— Eine andere Szene ist verschlungener als obige. Sie beweißt, bis zu welchen Spekulationen und Vorausberechnungen das Diebs-Genie in gewissen Ländern gedeihen kann. Ein Gewürzhändler stand allgemein in dem Rufe, absonderlich das Geld zu lieben. Eines Tages nun kam ein anständig gekleideter Herr zu ihm, um verschiedene Waaren zu kaufen, die einen Werth von nicht ganz 200 Fr. (93 fl. 20 kr.) haben konnten. Er bat den Kaufmann ihm das Paket nach seinem Gasthofe zu schicken, und dort dafür den Betrag in Empfang zu nehmen.

Der Gewürzhändler begab sich selbst hin, empfing ein Bankbillet und stattete den Ueberschuß zurück. Zehn Minuten nachher, erschien der Käufer in seinem Laden, begleitet von einem Zeugen, und fragte

mit eifriger Aengſtlichkeit, ob er nicht ein Billet von 2000 ſtatt von 200 Fr. erhalten?

Der andere läugnete das geradezu, und ſchwor hoch und theuer, das ihm zugeſtellte Billet habe nur auf 200 Fr. gelautet. Er verſicherte es nicht mehr zu beſitzen. Dieſe Unterhaltung fand ſtatt in Gegenwart mehrerer Perſonen.

Indeſſen hatte der Kaufmann wirklich ein Billet von 2000 Fr. erhalten, und war keinesweges geſonnen, es fahren zu laſſen. Aber, o weh, das Billet war falſch; wovon er in der Eil ſich zu überzeugen unterlaſſen. Am andern Tage wollte er es zurückgeben; der Käufer ließ ihn zur Thür hinauswerfen. Die Sache kam vor Gericht, und da mehrere Perſonen bezeugten, der Gewürzhändler habe in ihrer Gegenwart erklärt, daß er nur ein Billet von 200 Fr. erhalten, wurde er ohne weiteres abgewieſen. Der eigentliche Betrüger ſeinerſeits, ließ den billig erhaltenen Zucker, Kaffee ꝛc., ſich vortrefflich ſchmecken.

Offizielle Angaben über Bevölkerung, Finanz-Zustand, Land- und Seemacht, Handel und Schifffahrt, Ackerbau und Gewerbthätigkeit der nordamerikanischen Union.

Land- und Seemacht.

Seit 1830 ist die Land-Armee um etwa ein Drittel vermehrt worden. Damals bestand sie aus vier Regimentern Artillerie und sieben Regimentern Infanterie, ein Effektiv von 6188 Mann, mit Einschluß des Generalstabes, darbietend. 1835 wurden die Streitkräfte der Union bis auf 8221 Mann vermehrt. Zu dieser kleinen Armee muß man jedoch die Miliz gesellen, deren Personal aus nicht weniger als anderthalb Millionen unter den Waffen befindlicher Männer besteht. Die Kriegsmarine umfaßt:

12 Linienschiffe, zusammen mit	888	Kanonen.
14 Fregaten ersten Ranges . .	616	„
30 Fregaten zweiten Ranges .	616	„
15 Kriegsschaluppen	282	„
7 Schooner	75	„

Der Befehl über diese 51 Kriegsschiffe ist 37 Kapitänen, 40 Kommandanten und 357 Lieutenants anvertraut. Sold, Unterhaltungs- und Erbauungskosten in der Kriegsmarine, belaufen sich auf vier Millionen Dollare (amerikanische Thaler), oder zehn Millionen fl. jährlich. Das Kriegsbudget beläuft sich auf 13 Millionen Thaler oder 33½ Millionen fl. Es begreift den Sold der eigentlichen Armee, nebst

der Unterhaltung der Vertheidigungs-Werke und der strategischen Straßen.

Wie gering, auf den ersten Blick, die Wichtigkeit des Kriegswesens der Union auch scheinen mag, muß man doch die ungeheure Entwicklung nicht übersehen, welche sie in einigen Monaten gewinnen könnte, wenn die Regierung alle die Schiffe flott machen liesse, welche jetzt in Stücken in den Marine-Zeughäusern sich befinden.

Der Werften, zum Bau der Kriegsschiffe, gibt es in den vereinten Staaten sieben. Sie sind hinlänglich versehen, um die nothwendigen Materialien zur unmittelbaren Ausrüstung von 20 Hochbord-Schiffen darbieten zu können. Die Handels-Marine würde ihr geübte Matrosen stellen.

Bevölkerung.

Kein Land in Europa kann, hinsichts der schnellen Bevölkerungs-Vermehrung, mit den Verein-Staaten verglichen werden. Wahr ist's, daß es in Europa nicht eine einzige Gegend gibt, mit Ausnahme gewisser Theile Rußlands, die so beträchtliche unbewohnte Räume darbieten, als die in den 25 Republiken der Union noch vorhandenen. Ihr Bereich umfaßt 1,570,000 englische Geviertmeilen. Man zählt also neun Einwohner auf jede Geviertmeile, während man in Oesterreich, Frankreich und England ihrer 165, 208 und 257 auf demselben Raum findet. Der fortschreitende Gang der Bevölkerungs-Zunahme in den Verein-Staaten, während den letzten 46 Jahren, ist nachstehender gewesen:

Jahre.	Einwohner.	Jahre.	Einwohner.
1790	3,930,000	1820	9,638,000
1800	5,306,000	1830	12,866,000
1810	7,240,000	1835	14,000,000?

Unter den Ursachen welche die Bevölkerungs-Vermehrung in der Union begünstigen, muß man vor allem die zahlreichen Einwanderer in Rechnung stellen, die jahrein jahraus in verschiedenen Theilen Neu-Englands sich niederlassen.

Diese Einwanderung hat seit Beginn unseres Jahrhunderts bedeutend sich vermehrt. In den ersten zehn Jahren überstieg sie im Durchschnitt nicht 4000 bis 5000 Individuen. Von 1812 bis 1821 erhob sie sich auf 8000; die Einwanderungen in den englischen Besitzungen in Nordamerika nicht mit inbegriffen. 1830 zählte man 35,000 Einwanderer, und 1834, nach der Angabe mehrerer amerikanischen Zeitungen, 150,000. Die Verein-Staaten haben also in den letzten 35 Jahren mehr als 600,000 Fremde in sich aufgenommen, die jetzt den zwanzigsten Theil der Bevölkerung bilden.

Finanz-Zustand.

Die Finanzen der Union befinden sich in einem sehr blühenden Zustande. Der bedeutenden Summen ungeachtet, welche die Bundes-Regierung seit 1817 auf Erbauung mehrerer Festungen und Abbezahlung der Staatsschuld verwendet, bietet der Schatz in Washington jährlich doch einen beträchtlichen Ueberschuß dar. Man weiß, daß das Bundes-Budget nicht alle öffentlichen Ausgaben der verschiedenen Staaten begreift, und daß sie, in ihren Einzelnheiten, noch

nicht hinlänglich bekannt sind. Die offizielle Bundes-Ausgabe und Einnahme ist nachstehende gewesen:

	Einnahme. Dollare.	Ausgabe. Dollare.
1831	24,800,000	24,500,000 *)
1832	31,800,000	34,300,000
1833	35,900,000	24,200,000
1834	32,300,000	26,000,000

Folglich befand sich am ersten Januar 1835 ein reiner Ueberschuß von etwa 6 Millionen Dollare im Schatze; und was noch merkwürdiger ist, die Staatsschuld der Union, die sich 1816 noch auf 127,335,000 Thaler (328,332,500 fl.) belief, war am ersten Januar 1835 bis auf 37,733 Thaler (94,332½ fl.) abbezahlt, indem die Eigenthümer dieser letzten Summe derselben Rückzahlung noch nicht gefordert. Nachstehendes war die Verminderung der Staatsschuld:

Jahre.	Thaler.	Jahre.	Thaler.
1816 . . .	127,335,000	1828 . . .	67,475,000
1818 . . .	103,446,000	1830 . . .	48,565,000
1820 . . .	91,015,000	1832 . . .	24,322,000
1825 . . .	83,788,000	1834 . . .	4,760,000

Nach den Mauthzöllen, welche die ⅘ des Staats-Einkommens bilden, ist der Verkauf der Ländereien eine der vorzüglichsten Hilfsquellen des Schatzes in Washington. Es ist eine einträgliche Spekulation, die jährlich vier bis fünf Millionen Thaler abwirft. Seit 1776 hat die Zentral-Regierung um sehr ge-

*) Der amerikanische Thaler ist gleich 2 fl. 30 kr.

ringe Summen von den Eingebornen, von Frankreich und Spanien, 262 Millionen Acker Landes gekauft, und zum Theil zu verhältnißmäßig hohen Summen den Kolonisten wieder überlassen. Bis jetzt ist nur der zehnte Theil dieser Ländereien verkauft. Der Werth der neun übrigen Zehntel vermehrt sich von Jahr zu Jahr, mit der steigenden Bevölkerung, und man kann sich danach einen Begriff machen von den ungeheuren Summen, welche die Union noch zu beziehen vermag.

Handel und Schifffahrt.

Bei einem so thätigen, so unternehmenden und kühnen Volke, als dem in der Union, hat der Handel nothwendigerweise rasche Fortschritte machen müssen. Nächst den Vortheilen, welche sein äusserst fruchtbarer Boden ihm darbietet, haben die freisinnigen Staatsanstalten nicht wenig beigetragen zur Begünstigung aller Unternehmungen der Bürger, welche sie selbst in den entlegensten Himmelsstrichen noch beschützen. Nach offiziellen Angaben ist die Ein- und Ausfuhr in den letzten sechs Jahren folgende gewesen:

Jahre.	Einfuhr. Thlr.	Ausfuhr. Thlr.
1829	74,492,500	73,358,600
1830	74,000,000	75,000,000
1832	101,029,360	87,177,000
1833	108,118,000	90,140,400
1835	126,521,300	104,337,000

Von 1834 bis 1835 hat die Einfuhr in den Vereinstaaten sich also auf 316,303,250 fl. und die Aus-

fuhr auf 260,842,500 fl. belaufen. Nichts ausserordentlicheres, als wenn man diese Zahl mit der von 1730 vergleicht. Zu dieser Zeit überstieg die Einfuhr der englischen Kolonien in Nordamerika nicht eine Million 120,000 fl., und die Ausfuhr nicht eine Million 135,000 fl. Vergessen muß man jedoch nicht, daß die Bevölkerung damals sich kaum auf eine halbe Million belief.

Die Vermehrung der nordamerikanischen Handels-Marine ist beispiellos in der Geschichte. Die blaue mit Sternen übersäete Flagge der Verein-Staaten weht auf allen Meeren, und wird mit Auszeichnung in den entlegensten Hafen begrüßt. Groß-Britanien und seine Kolonien hatten 1830, 23,723 Schiffe von 2,531,820 Tonnen Last, und von 154,800 Seeleuten bedient. Die Union hatte zu derselben Zeit 12,256 Schiffe von 1,261,000 Tonnen Last und mit 67,744 Seeleuten. Diese letzte Handelsmacht begriff 943 Korvetten, 1371 Briggs und 343 Dampfschiffe. Die Tonnenlast der nordamerikanischen Handelsmarine belief sich 1832 auf 1,439,450 Tonnen; folglich auf mehr als die Hälfte der Tonnenlast Groß-Britaniens und seiner Kolonien. Die Bewegung in den Hafen der Union war nachstehende:

Jahre.	Fremde Schiffe.	Amerik. Schiffe.
1789	106,654	127,329
1799	107,583	626,495
1819	83,554	783,579
1832	412,104	972,282

Der Küsten-Handel hat sich in demselben Verhältniß vermehrt. Seit 1807 hat sich die Zahl der dazu verwendeten Schiffe verdoppelt und kommt jetzt

beinahe der zum auswärtigen Handel gebrauchten gleich. Aus einer Vergleichung der in den zehn größten Hafen Englands und Nordamerika's verladenen Tonnenlast, ergibt sich, daß die Hafen der Union die Groß-Britaniens, mit Ausnahme deſſen von London, um ungefähr 64,000 Tonnen bereits übertreffen. Dieſe Zahl würde noch bedeutend größer ſein, wenn man die Steinkohlen-Verſendung von Newcaſtle, Sunderland und Whitehaven in Abrechnung ſtellen wollte. Es ergibt ſich daraus daß der Handel der Vereinſtaaten verhältnißmäßig faſt um ein Drittel beträchtlicher iſt, als jener der britiſchen Inſeln.

Gewerbthätigkeit und Ackerbau.

An vollkommen genauen und glaubwürdigen Angaben über den innern Handel und den Fabrik-Ertrag der verſchiedenen Staaten der Union, fehlt es durchaus. Auf eine annähernde Weiſe kann man dergleichen Angaben nur in den Staaten ſich verſichern, wo das Zentraliſirungsſyſtem der Regierung vergönnt, gleichförmige Berichte über die mannichfachen Quellen des öffentlichen Reichthums ſich zu verſchaffen.

Man weiß noch nicht, wie viel Acker Landes in den Verein-Staaten bereits kultivirt, womit ſie bebaut ſind, und welches ihr reiner Ertrag iſt. Theilen wir alſo blos die Zahl des Werths der landwirthſchaftlichen und gewerbthätigen Erzeugniſſe, mit welchen in den fünf letzten Jahren ausgeführt worden. Man kann danach am beſten ſich einen Begriff

machen von den Fortſchritten des Ackerbaus und der Induſtrie, in der Union.

Jahre.	Land-Ertrag. Thlr.	Fabrik-Ertrag. Thlr.
1830 . . .	47,000,000	5,300,000
1831 . . .	47,200,000	5,000,000
1832 . . .	46,200,000	6,400,000
1833 . . .	55,000,000	7,000,000
1834 . . .	67,000,000	7,000,000

Fügen wir dieſer Ueberſicht noch einige andere nicht minder beachtenswerthe Umſtände bei. In zwölf Staaten der Union zählt man jetzt 350 Baumwollſpinnereien, die 1½ Millionen Weber-Schiffchen in Bewegung ſetzen. Dieſe Manufakturen beſchäftigen außerdem noch 35,000 Webſtühle und 60,000 Arbeiter. Ihr Kapital wird auf 45 Millionen Thaler angeſchlagen. Die Ausbeutung der Goldbergwerke, die 1834 nur 5000 Thaler darbot, warf 1834 bereits 898,000 Thaler ab, und in der Münze wurden für vier Millionen Thaler Goldſtücke ausgeprägt.

Am angeſtrengteſten aber muß unſere Aufmerkſamkeit mit der auſſerordentlichen Schnelle ſich beſchäftigen, womit die Nordamerikaner Kanäle graben, und Eiſenbahnen erbauen. Die Länge aller Kanäle in den Verein-Staaten beträgt gegenwärtig 966 geographiſche Stunden, und ihre Anlegung hat 70 Millionen Thaler gekoſtet. Der Staat Neu-York allein hat 566 engliſche Meilen (189 Stunden) Kanäle erbaut, dafür 11,488,000 Thaler ausgegeben, und davon 1,349,000 Thaler Einkommen bezogen.

Die Eisenbahnen in den Vereinstaaten haben eine Entwickelung von 225 Stunden, und 50 Gesellschaften haben zu diesen Unternehmungen ein Kapital von 40 Millionen Thaler verwendet. *)

*) Ueber das Umständliche, in Betreff der innern Schifffahrt, des Handels-Verkehrs, der Kanäle und Eisenbahnen in der nordamerikanischen Union, sehe man mehrere Aufsätze in den Jahrgängen 1828, 1830, 1832, 1835 und 1834 der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Revolutionäre Karakter-Masken.

Robespierre.

Daß Maximilian von Robespierre, Sohn eines talentreichen Advokaten und angesehenen Bürgers zu Arras, ein Ungeheuer gewesen, wird von niemand bezweifelt. Demungeachtet ist es nicht ohne besonderes Interesse, das von seiner leiblichen Schwester von seinem innern und äussern Wesen gezeichnete Bild, den wohlverdienten Verwünschungen gegenüberzustellen, wodurch dieses Wütherichs Zeitgenossen sein Andenken gebrandmarkt haben. Es bietet sich dadurch eine Parallele dar, die für den Philosophen und Geschichts-Forscher nicht ohne lebendiges Interesse ist.

„Mein Bruder," sagt Robespierres Schwester, in einem erst neuerdings bekannt gewordenen Briefe an einen früheren Machthaber in Frankreich, „machte seine ersten Schritte im Advokaten-Stande mit vieler Auszeichnung. Seine Vertheidigungs-Reden lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn.

„Ich habe mich oft gefragt, welches die Ursach des großen Erfolges meines ältesten Bruders als Advokat gewesen? Maximilian war sehr talentvoll. Er sprach mit ausserordentlicher Leichtigkeit. Seine Logik war schlagend. Ich glaube jedoch nicht, daß alle diese seltenen Eigenschaften hinlänglich gewesen sein würden, seinen Ruf zu begründen.

„Was ihn am meisten hervorgehoben, ist, meines Erachtens, die Wahl seiner Prozesse. Er übernahm nur solche, von deren Gerechtigkeit er vollkommen überzeugt war, und lehnte alle andern ab. Folge

davon war, daß er beinahe immer triumphirte. Es wurden ihm mehrere sehr wichtige Streitsachen anvertrauet, worin er eine wirklich überlegene Fähigkeit beurkundete.

„Sein Benehmen war jederzeit äusserst uneigennützig. Wenn einer seiner Klienten, in einer etwas zweifelhaften Angelegenheit, seines Raths sich erholte, suchte er ihn weniger zu bestärken, in dem Vorsatze zu prozessiren, als ihn der Gegenpart zu nähern, und das zwischen beiden obwaltende Mißverständniß zu schlichten.

„Am liebsten übernahm er die Vertheidigung des Armen, und nicht selten öffnete er ihm seinen Geldbeutel, statt von ihm eine Belohnung zu verlangen. Beide Parteien, in demselben Prozesse, bewarben sich mehr als einmal um seinen Beistand, und beruhten sich auf seinen Ausspruch. Er schwankte nie, und erklärte sich immer für den, auf dessen Seite das Recht sich befand, ohne Rücksicht auf die Person oder ihr Vermögen. Sein Stand war für ihn keine Spekulation, weil er ihn immer der strengsten Gerechtigkeit unterordnete. Darum auch nannte man ihn „die Stütze der Unterdrückten und der Rächer der Unschuld.“

„Ich muß bei dieser Gelegenheit in einige nähere Umstände eintreten über die Lebensweise meines Bruders. Er arbeitete viel und brachte den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Gerechtigkeits-Palaste war, in seinem Kabinet zu. Gewöhnlich stand er um 6 oder 7 Uhr auf, und schrieb bis 8 Uhr. Sein Perrückenmacher fand sich um diese Zeit ein, ihn zu frisiren. Sein Frühstück bestand meistentheils aus

Milch, wonach er abermals bis 10 Uhr arbeitete und sich ankleidete, um nach dem Gerichtshof sich zu begeben.

„Unmittelbar nach der Audienz, fand er zum Mittagessen sich ein. Er aß wenig und trank den Wein mit ⅔ Wasser vermischt. Alle Speisen waren ihm gleich; er bezeugte keine Vorliebe für irgend ein Gericht. Oft fragte ich ihn: was er gern essen möge? Er entgegnete immer, er wisse es nicht. Früchte aß er gern, und eine Tasse Kaffee war ihm zur Nothwendigkeit geworden.

„Nach der Mahlzeit machte er entweder einen kleinen Spaziergang, oder er stattete einen Besuch ab. Gegen Abend verschloß er sich aufs neue in seinem Kabinet, wo er bis sieben oder acht Uhr blieb. Die noch übrige Zeit brachte er in Gesellschaft seiner Freunde oder im Schose seiner Familie zu. Meine Basen und ich machten ihm den Vorwurf er sei oft zerstreut, und in unserer Mitte mit andern Gedanken beschäftigt. Wenn man Karten spielte, oder von alltäglichen Dingen sich unterhielt, zog er sich in einen Winkel zurück, warf sich in einen Lehnstuhl und überließ sich seinen Betrachtungen, wie wenn er allein gewesen wäre.

„Bei allendem war er heiter, scherzte nicht selten und lachte oft so stark, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Maximilian war von sehr gleicher Laune. Er vermied sorgsam mit andern zu streiten, oder sie zu erzürnen. Meistentheils wollte er alles, was wir wollten. Wie oft haben meine Basen nicht zu mir gesagt: „Dein Bruder ist ein Engel;

es ist nur zu bedauern daß er durch seine Gutmüthigkeit das Opfer böser Menschen werden wird."

„Man muß indessen nicht glauben, daß diese Sittenmilde und diese Nachgiebigkeit bei meinem ältesten Bruder Karakterstärke ausschlossen. Er hatte im Gegentheil eine große Willensmacht und eine unbezwingliche Entschlossenheit. Sein Betragen an der Spitze der Regierung, während beinahe zwei Jahren, hat bewiesen, daß er wie aus Bronze und Granit gebildet war.

„Seine Thatkraft und Unbeugsamkeit waren jedoch verbunden mit einem äusserst zuvorkommenden Wesen, das alle Personen, die ihn näher kannten, für ihn gewann. Ich fordere alle, die mit ihm Umgang gehabt, auf, mir das Gegentheil zu beweisen.

„Alle, welche in genauer Beziehung mit ihm gestanden, die ihn in Augenblicken gesehen, wo das Herz sich öffnet und sich zeigt, wie es ist, werden gestehen, daß, wenn niemand die Zügel der Regierung mit strengerer Hand geführt, niemand auch im Privatleben sanfter und gemäßigter war, als er.

„Wie läßt sich das erklären? Meines Erachtens sehr leicht. Neben ausserordentlicher Empfindsamkeit war seine Ueberzeugung unerschütterlich, und wenn diese Ueberzeugung sprach, mußte alles andere in den Schatten treten."

Charlotte von Robespierre stellt eine Vergleichung auf zwischen ihren beiden Brüdern, welche ein und dasselbe Geschick dem Blutgerüst überantwortete. Wir wollen die beachtungswerthesten Züge daraus mittheilen.

„Ich habe noch nicht von meinem Bruder Au-

gustin gesprochen," sagt sie: „Man wird leicht begreifen warum. Er blieb so lange auf dem Kollegium Ludwigs des Großen, als Maximilian, und kehrte nur wenige Jahre vor der Staatsumwälzung nach Arras zurück.

„Nach der Meinung aller Personen, die ihn gekannt, hatte er mehr natürliches Talent, als sein Bruder. Ueberhaupt hatte die Natur sich verschwenderisch gegen ihn gezeigt. Demungeachtet war er kein besonderer Arbeiter, und Studium war ihm gleichgültig. Maximilian, wie ich, machten ihm mehr als einmal seine Vorliebe zum Müßiggang zum Vorwurf, und beschworen ihn sich zu beschäftigen.

„Das half manchmal. Er schloß sich ein in seinem Zimmer und arbeitete mit großem Eifer. Sein Fleiß war jedoch nicht von langer Dauer, und bald fiel er wieder in seine vorige Unthätigkeit zurück.

„Wollte ich eine Vergleichung zwischen meinen beiden Brüdern aufstellen, würde ich sagen, daß beim ältesten der bürgerliche Muth größer war, als bei dem jüngsten. Seinerseits hatte Augustin mehr militärischen Muth, als Maximilian. Er wäre ein vortrefflicher Soldat geworden. Nichts setzte ihn in Erstaunen. Er war unerschrocken und hätte an der Spitze eines Regiments oder einer Division Wunder gethan. Er war ein wirklicher Zäsar.

„Mein ältester Bruder, in seinem Kabinet, mit der Feder in der Hand, oder auf dem Redestuhl, setzte alle Tirannen in Schrecken. Darauf aber beschränkte sich seine Rolle, und er würde sich schwer entschlossen haben, das Schwert zu ergreifen, um dem Feinde sich entgegenzustellen.

„Die Thermidorier hätten nicht einen so leichten Sieg errungen, wenn Maximilian seine Tribünen-Toga mit dem Feldherrnschwert vertauscht, und sich an die Spitze des Volkes gestellt hätte, das am 9. Thermidor Abends das Stadthaus umwogte, nur eine Handbewegung meines Bruders erwartend, um alles zu thun, was er hätte wünschen können.

„Ich weiß zuverlässig, daß eine mächtige Betrachtung ihn zurückhielt. Wenn man zu ihm sagte: „Rufen wir das Volk zur Insurrektion auf?“ fragte er: In wessen Namen? „Im Namen der Konvention,“ schrie Saint-Just. „Die Konvention ist, wo wir sind.“

„Er hatte Recht, und wäre die Sache von Robespierre unter demselben Gesichtspunkt betrachtet worden, hätte er vorzüglich die Nothwendigkeit eingesehen, sich an des insurgirten Volkes Spitze zu stellen, wäre das Vaterland “gerettet“ gewesen.

„Augustin war groß, wohl gewachsen und hatte ein edles, schönes Gesicht. Unter dieser letzten Beziehung war Maximilian weniger ausgezeichnet; er war von mittlerem Wuchs und zartem Bau. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Sanftmuth und Güte, doch ohne regelmäßig schöne Züge. Er lächelte fast immer.

„Man hat sehr viele Abzeichnungen von ihm bekannt gemacht. Die ähnlichste ist die von Delpech. Mehrere andere sind nichts als häßliche Zerrbilder, weil man sich mehr bemühet, seinen Zügen einen wilden Ausdruck zu verleihen, als der Aehnlichkeit getreu zu bleiben. Die, welche den Denkwürdig-

keiten Max. Robespierre's beigesellt worden, gehört zu dieser Zahl.

„Die Achtung, welche mein ältester Bruder in Arras genoß, war Ursach, daß der Bischof dieser Stadt ihn zum Mitglied des peinlichen Gerichts ernannte, wozu er das ausschließliche Recht hatte. Maximilian stand seinen Amtsverrichtungen mit exemplarischer Rechtschaffenheit vor; doch wurde es ihm immer schwer zu verurtheilen.

„Eines Tages erschien vor Gericht ein Mörder, über den ein Todesurtheil ausgesprochen werden mußte. Es war unmöglich, die Strafe zu mildern; sein Verbrechen war zu augenscheinlich. Mein Bruder kam wie ein Verzweifelter nach Hause, und nahm während zwei Tagen keine Nahrung zu sich. „Ich weiß wohl, wiederholte er mehrmals, daß der Mensch ein Verbrecher ist. Aber haben wir das Recht, ihn ebenfalls zu tödten?“ Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Um den Kampf zwischen seinem Gewissen und seinem Herzen zu beendigen, legte er seine Stelle als Richter nieder.“....

Danton.

Georg Jakob Danton, geboren in Arcis-sur-Aube, den 28. Oktober 1759, war einer der ersten auf der revolutionären Bühne in Frankreich. Die Vorstädte waren der Schauplatz seiner beginnenden Umtriebe und seiner Beredsamkeit. Er beurkundete bei dieser Gelegenheit einen scharfen, durchdringenden Verstand und eine mächtige Stimme.

Seine gemeine aber kolossale Gestalt, sein Gesicht, worin Kühnheit und Ausdruck mit Häßlichkeit

kämpften, seine von Stolz und Zorn eingegebenen Worte, seine heftigen, rachsüchtigen Ausfälle, verschafften ihm gleich bei seinem Auftritt ausserordentliche Popularität. Eine freche, kernhafte Sprache, riesige Bilder, edelmüthige Gesinnungen, Blicke in die Zukunft, wiegelten das Volk auf und belebten es mit der Glut, die in des Redners Brust kochte.

Danton war der Mirabeau der Straße; Mirabeau der Danton der gesetzgebenden Versammlung. Eine Gleichstimmung von Tugend und Laster, Kühnheit und Talent, Vaterlandsliebe und Bestechlichkeit näherte diese beiden Männer, und ihr Verein erzeugte jenen panischen Schreck von 1790, der Entsetzen bis in die entlegensten Ortschaften verbreitete; der Frankreich wie ein einziger Mann sich erheben und es bewaffnet aufrecht erhielt.

Mirabeau ließ sich vom Hof erkaufen. Sein Beispiel wurde von dem Mann der Anarchie befolgt. Die Prinzessin Elisabeth sagte bei dieser Gelegenheit zu ihren Freunden: „Ich hoffe, wir haben jetzt nichts mehr zu besorgen; Danton gehört uns.

Der Tribün fürchtete über alles, die Bekanntwerdung seines Verfahrens. Um es zu verbergen, übertrieb er seine revolutionären Ideen, und nahm Theil an jeder Empörung, weil er der Rechtlichkeit einmal den Rücken gewendet.

Bald darauf wurde er zu einem der Anführer in der Nationalgarde erwählt. Aber die langsame Verführung, welche er hier geltend machen konnte, war ihm zuwider. Gewohnt die Menge hinzureissen, gründete er den Klub im Baarfüßerkloster.

Ueberall, wo das Volk zusammenströmte, konnte

man gewiß sein, als Redner ihn zu gewahren. Er brachte die Bittschrift des Marsfeldes in Vorschlag, trieb das Volk dazu an, reizte es vom Altar des Vaterlandes herab, verlangte des Königs Entthronung, und war einer der letzten, der von der andringenden bewaffneten Macht sich zurückzog.

Von der Gerechtigkeit verfolgt, lies er den Gerichtsdiener, der seiner Person sich versichern sollte, selbst verhaften. Zum Stellvertreter des Gemeinde-Prokurators ernannt, bediente er seines Amts sich nur um überall Unordnung und Insurrektion zu organisiren.

Aber Uebertreibung ist nie von langer Dauer. Mirabeau war unterlegen unter dem Gemisch von Redestuhl-Kämpfen, Abendgesellschaften und nächtlichen Ausschweifungen. Danton seinerseits verspürte bald eine langsam tödende Müdigkeit, welche die Aufregung seines Geistes und seine höchst unregelmäßige Lebensweise ihm gegeben. Er suchte seine geschwundenen Kräfte und seine erloschene Kühnheit in Arcis-sur-Aube wieder zu gewinnen. Da lebte er still und zurückgezogen allein mit seiner Frau, und beschäftigt mit ländlichen Arbeiten.

Der Aufstand vom 20. Juni hatte die Achtung, welche man bisher gegen den König gehegt, sehr vermindert. Barbaroux hatte nach dem südlichen Frankreich geschrieben: „Schickt uns Männer, die zu sterben wissen;“ und die Marseiller waren gekommen, und hatten sich unter Danton's Leitung gestellt. —

Durch seine Umtriebe brach die Insurrektion am

10. August aus. Des Königs Entsetzung wurde ausgesprochen, und die gesetzgebende Versammlung blieb schwankend aufrecht, als letztes Ueberbleibsel der rechtmäßigen Gewalten. Ueber ihr befand sich die Gemeinde, angemaßte, aus Empörung entstandene Gewalt, die ihrerseits durch Empörung herrschen wollte.

Um es so weit zu bringen, mußte man die Versammlung nöthigen, sich selbst aufzulösen, und eine revolutionäre, republikanische Macht an ihre Stelle zu erheben. Danton erschien an den Schranken. „Die Gemeinde," sagte er, „kennt keinen andern Richter, dessen was sie gethan, als das in Primar-Versammlungen vereinte französische Volk; unser Gebieter und der Eurige."

Der Gemeinde, den Barfüßern und den Jakobinern gegenüber, war die gesetzgebende Versammlung nichts mehr. Sie dekretirte einen National-Konvent.

Es bildete sich nun ein Triumvirat. Marat bemächtigte sich der Presse und des Bewachungs-Ausschusses der Gemeinde, Robespierre der Versammlung und der Jakobiner und Danton, zum Justizminister ernannt, der Barfüßer und der vollstreckenden Gewalt. Man sprach jetzt nur von der Nothwendigkeit das Volk zu rächen und die Verdächtigen einzukerkern.

Danton ließ Hausdurchsuchungen anstellen, und die Königlichgesinnten verhaften. Er bewaffnete den Pöbel, füllte die Gefängnisse und schrie am Abend vor dem 2. September: „Zurückzuweichen heißt uns in's Verderben stürzen. Nur Kühnheit kann uns

retten. Wir müssen den Königlichgesinnten Furcht einjagen und vorzüglich in Paris um jeden Preis uns erhalten." Diese schrecklichen Worte waren die Sturmglocke der Empörung und das Todengeläut aller Menschlichkeit.

Danton war von einem revolutionären Fieber verzehrt. Seine Verlegenheit gab den Furchtsamsten Muth. Mit gleicher Heftigkeit trieb er an zum Ruhm und zum Tode, zum Todschlag und zur Plünderung.

Mit Lastern und Verbrechen jeder Art, war in diesem satanischen Wesen eine Macht der Vaterlandsliebe, ein Haß gegen das Ausland, ein Eifer für die Freiheit verbunden, die oft mit ihren leuchtenden Strahlen verbargen, was an Eitelkeit, Habsucht, Unrath und Blut in seiner Feuerseele war. Mit seinen Lastern, ohne seine Tugenden wäre Danton schaudererregend; mit seinen Tugenden, ohne seine Laster wäre er ein großer Mann. Ihr Gemisch machte ihn zum Ungeheuer.

Seine fixe Idee, die er Frankreich mittheilte, und die es von 1792 bis 1815 beherrschte, die erst mit Napoleon's zweiter Abdankung verschwand, um einer neuen Politik Platz zu machen, war, daß man die französische Freiheit retten müsse vor dem europäischen Despotismus, und daß Frankreich berufen sei, an der Spitze der Erneuerung aller Weltangelegenheiten sich zu befinden.

Marat, dies scheußliche, unedle Wesen, das die Revolutionen, welche dem Verbrecher selbst einen großart gen Anstrich verleihen, nicht seiner blutdürstigen Verworfenheit zu entnehmen vermocht, hatte

zu der September-Metzelei angetrieben und sie vertheidigt. Danton nichtachtete ihn. Aber gezwungenerweise werden die Menschen eben sowohl durch Verbrechen als durch Tugenden genähert. Beide standen an dem blutigen September-Pfahl, und Danton konnte nicht mehr öffentlich das häßliche Geschöpf verläugnen, das er von ganzer Seele verachtete.

Die Girondiner griffen Marat an, und Danton sah sich genöthigt, die Aegide seines Wortes ihm zu leihen. „Reichet Eure Hand den Völkern, die der Tirannei müde sind," schrie er in seiner Begeisterung, „und Frankreich ist gerettet, und die Welt ist frei. Schickt Eure Beauftragten noch diese Nacht, noch diesen Abend fort. Laßt sie zu den Wohlhabenden sagen: Das Volk hat nur sein Blut, und es bringt es dar. So opfert denn auch, Elende, Eure Reichthümer auf. Was, wir haben eine ganze Nation zum Hebel, die Vernunft zum Stützpunkt und wir haben die Welt noch nicht umgewälzt? Ich habe keine andere Leidenschaft, als für das öffentliche Wohl. Ich kenne nur den Feind: schlagen wir ihn. Ihr ermüdet mich mit Euern Zänkereien! ich verwerfe Euch als Verräther. Was ist mir gelegen an meinem Ruf. Möge Frankreich frei und mein Name gebrandmarkt sein. Was kümmert's mich, daß man mich Blutsäufer nennt. Erobern wir die Freiheit und das Vaterland ist gerettet und wir werden ruhmvoll zur Nachwelt gelangen."

Welches Entsetzen solche Worte auch einflößen mögen, kann man dennoch nicht umhin zu gestehen, daß Patriotismus ist in dieser Wuth, eine gewisse

satanische Großartigkeit in dieser Verachtung seines Rufes und in dieser Gleichgültigkeit für die Vergießung von Menschenblut.

Danton kehrte zum Revolutions-Gericht zurück. Er verlangte es ohne Geschworne, und zwar im Namen der Menschheit. „Entreißt die Angeklagten der Volkswuth," sagte er, „und erschreckt die Rebellen durch Gesetze, ausser der gesellschaftlichen Ordnung genommen. Das Volk verlangt durchgreifende, furchtbare Maßregeln. Seid also furchtbar um es zu verhindern, selbst furchtbar zu sein, und möge das Schwert der Gesetze auf den Kopf aller seiner Feinde fallen. Setzt noch in dieser Sitzung das Revolutions-Gericht ein; sendet sogleich Eure Beauftragten aus; laßt Frankreich sich erheben, es zu den Waffen greifen, dem Feinde sich entgegenwerfen. Holland muß überschwemmt, Belgien frei erklärt, Englands Handel zu Grunde gerichtet und die Welt gerächt werden.

Er wollte die Autorität dergestalt zentralisiren, daß die Mitglieder der vollstreckenden Gewalt gleichzeitig Mitglieder der Konvention sein könnten. „Ich werde nie jemand verläumden," sagte er, „nicht etwa aus Tugend, sondern aus Temperament. Haß ist meinem Karakter fremd. Ich bedarf dessen nicht."

Diese Worte deuten die Entfernung an, welche Danton und Robespierre trennte. Treue und Glauben waren ihm unbekannt. Darum auch erregt seine Beredsamkeit wohl Erstaunen, doch ohne zu verführen. Sie erschreckt oder berauscht die Sinne, ohne das Herz zu bewegen. Es ist nicht Seele in seiner Be-

redsamkeit. Seine Vaterlandsliebe war ohne alle Menschlichkeit, und seine populären Leidenschaften beurkundeten eine unverschämte Verachtung des Volkes. —

Marat fiel unter Charlotte Corday's Dolch, und Danton zeigte sich, bei Beerdigung dieses Demagogen, mit dem ganzen Prunk eines erheuchelten Schmerzes. Danton blieb allein Robespierre gegenüber. Die Jakobiner denunzirten ihn. „Man klagt Danton an, sagt Robespierre; wollte man ihn vielleicht verdächtig machen? Warum Verbrechen suchen, wo kaum leichter Irrthum vorhanden ist?“

Aber Irrthum sollte bald zum Verbrechen reifen in Robespierre's finsterm Gemüth, und von nun an war Danton, unausgesetzt beschuldigt, genöthigt sich zu vertheidigen, für den Berg nichts als ein knäbischer „Gemäßigter.“ Beachtungswerthe Lehre für alle diejenigen, die sich zu Werkzeugen einer politischen Partei machen.

Der kühne Revolutionär bemerkte bald, daß es mit seinem Einfluß sich zu Ende neige. Entmuthigung bemächtigte sich seiner beim Anblick einer Versammlung, wo Verbrechen durch bloßen Verdacht bewiesen wurde, und wo Verdacht aus Besorgniß entstand. Die einzige Saite, die in seinem Herzen noch schwirrte, war Haß gegen das Ausland, übermenschliches Verlangen, alle Gegner der Republik zu vertilgen.

Danton's Gesundheit erlosch, gleich der Mirabeau's. Aber während seiner Abwesenheit wollte Robespierre keine rivale Größe dulden. Man sagte zu Danton: „Der Tirann wird dich bald angreifen.“

— Er wird es nicht wagen, entgegnete der Tribun; Antwort, die mehr Muth bezeugt, als Vorsicht.

Danton's Schicksal war in dem Blute der Barfüßer geschrieben. Sei es, daß er, der Umwälzungen müde, das Leben verachtete, sei es, daß er, von Ausschweifungen erschöpft, den Muth nicht mehr hatte, es zu vertheidigen, nichts vermochte ihn seiner Schlaffheit zu entreissen. Den 31. Mai 1794 wurde er in seinem Bette verhaftet, und nach dem Luxemburg-Palaste gebracht, wo er seinen Freund Lacroix fand, dessen man in der Nacht sich versichert. Beim Eintritt sagte er zu dem Gefangenen: „Ich hoffte Euch zu befreien und nun bin ich selbst hier, ohne sagen zu können, wie das enden wird.“

Den 4. April erschien er mit Chabot, Bazire, Lacroix, Kamill, Desmoulins, Hérault de Séchelles, Fabre d'Eglantine und mehrern andern Barfüßern vor dem Revolutions-Gericht. Die Richter fürchteten sich vor den Angeklagten. Der öffentliche Sicherheits-Ausschuß rieth ihnen, sie außer Erörterung zu stellen. Danton und seine Freunde wurden verurtheilt, ohne daß man sie gehört.

Der Tribun betrachtete seine Richter mit einem spöttischen Lächeln, und warf ihnen Brodkugeln zu, die er zwischen seinen Fingern geknetet. „Danton,“ sagte er, „gehört dem Nichts. Sein Name ist schon in der Nachwelt.“ Mit seinen Freunden in den für die Verurtheilten bestimmten Saal zurückgekehrt, rief er: „Und ich, ich habe das Gericht selbst gebildet, weshalb ich Gott und Menschen um Verzeihung bitte. Ich lasse alles in entsetzlicher Verwirrung, weil nicht einer von ihnen zu regieren versteht. Uebri-

gens sind sie alle Kains-Brüder. Brissot hätte mich eben so gut guillotiniren lassen als Robespierre."

Auf dem Wege zum Blutgerüst verließ Muth die Verurtheilten nicht. Denn unter allen Gefahren und Enttäuschungen des Lebens hatte damals jeder den Muth zu sterben. Am Fuße des Schaffots schien Danton einen Augenblick in Nachdenken verloren. „O mein Weib," rief er, „so werde ich Dich nicht mehr sehen!" Doch schnell sich fassend, fügte er hinzu: „Keine Schwäche, Danton."

Er stieg rasch die Treppe hinan und sagte zum Henker: „Ich befehle Dir, meinen Kopf dem Volke zu zeigen." Robespierre war auf dem Pont-Tournant. Er sah das gefürchtete Haupt seines Gegners fallen, rieb sich freudig die Hände und verlor sich in der Menge. Es war den 5. April 1794. Danton war 35 Jahre alt.

Mannigfaltigkeiten.

— Versteinerter Wald. In Nähe des Missuristroms, in der nordamerikanischen Union, hat man einen versteinerten Wald entdeckt, der einen Raum von mehr als sieben Geviert-Stunden einnimmt, und von den höchsten Ueberschwemmungen nicht erreicht werden kann. Einige englische Meilen weiter unten, an der Zusammenströmung des Gelbflusses mit dem Missuri, ist der ganze Boden mit versteinerten Zweigen, Wurzeln und ganzen Baumstämmen bedeckt. Einige dieser letzten haben 15 Fuß Umfang.

— Kanal von Darien. Es befindet sich gegenwärtig in Neu-Granada ein französischer Ingenieur, der von der Regierung dieses Landes beauftragt worden, einen Kanal durch die Landenge Darien anzulegen. Man hat ihm das ausschließliche Recht zugestanden, während einer gewissen Zahl Jahre einen Zoll zu erheben von allen den Fahrzeugen, welche diesen Kanal beschiffen werden — sobald er erbauet sein wird.

— Juristische Fakultät in Paris. Sie wird im Laufe dieses Winters von 3464 Studierenden besucht. Man hat im Allgemeinen bemerkt, daß seit den Juli-Ereignissen die Zahl der Jünglinge, welche die Rechtswissenschaften studieren, von Jahr zu Jahr sehr beträchtlich sich vermehrt. Wenn das so fortgeht, wird die Menge der Juristen in Frankreich mit dem Ueberrest der Bevölkerung bald ausser allem Verhältniß stehen.

— Die Spezialitäten. Es ist jetzt in Paris

Ton und Sitte, des Wortes „Spezialität“ bei aller und jeder Gelegenheit sich zu bedienen, selbst bei Dingen, worauf es gar nicht paßt. So liest man als Ueberschrift der Heiraths-Anerbietungen „des alten und bekannten Hauses Foy und Comp.“, Bergère-Straße No. 17, „eilf Jahre Spezialität“. Die Hemdenmacher Pierret und Lami-Houssет, Richelieu-Straße No. 95, der von Feydeau gegenüber, machen nachstehende Anzeige von ihrem Gewerbthätigkeits-Unternehmen: „Diese Anstalt ist eine neue Spezialität, welche mit dem auserlesensten Geschmack die unbestreitbare Annehmlichkeit verbindet, ein Hemd zu tragen, das durch keine Bewegung des Körpers deplacirt werden kann; darum auch hat die elegante Welt diese neue Spezialität bereits unter ihren Schutz genommen.“

— Fortwährender Sklavenhandel. Man glaubt allgemein in Europa, daß der Sklavenhandel nicht mehr fortbesteht; demungeachtet ist es durch offizielle Belege bewiesen, daß im Laufe des Jahres 1835 nicht weniger als 170 Negerschiffe von der Küste Afrika's abgegangen, und daß auf jedem derselben im Durchschnitt 400 erwachsene Sklaven sich befunden, was also im Ganzen 68,000 Neger macht, die im letzten Jahre ihrer Heimath entrissen und nach Amerika versetzt worden sind.

— Geographie der Kolonie Algier. Zur Sammlung aller geschichtlichen, geographischen, statistischen und andern Angaben, welche der französischen Regierung bei ihrem Vorhaben, die Regentschaft Algier nach einem großen Maßstabe zu kolonisiren, beförderlich sein können, ist ein Ausschuß

ernannt worden, der vor allem den Auftrag erhalten, eine gute und richtige Geographie von Mauritanien unter der alten Gesittung, wie eine Geschichte der Kolonisirung der Römer in dieser Gegend, der von ihnen begründeten Anstalten, und der zwischen ihnen und den Landes-Eingebornen bestandenen Beziehungen, zu entwerfen. Vorgedachter Ausschuß, ist aus wirklich gelehrten Männern gebildet, nämlich aus den Herren Walkenaer, Hase, Stephan Quatremère, Amadaeus Jaubert und Dureau de la Malle. Bereits ist ein Band ihres Berichtes erschienen, verfaßt von Dureau de la Malle. Er enthält eine Darstellung geschichtlicher Umstände für den Theil Afrika's, welcher der römischen Herrschaft seit den Kriegen Scipio's gegen Hannibal, bis zur Einnahme Carthago's durch die Araber, unterworfen war.

— Bevölkerungs-Bewegung von Paris im Jahr 1834. Im Laufe dieses Jahres sind in Frankreichs Hauptstadt 19,119 eheliche Kinder geboren worden (9,807 Knaben, 9,312 Mädchen). Die Menge der ausserehelichen Geburten hat sich auf 9,987 belaufen (5079 Knaben, 4,906 Mädchen); was im Ganzen 29,104 Geburten, oder 2,644 mehr als 1833 macht. In dem gleichen Jahre sind 8091 Heirathen geschlossen worden, also 153 mehr als im Jahre zuvor. Gestorben sind 23,015 Individuen, folglich 2081 weniger als 1833. Man zählte im Ganzen 6089 Geburten mehr als Todesfälle. — Es gibt in Paris 1413 Schuh- und Stiefelmacher, 1070 Juwelierer, Goldschmiede ꝛc., 339 Strumpfhändler, 1713 Gewürzkrämer, 800 Kaffeewirthe, 1350 Aerzte

und Wundärzte, 1058 Kleidermacher, 2790 Weinschenken, 969 Perückenmacher, die zugleich Bartscherer sind, und 601 Bäcker.

— Frankreichs Staats-Ausgabe. Man berechnet, daß zur Fortschaffung der 1000 Millionen Franken, welche die jährliche Staats-Ausgabe Frankreichs erfordert, eine Million Säcke erforderlich wären, wozu man 5000 Ellen starke Leinwand, und 500,000 Ellen Bindfaden brauchen würde; sodann 2000 Fuhrleute, nebst 2000 Wagen, die, dicht hinter einander fahrend, einen Raum von acht Stunden einnehmen würden.

— Thee-Pflanzungen in Ostindien. Man hat ganz neuerdings die Theepflanze entdeckt auf den Bergen von Manipur, welche sich an der östlichen Gränze Ostindiens entlang ziehen. Der Entdecker, ein gewisser Shans, hat viele Spezimen dieser geschätzten Pflanze der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Kalkutta vorgelegt, welche sich überzeugt, daß sie genau übereinstimmend sind mit dem Thee, den man bisher aus China bezogen. Es ist dadurch ausser Zweifel gesetzt, daß diese Pflanze eben so wohl in Indien als in dem Reiche der Mitte gedeihen kann.

— Ein merkwürdiger Taucher. Man weiß, Neapel ist das Land der Taucher. Eine Zeitung dieser Stadt verkündet, daß ein gewisser Lorenzo Giordano, von Fiamara in Kalabrien, nach langen Versuchen ein Mittel entdeckt, mit dessen Anwendbarmachung er sechs Stunden hintereinander, an den tiefsten Stellen im Grunde des Meeres, zu bleiben und daselbst sich frei zu bewegen, fortzuschreiten,

auch etwa eine Miglie (20 Minuten) in jeder Zeitstunde zurückzulegen vermag. Er verlangt ein Privilegium auf zwei Jahre und ein Drittel von allen dem, was er auf seinen Wanderungen im Grunde des Meeres finden dürfte. Unter dieser Bedingung verpflichtet er sich, alle von ihm geforderten Experimente auf eigene Kosten anzustellen. Wahrscheinlich möchte er jedoch, daß man eine gewisse Summe ihm vorstrecke, um so lange davon zu leben, bis er die vermuthlichen Schätze im Grunde des Meeres entdeckt.

— Hauptgehalt der Politik des französischen Ministeriums seit Eröffnung der Sitzung beider Kammern. Polnische Angelegenheit: Ohne Zweifel, die Polen sind ... sie haben ... wir lieben, wir verehren die Polen ... aber nichts desto weniger ... denn, weil ... indessen ... man muß warten. — Systems-Angelegenheit: Versöhnend ohne Zweifel, ja versöhnend; aber beharrlich, aber fest, o fest, ja, ja. — Zinsfuß-Herabsetzungs-Angelegenheit: Höchst gerechte, nothwendige, unvermeidliche Maßregel; aber ... denn ... wenn ... demungeachtet, unbestimmte Verzögerung. — Sganarelle wäre ein vortrefflicher Staatsminister gewesen.

— Briefpost in London. Man hat berechnet, daß in London täglich auf der Briefpost, zur Versendung nach dem Innern, 35,000 Briefe abgegeben werden, und daß die Versendung nach dem Auslande wenigstens 40,000 Briefe beträgt. Die Zahl der täglich versendeten Zeitungen schwankt zwischen 25,000

und 60,000. Jeden Sonntag und Montag beläuft sie sich wenigstens auf 50,000.

— Rechtsgelehrte in Frankreich. — Nach der von Collard (de Martigny), Stellvertreter des General-Prokurators zu Nanzig, so eben herausgegebenen, den Zustand des öffentlichen Unterrichts betreffenden, authentischen Uebersicht, ergibt sich, daß die Menge der Rechtsgelehrten in Frankreich sich auf 32,144 beläuft. Davon sind Mitglieder des Staatsraths, der königlichen und andern, wie der Friedensgerichte, 9765; Advokaten, 6619; Sachwalter, 3569; Notarien, 12,191. Von den eingeschriebenen Advokaten sprechen nur 2303 vor Gericht. Die Zahl derselben, welche bei den königlichen Gerichten angestellt sind beträgt 1956. Diese haben 1832 in erster Instanz und im Appell 53,000 Prozesse verfochten, deren Ertrag sich für sie auf 847,000 Fr. (395,266 fl. 40 kr.) belaufen, was, gleichmäßig unter allen vertheilt, im Durchschnitt für jeden ein Jahres-Einkommen von 433 Fr. (202 fl. 4 kr.) macht.

— Der siebenunddreißigjährige Sohn einer sechsunddreißigjährigen Mutter. In einem neuen Lustspiele von dem bekannten Scribe befindet sich eine Großmutter-Rolle, welche man als des Stückes Hauptrolle betrachten kann, und die nothwendigerweise der ersten Schauspielerin des französischen Theaters, der Dlle. Mars, übertragen werden sollte. Indessen weigerte sich die eben genannte beharrlich, diese Rolle zu übernehmen, weil sie, gewohnt seit dreißig Jahren, die sechzehn- bis achtzehnjährigen Liebhaberinnen zu spielen, dadurch zu

derogiren und als eine Matrone betrachtet zu werden fürchtete. Auf ihrem Paß bewahrt Mlle. Mars, seit Karls X Krönung, unveränderlich ein Alter von 36 Jahren, obgleich es bekannt genug ist, daß sie den 19. Dezember 1778, also an demselben Tage und in demselben Jahre wie die Frau Herzogin von Angoulême, die gegenwärtig 57 Jahre alt ist, zu Versailles geboren worden. Mlle. Mars hat einen siebenunddreißigjährigen Sohn. Dieser Umstand, dem in ihrem Passe ihr gegebenen Alter genähert, erinnert an die spaßhafte Antwort des Sohns der schönen Frau von B., welche dem Kaiser Napoleon erklärte, daß sie 35 Jahre alt sei, worauf der Sohn, ebenfalls um sein Alter befragt, zu antworten sich begnügte: Sire, gerade ein Jahr mehr, als meine Mutter.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

Politischer, gewerbthätiger und sittlicher Zustand der Schweiz, besonders in den kleinen Kantonen ----- 3
Ueber Bau und Beschaffenheit der Kometen, wie über ihr mögliches Zusammenstoßen mit der Erde 40
Handel und Gewerbthätigkeit des neuern Roms ---- 64
Aufenthalt auf der Südspitze Afrika's und im Kaffern-Lande ---------- 84
Zur Charakteristik der Franzosen und ihrer schönen Literatur in gegenwärtiger Zeit ---------- 98
Spanien wie es ist ---------- 108
Kleine Sittengemälde aus Paris ---------- 121
Der erste Ausdeuter der ägyptischen Hieroglyphen -- 137
Die Sklaverei, ihr Ursprung und ihre Ergebnisse bei den Völkern des Alterthums und neuerer Zeiten. (Erste Erörterung.) ---------- 146
Einige Hexen-Prozesse im Elsaß ---------- 173
Gegenwärtiger Zustand und allgemeine Uebersicht der türkischen Literatur. (Erster Abschnitt.) --------- 181
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich
Ende eines Abenteurers auf den Galeeren ---------- 200
Ein zerstückelter Leichnam in zwei Säcken ---------- 209
Der Karbonarismus in Frankreich ---------- 212
Zuchtpolizeiliche Kleinigkeiten ---------- 218
Offizielle Angaben über Bevölkerung, Finanz-Zustand, Land- und Seemacht, Handel und Schifffahrt, Ackerbau und Gewerbthätigkeit der nordamerikanischen Union -- ---------- 224
Revolutionäre Karakter-Masken ---------- 233
Mannigfaltigkeiten ---------- 249

Literatur-Blätter
zur
Bibliothek der Weltkunde
von H. Malten.

Jahrgang 1836.

Es wird jeden Monat künftighin ein Anhang über die neuesten Erscheinungen in der Literatur Deutschlands jedem Heft beigefügt; die Verlagshandlungen werden diese Veranlassung zur zweckmäßigen Bekanntmachung bei einem sehr gebildeten Theil des Publikums nicht versäumen zu benutzen; hauptsächlich die neuesten Werke im Fache der Geschichte, Reisen, Handel, Gewerbskunde und der schönwissenschaftlichen Literatur überhaupt werden hier eine allgemeine Bekanntmachung finden.

Neuer Verlag
von
Carl Wilhelm Leske in Darmstadt.

Sackreuter, E. B. (Pfarrer zu Raunhein), christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer an Volksschulen. Zwei Bände gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 26 kr.

Dieselbe mit 18 Kupferstichen, in zwei Bänden, kartonnirt. 3 Thlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Richter, Hugo, Dr. der Philos. und Archlt., Beiträge zur Würdigung des Antheils der Lehre von den Konstruktionen in Holz und Eisen zu der Ausbildung des Charakters neuer zeitgemäßer Baukunst. Mit einem Vorwort von Dr. G. Moller, und 3 Figurentafeln. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Weitershausen, Dr. C. (Lehrer an der Großherz. Militärschule), Lehrbuch der Geographie mit besonderer Rücksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. gr. 8. 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 48 kr.

☞ Bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren zugleich findet ein Partiepreis statt.

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde herausgegeben aus den Schriften des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von Dr. J. W. Chr. Steiner. 1r Bd. 1s Heft. gr. 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Geschichte, allgemeine, der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten, bearbeitet von Dr. F. J. A. Schneidawind. 29s Bdchn. Subscriptionspreis 6 gr. od. 27 kr., einzelne Feldzüge per Bändchen 9 gr. od. 40 kr.

Schneidawind, Dr. F. J. A, Professor der Geschichte am Lyceum zu Aschaffenburg, der Feldzug in Italien, von F. Z. M. Alvinzi's erstem Vorrücken gegen Mantua bis zum Frieden von Campo Formio, in den Jahren 1796 und 1797. 1s bis 3s Bdchn. 16. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Schwalbach et ses environs par *Fenner de Fenneberg*. kart. 14 gr. oder 1 fl.

Reise zum Ararat

von

Dr. Fr. Parrot,

Kaiserl. Russ. Staatsrathe, Professor in Dorpat ꝛc.

Zwei Theile in gr. 8. 1834. Preis kart. 5 Thlr.

(Der erste Theil mit vier Kupfertafeln, einer Karte und mehreren Holzschnitten, enthält: „Reisebeschreibung“, und der zweite Theil mit drei Kupfertafeln, enthält: „Wissenschaftliche Abhandlungen.“)

Das große Interesse, welches diese Reise allgemein erregte, und das Licht, welches sie über eine, in historischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht gleich wichtige und bis jetzt noch wenig gekannte, Gegend verbreitet, so wie der Name des berühmten, gelehrten Verfassers, und den Antheil, welchen der sachkundigste Mann unserer Zeit — Herr Alexander von Humboldt — dem Erscheinen dieser Reisebeschreibung (wie der Nachtrag Theil II. Seite 191 seq. dokumentirt) gewidmet hat, machen dieses Werk zu einer der wichtigsten neuern Erscheinungen im Fache der Erdbeschreibung. Die sorgfältige äußere Ausstattung entspricht den Anforderungen der gegenwärtigen Zeit. Das Werk ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen (Aarau durch Sauerländer) zu beziehen

Berlin. Haude u. Spener'sche Buchhandlung.

Reise- und Badeschriften

welche in der Verlagshandlung von C. W. Leske zu Darmstadt erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Zimmermann, Dr. Chr., das Harzgebirge, in besonderer Hinsicht auf Natur- und Gewerbkunde ge-

schildert, ꝛc. 2 Bände, mit 14 Kupfern und 1 Karte. gr. 8. broch. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Daraus besonders:

— — Anleitung zur Bereisung des Harzes, mit 14 Kupfern und einer Karte. kart. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Karte des Harzgebirges, kolorirt. à 1 Thlr. od. 1 fl 48 kr.

Dieselbe, in schwarzen Abdrücken, 16 gr. od. 1 fl 12 kr.

Dieselbe, kolorirt und auf Sarsinet gezogen in Etuis, 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Brockenpanorama, oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. Vier Blätter mit einer Skala, gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von W. Saxesen. In einzelnen Blättern in Etuis. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Dasselbe, zusammengesetzt in kartonn. Band, 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Grimm, A. L., Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im Odenwalde. Mit 35 Landschaften. 2te Ausgabe. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl.

Dasselbe in der französischen Uebersetzung, zu gleichem Preise.

Daraus besonders:

Die Bergstraße. Mit 15 Kupfern. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Dasselbe in der französischen Uebersetzung.

Der Neckar, von seinem Ausflusse bei Wimpfen beschrieben, mit 12 Kupfern. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Dasselbe in der französischen Uebersetzung.

Der Odenwald, mit 7 Kupfern. 14 gr. od. 1 fl.

Dasselbe in der französischen Uebersetzung.

Fenner v. Fenneberg, Dr. H., Schwalbach und seine Heilquellen, ein Handbuch für Kurgäste. Dritte Aufl. 14 gr. od. 1 fl.

Dasselbe in einer französischen Bearbeitung.

Dessen Schlangenbad und seine Heiltugenden. 10 gr. od. 40 kr.

Dessen Selters und seine Heilkräfte. 14 gr. od. 1 fl.

Reise-Mittheilungen

welche zu den besten literarischen Produkten der neuern Zeit gezählt werden, und durch alle Buchhandlungen (in Aarau durch H. R. Sauerländer) zu beziehen sind:

Caragoli.

Reise-Mittheilungen aus Ungarn und Italien

von Otto v. Pirch,

Königl. Preuß. Hauptmann im Generalstabe.

Zweite Ausgabe (in einem Bande) mit dem Bildniß des Verfassers. gr. 8. 1835. Preis (broch.) 2½ Thlr.

Bilder aus Griechenland und der Levante

von E. v. Bvern,

mit einem Vorworte vom Prof. Zeune.

Ein Theil. Preis (broch.) 1½ Thlr.

Cisalpinische Blätter,

oder

Leben, Bildung und Sitte im nördlichen Italien

von Dan. Leßmann.

Zwei Theile. Preis (broch.) 3 Thlr.

Berlin.

Haude und Spener'sche Buchhandlung.

Kleinere Anzeige. *)

E. Schelli, Rektor zu Ballenstedt. Allgemeine Geographie für deutsche Bürgerschulen und für den Privat-Unterricht. Bestehend 1) aus 9 geograph. Tabellen in drei Kursen für die Schüler, nach einer methodischen Stufenfolge in Beziehung auf die einzelnen Schulklassen; 2) aus einem Handbuche für die Lehrer, welches eine Darlegung des Planes und methodischen Ganges des

---

*) Eine weit ausführlichere Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

geographischen Unterrichts nach bewährten, pädagogischen Grundsätzen, so wie systematische Umrisse der verschiedenen Zweige der allgemeinen und politischen Geographie enthält. In 2 Theilen. Mit acht erläuternden Figurentafeln und 2 Karten. Halle, 1835, bei C. A. Kümmel.

Erster Theil.

Sechs Hefte, jedes Heft auf Druckpap. 11¼ Sgr. (9 gGr.), Schreibpap. 12¾ Sg. (15 gGr.), Schweizerpap. 25 Sgr. (20 Gr.)

(Die Preise der Tabellen siehe am Ende.)

Der geographische Unterricht ist in dieser Arbeit nach einem festen Plane in drei Kursen behandelt, von denen der erste die Elementar-Geographie in wohlgeordneten Elementarschulen von 3 Klassen, der andere, einem systematischeren Gange sich nähernd, mit vorherrschender Berücksichtigung des formalen Zweckes, die untern Klassen einer geordneten, höhern Bürgerschule oder auch die Bürgerschule in mittlern und kleinern Städten, der dritte endlich, mit vorherrschender Berücksichtigung des realen Zweckes, die obern Klassen der höhern Bürgerschule umfaßt. Jeder Kursus ist für sich vollständig, so wie jede einzelne Tabelle in sich abgeschlossen; doch bilden alle drei Kurse ein zusammenhängendes Ganzes, indem der zweite Kursus sich auf den ersten, der dritte sich auf die beiden vorhergehenden gründet. Für die letzte Klasse der Elementar-Schule und für alle folgenden Klassen der Bürgerschule ist der geographische Unterricht hier in Tabellen ausgeführt, welche für die Schüler bestimmt sind, weil der Verfasser diese Form bei Unterrichtsgegenständen, denen ein von außen gegebener Stoff vorliegt, und welche daher vorzugsweise die Anschauung und das Gedächtniß in Anspruch nehmen, der leichtern Auffassung, Einprägung und Uebersichtlichkeit wegen vorziehen zu müssen glaubte. Die entwickelnde, ergänzende und erläuternde Hülfe des Lehrers ist den Schülern ja immer zur Seite. Der elementarische Unterricht, welcher von einzelnen, bekannten Punkten ausgeht und dem Wege vom Besondern zum Allgemeinen folgt, läßt sich nicht wohl tabellarisch darstellen und ist daher in dem Handbuche für Lehrer entworfen worden. Nur für die letzte Klasse ist eine Tabelle gegeben, welche den Kreis des Elementar-Unterrichts auf seiner obersten Stufe umfassend zur Wiederholung des ganzen Elementar-Kursus dienen soll und mit dem Nöthigen aus der mathematischen und astronomischen Geographie schließt, um den Schülern die geographischen Kenntnisse als ein Ganzes zum klaren Bewußtsein zu bringen. Der Plan ist nach be-

Reise-Mittheil ...rkannten, päda-
welche zu den besten literarische ... mit allem Fleiß-
Zeit gezählt werden, und dur ...htigung des geo
(in Aarau durch H. N. Sa ...chaft der Ge
sin ... bsicht des
... welche
C a r ... higen
Reise-Mittheilu ... lstä
von
Königl. Preu
Zweite Ausgabe (i
Verfassers. gr

Bilder ... für den Lehr...
...ine Darlegung der p...
mit ... Planes und methodischen
... Werk abgefaßt ist, entwik-
... Elementar-Unterrichts in der
... ersten Elementen an, zeigt seine
...rigen Unterrichtsgegenständen und
...ang mit denselben, und gibt dann
...risse der einzelnen Zweige der geogra-
...nschaften, um Lehrer, welche, wie es oft
...mit der Ertheilung dieses Unterrichtszwei-
...ragt werden, ohne durch die erforderlichen
...en in den Gegenstand eingeweiht zu sein, auf
...issenschaftlichen Standpunkt zu stellen. Nach den
...higen mathematischen und physischen Begriffen und
Gesetzen folgen die systematischen Umrisse der Kosmographie und mathematischen Geographie, der reinen Geographie oder natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche, der klimatischen und Produkten-Geographie, der Ethnographie und endlich der allgemeinen politischen Geographie und Topographie. Zur Erläuterung der mathematischen und physischen Begriffe, der Kosmographie und mathematischen Geographie sind 7 Figurentafeln, ferner zur Uebersicht der Höhen der Erde eine Höhenkarte, endlich zur Erläuterung der klimatischen und Produkten-Geographie zwei Karten mit Bezeichnung der Isothermen und Isogeothermen und der Produkten-Vertheilung hinzugefügt. Den Schluß bildet eine Abhandlung über die Anwendung der sogenannten geographischen Konstruktions-Methode. Der Verfasser hat überall die neuesten Resultate und Entdeckungen in dieser Wissenschaft eben so gewissenhaft berücksichtigt, als er bei seiner Arbeit beständig den Zweck der allgemeinen Bürgerschule im Auge zu behalten sich bemühet hat.

...rstehendes Werk
...Druck, Papier,
...tigkeit und
...Theil, 3...
...abellen,
... auf
...st e...

...nach bewährten, pädago-
...systematische Umrisse
...emeinen und poli-
...Theilen. Mit
2 Karten.

...anzen,
...e des zweite...
...; hoch ist sie nicht u...
...g ist, daß die respektiven
...oem Ganzen verbindlich machen
...ellen sind auch eine jede einzeln zu haben.
...großen . . . . . à 7½ Sgr. (6 Gr.)
Die kleinen . . . . . à 3¾ Sgr. (3 Gr.)

Alle Buchhandlungen werden hierauf Bestellungen annehmen, und sollten Hindernisse statt finden und Privatsammlungen sich bilden, so erhält der Sammler das fünfte Exemplar frei.

C. A. Kümmel.

Wichtige Anzeige.

In der Hallerschen Buchdruckerei haben so eben die Presse verlassen und sind von Weihnachten an im Verlag derselben zu haben:

I. Biblische Geschichte
für die untern Schulklassen.

Preis: ungebunden 5 Bz.; in Karte geb. 7½ Bz. und in Rück- und Eckleder 8½ Bz.

II. Geschichte und Lehren der heiligen Schrift
für die reifere Jugend.

41 Bogen stark. Preis: ungeb. 9 Bz.; in Karte geb. 12 Bz.; in Rück- und Eckleder 13 Batz.

Das Publikum erhält hiemit eine doppelte Bearbeitung der Kinderbibel, eine für jüngere Kinder bis etwa ins zwölfte Jahr, und eine für die reifere Jugend. In der kleinern Ausgabe ist nur das Geschichtliche be-

währten und jetzt ziemlich allgemein anerkannten, pädagogischen Grundsätzen entworfen, und mit allem Fleiße so wie mit gewissenhafter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standpunktes der Wissenschaft der Geographie ausgeführt worden. Die Hauptabsicht des Verfassers war, eine Arbeit zu liefern, durch welche der geographische Unterricht zwar in der nöthigen Beschränkung, aber für den Schulzweck doch vollständig und in einer der allmäligen Entwickelung der Fähigkeiten des Schülers sich anschließenden, lückenlosen Stufenfolge so ertheilt werden könnte, daß mit jedem Kurse der Unterricht abgeschlossen wäre, aber jeder Kursus zugleich dem folgenden als Grundlage diente, daß für jede Klasse der Unterricht im genauen Zusammenhange mit dem vorangehenden und nachfolgenden stände und so eine völlige Uebereinstimmung des Unterrichts durch alle Klassen herrschte. Dies ist kürzlich der den Tabellen zu Grunde liegende Plan.

Das Lehrbuch oder Handbuch für den Lehrer enthält in zwei Theilen zunächst eine Darlegung der pädagogischen Grundsätze, des Planes und methodischen Ganges, nach welchem das Werk abgefaßt ist, entwickelt dann den Gang des Elementar-Unterrichts in der Geographie, von den ersten Elementen an, zeigt seine Stellung zu den übrigen Unterrichtsgegenständen und seinen Zusammenhang mit denselben, und gibt dann systematische Umrisse der einzelnen Zweige der geographischen Wissenschaften, um Lehrer, welche, wie es oft geschieht, mit der Ertheilung dieses Unterrichtszweiges beauftragt werden, ohne durch die erforderlichen Vorstudien in den Gegenstand eingeweiht zu sein, auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen. Nach den nöthigen mathematischen und physischen Begriffen und Gesetzen folgen die systematischen Umrisse der Kosmographie und mathematischen Geographie, der reinen Geographie oder natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche, der klimatischen und Produkten-Geographie, der Ethnographie und endlich der allgemeinen politischen Geographie und Topographie. Zur Erläuterung der mathematischen und physischen Begriffe, der Kosmographie und mathematischen Geographie sind 7 Figurentafeln, ferner zur Uebersicht der Höhen der Erde eine Höhenkarte, endlich zur Erläuterung der klimatischen und Produkten-Geographie zwei Karten mit Bezeichnung der Isothermen und Isogeothermen und der Produkten-Vertheilung hinzugefügt. Den Schluß bildet eine Abhandlung über die Anwendung der sogenannten geographischen Konstruktions-Methode. Der Verfasser hat überall die neuesten Resultate und Entdeckungen in dieser Wissenschaft eben so gewissenhaft berücksichtigt, als er bei seiner Arbeit beständig den Zweck der allgemeinen Bürgerschule im Auge zu behalten sich bemühet hat.

Vorstehendes Werk erscheint im Verlage des Unterzeichneten. Druck, Papier, Kupfer und alles übrige Aeußere ist der Wichtigkeit und dem Werthe desselben angemessen.

Der erste Theil, 36 Bogen und 8 Tafeln Figuren, so wie sämmtliche Tabellen, 4 große und 5 kleinere, sind ganz fertig und könnten auf einmal ausgegeben werden. Also nicht der Grund, erst etwas, das noch in der Phantasie liegt, zu schaffen, ist's, wenn die jetzige Art der heftweisen Ablieferung gewählt wird, sondern einzig die Erleichterung der Anschaffung bestimmt den Verleger zu der mühsamen heftweisen Ablieferung.

Die 36 Bogen des ersten Bandes sind in 6 Hefte, jedes zu 6 Bogen, eingetheilt.

Mit dieser Anzeige zugleich ist das erste Heft versendet, welchem jeden Monat eines folgt, so daß mit December dieses Jahres der ganze erste Band in den Händen des Publikums ist. Während dem wird der zweite gedruckt und eben so bis zum Schluß des Ganzen fortgefahren.

Die Zahl der Hefte des zweiten Bandes kann noch nicht bestimmt werden; doch ist sie nicht über sechs.

Hauptbedingung ist, daß die respektiven Käufer oder Besteller sich zu dem Ganzen verbindlich machen

Die Tabellen sind auch eine jede einzeln zu haben.

Die großen . . . . . à $7\frac{1}{2}$ Sgr. (6 Gr.)
Die kleinen . . . . . à $3\frac{3}{4}$ Sgr. (3 Gr.)

Alle Buchhandlungen werden hierauf Bestellungen annehmen, und sollten Hindernisse statt finden und Privatsammlungen sich bilden, so erhält der Sammler das fünfte Exemplar frei.

C. A. Kümmel.

Wichtige Anzeige.

In der Hallerschen Buchdruckerei haben so eben die Presse verlassen und sind von Weihnachten an im Verlag derselben zu haben:

I. Biblische Geschichte
für die untern Schulklassen.

Preis: ungebunden 5 Bz.; in Karte geb. $7\frac{1}{2}$ Bz. und in Rück- und Eckleder $8\frac{1}{2}$ Bz.

II. Geschichte und Lehren der heiligen Schrift
für die reifere Jugend.

41 Bogen stark. Preis: ungeb. 9 Bz.; in Karte geb. 12 Bz.; in Rück- und Eckleder 13 Batz.

Das Publikum erhält hiemit eine doppelte Bearbeitung der Kinderbibel, eine für jüngere Kinder bis etwa ins zwölfte Jahr, und eine für die reifere Jugend. In der kleinern Ausgabe ist nur das Geschichtliche be-

rücksichtigt, in der größern ist auch dasjenige mit aufgenommen, was in den Psalmen, in den Schriften der Propheten, so wie in den apostolischen Briefen geeignet ist, das Bild der verschiedenen Zeiten lebenvoller und belehrender zu machen, und was namentlich zu einem gründlichen Religionsunterrichte wünschbar scheinen könnte. In beiden ist die biblische Sprache durchaus beibehalten, wenn nicht pädagogische Rücksichten in einzelnen Ausdrücken eine Aenderung erheischten. Die vorliegende Arbeit ist von der Synode, so wie vom Erziehungsdepartemente geprüft und gut geheißen worden. Möge sie nun wirklich den Bedürfnissen unserer Jugend entsprechen, christliches Leben fördern, und ein fruchtbares Lesen der heiligen Schrift vorbereiten.

Münchenbuchsee, den 16. Christm. 1835.

Nickli, Seminardirektor.

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1836.

Dritter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Erster Band, erster bis dritter Theil.

Dritter Theil.

Aarau 1836.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Das junge Deutschland.

Bruchstück aus einer umständlichern Erörterung, die zu gelegnerer Zeit veröffentlicht werden soll.

Es ist schon eine an und für sich unglückliche Idee, eine klägliche Fehlgeburt des Begriffs-Vermögens, zu sklavischer Nachahmung exotischer Abgeschmaktheiten sich herabzulassen. Solche Nachahmung wird aber noch engherziger, noch schwindsüchtiger, wenn sie als durchaus zwecklos sich produziert. Denn niemand, wahrlich, kann es beikommen, voraussetzen zu wollen, daß die Zeugung eines sogenannten „jungen Deutschland", daß die matte, bleiche, asthmatische Kopie eines jungen Frankreich, eines jungen Italien, eines jungen Polen, einer jungen Schweiz, ꝛc., zu irgend etwas in unserm Vaterlande habe nützlich sein können.

Es ist eine krankhafte, langweilige Spekulation, ein kropfartiger Auswuchs der Verstandeskraft, der nichts als schwammigen, wässerigen, entstellenden Stoff enthält. Haben wir nicht schon mit genug Spiegelfechtereien, mit genug Hintergehungen zu kämpfen, um uns noch in uns selbst zu entzweien, und über langhaarige Wortfügungen, mit kurzgeschnittenen Ideen, uns herumzuzanken?....

Was eigentlich wollte das „junge Deutschland" in den 36 oder 37 Heimathen, welche der deutsche Bund umschlingt? Wollte es auf ihre innigere Ver-

schmelzung, auf Abschaffung der politischen Windrose zwischen Weichsel und Rhein, auf Grundlegung eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerthums hinarbeiten?...

Dergleichen Gedanken, wo findet man sie? Leben sie vielleicht in jener klimpernden Almanachs-Literatur, die jahraus jahrein die Messen überschwemmt; oder in jener schalen, abgegriffenen sogenannten Unterhaltungs-Prosa und Poesie, die ansteckendes Gähnen und eiserne Geistes-Lethargie befördert; oder in jenen Kritiken, die auf Fischmärkten und in Wachtstuben eingesammelt scheinen; oder in jenen Romanen, die im lächerlichsten Kauderwelsch, was man sich nicht entblödet „deutsch" zu nennen, die unleidlichsten Rasereien der Einbildungskraft, verbunden mit dem kleinlichsten Altweiber-Gewäsch und der praktischsten Unkenntniß der Menschen und Dinge, geltend machen?....

Um in vernunftgemäßer Verknüpfung ursprünglichen Schöpfungen beweisende Folgerungen zu entnehmen; um sich einen Begriff zu geben von dem, was das „junge Deutschland" hat werden wollen, oder um richtiger zu bezeichnen, was es hätte werden können, werfen wir einen Blick auf das junge Frankreich, auf das junge Italien, auf das junge Polen und auf die junge Schweiz. Beurtheilen wir die Nachahmung fünfter Hand nach ihren Vorbildern, die Kopie der Kopien nach dem Original.

Das junge Frankreich, oder der junge Frankreich, ad libitum — denn die Franzosen haben nie gesagt la jeune France, sondern immer le jeune France, weil sie ihr Land, oder ihre Zeit, oder

die augenblicklichen Sitten und Gebräuche derselben, in einem geschlechtslosen Individuum personifizirt — das junge Frankreich also, war nichts als eine Mode, und diese Mode war ein seltsames Gemisch von Republik (Sanskülottismus), Kaiserthum und Mittelalter.

In Frankreich ist jedoch, wie jedermann weiß, die Mode nicht von langer Dauer, eben so wenig als die Gesetze, die Staats-Verfassungen und die Regierungen es sind. Die Mode der Freisinnigkeit oder des Jesuitismus, die der Anarchie und der Einschüchterung (intimidation) hat keinen längern Bestand, als die der ailes de pigeon und der oreilles de chien für die Umbasteiung des französischen Verstandeskastens, oder wie die der Farben vomissement de la reine und caca du dauphin *) für die Bekleidung der Leute von gutem Ton.

Die Mode des jungen Frankreich erblühete bald nach der Juli-Revolution. Ihr Hauptwahrzeichen bestand im Bart, oder vielmehr in einer Zusammenstellung wechselseitiger Bärtchen und Haarflocken, die an fast allen Theilen der Männer-Gesichter, ausgenommen auf der Nasenspitze, hervorsproßten.

Der eigentliche jeune France hatte ein halbes Dutzend solcher Bärtchen. War er vollkommen barbiche, so trug er ein Toupet von wenigstens fünf Zoll Höhe. War er vaporös, so wusch er sich mit Weinsteinrahm, um sich ein schmachtendes Ansehen

*) Man verzeihe uns die Anführung dieser ekelhaften und gemeinen Bezeichnungen, die wirklich längere Zeit für sehr beliebte Modefarben im Gebrauch gewesen.

zu geben und seine kleine Bartsammlung desto mehr hervorzuheben. Uebrigens war er boulevard des italiens und balcon de l'opéra, d. h. er war reich, elegant und sehr oft dekorirt (wenn auch nur mit einer rothen Nelke) im höchsten Knopfloch der linken Seite seines Fracks.

Acht Tage später war der junge Frankreich Zeitungsschreiber, Zögling der medizinischen Schule, Student der Rechte und artiste. Jetzt begann die große Epoche de l'art, die, als Ausnahme von der Regel, sogar jetzt noch nicht ganz vorüber ist. Man sprach von nichts als Kunst; jedes dritte Wort war Kunst.

Mit der Kunst gewann die Mode einen neuen Schwung. Der unter der Halsbinde hervorragende Hemdekragen verschwand, seine sich durchkreuzende Spitzen, die ein wichtiger literarischer Zerrbildner in Deutschland „Vatermörder" genannt, erreichten ein Ende.

Der jeune France komponirte sich ein republikanisches Profil. Er vernachlässigte sich in seiner Kleidung. Die Levite von Humann oder Staub, die Stiefeln von Sakosky, der Hut von Noiret, wurden ersetzt durch die phrygische Galeeren-Mütze, den schwarzen halb polnischen halb deutschthümlichen Rock und Schnürschuhe mit hohen Absätzen.

Die multifachen Bärtchen verschwanden. Es blieb davon nichts, als das von einem Ohr zum andern unterm Kinn sich hinwegziehende Haarband en sous-pied und der schwarzgefärbte Schnurbart, den man so lang als möglich trug. Das Toupet skisirte sich, wie alles, was bis dahin dem Kopf das Ansehen

der Juli-Birne gegeben. Man lies sich die Haare en grenade zuschneiden und verschwisterte diese Form mit jener der Hunde-Ohren, wodurch die Größe der eigenen Ohren verborgen wurde.

Von Stufe zu Stufe sank, im Laufe der Zeit, das junge Frankreich tiefer und tiefer. Bald schämten sich die Laden-Diener und Advokaten-Schreiber für jeunes Frances gehalten zu werden. Nach ihrem Beispiel mochten ebenfalls die Gehilfen der höheren Gewerbe, bis zu denen der Kleider-Künstler, vulgo Schneider-Gesellen genannt, nicht mehr jeunes Frances sein. Jetzt gewahrt man nur noch hier und da einen Schlosser-Gesellen, oder einen Postknecht, bei dem sich eine mehr oder weniger auffallende Spur dieser in Verfall gerathenen Mode zeigt.

In literarischer und künstlicher Beziehung hat das junge Frankreich nicht viel mehr geleistet, als in Betreff der Mode. Es sonnete sich im Uebertriebenen, im Verschrobenen und ahmte alles dem Mittelalter angehörige nur in dem nach, was abgeschmackt und lächerlich darin war. *)

Seine Schriftsteller gefielen sich besonders in Ausmalung gräßlicher Gegenstände, unerwarteter Ereignisse, überraschender Verschlingungen. Die meisten ihrer Erzeugnisse hatten eine mit Vernunft und Sittlichkeit in direktem Widerspruch stehende Entwickelung. Fast immer wurde das Laster belohnt und die Tugend mit Füßen getreten.

---

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen über die französische Literatur und dramatische Kunst in den Jahrgängen 1831, 1832 und 1833 der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Ehebruch, Nothzucht, Vergiftung, Todschlag waren die vorzüglichsten Vehikel ihres literarischen Arsenals. In den dramatischen Darstellungen figurirten Galgen, Beil und Guillotine. Die wohlwollenden, menschenfreundlichen, sich aufopfernden Personen waren von der Gerechtigkeit zur Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher, mit denen im Gegensatze geachtete Bürger, Familien-Väter, mit Ehrenämtern Bekleidete als schlechte, niederträchtige Menschen aufgestellt wurden.

Je unwahrscheinlicher, je widernatürlicher solch ein sogenanntes Karakter-Gemälde war, um so mehr Aufsehen erregte es, um so mehr Beifall wurde ihm gezollt. Die Helden Viktor Hugo's, Janin's, Dümas, Sue's, Balzac's u. a. gehören ohne Ausnahme in die Kategorie jener fanatischen Gestalten, die man als eine unreife Nachahmung Hoffmann's, Shakespear's und Foscolos betrachten kann.

In Politik leistete das junge Frankreich wenig oder nichts, aus dem alleinigen Grunde, weil es bloße Modesache war. Die Republikaner waren nicht jeune France, wenigstens ursprünglich nicht, wo sie alles zu der glorreichen Zeit von 1790 bis 1795 zurückzuführen sich bemüheten.

Erst neuerdings haben sie auch dieses Schildes, wie so vieler anderen, sich bedient, um damit ihre verlorne Sache zu heben oder zu decken. Sie haben dadurch die unerfahrene Jugend anzulocken sich bemühet, nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien, in Belgien, in der Schweiz, in der iberischen Halbinsel, in Polen und Deutschland.

Sie haben zu diesem Zwecke öffentliche und ge-

heime Gesellschaften gestiftet, Verbindungen angeknüpft, Zeitschriften gegründet, Flugblätter verstreuet, Umtriebe angezettelt, ja sogar Romane geschrieben. Sie haben einen Kern verrufener Menschen, Halbverbrecher aus allen Nationen, gebildet, besoldet, abgerichtet, um die Keime des Aufruhrs, der Gewissenlosigkeit, der Gesetz-Uebertretung in alle Frankreich umschließenden nationalen Körper überzutragen, sie zu vergiften mit ihren abscheulichen Grundsätzen, sie in sich selbst zu entzweien, um gelegentlich, unter günstigen Umständen, zum alleinigen Vortheil des französischen Ehrgeizes, der französischen Eroberungssucht und der französischen Habgier sie ausbeuten zu können.

Das junge Frankreich, „als revolutionirendes Mittel“ des republikanischen Triumvirats Cavaignac, Guinard und Récürt, oder des Direktoriums der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, kann als die verhängnißvollste, empörendste, unsittlichste und verruchteste Konzeption betrachtet werden, deren je eine politische Partei zur Errichtung ihrer Zwecke sich bedient.

Alle Begriffe von Recht und Billigkeit wurden dadurch verhöhnt; alles bessere Menschengefühl mit Füßen getreten. Man bekümmerte sich nicht im mindesten, ob und wie viele Individuen, wie viele Familien, wie viele Oertlichkeiten dadurch aufgeopfert werden müßten. Was thuts, daß hundert oder tausend Mütter ihre hoffnungsvollen Söhne beweinen, die jetzt in Gefängnissen schmachten, oder die ihr letztes Rettungsmittel in der französischen Fremden-Legion gesucht und deren Köpfe als Siegeszeichen vor

Beduinen-Zelten oder im karlistischen Feldlager in Arragonien gedient?

Man frage in Frankfurt am Main, was jene Fastnachts-Insurrektion, jene Parodie der Stummen von Portici, gefruchtet, welche die Sprengung der deutschen Bundes-Versammlung, das sarrazenische Brandopfer ihrer Archive, die Erneuerung der Bravo-Szene von Rastadt in einem kolossalen Maßstabe, die Gründung der deutschen Republik und die unbedingte Ueberantwortung des deutschen Heils in die Hände der neuern Ohnehosen Kaiphas und Pilatus jenseits dem Rhein, veranlassen sollte...

Jede Nachahmung des jungen Frankreich, in Mode, Literatur, Kunst und Politik, ist also nicht nur abgeschmackt, sie ist auch vernunftwidrig, weil sie unpassend und verderblich ist. Wir können nicht glauben, daß es dem sogenannten „jungen Deutschland" darum zu thun gewesen, die heillosen Grundsätze des französischen Republikanismus in unsere Augen einzuschmuggeln, obgleich wir eben so wohl wissen, wie alle Welt, daß es in Paris einen deutschen Umwälzungs-Ausschuß gibt, der ganz dasselbe Verfahren beobachtet, wie die französische Gesellschaft der Menschenrechte, von der er ein Filial ist, und der unter jungen unerfahrenen oder leichtgläubigen Männern, unter Handwerkern, wie unter Künstlern und Schriftstellern, durch bunte Vorspiegelungen und Versprechungen des irdischen Paradieses, sich Anhänger zu verschaffen bemühet.

Dieser Ausschuß-Niederschlag aller Verkehrtheiten, aller literarischen und politischen Gebrechen, aller

moralischen und religiösen Apostasien, die Deutschland seit Jahren von sich ausgestoßen, ist mit Leib und Seele dem französischen Interesse zugethan, nach dem alten Sprichwort: „wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.“

Er bezieht seine Verhaltungs-Regeln von dem geheimen Revolutions-Direktorium, das, gleich dem Abbé Châtel, der sich eigenmächtig zum gallischen Primas erklärt, sich zu Leitstern und zum Schiedsrichter aller gesellschaftlichen Interessen in Europa aufgeworfen.

Das „junge Italien“, die Giovine italia, ist nichts als eine zweite Auflage des Karbonarismus. Man weiß, welche herrliche Sachen dieser letzte in der appeninischen Halbinsel zuwege gebracht. Die Heldenthaten eines Pepe, Minichini, dal Pozzo, Palmieri di Micciche u. a. sind noch nicht ganz der Vergessenheit anheim gefallen.

Der glänzende Feldzug der italienischen Befreierschaar, unter Anführung Romarino's, ihr Argonautenzug von Genf über Carouge, Plan des Ouates, Arare, Bardonnex, Charrot, Landeci, Evordes, Bossei, Crévin, Veyrier, les quatre Nations, Etrambières, Annemasse und Ville la grand bis Carra, d. h. ein Marsch von fünf kleinen Stunden, größtentheils (bis Veyrier) inner dem Bereiche des Kantons Genf, hat neuerdings diesem Auswuchse der italienischen Gesellschaft ein verjüngtes Leben und eine Thätigkeit verliehen, die in Erbärmlichkeit und hasenherziger Gaukelei alle früher abgelegten Beweise geistiger und körperlicher Unmacht zu überbieten sich bemühet.

Was läßt sich in der That erwarten von einem Verein, der nur durch Banditen-Mittel, durch Meuchelmord, sich Achtung zu verschaffen bemühet; dessen höchster Vorstand, der elende Mazzini, mit demselben Leichtsinn Todesurtheile und lügnerische Vorspiegelungen ausstreuet; dessen vorzüglichste Mitglieder zu den verweichlichtsten und entartetsten Menschen gerechnet werden müssen. Mangel jedes Grundsatzes der Rechtlichkeit, der wahren Ehre, der alltäglichsten Umsicht vermag nichts zu erzeugen, als Habgier, Greuel und Verworfenheit jeder Art.

Das junge Italien, wie es in der neuesten Zeit sich beurkundet hat, ist eine Konzeption des Wahnsinns, nicht der ruhigen, kalt erwägenden Vernunft. Erörtert man genauer die moralischen Elemente, welche es gebildet, kann man des Schauders sich nicht erwehren. Nicht mehr, wie im ursprünglichen Karbonarismus, die ausgezeichnetsten, wohlwollendsten, umsichtsreichsten Gemüther, sondern die Hefe, der Abschaum der Gesellschaft bilden diese unförmliche Masse, die man mit Recht als eine Frucht der Verzweiflung und des Lasters betrachten kann.

Das junge Polen, wenn auch einem reineren Quell entsprungen, hat sich dennoch, durch seine Vermischung mit dem jungen Frankreich und mit dem jungen Italien mehr und mehr verunreinigt. Es hat sich seinem ursprünglichen Zwecke abgewendet und sich zum dienstbaren Werkzeuge der ehrgeizigen Entwürfe einer politischen Propaganda gemacht, die durch geheime Umtriebe, wie durch offene Gewalt, überall sich Eingang zu verschaffen gesucht.

Zu so verhängnißvollem und mit seinem eigenen

Interesse im Widerspruch stehenden Streben, ist das junge Polen vorzüglich durch zwei Männer verleitet worden, die, obgleich Italiener von Geburt, dennoch lange an seiner Spitze sich befunden. Der General Romarino und der Oberst-Lieutenant Antonini sind als die eigentlichen Urheber der Entfernung einer gewissen Zahl Polen aus Besançon, Dôle, ꝛc., wie ihrer Theilnahme an dem Einfall in Savoien, zu betrachten.

Schon im Winter von 1831 auf 1832 hielten die in Straßburg anwesenden Polen, unter dem Vorsitz des letzten, ihre geheimen Versammlungen im Wirthshause zum kleinen Schlosse (Schlössel), in dem ½ Stunde von der genannten Stadt entlegenen Flecken Schiltigheim, bis sie, durch den Einschritt der obersten Departements-Behörde, mit Gewalt aufgelöset wurden. Schon hatte Zalesky, unermüdlicher Beauftragter der französischen Propaganda, einige Jünglinge in Frankfurt am Main dem Interesse seiner Gebieter zugewendet; und sich bemühet, in Heidelberg, Freiburg und Tübingen sich Eingang zu verschaffen, jedoch ohne entscheidenden Erfolg.

Die von der Propaganda vorausberechnete Insurrektion sollte zu gleicher Zeit in Savoien, in Genua, in Frankfurt am Main, in Rhein-Baiern, im Großherzogthum Baden und im Königreich Würtemberg ausbrechen. Mißverständniß, oder Nichtübereinstimmung unter den Leitern des Komplotts, veranlaßte den voreiligen Aufstand in Frankfurt, der zu nichts diente, als die Aufmerksamkeit der

Regierungen wach zu halten, und das Unternehmen gegen Savoien in seinem Keime zu ersticken.

Seitdem hat das junge Polen nichts wesentliches mehr geleistet, und ist in denselben Mißkredit gerathen, der seine Vorbildner und Meister, das junge Frankreich und das junge Italien, geschlagen. Ohne allen Einfluß auf sein Vaterland, hat es in den letzten Tagen durch einige unruhestiftende Spuren in dem kleinen Freistaat Krakau sich geltend zu machen bemühet, und dadurch nichts bezweckt, als die Besetzung desselben durch österreichische Truppen, wie es früher die der Stadt Frankfurt durch preußische und österreichische Soldaten herbeigeführt.

Was sollen wir sagen von der jungen Schweiz das nicht, selbst im ernsthaftesten Tone gehalten, den Anstrich einer Satire haben würde?... Die junge Schweiz hat eine den Rechtsbegriffen, wie den politischen Grundsätzen ihres Vaterlandes, und dem National-Stolze desselben, durchaus unwürdige Rolle gespielt. Sie, die so viel auf ihr angebornes, selbstständiges Bürgerthum hält, hat sich von einigen heimathlosen Industrie-Rittern leiten und regieren lassen, bis sie endlich, ihres anmaßlichen Despotismus müde, mit Unwillen sie zurückgestoßen.

Die Beispiele alle, welche von dem jungen Frankreich, dem jungen Italien, dem jungen Polen und der jungen Schweiz dargeboten werden, konnten für ein junges Deutschland eben nicht besonders ermuthigend sein. Um so unbegreiflicher ist es, daß demungeachtet ein solches sich zu bilden begonnen.

Ohne voraussetzen zu wollen, daß es den Plan gehegt, die verderblichen Grundsätze des jungen Frank-

reichs und des jungen Italiens auch in Deutschland einzuschmuggeln, können wir nicht umhin eine Begriffs-Verirrung zu bedauern, die ohne irgend ein wirklich nützliches Ergebniß, keine andere als verderbliche Folgen für Deutschlands Literater und geistigen Verkehr nach sich ziehen konnte, und wirklich nach sich gezogen hat.

Philosophie und Religion in Frankreich.

Mittheilungen aus dem Briefe eines Mitgliedes der französischen Deputirtenkammer an Dr. Carové.

Im Bereiche der Philosophie ist seit 5 Jahren nichts Bedeutendes, nichts Tüchtiges erschienen. Unsere Philosophie lebt von den Ideen, die sie in den Jahren 1818 bis 1830 gewonnen; nur geht sie jetzt in den Unterricht über. Es ist Schottland, dann ein wenig Kantismus, dann ein unbestimmtes Aufstreben (une aspiration vague) zur Ontologie. Ein wahrhafter Fortschritt findet nur statt in der Geschichte der Philosophie. Die Normalschule und der Aggregations-Konkurs für die Lehrstühle der königl. Kollegien haben nachdrücklich auf diese Studien eingewirkt. Die Scholastik wird durchforscht, überdacht, aufgestellt, und ich zweifle nicht, daß binnen drei oder vier Jahren etwas Tüchtiges auf diesem Punkte zum Durchbruch komme. Jetzt schon haben die Thesen, d. h. die Dissertationen für das Doktorat, und die Argumentationen bei den Kon-

kursen merkwürdige Versuche zum Vorschein gebracht. Aber wir folgen Euren Arbeiten in Deutschland nicht mehr, nur mit Ausnahmen der historischen Forschungen. Ritter's Geschichte der Philosophie wird jetzt übersetzt. Die Polemik, in welcher Eure Hegelianer, Eure letzten Kantianer und die mystischen Naturalisten Schellings begriffen sind, ist für uns ein Brief mit sieben Siegeln.

Damiron und Jouffroy verstehen kein deutsch; ich weiß nicht, ob Cousin selbst seine Aufmerksamkeit darauf hinwendet, und was unsere jungen Leute betrifft, die Deutschland durchlaufen, wie Lerminier, oder wie die zerstreuten Katholiken der Schule de Lamennai's, so weiß Gott, was sie mit nach Hause bringen. Und dennoch schwatzt alle Welt; Namen laufen von Mund zu Mund, leichtfertige oder abgeschmackte Urtheile werden wiederholt. Ist es die Morgenröthe ernsterer Studien? Ich hoffe es, weil die Kenntniß der deutschen Sprache sich ausbreitet, und weil es unmöglich ist, daß nicht am Ende doch noch einige junge Denker von gutem Schrot und Korn sich finden sollten. Bis jetzt aber ist in Wahrheit noch kein Einziger aufgetreten, der irgend beachtet zu werden verdiente. . .

. . . Im Bereich der Religion noch weit Weniger! Die Gehirnentzündung, die der Saint-Simonismus veranlaßt hat, ist erloschen, wie sie entstanden war. Es war eine Krisis des Sensualismus, der sich für zu ohnmächtig erklärte, die Seelen zu ergreifen und zu beherrschen, und nun von einer mystisch-pantheistischen Religion sich Kraft leihen wollte. Das Lächerliche und die Schamlosig-

keit konnten sich gegen unsern gesunden Menschenverstand (bon sens) nicht behaupten. Doch ist von jener Aufregung etwas zurückgeblieben: das religiöse Gefühl, welches der Globe von 1827 — 1829 in den höheren Klassen hervorgerufen, ist etwas populärer geworden. Der Katholizismus hat diese Rückkehr sich zu Nutze zu machen gesucht und sucht es noch; aber nichts zeigt an, daß er wirklich dadurch gewonnen. Ich glaube sogar, das religiöse Gepränge (faste) unserer Mode-Schriftsteller ist im Abnehmen. Das Bündniß aber, welches die Regierung mit der Geistlichkeit anzettelt, wird mehr schaden als nützen, und ich fürchte, daß die frommen und redlichgemeinten Anstrengungen einiger durch Lamennais emanzipirter, aber von ihm abgelöster jungen Leute eben so, wie die ihres alten Meisters, den Interessen und dem Ehrgeiz erliegen, die im Umkreis der bischöflichen Throne aufsteigen werden. Wenn ich aber vom Sturze Lamennais rede, dürfen Sie darum nicht meinen, daß ich denselben nur dem Widerstand und den eigennützigen Berechnungen der Geistlichkeit zuschreibe. Sich selbst hat er ihn Schuld zu geben. Indem er Priester der unwissenden Leidenschaft und brutaler Rachsucht geworden, hat er den Karakter eines Kirchenvaters verloren, welcher Ehrfurcht gebot; er hat sich geistig geschwächt, und jetzt Halb-Christ, Halb-Philosoph, in der Einsamkeit mit Arbeiten beschäftigt, die mehr auf reine Wissenschaft, als auf Religion hinausgehen, wird er erlöschen, verflucht von seiner Kirche und unverstanden von den neuen Jüngern, die er aus dem Getümmel der Klub's und dem Versteck politischer Verschwörungen berufen

Die Templer, denen Sie auch Ihre Aufmerksamkeit geschenkt, waren nichts als ein Gewitter-Dunst (vapeur d'orage). Alle religiösen und politischen Komödien betraten die Bühne; nur die Freimaurerei hielt sich zurück. Da meinten einige Phrasenmacher, es sei auch für sie der Augenblick gekommen, zum Volke zu sprechen, und dem großen Orient und seinen Logen den Vorschritt abzugewinnen. Zwei oder drei Paraden haben kaum einige Zuhörer anzuziehen vermocht, und Alles hat sich von Neuem in das Geheimniß des Tabernakels verschlossen. Das einzige Gute, was aus diesem kindischen Versuche des hühneraugenheilenden Großmeisters hervorgegangen, ist die Bekanntmachung des vorgeblichen Johannes-Evangeliums. Dies wird vielleicht einige Forscher anregen, den Ueberlieferungen der geheimen Gesellschaften des Mittelalters nachzuspüren.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die sogenannte französische Kirche. Auch diese schleppt sich dahin, unter der Schmach der Anstößigkeiten (scandales) und Bankrutte ihrer nichtsnützigen Priester. Keine Sittlichkeit, keine Ideen, kein Talent der Rede! Nichts als Trauungen, Begräbnisse und Taufen zu billigem Preis, Gebrauch der Nationalsprache, philosophisch-revolutionäre Deklamation bei den Priestern, und bei dem Volke, d. h. in einigen Pfarreien Haß gegen den katholischen Geistlichen; das ist Alles, was noch jene wenige, hier und dort im Lande zerstreute Kapellen im Leben erhält. Aber wird das Bestand halten? Wird die Regierung nicht sich einmischen? Wird die Unterdrückung dieser ketzerischen Kirchen nicht eine der Klauseln des Ver-

trages zwischen unserm Ministerium und der begünstigten römisch-katholischen Geistlichkeit sein? .... Wird der Erzbischof von Paris sich nicht jenes Gespenst eines Patriarchen aus den Augen schaffen wollen, welches in Gestalt des Abbé Châtel durch die Straßen läuft? Ich sehe den Augenblick eines kleinen Staatsstreiches kommen, und das Unglück ist, daß diejenigen, die sich demselben zu Gunsten der Religionsfreiheit widersetzen mögen, den Schmutz und die Lächerlichkeit jener Prälatur und jenes Klerus der Unordnung gegen sich haben werden. Es wird Beifall und Gleichgültigkeit absetzen, mit Ausnahme einigen Geschrei's der Presse; denn Niemand hat diese Parodie einer Reformation für wirklichen Ernst genommen.

Merkwürdige Bruchstücke aus einem alten topographisch-geschichtlichen Werke.

Alte, mehr oder weniger in Vergessenheit gerathene Bücher, sind oft nicht die am wenigsten interessantesten und beachtungswerthesten. Aufgelöset und verloren in einem Ozean weitschweifiger, nichtssagender und veralteter Wortfügungen, bieten sich darin nicht selten äusserst treffende und scharfbezeichnende Züge, merkwürdige Karakter-Szenen, geschichtliche Umstände und Einzelnheiten, Gebrauchs- und Sitten-Zeugnisse dar, welche die beobachtende und erörternde Kritik unserer Tage mit größerer Vorliebe und Umsicht ausbeuten sollte, als sie bisher gethan. Um anzudeuten, welche reiche Erndte in diesem Betrachte sich darbieten kann, wollen wir unsern Lesern einige kurze Auszüge vorlegen, die wir der dritten 1776 in Frankfurt und Leipzig erschienenen Auflage des „rheinischen Antiquarius," herausgegeben von Johann Herrmann Diethelm, der seines Standes ein Perückenmacher gewesen sein soll, entnehmen.

Das Halsband in St. Goar.

An dem Rheinufer bei dieser Stadt (St. Goar), heißt es im zweiten Theile, S. 700 u. f., und zwar an der Seite des Walls, bei dem Zollhause, ohnweit dem Rheinthor, ist das so berufene und berühmte Halsband, von Winkelmann das Bursch-

band genannt, fest gemacht, welches vom Kaiser Karl V, oder nach anderer Bericht von Karls des Großen beiden Prinzen, Karl und Pipin, dahin, als an den Ort ihrer Versöhnung und ihres brüderlichen Vertrages, soll sein gestiftet worden. Anfänglich soll es von Eisen gewesen sein; als aber Churfürst Friedrich V zu Pfalz, seine Gemahlin aus Engelland abgeholet, hat er zwar ein silbernes Band oder Ring dahin verehren wollen, aus Beisorge eines Diebstahls aber ein messingenes machen lassen, welchs noch allda ist. Uebrigens hat er dabei die Armen reichlich bedacht, und es werden an dieses Halsband alle zum erstenmal dahin kommende Fremdlinge gestellet und geschlossen, und es muß sich sodann derjenige, dem diese Ehre widerfähret, eine oder zwei Pathen wählen, welche ihn fragen müssen: Ob er mit Wasser oder Wein wolle getaufet sein? Antwortet nun der am Halsband stehende: Mit Wasser, so wird ihm plötzlich ein ganzer Eimer voll Wasser über den Kopf gestürzt; antwortet er aber: Mit Wein, so wird er von der Gesellschaft in einen Gasthof, entweder zum grünen Wald, oder zur Lilie, geführt, allwo man ihm eine guldne Kron auf das Haupt setzet, und einen silbernen Becher, welchen die Königin Christina aus Schweden, oder wie andere wollen, eine gewisse Königin in Engelland, als sie vorbeigereiset, zum Andenken dahin verehret haben, voll Wein in die Hand giebt, woraus er 1) des Kaisers Caroli magni, 2) der Königin von Engelland oder Schweden, 3) des regierenden fürstlichen Hauses Hessen-Cassel, als des Orts Landesherren, nnd 4) der Pathen und sämmtlicher Gesellschaft Ge-

sundheit trinken muß. Nach diesem bekommt er noch einen andern Becher, welchen das fürstliche Haus Hessen-Rheinfels dahin gestiftet hat, woraus er vorerwähnte Gesundheiten wiederholen muß... Wenn dieses geschehen ist, werden ihm die gewöhnlichen Ceremonien aus dem Matrikelbuche, imgleichen die Freiheiten, so ein Reisender, der den Rhein auf- oder abfährt, und sich daselbst „hänseln" läßt, haben soll. Es bestehen aber solche in lauter kurzweiligen Dingen. Z. E. Er soll den Fischfang auf dem Lorleyberg, imgleichen die Jagd auf der Bank (im Rhein) auf sein Lebtag frei haben, ꝛc. welches den Reisenden blos zur Kurzweil dienet.... In Meßzeiten siehet man sein Wunder, wie die Kaufleute und andere Personen ihr besonderes Ergötzen und Kurzweil mit diesem Gebrauch haben, sonderlich wenn einige darunter sind, denen diese Ceremonie noch unbekannt ist.

Die heiligen drei Könige und die eilftausend Jungfrauen in Köln (S. 777 u. f.)

Nebst den vielen fürstlichen, herzoglichen und bischöflichen Gräbern (in der Kathedral- oder Domkirche), welche zum Theil von Kupfer und Alabaster erbauet sind, wird auch hinter dem Chor in einer Kapelle die Kruft (Gruft) gezeiget, worinnen die Körper der heiligen drei Könige, wie man sie insgemein nennet, oder der Weisen aus Morgenland, als ein großes Heiligthum verwahrt werden. Sie liegen alle drei beisammen in einem silbernen und vergüldeten Sarg, der mit vielen Edelgesteinen und

Kleinodien ausgeschmücket ist. Von den Körpern selbsten sieht man weiter nichts, als bei dem obersten Theile des Sarges die Hirnschädel hervorragen. Der mittelste Hirnschädel ist schwarz, und soll den Mohrenkönig bedeuten, gleichwie auch dessen Name Melchior allemal in der Mitten dieser drei Weisen stehet. Der prächtige Sarg ist um und um mit einem eisernen Gegitter umgeben, bei welchem täglich des Vormittags ein Mann wohl zwei Stunden lang steht, und eine Zange in der Hand hat, womit er die Rosenkränze oder andere Dinge anpackt, welche man die Hirnschalen dieser drei Weisen oder Könige berühren lassen will. Er thut damit auf einen jedweden der drei Hirnschädel durch das eiserne Gegitter einen Stoß. Man will behaupten, es habe sich der Erzbischof Reinold II von Dassel die Körper dieser drei heiligen Männer, welche sonst zu Mailand gelegen, vom Kaiser Friedrich I, als er besagte Stadt im J. 1162 schleiffen lassen, ausgeboten, worauf sie dieser Erzbischof auf einem Kameel von dannen nach Cölln überbringen lassen, und ist das Thor am Rhein, durch welches man diese Heilighümer in die Stadt hineingeführet hat, nachmals völlig zugemauert worden, und zwar aus Andacht, damit dasselbe hinführo nicht wieder entheiliget werde.

In der römisch-katholischen Kirche giebt man vor, daß diese Weisen Könige gewesen, allein man weiß nicht eigentlich, wer diese Weisen waren. Der Evangelist Matthäus, Cap. 2. v. 1., nennt sie Magi, welches ein persisches Wort sein, und einen Priester und Philosophen bedeuten soll. Auch in der Anzahl dieser Weisen ist das Alterthum sehr ungewiß; dann

etliche behaupten, es wären derselben Personen zwölf geweden, andere melden von vierzehn und Epiphanius von fünfzehn. Aus ihren dreierlei Geschenken von Gold, Weyrauch und Myrrhen kann man auf ihre gedritte Zahl nicht schließen... Der ehrwürdige Beda ist der erste gewesen, welcher deren Namen Caspar, Melchior und Balthasar aufgebracht hat: Ob aber solche auf hebräisch Apellius, Amelius und Damasius, oder auf griechisch Magaloth, Pangagoth und Sarakin oder Sarachin, oder auf persisch Ator, Sator und Perotaras, oder ob sie anders geheissen, daran wird wenig gelegen sein. Anbei ob der erste Caspar, von Saba ein alter, greiser und langbärtiger Herr gewesen und 276 Meilen, der zweite Melchior von Susa, im vollmännlichen Alter und bräunlicht von Gesicht gewesen, 218 Meilen, der dritte Balthasar aber ein unbärtiger röthlicher Jüngling gewesen und von Persepolis 318 Meilen deutscher Rechnung nach, nach Bethlehem gereiset wären, das Kind Jesu anzubeten und zu beschenken, das wollen wir andern zu untersuchen überlassen, wenigstens thut die heil. Schrift von diesem allem keine Meldung....

Die dasige Kirche zu St. Ursulä oder zu den eilftausend Jungfrauen ist nicht gar groß; aber doch sehr alt und in ziemlichem Ansehen, weil sie fast ganz mit den Grabstätten gemeldeter Jungfrauen angefüllt ist. An der Seite dieser Kirche steht eine große Kapelle, welche mit den Gebeinen der 11,000 Jungfern gleichsam ausstaffirt ist. Es läßt recht artig, sagt Mission, wie solche also in Ordnung gestellt sind, daß einem natürlich dünket, wenn man solche be-

trachtet, als ob man auf dem Saal der Leibgarde zu Whitehall in London wäre, allwo derselben Säbel und Pistolen also aufgehängt sind. Die Gebeine haben zwar keine Zierrathen, desto mehr Ehre aber wird den Köpfen erwiesen, deren theils in silbernen Kästgen eingeschlossen, theils aber mit vergüldeten Bruststücken gezieret sind, und ist keiner unter allen, an welchem nicht zum wenigsten eine Haube von güldnem Stück, oder ein Hut von carmoisinen Sammet mit Perlen und kostbaren Juwelen besetzt, sollte zu sehen sein. Absonderlich werden die Hirnschädel der heil. Ursel und ihres Bräutigams sehr hochgehalten. Sie hängen beisammen in einem besondern Behältnisse in gedachter Kapelle, und es sind ihre güldne Verlobungsringe inwendig an den Hirnschädel angemacht.

Was es mit der H. Ursula und ihren eilftausend Jungfrauen für eine Beschaffenheit habe, ist nunmehr eine bekannte Sache. Sie sind aber durch eine Verkürzung der Wörter, oder Abbreviatur, die nicht recht verstanden worden, in die Welt gekommen. Denn als einer in einem alten Märtyrerverzeichniß folgende zwei Namen angetroffen hatte, SSa Ursula & Undecimilla, oder wie Hr. von Leibnitz meint, Ursula & Ximilla, so habe derselbe seine Ursel lieber mit 11,000 Jungfrauen, als einer einzigen Ximilla wollen begleitet wissen. Gescheide unter den Papisten gestehen das Versehen selber. Hadrianus Valesius, wie in den Valesianis zu lesen ist, bekannte diesen Irrthum willig und gern. Ja schon 1164 hielte Cornel. Bindelsack in einem Schreiben an Oswaldum

Zischium die Geschichte von den eilftausend Jungfrauen für eine bloße Fabel.

Gänzliche Zerstörung von Speyer, Worms, Mannheim, Frankenthal, Oppenheim, ꝛc. im spanischen Erbfolge-Kriege, durch die Franzosen. (S. 489. u. f.)

Als hierauf 1688. den 18. September diese weltberühmte uralte Reichs- und Bischöfliche Stadt (Speyer) bei damaligem unversehenen französischen Einfall in die Chur-Pfalz am Rhein und andere benachbarte Orte, so durch den Dauphin geschahe, mit andern Städten sich abermals Frankreich unterwerfen und Besatzung einnehmen mußte; so erhielte sie zwar einen Accord, der ihr aber nicht länger, als bis in das hernachfolgende 89. Jahr gehalten wurde. Denn die Franzosen fiengen sogleich im Januar wieder an den Stadtgraben auszufüllen, in die Mauer zwei Breschen, jede 60 Schuhe breit, zu machen, und vornehmlich die Mauern an den Vorstädten niederzureissen, wozu sie an dem Wormser- und Kreuzthor den Anfang machten. Hierauf mußte das Weidenthor, und der weiße Thurm, ein kostbares und denkwürdiges altes Gebäude, samt dem Altpförtgen und der Mauer ein gleiches Schicksal erfahren. Nach diesen drei Thoren wurde das künstliche und berühmte Gebäude, der Oelberg, seinem Untergang unterworfen. Alsdann sprengten sie den sogenannten großen Albertusthurm mit 6 Zentner Pulver in die Luft, und verschütteten ihn gänzlich. Alle kostbaren Weine und Früchte, so vorhanden waren, führte

man weg, mähete auch auf zwei Meilen weit die noch auf dem Felde stehende unreifen Früchten ab.

Hierauf gieng das Wetter und tyrannische Brand- Blut- und Mordspiel, welches keine Feder zu beschreiben fähig ist, erst recht an. Denn den 13. May 1689 wurde allen Einwohnern hohen und niedrigen Standes, und also der ganzen Stadt Speyer, durch den angelangten französischen General-Intendanten de la Font, in Gegenwart des Generals Montclas, auf der neuen Stube, wohin man den Stadtmagistrat, die Zunftmeister und die vornehmsten Burger berufen hatte, die erschreckliche Bottschaft angekündigt, daß sie sich innerhalb acht Tagen, vermög königlichen Befehls, mit Weib und Kind, Sack und Pack aus der Stadt machen sollten, ꝛc. Diese grausame Ankündigung suchte nicht nur der ganze Magistrat selbst, benebst den Burgern, worunter 60 70 und mehrjährige Männer waren, auf den Knien abzubitten, es half aber alles nichts. Hierauf kamen über 200 schwangere und andere Weiber, imgleichen zwei- drei- und viertägige Kindbetterinnen, samt mehr als 300 der kleinsten Kinder, und warfen sich diesen zwei unbarmherzigen Befehlshabern zu Fuße, stellten ihnen ihren erbärmlichen Zustand vor, und bezeigten sich so kläglich, daß es niemand ohne Thränen ansehen konnte. Gleichwohl fanden sie nicht die geringste Gnade, sondern wurden mit Ernst weggewiesen. Die Nonnen aus beiden Klöstern thaten gleichfalls einen Fußfall, und baten um Gnade und Verschonung, mußten aber auch ohne allen Trost wieder abziehen. Endlich hofften noch die Cappuziner soviel Gnade zu erlangen, daß sie sich über den

Rhein in das sogenannte Waghäusel begeben durften, bekamen aber die abschlägige Antwort, mit dem Zusatz, daß nach Verfließung der gesetzten Zeit weder Geist- noch Weltliche in Speyer verbleiben dörften, noch sollten, indem es die Kriegsverfassung durchaus erfordere, „diese Stadt und Gegend gänzlich zu vernichten u. s. f.“

Nachdem nun der jammervolle Verheer- und Zerstörungstag, so der 31. May und eben der andere Pfingsttag war, anbrach, sahe man eine rechte elendsvolle Wallfahrt, indem die guten Leute ihre liebe Stadt mit dem Rücken mußten ansehen, und zu einem Aschenhaufen mußten machen lassen. Es war auch nichts mehr übrig, das nicht die Soldaten schon weggeplündert und bei Seite gebracht hatten, ausgenommen die Glocken, das Bley auf dem Dom, und was sonst noch nicht wohl fort zu bringen war. Hierauf führten sie viel Stroh, Pech, Schwefel u. d. g. Brandzeug häufig in die Stadt, und zündeten sie gedachten Tages Nachmittags um 1 Uhr aller Orten an. Alsdann fielen von dem Dom die Glockenstühle mit schrecklichem Gepraſſel ein, und das Bley, so von der Hitze zerschmolzen war, flosse wie Wasser auf der Erden herum. Dieser erschreckliche Brand währete zwei Tage, und die Stadt sahe von ferne nicht anders, als ein rechtes Sodoma, oder ein im Feuer stehendes Troja aus, wobei denn ohne Ansehen alle und jede Häuser, die churtrierſche Residenz, (sonst die Pfalz genannt) das herrliche Jesuiter-Collegium, alle Kirchen, Klöster und Thürme, in die Asche gelegt, und zu eitel Stein- und Aschenhaufen gemacht wurden. Man beorderte auch etliche

100 Mann mit Pickeln und großen Hebeisen, welche alle noch stehende Mauern, Gewölber, Brunnen und Keller, absonderlich aber was noch vom Dom übrig geblieben war, vollends einbrechen, niederreissen und der Erde gleich machen mußten. Die obgedachten uralten Gräber so vieler Kaiser, welche in dem Dom begraben lagen, wurden, wie schon gemeldet, nicht verschont, sondern die zinnernen Särge zusammen geschlagen und fortgeschleppt, die Körper aber beraubt, auf die Erde geworfen, und alles ganz und gar zu Grunde gerichtet.

S. 556 u. f. Im Jahr 1688, bei dem damaligen französischen unvermutheten Einfall auf den churpfälzischen Grund und Boden, kamen die Franzosen den 22. September alten Calenders, unter Anführung des Marquis von Bouffleur unverhoft vor diese Stadt (Worms), und weil sie damals von aller Hilfe entblöset war, so nahm sie und ihre Nachbarin, die Stadt Speyer, französische Besatzung ein; welche, nachdem sie der Bürgerschaft tausenderlei Drangsal zugefügt, auch bis aufs Blut ausgesogen hatte, im folgenden 1689. Jahr im Februar anfing, alle Vertheidigungs- und Festungswerke der äussern und innern Wälle, samt den Mauern, Thoren und Thürmen, rings um die Stadt gänzlich zu sprengen, zu schleifen, und niederzureissen. Der Ingenieur du Fort nahm alles, was von Holz, Eisen, Zinn, Bley und anderm Metall nach der Rasirung noch zu gebrauchen war, für sich hinweg, und ließ es nach Homburg führen. Gleichergestallt wurde auch das im Zeughaus befindliche Geschütz, nebst aller Munition, aus der Stadt hinausgeschafft und theils nach

Landau, der Ueberrest aber nach Maynz gebracht. Hierauf nahm man alle Ketten von den Brunnen ab, auch das Wasser, so durch die Stadt flosse, wurde abgestochen, und das Bley von dem Dom abgehoben. An allen Stadtthoren und Thürmen wurden Minen geboret, und die größten Mauern durch Hebgeschirr gar aus ihrem Grunde gerissen. Sonderlich war der viereckigte Rheinthurm zu bedauern, der als ein Meisterstück an der Spitze des Rheinufers auf einem Felsen mit noch vier steinernen Nebenthürmen auferbauet gewesen; seine Mauern waren mehr als zehn Schuhe dick, inwendig aber war er mit einer Brücke, einem Brunnen und doppelt verdeckter Brustwehr versehen. Er hielt über 30 Minen unbeweglich aus, bis endlich seine Stärke der grossen Macht der rasenden Feinde und der Gewalt des Pulvers weichen, und zusammenfallen mußte. Zuletzt aber brach das härteste Weh über die arme Stadt aus, indem der Intendant den 12. May dem Magistrat anzeigte, wie es dermalen seines Königs unumgänglicher Vortheil erfordere, die Stadt abzubrennen. Diesemnach habe der König sechs Tage Frist gegeben, sich und das Ihrige in Sicherheit zu setzen ꝛc. Es fehlte zwar allda eben so wenig, als zu Speyer, an den kläglichsten und aller betrübtesten Vorstellungen, welche auch die Schulkinder fußfällig und mit heissen Thränen bei dem Intendanten thaten, aber alles war ohne Frucht und Linderung. Worauf denn den Pfingstdienstag, als den 31. Mai 1689 von den französischen Grenadieren, nach vorhergeschehener unbarmherziger Heraustreibung der übrigen Einwohner, Nachmittags um 4 Uhr erstlich das Rathhaus, her-

nach alle Kreuzgassen zugleich mit Feuerfackeln und Pechkränzen angesteckt wurden. Hierzu warfen sie noch aller Orten viel Holz und Stroh, daß also in etlichen wenigen Stunden die ganze Stadt, gleichwie mit Speyer geschehen, in einen Stein- und Aschenhaufen verkehrt war. Von diesen barbarischen Feindseligkeiten hat man damals die Kennzeichen in die zehn Meilen weit am Himmel gesehen. Nach solchem Brand dorfte sich kein Burger wieder zu seinem Steinhaufen wagen, indem diese Barbaren weder Mauern noch Keller ungesprengt liessen, sondern alles mußte der Erden gleich gemacht werden. Die Fässer wurden durchboret, und viel tausend Fuder der herrlichsten Weine ohne Unterschied laufen gelassen, daß man kniestief in denselben herumwaden konnte. Die Kirchen wurden geplündert, auch sogar der Todten unter der Erde nicht verschonet, allermassen die Begräbnisse und Gewölber verschiedener fürstlicher, gräflicher, auch anderer Standespersonen eröffnet, die Leichname herausgeworfen, mit Füßen getreten, und ihrer Zierrathen und Särge beraubet wurden.

S. 507. Anjetzo ist es mit Mannheim ganz anders beschaffen, als vor diesem. Denn im Jahr 1689, als die Franzosen diese Stadt eingenommen, derselben Thore, Mauern, Wälle, Gräben und übrige Festungswerker vom Grund geschleift, gesprengt, und alle Häuser abgebrannt hatten, zerstörten sie sowohl die Stadt, als das Citadell ebenfalls von Grund aus, und machten sie dergestallt der Erden gleich, daß man auch nicht einmal erkennen

konnte, wo eines, oder das andere Gebäude gestanden war.

S. 524. Im Jahr 1688 erlitte diese Stadt (Frankenthal) ihren letzten Herzstoß; Dann im Nov. nach erfolgtem französischen Ein- und Ueberfall in die Chur-Pfalz am Rhein, wurde auch diese Festung belagert, durch die hauffenweis eingeworfenen Bomben größtentheils in Brand gebracht, nach der Uebergabe aber alle Festungswerker niedergerissen, geschleift, die übrigen Gebäude in Brand gesteckt, völlig verwüstet und dem Erdboden gleich gemacht.

S. 579. Das größte Unglück begegnete der Stadt (Oppenheim) 1689. Denn als sie den 29. Sept. durch die Franzosen war aufgefordert worden, und die Burgerschaft aus Schrecken (ohngeachtet der muthige Commendant im Schloß sich in tapfere Gegenwehr gesetzet, und jedes Thor mit noch 100 Mann verstärket hatte) durch den churpfälzischen Landschreiber so gleich um einen Accord bat, erhielte sie zwar denselben; es wurde aber noch selbigen Tag das Schloß bestürmt und gegen 2 Uhr des Morgens erobert, worauf man die Soldaten mit ihrem Commendanten zu Kriegsgefangenen machte. Das folgende 89. Jahr im März fiengen die Franzosen an diese schöne Stadt zu verheeren, und schleiften nicht nur alle Festungswerker, sondern untergruben auch das ganze Schloß Landskron, und sprengten es. Den daselbst befindlichen hohen und dicken Thurm warfen sie gleichfalls über einen Haufen, verstopften und überschütteten mit dessen Schutt den dabei gestandenen schönen Brunnen, nicht weniger wurden auch die Stadtmauern samt allen Thürmen, vom Schloß an

bis zum Wormser Thor völlig niedergerissen, daß man also escadronenweiß durchmarschiren konte; Endlich aber, als sie vorher schon den bedrängten Einwohnern alles genommen, entwendet, weggeplündert, geraubet und von Maynz die erschreckliche Ordre erhalten hatten, wenn die dasigen Glocken würden geläutet, und der Losungsschuß gegeben sein, alsdann das Generalbrennen anzuheben, steckten sie, nach gegebenem Zeichen, diese gute Stadt am 31. Mai 1689, eben am dritten Pfingsttage nebst Speyer und Worms zugleich an, liessen sie in voller Flamme auflodern, und bis auf den Grund hinwegbrennen. Diese entsetzliche Mordflamme, und deren erbärmlichen Anblick sahe man damals, wie leicht zu erachten ist, in der ganzen Gegend und Landschaft weit und breit umher.

S. 382. Als sich diese Stadt (Hagenau) nun völlig unter das französische Joch begeben mußte, wurde sie bald geschleift, bald befestigt. Im J. 1673 geschahe das erstere von den Franzosen zum erstenmal, da denn ihre Mauern in den Stadtgraben geworfen, im folgenden 1674 Jahr aber aufs neu wieder gebauet worden. Dieses daurete bis ins Jahr 1677, worauf die Stadt ganz niedergerissen, vierzig Thürme und acht Rondelen, samt den Thoren gesprengt, übern Haufen geworfen, und viele Häuser in die Asche gelegt wurden; doch wurde sie bald nachgehends von ihnen ziemlich wieder befestigt, und, wie gedacht, mit einer Citadell versehen.

Lächerliche Fabel von einer verwünschten Jungfrau. (S. 222.)

Die dasigen Einwohner (von Augst, zwischen Basel und Rheinfelden) tragen sich mit einer lächerlichen Fabel, indem sie eine Gruft zeigen und davon vorgeben, daß sich darinnen ein unterirdisches Frauenzimmer, oder vielmehr eine verfluchte und verwünschte Jungfrau in einem wohlerbauten Palast, wobei ein schöner Garten befindlich sei, aufhalte. Es habe dieselbe im J. 1520 ein Schneider, Namens Lienardus, oder Leonhardus, der unverhoft in die Höhle gekommen, gesehen, und sie von derselben mit allerhand guldenen und silbernen Münzen beschenkt worden. Sie soll schön vom Leibe, mit gekröntem Haupt und fliegenden Haaren, unter dem Nabel aber als eine abscheuliche Schlange anzusehen sein. Oberwehntem Schneider habe sie damals zu verstehen gegeben, daß ihre endliche Erlösung durch einen dreifachen Kuß eines reinen und unbefleckten Jünglings geschehen müsse.

Maulschelle, welche den Nonnen eine helle Stimme zum Singen gibt (S. 771.)

Etwa eine halbe Stunde unterhalb Bonn, liegt am Rheinstrom das Dorf Vollenbach und die ehemalige adelige Benediktiner-Nonnenabtey Vilich oder Schwarz-Vilich, nun aber ein freiadeliges Frauenzimmerstift, welches im J. 980 oder 990 von Megiegor, dem berühmten Graf und Fürst von Gelderland, nebst seiner Gemahlin Gerberga, Herzogs Gottfrieds Tochter, gestiftet worden, solches auch reichlich be-

gabt, und ihre Tochter Adelheit zur ersten Abtißin hinein verordnet. Wenn zu dieser Abtißin Zeiten die Nonnen in dem Chor singen mußten, und keine helle Stimme hatten, so gab die Abtißin Adelheit einer solchen Nonne nur eine Maulschelle, von welcher sie sogleich eine helle Stimme bekam und solche auch nicht wieder verlohre.

Des gekrönten Siegfrieds Grab. (S. 551.)

Vor dem französischen Brand hat man (in Worms) auch noch ein Grab gezeiget, welches von den Alten vor des Hörnen Seygfrieds Grab ist ausgegeben worden. Von diesem Hörnen Seygfried, von dem Rosengarten, der Jungfrau Crimhilde, vom König Gybico so zu Worms soll regiert haben, und von seinem Sohn Gunthar; deßgleichen von Walthario Aquitano und Haganone, wie auch von der großen Stange, so 66 Werkschuhe lang gewesen, vor etlichen hundert Jahren von einem Riesen sei geführt worden, und sich im Dom befunden habe, kann nachgelesen werden Marq. Freber in seinem Origin. Palat. Part. II. c. 13., welcher nebst andern Gelehrten davor hält, daß dieses Gedichte vom Hörnen Seyfried auf Siegebert, einen berühmten Mann, der ums J. 538 unter dem König Theodoriko Hofmarschall gewesen, und mit seiner Gemahlin Crimhilde zu Worms gewohnet, auch viele tapfere Thaten verrichtet habe, nicht unfüglich zu ziehen sei.

Vergeblicher Anschlag der Deutschen auf Breisach. (S. 280 u. f.)

Im J. 1704 hatte man deutscher Seits einen Anschlag die Festung Breysach durch eine Kriegslist zu überrumpeln; man hatte aber dabei fast eben das Unglück, das sich mit Cremona in Italien eräußerte, indem bei beiden die erwarteten Völker zu langsam ankamen. Die Sache verhält sich also: Den 6. November gieng der Gouverneur in Freiburg des Abends um 9 Uhr mit 2000 Mann und vielen Wägen Heu, so inwendig mit Mannschaft, Gewehr, Lunten, Granaten und andern Sachen angefüllet, oben und neben aber dergestalt mit Heu bedeckt worden, daß man sie für Wägen mit Contributionsheu, so täglich in die Festung geliefert wurde, ansahe, aus der Festung Freiburg. Ihre Fuhrleute waren lauter in Bauern verkleidete Offiziers, die man zu diesem beherzten Unternehmen für tauglich erachtete. Des Morgens um 8 Uhr kamen sie in einem dicken Nebel vor Breysach, fiengen auch an, ohne Widerstand hinein zu fahren, wie dann drei Wägen, zwei mit Soldaten und einer mit Gewehr würklich in die Stadt kamen; Es begegnete ihnen aber zu allem Unglück ein Fortifications-Commissarius, der eben nach der Arbeit gieng, die Bauren anzuführen. Dieser wurde aussen auf der Contrescarpe dreißig Bauernkerls gewahr, die ihm, wegen der saubern Gestalt, verdächtig vorkamen. Er fragte sie deswegen, wo sie herkämen und was sie in der Stadt machen wollten? Sie gaben hierauf zur Antwort, daß sie von den nächsten Dörfern herkämen, und beordert wären, an den Festungswerkern zu schanzen. Der Commissarius hieß

sie demnach, ihm nachfolgen, um sie an ihre Arbeit zu weisen. Weil aber diese verstellten Bauren Befehl hatten, ihr Gewehr nicht eher zu ergreiffen, als bis die letzten Wägen auch würden unter das Thor gekommen sein, so stellten sie sich, als wenn sie den Commissarium nicht verständen, welchen es dergestalt verdroß, da ihm dieselben nicht gleich gehorchen wollten, daß er dem vordersten mit seinem spanischen Rohr etliche Streiche versetzte. Dieser, als ein Oberstlieutenant, Namens de Brille, dem solches Tractament ungewohnt war, erbitterte hierüber dergestalt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach einem Wagen Heu zu springen, und seine darinn verborgene Pistole herauszuziehen. Der Commissarius machte hierauf sogleich Lärmen, und als man nach ihm schoß, sprung er in den Graben und versteckte sich ins Schilf. Sie schossen zwar wieder nach ihm, allein vergebens, denn sie konnten ihn wegen des dicken Nebels nicht erkennen. Inzwischen ergrif die Wacht auf dem halben Mond, wie auch die an dem Thore das Gewehr, und wollte die Zugbrücke aufziehen; es hielte aber ein Wagen darauf, welcher mit Fleiß darzu bestellt war, daß sie es also nicht ausführen konnten. Als die Offiziers und Soldaten, welche in den zwei Wagen steckten, diesen Lärmen hörten, sprungen sie mit ihrem Gewehr heraus, und gaben auf die Wache unter dem Thor Feuer, welche aber das Fallgatter herabfallen ließ, und der Grenadier-Hauptmann, der die Wacht hielt, ließ hierauf die Hälfte seiner Leute unter dem Thor stehen bleiben, mit der andern Hälfte aber ging er auf den Wall und beschoß die auf der Brücke haltenden Bau-

ren, so meistens Officiers waren, daß ihrer bei 40 getödtet und viele verwundet wurden. Unter den Gefangenen befand sich der gedachte Oberst-Lieutenant von dem osnabrückischen Regiment, de Brille, der nachgehends in der Festung an seinen Wunden starb, und rechtschaffen daselbst begraben wurde. Die übrigen mußten sich mit großem Verlust zurückziehen. Dieser kluge Anschlag war aber hauptsächlich deswegen nicht glücklich von statten gegangen, weil die Reuterey, welche Befehl hatte, sobald, als die Wagen unter dem Thor wären; spornstreichs in die Stadt zu brechen, den Weg verfehlt hatte, und nicht bei Zeiten zugegen war.

Steinerner Narr so einen Hafen (Topf) anlacht. (S. 908).

An weltlichen Gebäuden betrachtet man (in Zütphen) das in der Mitte des großen Marktes stehende große, wiewohl alte Rathhaus, auf dessen einer Seite ein Narr zu sehen, der einen steinernen Hafen mit unverwandten Augen anlachet. Es soll selbiger den Herzog Carl von Geldern bedeuten, der diese Stadt zu den Zeiten Kaisers Carl V belagert hat.

Stiftung des Festes Mariä Empfängniß. (S. 235.)

Der Ort, wo das weltbekannte Concilium, oder die Kirchenversammlung (in Basel) gehalten worden, so vom J. 1431 bis 1444, und also ganzer dreizehn Jahre, neun Monate und 27 Tage gedauert, und aus 44 Seßionen bestanden hat, soll nur eine ge-

meine Stube, nach einiger Vorgeben aber der Saal der jetzigen Bibliothek gewesen sein. Auf diesem Concilio ist in der sechsunddreißigsten Seßion im J. 1439 das Fest Maria Empfängniß in der damaligen ganzen Christenheit zu feyern angeordnet, vom Pabst Sixtus im J. 1476 durch eine eigene Bulla bestätigt, und nachgehends nach Inhalt des Corporis Juris Canonici befohlen worden, daß, wer solches verächtlich halten, oder sagen würde: Maria sei gleich andern Menschen in der Erbsünde empfangen, im Bann sein sollte.

Fisch mit einem menschlichen Angesicht. (S. 77.)

Es wimmelt anbei dieser See (der Bodensee) von Fischen, und heget allerhand Arten derselben. Dann man fänget darin sehr große Hechte und Karpfen. Wie Geßner schreibet im dritten Theile seines Thierbuches auf der 165 Seite, so hat man im November des Jahres 1554 einen großen Karpfen darinnen gefangen, der ein menschlich Angesicht soll gehabt haben.

Vom Himmel gefallenes Getreide. (S. 360.)

Es wird auch Frucht in diesem Granarium, oder Korn- und Herrenspeicher (in Straßburg), gezeiget, welche im J. 1525 vom Himmel gefallen, samt dem, so von solchem gebauet worden. Imgleichen ist eine zu sehen, so im J. 1591 ausgesäet worden und gewachsen ist, aber wegen des lotharingischen Krieges erst im J. 1593 gesamlet worden, und also zwei Jahre auf dem Felde gestanden hat.

Drei Jahrhunderte alter Wein. (S. 357)

In dem dasigen Keller (des bürgerlichen Krankenhauses in Straßburg) verwahrt man noch alte Weine von den Jahren 1472, 1519 und 1525. Der mittelste wird zu einem historischen Andenken der würtemberger und der letzte der Baurenkrieg genannt. Wie man vorgibt, so kann keiner von diesen dreien Weinen angefüllt werden, weil sich in jedem Fasse eine dicke Haut um den Wein angesetzt und alle Oeffnung benommen habe, auch über dieses der Wein selbst ganz schwarz werde, so bald man etliche Tropfen von anderm Wein darunter mischt. Er schmeckt nicht viel besser als saure Lauge, und wenn man einen Tropfen davon in die Hand reibet, so bleibt der Geruch, alles Waschens ohngeachtet, viele Stunden lang in derselben. Man giebt den Reisenden gegen einen Gulden Trinkgeld von jeder Art nur etliche Tropfen zu kosten, und weil in jedem Faß noch acht Ohmen sein sollen, so kan man leicht erachten, daß in den dreien Fässern noch manche schöne hundert Gulden Trinkgelder für den Kellermeister stecken müssen.

Ein redendes Marienbild zum Schweigen verwiesen. (S. 473.)

Als der heilige Bernhardus im J. 1147 als päpstlicher Legat nach Speyer gekommen, da eben Kaiser Carl III einen Reichstag daselbst gehalten, und nach Versäumung der Messe in die Domkirche gegangen, in solcher 4 Schritte gethan, und bei jedwedem Tritt, das in der Platte eingegrabene Wort (o clemens,

o pia, o dulcis, Virgo Maria) gesprochen, so habe das hölzerne Marienbild demselben mit diesem Compliment empfangen: Sancte Bernharde, unde tam tarde! das ist: heiliger Bernhard, woher so spät? Darauf dieser ganz erzürnt geantwortet: Mulier taceat in Ecclesia; das ist: das Weib soll in der Gemeine schweigen. Von selbiger Stund an ist dieses Bild verstummt, und hat bis auf den heutigen Tag kein Wort mehr geredet.

Römische Brücken über den Rhein.

Die erste altrömische Brücke über den Rhein, wovon man noch die Ueberreste bemerkt, war bei dem heutigen Flecken Gottlieben, unfern Konstanz, wo man, bei kleinem Wasser, noch zu dieser Zeit Pfähle von den Jochen wahrnehmen kann. Die zweite ist bei Stein (im Kanton Schaffhausen), wo man noch Spuren von einer gewaltigen alten Brücke und Ueberbleibsel von ganzen Jochen im Rhein erblickt. Wie denn diese Brücke noch bis auf den heutigen Tag die Heydenbrücke heißt. In den Jahren 1750 und 1767, in den Monaten Januarii und Februarii, da der Rheinstrom beidesmal sehr klein war, entdeckte man zwischen Cölln und Deutz bei dem niedrigen Wasser diejenigen Grundstücke von Pfeilern, welche noch von der von Julius Cäsar im Anfange nur von Holz, später aber von Stein erbaueten römischen Brücke übrig geblieben, und von dem Drei-Königsthor den Anfang nahmen. Eine halbe Stunde unter Zanten entdeckte man zu Anfang des Maymonats im J. 1773 bei dem niedrigen Wasser des Rheinstroms, im Rhein

noch einige Ueberbleibsel von vielen eingeschlagenen Pfählen von zweien Brücken, welche zur Zeit Julius Cäsars über den Rhein geschlagen gewesen. Einigen Personen zufolge würde bei Seckingen ebenfalls eine Römerbrücke gewesen sein. Es giebt allda noch eine doppelte Rheinbrücke, als eine hölzerne, so auf die schwäbische Seite, und eine steinerne, so nach dem Dörfgen Stein, bei welchem ein warmes Bad hervorquillet, auf das schweizerische Gebiet gehet.

Juden-Bischof in Worms. (S. 546.)

Man hat Exempel, daß unter diesen jüdischen Vorstehern zuweilen einer zum Bischof gemacht worden, der dafür gewisse Rechte, so sich auf 50 Gulden belaufen, zahlen müssen. Weil nun eine Zeitlang, zu Erlegung solches Geldes sich Niemand unter den Juden verstehen wollen; als ist dieses Amt bis ins Jahr 1717 leer gestanden, da denn die bischöfliche Regierung zu Worms wieder einen neuen Judenbischof gemacht hat, der im Judenrath gleichsam den Vorsitz hat, und die Verwaltung führet, auch fähig ist, wenn die Vota paria ausfallen, und also die Stimmen ungleich sind, durch seine Stimme den Ausschlag und die Entscheidung zu geben, anbei den Vorgang hat. Allein, auf was für einem Grund der Titel beruhet, und was es für eine Bewandnis damit habe? ist nicht eigentlich zu erfahren.

Gegenwärtiger Zustand und allgemeine Uebersicht der türkischen Literatur.

Letzter Abschnitt.

In Betreff ausserordentlicher Erfindungen, eigenthümlicher Gestalten und kühner Metaphern, werden alle Abendländer, werden Lukan, Lycophron, Gongora, Marini, Achillini, Bréboeuf, wie die neuere deutsche, englische und französische Schule, von dem Ottomannen Galib weit übertroffen.

Kiani Efendi, früher Diplomat, später eben so großer Mystiker, als Trunkenbold in seiner Jugend; Scheik Ruscheni, Verfasser eines Diwans und mehrerer Gazelen, beide allegorische und religiöse Dichter, wie Galib, können jedoch hinsichts der Macht des Ausdrucks, der Ideen Reichhaltigkeit und der Pracht der Darstellungen dem berühmten Derwisch nicht gleichgestellt werden.

Ruscheni ist jedenfalls Kiani überlegen. Von dem „Sofi", dem Aufgeklärten und wahrhaft Weisen, vielleicht dem σοφος der Griechen, gibt er nachstehende Erklärung, wodurch man zugleich einen näheren Begriff gewinnen kann von der Lehre des Sophismus, worüber Silvester de Sacy neuerdings viel Licht verbreitet hat:

„Sofi ist, sagt ein Philosoph, wer nicht König ist und nicht Mameluck (Sklave), aller Menschen Freund, jegliche Beleidigung vergessend. — Nein, sagt ein anderer, er ist der Mann mit glänzendem Gefieder, der Pfau, dessen strahlendes Gewand im Paradiese funkelt. — Hört auf die Mystiker: der Sofi ist ein in der Kenntniß aller Geheimnisse

Bewanderter. — Den Rechenmeistern der Welt zufolge, ist jeder der Gold zählt ein Sofi. — Nach den Astronomen muß er die Sterne verehren.

„Man darf die Zerstreuten, diejenigen, welche sprechen ohne ihre Worte zu hören, die sich selbst lokenden Prahler, eben so wenig als die Trägen, die Unlauteren, die Habgierigen und die Geizigen Sofi's nennen. Wer den Namen Sofi erlangen will, muß allen irdischen Gütern den Rücken wenden. Der verdient ihn, der den Namen Gottes kennt, der ihn erforscht und lehrt, der das Wesen Gottes, welches Schönheit ist, durchdrungen, der seine Seele mit dem weissen Gewande der reinsten Lauterkeit geschmückt hat."

Solches sind die spirutualistischen Lehrsätze, deren verfeinerter Platonismus in den Werken der persischen, türkischen und arabischen Dichter athmet, welche dem Mystizismus sich zugeneigt. So auch beseitigt sich von selbst jene Voraussetzung, die dem Christenthum allein Entstehen und Entwickelung der spirituellen Lehre zugeschrieben, und den Islamismus von bloßer Sinnlichkeit beherrscht geglaubt.

Die meisten mystischen Poeten in der Türkei gehören zum Derwisch-Orden Mewlewi oder Nakschbendi, dessen Heiligkeit niemand bezweifelt. Unter ihnen zeichnet sich aus der Lyriker Suleiman Nischit (Vermehrung), der, begünstigt von dem Großwessier Ragib Pascha, ein allegorisches Gedicht schrieb betitelt: „die Ueberschwemmung der Wissenschaft" und dessen Diwan bekannt gemacht wurde von seinem Schüler Pertu (Glanz.) Er schrieb mit gleicher Geläufigkeit arabisch, türkisch und persisch.

Am entgegengesetzten Ende der poetischen Sphäre nimmt der sinnliche Fazilbeg Platz, dessen „Frauenbuch“ eine Galerie Frauenbilder von 53 verschiedenen Ländern enthält. Die Nacktheit seiner Darstellungen, wie die Unsittlichkeit seines Kolorits, erlaubt uns nicht, mehr als ein einziges Bruchstück seines Werkes anzuführen:

„O britisches Weib, dessen Züge die der Hindufrau sind, dessen lockiges Haar jedoch Europa verräth. Häßlichkeit ist unbekannt, im Lande dieser Frau. Ihr Benehmen ist sanft; ihre Formen sind schön. Die Rosen ihrer Wangen könnten allen Gesichtern Rosen verleihen. Die Nachtigal hat keine süßere Stimme. Sie ist nicht ein engländisches sondern ein englisches Wesen. Doch liebt sie über die Maßen Schmuck und Kleinodien. Welch ein Federbusch beschattet ihr Haupt? Welch Metall-Geräusch zittert in ihrem Haar?“....

Die Geschichte ist nicht unfruchtbar geblieben während dem in Rede stehenden Zeitraum. Von 1774 bis 1835 haben Saad Allah Emweri, Ahmed Wassif, Malidge Kahlib Nuri Efendi, Pertu Efendi, Azim, Schanisad, Omersad Suleiman und Esadsade, die meisten mit wichtigen Aufträgen und Sendungen beehrt, und in die großen Ereignisse ihre Zeit verflochten, den Verrichtungen als Geschichtschreiber ihres Vaterlandes sich unterzogen. Wassif ist unter ihnen der berühmteste und fruchtbarste. Er ist Verfasser der Jahrbücher des Reiches, während den Jahren 1783, 1784, 1785 und 1786, der Geschichte des Sultans Selim, und des Abrisses der ottomannischen Geschichte von 1754 bis 1772.

Der Zeremonien-Meister Edib hat eine andere Geschichte des Sultan Selim geschrieben. Von Emweri hat man eine Geschichte des Reiches, von 1769 bis 1783, und des Krieges zwischen der Pforte und Rußland; von Nuri Efendi dagegen eine solche des Reiches zur Zeit der Einführung des Nizam Dgedid (der neuen Miliz) und der Janitscharen-Empörung, von 1794 bis 1799.

Said Efendi Kiaja, Oberrichter von Rumelien, hat eine gute Geschichte der beiden letzten Thron-Umwälzungen geschrieben, und Wahid Pascha die der letzten Eroberung der Insel Schio. Von dem Arzt Bedscher Efendi hat man eine Uebersetzung des Feldzuges der Franzosen in Aegypten, nach dem Arabischen von Abderrahman, und eine Fortsetzung der Lebens-Beschreibungen der Reis-Efendis (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), von Faik, wie eine solche der Muftis, von Mustakimsad.

Die vorgenannten Geschichtschreiber haben ihr Leben nicht immer in Dunkelheit des Kabinets zugebracht. Wassif unter andern hat, als Kriegsgefangener in Rußland, als Gesandter in Spanien, bald hoch begünstigt, bald mit Ungnade geschlagen, durch Selbsterfahrung die launische Bewegung der Höfe, des Glückes Unsicherheit und die Zufälligkeiten des Krieges kennen gelernt. Darum auch kann man ihn als den König der neuern ottomannischen Geschichtschreiber betrachten.

Seine Darstellung ist lebendig, und wird nicht selten durch den Verfasser persönlich betreffende Anekdoten noch anziehender gemacht. In solche Kate-

gorie gehört seine Schilderung von der Flucht der Türken, nachdem Kameski bei Kosliga sie geschlagen. Er übersieht nicht nur keinen einzelnen Umstand der diplomatischen Geschichte, er tritt auch ein in viele geheime Beweggründe, die nicht selten bisher unerklärbar scheinende politische Räthsel enthüllen. Ihm zufolge hat die ottomannische Regierung nur deshalb ihre Buchdruckerei wieder eingerichtet, und die dem Renegaten Ibrahim gehörigen Lettern, ꝛc. gekauft, damit sie nicht in die Hände der Ungläubigen geriethen, und von den Pressen in Paris nicht türkische Werke bekannt gemacht würden, wie es bereits durch die Pressen des Vatikan geschehen war.

Zu Ende des achtzehnten und mit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben sich vier Reis-Efendis unter den muselmännischen Schriftstellern ausgezeichnet. Negib, Uebersetzer der Abhandlung arabischer Politik von dem großen Scheik Suhrwerdi, eine Abhandlung die Saladin (Saleh ed din) beständig zu Rathe zog, und die Sultan Selim unaufhörlich zur Hand hatte; Raschid, der nebst Wassif die Wiederherstellung der Buchdruckerei in Konstantinopel bewerkstelligte, und der, als er aus des kaiserlichen Inter-Nuntius, Freiherrn von Herbert Munde, die Nachricht vom Tode der Kaiserin Maria Theresia erfuhr, rief: „Der Friedens-Pfeiler ist gebrochen;“ Mahmud, der mit dem Beistand der Brüder Argyropulo zu Konstantinopel die neuen Verordnungen erscheinen lies, und der als ein Opfer der Umwälzung von 1807 fiel; endlich Ratib Abubekr Efendi, merkwürdiger noch als die vorgenannten, Verfasser mehrerer Dichtungen, unter dem an-

genommenen Namen Behmen, wonach er später den Namen Ratib (Mann der Ordnung und Erörterung) sich beilegte. Man hat von ihm die bereits oben erwähnte Statistik von Oesterreich. Mehrmals verbannt, jetzt zu den höchsten Aemtern erhoben, dann wieder abgesetzt und vom härtesten Despotismus bedrückt, entnahm er seiner abwechselnden Lage mehr als eine gute Lehre. Er wurde 1799 enthauptet, in demselben Augenblicke, wo er zum Großwessier ernannt werden sollte.

Führen wir noch Jelebi Efendi an, einen der ersten Beförderer der von Selim III befohlenen Neuerungen. Er ist Verfasser einer Abhandlung über den Nizam Dgedid, den Wilkinson ins Englische übersetzt. Zu den Genannten müßte man noch die Namen einiger Theologen, Philologen, Rechtsgelehrten und Grammatiker fügen, um die Liste der türkischen Schriftsteller wo nicht vollständig, doch so wenig mangelhaft als möglich zu machen.

Selim III begnügte sich nicht damit, die Literatur zu unterstützen, die Presse wieder zu erheben und mehrere gute Werke übersetzen zu lassen, wie das Wörterbuch von Burhan und den Kamus, oder eine Ingenieur-Schule zu stiften, er beschäftigte sich auch selbst mit Poesie und schrieb mehrere sehr hübsche Gazelen, vorzüglich eine Elegie, die von der Einsamkeit des Gefängnisses und von seinem verzweiflungsvollen Zustande ihm eingegeben wurde. Führen wir eine dieser an seinen Liebling Husleinga gerichteten Gazelen an:

„Tag und Nacht weinen meine Augen die Schmerzen, welche Du empfindest. Alle die wissen, wie sehr

ich leide, können nicht umhin, mit mir zu seufzen. Die Rosen im Gebüsch selbst, wenn sie das Zeichen der Trauer erblicken auf meiner Brust, werden gerührt und vergießen Thau-Thränen. Der Arzt ist gekommen; er hat meinen Schmerz gesehen, und ihn mit empfindend hat er gerufen: O Dulder, es gibt kein anderes Linderungs-Mittel für Deine Pein, als zu weinen. Wie auch sollte man bei meinem Kummer nicht Mitleid empfinden? Die Wolken selbst lassen zum Zeichen ihrer Theilnahme den Regen ihrer Thränen fallen." ...

In neuern Zeiten scheint das eigentliche ottomannische Genie viel von seiner Fülle und Kraft verloren zu haben. Die gegenwärtigen Poeten glauben wer weiß wie viel gethan zu haben, wenn sie einige Chronogramme geschrieben, d. h. einige Verse oder Sinnsprüche zusammengestoppelt haben, die wohl oder übel ein Paar geschichtliche Umstände umfassen, und durch gewisse alphabetische oder Zahlen-Zeichen das Datum der angegebenen Thatsache andeuten.

In der türkischen, arabischen und persischen Sprache bezeichnet dasselbe Wort Terikki (ταριχευειν) zugleich Geschichte und Chronogram, weshalb die meisten Geschichtschreiber es für nothwendig erachten, dieser poetischen Tortur sich zu unterziehen. Der jetzige Direktor der Buchdruckerei, der ebenfalls Geschichtschreiber des Reiches ist, hat den Ruf eines großen Chronogrammatisten. Er hat auch über des Sultans Reise nach Adrianopel ein Gedicht geschrieben, betitelt: „Wegweiser der Güte," das einen ungeheuern Kassidet von 73 Stanzen enthält. Mah-

muds Jacht, schwülstig genug der „herumirrende Berg“ genannt, war auf eine Sandbank gerathen, wurde jedoch bald wieder flott gemacht. Der Dichter-Geschichtschreiber entwirft nachstehende Schilderung von diesem Ereignisse:

„Dünkelhafte, glaubet nicht, das Schiff des Padischah, Gegenstand des Neides für das Meer wie für die Erde, dieser edle Wettrenner der Gewässer, habe Schiffbruch gelitten. Nein. Er hat seine Mähne zu den Füßen des Sultans gesenkt, und sich am Sande gerieben, der des Meeres Staub ist.“

Vorstehende überspannten Verse enthalten gewissermaßen das sinnreichste in der neuern Dichtkunst, deren Helden in chronogrammatischen Versen gegenseitig sich zu übertreffen bemühen. An ihrer Spitze befindet sich Mir Alemsad (Sohn des Trägers der heiligen Fahne) und Ketschedsad (Sohn des Decken-Verfertigers).

Dieser letzte vorzüglich, ein sehr fruchtbarer doch äusserst unbedeutender Dichter, hat 10,000 geschichtliche Verse geschrieben, die sich auszeichnen durch ihre Zahlen-Genauigkeit wie durch die Trockenheit ihrer Gedanken, die jedenfalls einen von seinen Landsleuten sehr geschätzten Diwan bilden. Wenn die Ottomannen ihn den Pfeiler ihrer neuern Dichtkunst nennen, kann man, ohne seinem Ruhm zu nahe zu treten, mit jenen mit Anzeigen bedeckten Pfeilern ihn vergleichen, die nichts als trockene Ankündigungen darbieten. Wahr ist es freilich, daß künftige Geschichtschreiber seinen Werken die genauesten Zahlen-Angaben, die umständlichsten Einzelnheiten entnehmen werden.

Seit langem hat das Morgenland dies Doppel-Fantom von Poesie und Geschichte angenommen, das beide tödtet, indem es ihre Form annimmt. Das Muster eines so sonderbaren Verfahrens ist die „poetische Geschichte Persiens," von Wassaf, bei dem Einbildungskraft dergestalt vorherrschend ist, daß Geschichte und Wirklichkeit gänzlich verschwinden. Er schifft den Leser mit sich auf einem Fahrzeuge ein, und eilt mit vollen Segeln auf das Zaubermeer orientalischer Dichtungen hinaus, ohne irgend ein Gestade zu berühren.

Die Trockenheit des neuern Dichters Ketschedsad bietet nichts als chronologische Zahlen, umschlungen von unbedeutenden Worten, dar. Er hat sein Werk den „Schatz der Denkmäler" betitelt, und wirklich ist es eine Sammlung sehr beachtungswerther geschichtlicher Erinnerungen.

Man bemerkt in diesem Werke, als Anzeichen der Umgestaltung, welche das Osmanreich erlitten, die gänzliche Beiseitlassung des „Bismillah", oder der Anrufung des Namens Gottes, womit früher alle Werke und Dichtungen begonnen wurden, nächstdem auch eine große Duldsamkeit gegen die Schiiten oder Ketzer in Persien, wovon man bei den ältern ottomannischen Dichtern vergebens ein Beispiel zu erspähen sich bemühen würde.

Lobpreisungen des Propheten, der Heiligen, des Sultans Mahmud, seiner Freunde, Günstlinge und Minister, wie seiner Pferde und Kioske; mystische Gazelen ohne allen poetischen Schwung; Glossen über alte Schriftsteller: solches sind die Materialien des gewaltigen Diwans von Ketschedsad, eines

eben so fruchtbaren als unbedeutenden Verfassers, der, allen Dichtern einer hinfälligen Zeit ähnlich, Schwülstigkeit des Styls mit Plattheit der Gedanken verbindet.

Der „Spiegel der Siege (Ainai Sad),“ von Mohamed Mir Alemsad erhebt sich ein wenig über des Vorgenannten Werke. Es ist ein langes Lobgedicht zu Ehren Mahmuds, begleitet von einem solchen über den Verfasser, von 12 zeitgenössischen Poeten. Der Spiegel umfaßt 12 Punkte, die mit den 12 Verrichtungen des Herkules in Uebereinstimmung stehen.

Nichts ist auffallender diesen Erzeugnissen des herabgewürdigten morgenländischen Genies ähnlich, als die halbgeschichtlichen Dichtungen des Mittelalters, betitelt: der Baumgarten der Ehre, der Freudenwald, ꝛc. Es ist derselbe sinnbildliche Geist, dieselbe übertriebene Lobhudelei und dieselbe Kälte der Erfindung.

Er vergleicht den Sultan Mahmud mit Alexander dem Großen, den er den Gerechten nennt; mit Adli, weil solches der von dem Monarchen gewählte Vorname ist; mit Murad IV, unter dem Bagdad erobert wurde; mit dem Sultan Abdul Hamed, der den Aufstand der Lewenden unterdrückte, wie Mahmud den der Janitscharen; mit Harun al Reschid, dem Beschützer der Wissenschaften; mit Bahram Gur, dem Sassaniden und berühmten Bogenschützen, der jedoch, wie sich von selbst versteht, weniger geschickt war, als der jetzt regierende Kaiser, ꝛc. ꝛc.

Doch wozu noch umständlicher die 1300 Verse gereimter Prosa erörtern, die durch eine an die Rezensenten gerichtete Aufforderung, durch eine Lobes-

erhebung des Dichters und durch drei Schlußreden beendet werden.... Vergebens würde man einen Funken Poesie in einer so matten, kalten und farblosen Zusammenstoppelung suchen.

Was soll man von Isset Efendi (dem Herrn der Ehre) und von Rifat Beg (dem hohen Fürsten) sagen? Beide reimen in Jahrzahlversen die Thaten Mahmuds, wenn dieser Monarch geschickt genug den Pfeil abgeschossen, um das Ziel nicht zu verfehlen... Der Herr der Ehre und der hohe Fürst sind äusserst abgeschmackte Dichter.

Die Sultanin Heibetulla, Mahmuds Schwester, hat ein Lied gedichtet, das jetzt von jedermann gesungen wird, und das wir, der Merkwürdigkeit der Sache wegen, mittheilen wollen. Vor ihr hatten bereits drei ottomannische Frauen sich mit Dichtkunst beschäftigt, nämlich Mihri-Seineb, Ridki und Ani. Nachstehende ebengedachte Elegie, die tiefgefühlten Schmerz athmet, ist in Scharki, oder sarrazenischer Mundart, geschrieben. Sie ist sehr bekannt, und wahrlich es ist ein nicht wenig merkwürdiges Phänomen, daß eine in Konstantinopel von einer Sultanin geschriebene schwermuthsvolle Ballade so viel Erfolg gewonnen.

„Traurig, nachlässig habe ich des Lebens Gift getrunken. Die Seele, welche mein Körper trägt, ist für ihn bittere Mühe. Des Lebens Beschwerden durchglühen mich, und die Seele, welche mein Körper trägt, ist für ihn bittere Mühe.

„Die Welt, worin die Menschen leben, ist ein düsterer Wald, wo der Wahrheit Sonne niemals scheint. Ich habe sie gesucht, um ihr zuzulächeln;

aber ich habe sie nie gefunden. Entsetzliche Qual. Die Seele, welche mein Körper trägt, ist für ihn bittere Mühe.

„Die Welt hat keinen Sinn für mich; vergebens laden meine Freunde mich ein, zu leben. Mein Flehen, um einige Tropfen Glückseligkeit, verhallt ungehört. Die Seele, welche mein Körper trägt, ist für ihn bittere Mühe.

„Wo ist sie, die lautere Wahrheit? Wo ist ungemischte Aufrichtigkeit? In welcher fremden Erde befindet sich der köstliche Kelch, der diesen Nektar enthält? Ich kann es nicht wissen, und die Seele, welche mein Körper trägt, ist für ihn bittere Mühe."

Die Zahl der Schriftsteller in Konstantinopel ist ziemlich bedeutend. An Schulen fehlt es im ottomannischen Reiche nicht; doch ist nichts seltener als ein ausgezeichnetes literarisches Produkt.

Die beiden Vorsteher der Genie-Schule, Ischak Koga und Seied Seid Mohamed Esad, sind die Leuchten der heutigen morgenländischen Literatur. Der eine hat sich vorzüglich mit Mathematik beschäftigt, und der andere, der früher Richter in Skutari, sodann Kriegsrichter, endlich Richter in Mekka und Konstantinopel gewesen, ist seit drei Jahren mit Herausgabe des „Registers der Begebenheiten," der geschichtlichen Zeitschrift des Reiches, beauftragt. Vielleicht wird es unsern Lesern nicht unangenehm sein, zu wissen, wie man in dem neuern Konstantinopel in Prosa schreibt, weshalb wir Ihnen nachstehend ein Pröbchen von dem Styl Esads mittheilen wollen.

„Sprühend, wie die Sterne, glänzen Verdienst

und Würde fleißiger und gelehrter Männer, Ruhm der Menschheit, geschmückt mit der Zierde der Gelehrsamkeit und geglättet durch den Bimstein guter Handlungen. So sprechen der Koran und die besten Uebertragungen. Deshalb auch haben Wohlwollen und Edelmuth der erhabenen Sultane und Padischahs immer sich verbreitet über solche ausgezeichnete Männer; unter andern muß man unter solcher Beziehung Seine jetzt regierende, weltbeherrschende Majestät rühmen... (Hier folgen 40 Zeilen morgenländische Lobes-Erhebungen über die Eigenschaften und die Größe des Sultan's.)

„Nie ist mehr souveräner Edelmuth oder unendlichere Gunst fortwährend an Theologen, Philologen, Scheiken und unterrichtete Männer vertheilt worden; nie, auf keiner monumentalen Seite, sind Beweise größerer Werthschätzung und höherer Achtung durch einen Monarchen gegeben, oder in irgend einer Geschichte gelesen worden, als die, welche der hochherzige Sultan nach dem Tode Jasindschisada Mowlawa Es Seid Abdulwenhal Efendis abgelegt, des bewunderungswürdigen und erhabenen Hauptes des Islamismus, des zweiten Seadin (12 Zeilen Betitelungen und Lobsprüche), der in der Nacht Kadr (den 27.) des Monats Ramadan seine Wohnung genommen in dem Hause des Leichentuches. Seine Majestät (mehrere Zeilen Ehren-Namen) hat geruhet, dem Mittags-Gebete für die Todten beizuwohnen in der Moschee des Vaters der Eroberung (Mohamet II), und sich die Mühe nehmend am frühen Morgen Ihren Palast der Lampen am Bosphor zu verlassen, hat Sie sich der Stadt zugewen-

det. Indem Sie diese fromme Pflicht in Mitte einer Versammlung Muselmänner erfüllt, hat Seine gnädigste Majestät Ihre hohe Achtung für die Männer der Wissenschaft bezeugt, ein Beispiel, welches die Zunge der Geschichtschreiber bisher noch nie der Welt verkündet, und das sich in keiner Lebens-Beschreibung darbietet. Seine Majestät war dazu also durch einen innern Antrieb verleitet, und nicht durch die Autorität der Erinnerung. Deshalb auch wiederholten alle Beiwohnenden, die ungeheure Menge Muselmänner, Richter, Professoren (neue Ehren-Titel), die herbeigeeilt waren, um Zeugen dieses großen Beweises von Ehrfurcht und Aufmerksamkeit zu sein, im Grunde ihrer Herzen das unumgängliche Gebet für das lange Leben Seiner Majestät und Ihre Erhaltung auf dem Throne Gottes.

„O Gott, wir bitten Dich, auf immer, und auf immer in dem Palast der Gesundheit zu erhalten, den geheiligten Körper Sr. gnädigsten Majestät, welche die Seele der Welt kennt, mit der Scharfsicht der Engel begabt ist, ꝛc. ꝛc. Amen, durch die Gnade der magischen Worte Taz und Yiz (zwei geheimnißvolle Worte des Koran)."

Man sieht wie abgeschmackt diese wortreiche Beredsamkeit ist. Um zu sagen, daß der Sultan den Gebeten beigewohnt nach dem Tode eines Mufti's, bedeckt der Verfasser vier Seiten mit schalem Geschwätz. Es war das übrigens ein Ereigniß von einer gewissen Wichtigkeit, das sich auf den von Mahmud zur wissenschaftlichen Gesittung seines Landes entworfenen Plan bezog.

Aber ist diese Gesittung der gesellschaftlichen Ein-

richtung und dem ganzen Leben des ottomannischen Volkes nicht gradezu entgegengesetzt? Man möchte es glauben, wenn man bemerkt, wie die alte Thatkraft des muselmännischen Genies sich fortwährend schwächt und in demselben Maße entartet, als der Sultan mehr und mehr den europäischen Sitten sich zuneigt, und die von ihm beschützte Presse neue Thätigkeits-Beweise ablegt.

Der Styl, statt sich zu läutern, verschlechtert sich. Gallizismen, sogar russische Sprach-Gebräuche, schleichen sich häufiger in die Sprache ein. Die offizielle Zeitung ist voll davon. Die Kommando-Worte, deren man sich bei den militärischen Uebungen bedient, sind französisch und nicht arabisch, obgleich diese letzte Sprache reich genug ist, und (falls man des Türkischen sich nicht hätte bedienen wollen) mit Leichtigkeit die zu den Manövern und Bewegungen der Truppen erforderlichen Worte hätte darbieten können. Die Worte selbst, welche Europa dem Morgenlande entlehnt, um sie zu entstellen, werden von der Türkei jetzt wieder unter ihrer neuen und verstümmelten Gestalt zurückgenommen. *)

So haben wir aus dem arabischen Worte Mackschen das Wort „Magazin“ gemacht, und statt ihr eigenes Wort anzunehmen, sagen die Türken jetzt Magazina. Der Taarif der Araber hat sich bei uns in Tarif verwandelt, und zu Konstantinopel bedient man sich jetzt des Wortes Tarifa.

*) Es ist dasselbe leider auch im Deutschen, wo man z. B. allgemein das verdorbene Wort Bivouac annimmt, statt dem deutschen Worte Beiwacht, von dem jenes herrührt, oder Hugenotten statt Eidsgenossen, Wasistas statt Was ist das ꝛc.

Sprachänderungen deuten immer Umgestaltungen der Geister an, bevor die Umwälzungen der Reiche vollbracht sind. Europa hatte bereits Konstantinopel überschwemmt, bevor Sultan Mahmud den Entschluß gefaßt, diesen Umstand anzuerkennen, und in die Gesetze ihn überzutragen. Unsers Erachtens wird er sich nur in die Sitten verschmelzen, um die gänzliche Vernichtung des schon so hart mitgenommenen Halbmond-Reiches zu vollenden.

Die türkischen Schreiber oder Kalligraphen, die während den letzten Jahrhunderten eine nicht unverdiente Berühmtheit erlangt, verlieren immer mehr ihre ererbte Geschicklichkeit. Es trägt sich jetzt mit dem mahometanischen Reiche zu, was sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Europa ereignet: die Kunst der Abschreiber erliegt unter dem Einflusse der Presse. Der Sultan selbst ist, gleich seinem Vorgänger, eitel auf seine schöne Handschrift. Dagegen findet man jetzt in Konstantinopel schwerlich gute Kopisten, die im Stande wären, eine arabische Handschrift mit Genauigkeit und ohne Fehler abzuschreiben.

Die Schatzkammer-Schreiber haben dergestalt die Gewohnheit der alten Schrift verloren, daß es ihnen unmöglich ist, die statistischen und finanziellen Tabellen zu entziffern, die sich in der persischen Geschichte von Wassaf befinden. Man bedient sich in den Staatsangelegenheiten, ausgenommen bei den Arbeiten der Rechnungs-Kammer, einer viel leserlicheren und einfacheren Schrift, als ehemals; zugleich hat man aber auch die Gewohnheit jener Verzierungen und malerischen Buchstaben verloren, die während dem letzten

Jahrhundert aus jedem Diplom und aus jedem offiziellen Schreiben einen Kunstgegenstand machten.

Was soll man sagen von der ägyptischen Presse in Kahira, Tochter der Buchdruckerei in Konstantinopel, wo die Schrift, deren sie sich bedient, gekauft worden? Sie scheint nur gestiftet, um die militärischen Verordnungen des neuen Monarchen bekannt zu machen. Man kann keine geistige Entwickelung irgend einer Art erwarten von einem Lande, das durch Zerstörung der Gesittung zuzuschreiten glaubt, und dessen Neubildung selbst der gefräßige Wurm ist, der seine eigenen Kinder verschlingt.

Die Ulemas, welche die eigentliche wissenschaftliche und literarische Hierarchie bilden, bestehen noch immerfort, und bilden das alleinige ottomannische Wahrzeichen der intellektuellen Kraft. Ihr Grundsatz ist Beständigkeit, nicht Bewegung, Glauben, nicht Erörterung, Anhänglichkeit an Vergangenheit, nicht Fortschritt gegen die Zukunft.

Keine dieser Gesinnungen ist vernichtet. Sie bestehen noch alle im Grunde des muselmännischen Geistes, und die neuen Umgestaltungen, das Streben zur Nachahmung Europas hat kein anderes Ergebniß, als das, die alten Volks-Eigenschaften zu zerstören, ohne ein neues Dasein in diesen von Jahren geschwächten Körper überzutragen.

Eine Literatur ist nur groß, wenn sie volksthümlich ist. Vernichtet man eine Nationalität, um eine Literatur neu zu bilden, so verfällt man in abgeschmackten Widerspruch, in eine in die Augen springende Unmöglichkeit.

Neben der von dem Sultan eingeführten erkün-

stelten Erneuerung gewahrt man alle Zeichen der Hinfälligkeit. Es werden Zeitungen gedruckt. Aber der Gedanke stirbt. Man befördert das Studium der Geschichte. Aber die geschichtliche Nachforschung, Tochter der Erörterung und des geistigen Fassungs-Vermögens, ist nirgends vorhanden. Man liest Distichen in der offiziellen Zeitung. Aber die Poesie faselt, und beschäftigt sich Zahlen und Jahresangaben zu reimen. Man schlägt die alten Verfasser nach, nicht um sich zu neuen Ideen zu erheben und um die Sphäre des Gedankens zu erweitern, sondern um sie mit Noten, Worterklärungen, Anhängseln, Kommentaren, unnöthigen Umschreibungen zu überladen, die sich gleich Rankpflanzen dem Baume der Wissenschaft anschmiegen, um seine besten Säfte zu verschlingen und seine Früchte zu verderben. Es gibt viele Schulen. Aber die Mundart verwildert immer mehr.

Die ottomannische Literatur entfremdet sich fortwährend ihrem ursprünglichen Typus. Sie verläßt Asien, um sich Europa zu nähern, doch statt durch solche Näherung sich zu bereichern, wird sie dadurch entartet. Sie verliert ihre individuellen Eigenschaften, ohne die der unsrigen sich anzueignen, und ohne auf ihre Verstöße zu verzichten.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Folgen der Habsucht und des Hasses.

Moulins, Handelsmann in der Gemeinde Arfeuilles, im Allier-Departement, war seit einiger Zeit in seinen Angelegenheiten zurückgekommen. Unter solchen Umständen bemühete er sich, seine neunzehnjährige Tochter an jemand zu verheirathen, der einige tausend Franken in seinen Handel stecken könne. Ein gewisser Mosnier schien ihm zu solchem Zwecke entsprechend, und der Vertrag zwischen dem Vater und dem Freier wurde geschlossen, ohne das Mädchen dabei zu Rathe zu ziehen.

Von der Sache endlich benachrichtigt, erklärte dieses, daß es den ihr bestimmten Mann um so weniger zu nehmen geneigt sei, weil es einen andern, Namens Goutaudier, liebe, und für Mosnier nichts als Haß und Abscheu empfinde. Ihre Versicherungen waren so bestimmt, daß sich für diesen letzten eine traurige Entwickelung leicht voraussehen lies. Demungeachtet nahm er eben so wenig Anstand, als des Mädchens Vater, die Verbindung wirklich abzuschließen.

Johanna Moulins, ihrem Entschlusse getreu, verweigerte hartnäckig ihrem Manne jede Liebkosung, und stieß ihn mit Verachtung von sich, sobald er sich ihr nähern wollte. Dieser, dem ihre Neigung gegen Goutaudier kein Geheimniß war, der sie aber ebenfalls liebte, hoffte durch ein freundschaftliches Beneh-

men sie dennoch für sich zu gewinnen, und ertrug ihre Launen mit Geduld.

So verstrichen einige Monate. Sie veranlaßten nicht nur keine wesentliche Veränderung in den Gesinnungen der jungen Frau gegen ihren Gatten, ihr Haß schien sich im Gegentheil von Tag zu Tag zu vermehren. Sie bedrohte ihn mehrmals, auf die eine oder die andere Weise seiner sich zu entledigen, und lies es nicht bei leeren Drohungen bewenden. Sie brachte ihm Gift bei, was jedoch den Unglücklichen nicht tödtete, sondern ihm blos heftige Schmerzen verursachte. Ein anderes Mal bot sie einem Individuum aus ihrer Gemeinde 100 Fr. (46 fl. 40 kr.), damit er ihrem Mann Aerme und Beine zerschlage, und er nach acht Tagen verrecke. Von alle dem unterrichtet, mußte Mosnier wohl für sein Leben besorgt sein.

Der vertraute Umgang seiner Frau mit Goutaudier hatte während dem ununterbrochen fortgedauert, und war von der ehrlosen Familie der ersten aus Kräften befördert worden. Ein Kind wurde geboren in diesem ehebrecherischen Verkehr. Mosnier, der nur dem Namen nach der Gatte von Johanna Moulins gewesen, wollte das Kind nicht als das seinige anerkennen. Es gelang indessen, eine Aussöhnung zwischen den Eheleuten zu Stande zu bringen. Der übeln Aufführung der Frau, und des von ihr öffentlich gegebenen Skandals wegen, war sie jedoch nicht von langer Dauer.

Fünf Jahre verstrichen in solcher gegenseitigen Qual. Johannas Haß und Abscheu gegen ihren Mann waren aufs höchste gestiegen. Von ausgezeich-

neter körperlicher Schönheit, jung feurig, enthusiastisch, mit einer gewissen Halberziehung, welche sie über die gewöhnlichen Bauernfrauen erhob, ohne ihr genug Einsicht zu geben, um die Folgen ihres Begehens vorausberechnen zu können, übte sie einen unbedingten Einfluß aus über ihren Liebhaber Johann Goutaudier, der von Natur äusserst heftig war, und der alle ihre Gesinnungen theilte. Beide betrachteten den armen Mosnier, der sie ganz ruhig lies, und der seinen Kummer wie seine Thränen vor ihnen verbarg, als einen Feind, dessen man um jeden Preis wie durch alle Mittel sich entledigen müsse.

Um dieselbe Zeit, wo ihre Wuth gegen den Unglücklichen bis zum äussersten Paroxismus gediehen war, machte Goutaudier die Bekanntschaft eines verabschiedeten Soldaten, Jakob Jonard, Mensch von sehr beschränkten Geisteskräften, geschwächt durch Ausschweifungen jeder Art, lebendige Maschine, wie sein Advokat ihn bezeichnet, der, ohne zu überlegen was er that, den beiden gegen Mosnier Verschwornen ein willkommenes Werkzeug zur Ausführung ihrer Entwürfe schien.

Jonard lies sich bei einem Glase Wein leicht verführen zu einer Mitschuld, die er später schwer abbüßen sollte. Goutaudier kam mit ihm überein, er solle Mosnier einladen zu einem Feste, welches am 1. Sept. 1834 in einem benachbarten Dorfe stattfinden werde; dort solle er ihn zum Zechen nöthigen, und nicht eher nachlassen, bis er vollkommen betrunken sei; auf dem Rückwege nach Arfeuilles wolle Goutaudier sodann das ihm nothwendig scheinende über sich nehmen.

Jonard vollstreckte pünktlich den ihm gewordenen Auftrag. Er riß den schwachen Mosnier während 36 Stunden mit sich fort von Trinkgelag zu Trinkgelag, lies ihn tanzen, und berauschte ihn dergestalt, daß jener alle Besinnung verlor. Endlich am Abend des zweiten Tages faßte er ihn am Arm, um ihn nach seiner Wohnung zurückzubringen, die er, der getroffenen Verabredung gemäß, nicht mehr lebendig erreichen sollte.

Sie waren schon ziemlich lange in der Dunkelheit fortgeschritten, als Jonard jemand rasch hinter sich kommen hörte. Sein Henkerknechts-Auftrag war zu Ende; der des eigentlichen Henkers sollte beginnen.

Er sagte zu Mosnier, dessen Kopf sehr schwer war: man wolle ein wenig ruhen. Nachdem er ihn an einer Eiche hatte Platz nehmen lassen, entfernte er sich. Der Unglückliche verfiel bald in tiefen Schlaf, um nicht mehr zu erwachen. Sein Mörder hielt ihm ein Pistol ans Ohr, und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf. Sein Leichnam wurde einige Schritt bei Seite geschleift und im Felde gelassen, weil das Bellen eines Hundes die Näherung mehrerer Personen zu verkünden schien.

Kaum hatte man am nächsten Morgen das begangene Verbrechen entdeckt, als die ganze Bevölkerung von Arfeuilles einstimmig Goutaudier und Johanna Moulins, verehelichte Mosnier, als Urheber desselben beschuldigte. Beide, nebst Jonard, in dessen Gesellschaft man den Ermordeten während den beiden letzten Tagen gesehen, wurden verhaftet. Jonard, auf dringendes Einreden seines alten ehr-

würdigen Vaters, gestand unmittelbar den ganzen Hergang der Sache, deren Wahrheit überdem durch mehrere Zeugen bekräftigt wurde.

Die drei Angeklagten erschienen vor den Assisen zu Moulins. Johann Goutaudier war 26 Jahr alt, und hatte das Ansehen eines rohen, unbeholfenen Bauerburschen. Es war weder Ausdruck, noch irgend eine Anregung in seinem Gesichte zu bemerken. Er schien wenig oder keinen Antheil zu nehmen an den ihn so nahe betreffenden Verhandlungen.

Johanna Moulins dagegen hatte ein feines, verschlagenes Wesen. Ihr Gesicht war regelmäßig schön. Sie zeigte sich mit verweinten Augen und schien sehr niedergeschlagen. Bei alledem lies sich etwas erkünstelteb in ihrem Benehmen leicht bemerken. Sie war 25 Jahr alt.

Jonards Aeusseres verkündet, wo nicht einen vollständigen Dummkopf, doch einen äusserst beschränkten und herabgewürdigten Menschen. Er verhielt sich durchaus untheilnehmend. Seine Augen waren unverrückt gegen den Boden geheftet. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er wie ein Automat, den man mit menschlicher Stimme begabt.

Er wiederholte vor Gericht alle seine früheren Aussagen Punkt für Punkt. Sie waren zermalmend für seine beiden Mitschnldigen. Diese läugneten hartnäckig und mit einer Unverschämtheit, die mehr als einmal unter den Anwesenden heftiges Murren erregte, alle und jede Theilnahme, alles und jedes Mitwissen an dem verübten Morde, wie jede Anreizung zu demselben. Sie häuften die ganze Schuld auf Jonard, der, ihrer Behauptung zufolge, als

alleiniger Urheber und Vollstrecker der begangenen Uebelthat zu betrachten sei.

Die vernommenen Zeugen gaben der Sache indessen bald eine andere Wendung, und verbreiteten darüber ein so helles, überzeugendes Licht, daß den Geschwornen kein Zweifel bleiben konnte. Sie erklärten alle drei Angeklagten schuldig, mit dem Zusatze, daß auf die Wittwe Mosnier und auf Jonard mildernde Umstände anwendbar gemacht werden könnten. Demzufolge wurde Goutaudier zum Tode und die beiden andern zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Der erste war, bei Ablesung dieses Urtheils, ausser sich. Er wollte sich erheben und sprechen. Aber er stürzte wieder zurück auf die Bank, und vermochte nicht den Mund zu öffnen. Seine Mitschuldige fiel in Ohnmacht. Jonard allein blieb gefaßt, obgleich er ausserordentlich bleich geworden.

Als man die Verurtheilten abführen wollte, riß sich Gouteaudier von seinen Wächtern los, und stürzte sich der Wittwe Mosnier in die Aerme. Diese drückte ihn fest an sich, und beide zerschmolzen in Thränen. Der erste hat seitdem das Blutgerüst bestigen; die beiden andern sind zu ihrer lebenslänglichen Zwangsarbeit abgeführt worden.

Das unschuldige Mädchen und der Hagestolz.

Ein gewisser Gramine, wohlhabender Eigenthümer und Rentner zu Paris, sogenannter Hagestolzer oder vieux garçon, eine jener gesellschaftlichen Plagen, die sich mit grauem Kopfe und jämmerlichen Spindelbeinen noch für äusserst liebenswürdig halten,

die jedes junge Frauenzimmer, Atlashut oder Küchenschürze, mit ihren zudringlichen Schmeicheleien behelligen, obgleich sie nichts als Verachtung und Abscheu erregen; eine jener widerlichen, ausgemergelten, von äffischen Runzeln verunstalteten Fratzen, die unausbleiblich überall sich produzieren, wo Gedräng junge Frauen und Mädchen den schimpflichen Anrührungen unmächtig üppiger Paviane preiszugeben verspricht, wo dergleichen feige Elende, auf die Besorgniß ihrer Opfer vor Skandal-Erregung und Verläumdung sich beruhend, mit gierigen Krallen im Verborgenen wühlen, bis das eine oder das andere Mal eine derbe Ohrfeige, welche sie grinsend verschmerzen, sie zu größerer Zurückhaltung nöthigt; eine solche gesellschaftliche Schmeisfliege, vorgenannter Gramine, hatte ein schönes 16jähriges Mädchen bethört, unter dem Vorwande, es an Kindesstatt anzunehmen, und für seine fernere Zukunft Sorge zu tragen.

Solches war jedoch seine wirkliche Absicht nicht, und die junge Denneveu, die übrigens nicht so unerfahren war, als sie gern scheinen mochte, hatte gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem abgelebten Adonis bemerkt, um was es ihm eigentlich zu thun sei. Sie benahm sich gegen ihn, theils mit eigener natürlicher Schlauheit, theils den von ihrer „würdigen" Mutter erhaltenen Anweisungen gemäß, so anlockend und zurückhaltend zu gleicher Zeit, daß der alte Narr versprach, ihr ein Landgut von dem Werthe von 300,000 Fr. (140,000 fl.) zu kaufen, und ihrer Mutter ein Geschenk von 50,000 Fr. (23,333 fl. 20 kr.) in klingendem Gelde zu machen.

Da er sich jedoch nicht beeilte, sein Versprechen in Ausführung zu bringen, hielt es die junge Person am gerathensten, sich eine Brieftasche zuzueignen, worin sich für 31,500 Fr. (14,700 fl.) Bankbillete befanden, und damit auf und davon zu gehen.

Man versicherte sich der jungen Diebin bald wieder, die in einem oder zwei Tagen bereits einige tausend Franken verschleudert hatte. Sie wurde bei der Wittwe Thiébaut, Vermietherin möblirter Zimmer, in der Straße Pierre-Lescot, ertappt. Diese letzte erschien mit ihr als Mitschuldige und Hehlerin vor der sechsten Kammer des Zuchtpolizei-Gerichts in Paris. Die junge Denneveu war auf eine übertriebene Weise geputzt. Ein langer schwarzer Schleier verhüllte zum Theil ihr Gesicht, das wirklich ausgezeichnet schön war. Der Kläger Gramine, als erster Zeuge, äusserte sich folgendermaßen:

Diese Demoiselle war bei mir. Ich betrachtete sie als meine Tochter, meine Erbin, mein Kind, ja sogar als meine Frau. Ihre Mutter selbst hatte ihr den Blumenstraus und die Krone gekauft, und uns mit einander vermählt.

Präsident. Wie, Sie waren also mit ihr verheirathet?

Gramine. Nicht geradezu nach dem Gesetz, wenn Sie wollen. Aber sie war nichts destoweniger wie meine Frau. Sie war meine Erbin. Sie hatte mein ganzes Vertrauen und alle meine Schlüssel. Ich hielt mich thatsächlich mit ihr verheirathet, was vielleicht ein Irthum war, ich muß es gestehen. Uebrigens ist das Glück nicht immer in der Ehe. Den 20. August begab ich mich mit ihr nach der

Börse. Ich bat sie ausserhalb einen Augenblick zu warten, und da sie beleidigt zu werden fürchtete, gab ich ihr meinen Stock, mit den Worten, sie könne damit sich schon Ehrfurcht verschaffen. Nach meiner Rückkehr fand ich sie nirgends, und in meiner Wohnung angelangt, sah ich, daß sie mir 31,500 Fr. entwendet.

Redarès, Advokat der Angeklagten. Hat Kläger nicht der Mutter der Dem. Denneveu 50,072 Fr. (23,366 fl. 56 kr.) angeboten, um ihre Tochter ihr abzukaufen? Hat er nicht gleichzeitig sich erboten, ihr ein Landgut für 300,000 Fr. zu kaufen?....

Gramine. Falsch, falsch. Ich habe ihr 4000 Fr. (1866 fl. 40 kr.) geliehen ohne Zins. Ich bin nicht in Konstantinopel, um ein Frauenzimmer zu kaufen.

Ein Kutscher legt nachstehendes Zeugnis ab. Den 20. August stieg eine junge Dame, mit einem Stock und einem Regenschirm in der Hand, in mein Kabriolet, mit den Worten: „Immer grade aus.“ Ich fahre grade aus bis zum St. Martinsthor. Da heißt sie mich einen öffentlichen Schreiber holen, begibt sich selbst zu einem Geldwechsler, wechselt ein Bankbillet, steigt wieder ein, und ruft: „Immer grade aus.“ Ich fahre also grade aus bis zur Barrière. Da sagt sie zum dritten Male: „Immer grade aus.“ Wir fahren durch St. Denis und Bourget nach Gonesse. Da benachrichtigt sie mich, daß sie Wittwe ist, und daß sie die nothwendigen Kleider kaufen will, um in Trauer zu erscheinen. Wir bleiben also in Gonesse über Nacht. Sie machte ihre Ankäufe, und am nächsten Morgen kehrten wir nach Paris zurück. Nach unserer Ankunft befahl sie mir,

einen Fiaker zu holen, und lies in meinem Kabriolet die Kleider, welche sie zuerst getragen, und in Goneſſe mit andern verwechſelt hatte. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen.

Tischler Martin. Den 21. August, weil ich gerade keine Arbeit hatte, verkaufte ich Tisanne (ein süßliches Getränk). Man verlangt jemand, um Bestellungen auszurichten. Ich erbiete mich dazu, lasse mein Gefäß bei einem Weinschenken, und begebe mich nach dem Fiaker, worin diese junge Dame sich befand. Sie lies mich einsteigen, und verlangte, ich solle sie nach einem Hôtel garni begleiten. Ich brachte sie in die Pierre-Lescot Straße, zu Madam Thiébaut. Sie beauftragte mich sodann, ihr Möbel zu kaufen, und auf den Preis keine Rücksicht zu nehmen. Ich machte mich auf den Weg. Sie gab mir 20 Fr. (9 fl. 20 kr.) für meine Mühe; das öffnete mir die Augen. Ich hatte für sie nur 7 Fr. (3fl. 16 kr.) bezahlt, es blieben mir also noch 13 Fr. (6 fl. 4 kr.), und so viel hatte ich nicht verdient. Die Sache lag bei mir schwer auf dem Herzen, und ich berieth mich darüber mit meiner Frau. „Geld, das man so leicht weggibt,“ sagte sie, „hat nicht viel zu verdienen gekostet. Gib die 13 Fr. wieder zurück.“ Meine Frau übernahm den Auftrag selbst, und da sie die Angeklagte nicht fand, wollte sie das Geld der Dame Thiébaut zustellen. Diese zog sie in ihre Küche, schimpfte sie Spionin, ꝛc. und gab ihr ein Paar Ohrfeigen....

Der Polizei-Beamte stattete Bericht ab über die Verhaftung des jungen Frauenzimmers. Man fand in ihrem Zimmer nur 500 Fr. (233 fl. 20 kr.) und

erst nach wiederholten Bedrohungen gelang es, unter einem Haufen Wäsche eine Brieftasche zu entdecken, worin sich 28,500 Fr. (13,300 fl.) in Bankbilleten befanden. Die Denneveu hatte dieser Wäsche sich nicht genähert, und die Thiébaut allein konnte die Brieftasche darunter verborgen haben, was sie der Hehlerei schuldig machte.

Durch die Aussage mehrerer anderen Zeugen ergibt sich, daß die junge Diebin von der Thiébaut gewissermaßen eingesperrt gehalten worden, um den möglichst größten Vortheil von ihr zu gewinnen. Sie wechselte drei der gestohlenen Billete, lies ihr Ringe, eine blaue Brille, falsche Haare und eine Menge Gegenstände kaufen, welche sie zehnmal theurer bezahlen mußte, als sie werth waren.

Der Advokat Hardy, im Namen des Klägers, verlangte 1000 Fr. (466 fl. 40 kr.) Schaden-Ersatz. Rédarès stellte seine Klientin unter dem günstigsten Lichte dar, und bemühete sich, sie durch den moralischen Zwang zu entschuldigen, den die Thiébaut über sie ausgeübt, weil diese sie verhindert, ihrer ersten Neigung Folge zu leisten, und das Entwendete zurückzuerstatten.

Der Advokat Perrin stieß die Angabe zurück, die Denneveu sei von der Thiébaut eingesperrt gehalten und übervortheilt worden. „Sie müssen nicht glauben“, sagte er zum Gericht, „daß Sie die unbedachte Handlung eines jungen, unschuldigen Mädchens zu beurtheilen haben, welches sein erstes Vergehen sich hat zu schulden kommen lassen. Es ist vielmehr in dergleichen Dingen ziemlich bewandert,

wie sich aus dem Register der Polizei in Rouen ergibt, wovon ich nur einen Auszug mittheilen will.

„Maria Porter, verehelichte Denneveu (Mutter der Angeklagten), hat sich in Rouen anderthalb Jahre aufgehalten. Sie lebte im Konkubinat mit einem gewissen Blanche, der ein Betrüger ist, wie sie eine Betrügerin. Beide waren ohne alle Hilfsmittel und lebten nur dadurch, daß sie andere hintergingen, oder Diebstähle verübten. Ihre Tochter hat bereits einer Menge Gelddiebstähle sich schuldig gemacht, bei Personen, deren Vertrauen sie sich zu erwerben gewußt, unter andern bei einer Frau Rouard, Kinderspielsachen-Händlerin, im Durchgang St. Hertezanne. Die Mutter ist eine sogenannte monteuse de coups (Vorbereiterin schlauer Diebstähle), eine Intrigantin. Ihre kaum 12jährige Tochter war bereits in allen Kunstgriffen bewandert, und ihre Erziehung war in jedem Betrachte weit gediehen. Alles bewies, daß sie in einer guten Schule sich befunden.“

Nach kurzer Berathung verurtheilte das Gericht die beiden Angeklagten jede zu einjähriger Haft. Die Thiébaut hatte ausserdem noch 500 Fr. als Schaden-Ersatz dem Kläger zu entrichten.

Literarische Schlechtigkeiten.

Buchhändler Pagnerre, Schriftsteller Altaroche und Buchdrucker Herhan erschienen unter der dreifachen Anklage der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung, der Anregung zu ihrer Beseitigung und der Beleidigung gegen des Königs Person vor den Assisen des Seine-Departements, in Paris.

Die Angeklagten hatten schon 1834 eine Sammlnng Gedichte und Lieder, unter dem Titel: „Républicaines“ bekannt gemacht, deren erste Auflage unangefochten geblieben. Es verhielt sich nicht also mit der zweiten: sie wurde als verbrecherisch mit Beschlag gelegt, und mehrere der darin enthaltenen Lieder wurden der Beurtheilung der Geschwornen unterzogen. Der General-Advokat hob besonders eines derselben hervor, betitelt: „Bittschrift eines Diebes an einen König seinen Nachbar.“

Die platte Schlechtigkeit, welche von Anfang bis zu Ende in diesem kläglichen Machwerk vorherrschend war, konnte es unmöglich gefährlich machen, und man begreift nicht die Verirrung, welche die Anklage vermocht, es auch nur andeutend in Rede zu stellen. Es schloß mit den Worten:

Sire, oserai-je réclamer!....
Mais écoutez-moi sans colère:
Le voeu que je vais exprimer
Pourrait bien, ma foi, vous déplaire.
Je suis fourbe, avare, méchant,
Ladre, impitoyable, rapace.
J'ai fait se pendre mon parent;
Sire, cédez-moi votre place.*)

Dies Lied, als dessen Verfasser Altaroche sich genannt, und dessentwegen er einer Verurtheilung sich

*) Sire, darf ich zu verlangen mich unterstehen.... Aber hören Sie mich ohne Zorn. Der Wunsch, den ich Ihnen ausdrücken will, könnte, meiner Treu, Ihnen wohl mißfallen. Ich bin schurkisch, geizig, boshaft, filzig, unbarmherzig, habgierig. Ich habe meinen Verwandten vermocht, sich zu hängen; Sire, überlassen Sie mir Ihren Platz.

ausſetzte, war aber nicht von ihm, ſondern von dem ſcheuslichen Uebelthäter Lacenaire, der mehrerer von ihm begangenen Morde wegen zum Tode verurtheilt, und im Januar d. J. hingerichtet worden.*) Er forderte ſein Eigenthum öffentlich zurück, und zwar auf eine Weiſe, die weder ſchmeichelhaft noch ehrenvoll für Altaroche war. Theilen wir nur den Anfang ſeiner Zuſchrift mit; er lautet wie folgt:

Je suis un voleur, un filou,
Un scélérat, je le confesse;
Mais quand j'ai fait quelque bassesse,
Hélas! je n'avais pas le sou.
La faim rend un homme excusable.
Un pauvret de grand appétit
Peut bien être tenté du diable:
Mais pour me voler mon esprit,
Etes-vous donc si misérable?
Or, contre un semblable méfait
Notre code est muet, je pense.
Au parquet, j'en suis sûr d'avance,
Ma plainte aurait bien peu d'effet.
Pour dérober une *filoche*,
On s'en va tout droit en prison;
Aussi le prudent Altaroche
Ne m'a volé qu'une chanson,
Sans mettre la main dans ma poche.**)

*) M. ſ. den Aufſatz: „Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich (Aufrichtigkeit und Philoſophie eines zwiefachen Mörders)“ im eilften Theile des Jahrgangs 1835 dieſes Werkes.

**) Ich bin ein Dieb, ein Gauner, ein Verbrecher; ich muß es geſtehen. Habe ich aber eine Niederträchtigkeit begangen, ſo war es, ach, weil ich keinen Sous hatte. Hunger

Die Geschwornen antworteten verneinend auf die ihnen vorgelegten Fragen, Altaroche und Herhan betreffend, dagegen bejahend auf die, welche auf Pagnerre sich bezog, hinsichts der Beleidigung gegen des Königs Person, durch die abermalige Bekanntmachung von Gedichten und Liedern, von deren Anstößigkeit er seit langem überzeugt sein mußte. Demzufolge wurden die beiden ersten freigesprochen, und der letzte zu sechsmonatlicher Haft, wie zu 500 Fr. (233 fl. 20 kr.) Strafe, Minimum der Gesetz-Bestimmung, verurtheilt. Zugleich sollten alle mit Beschlag belegten Exemplare der bei ihm erschienenen Republicaines vernichtet werden.

Mutter-Mörder aus Kindes-Liebe.

Peter Rivière ist noch nicht 21 Jahr alt. Er scheint sehr niedergeschlagen, und seine Haltung flößt einige Theilnahme ein, des Entsetzens der von ihm verübten Verbrechen ungeachtet. Es ergibt sich aus der Anklagsakte, daß am 3. Juni 1835 Peter Rivière mit einer Gärtner-Hippe seine Mutter, seine Schwester und seinen Bruder umgebracht.

---

entschuldigt den Menschen. Ein armer Schelm, der großen Hunger hat, kann wohl vom Teufel versucht werden. Aber seid Ihr denn gar so erbärmlich, um meinen Geist mir zu stehlen? Gegen ein solches Vergehen ist, wie ich glaube, unser Gesetzbuch stumm. Beim Parkett, ich bin dessen zum Voraus gewiß, würde meine Klage wenig Gehör finden. Stiehlt man einen Geldbeutel, so geht man direkt ins Gefängniß, darum auch hat der kluge Altaroche mir nur ein Lied gestohlen, ohne die Hand in meine Tasche zu stecken.

In einer von ihm selbst verfaßten Schrift, gesteht und erklärt er sein Verbrechen, nebst allen darauf sich beziehenden Umständen. Er vermeinte eine lobenswerthe, obgleich dem Anschein nach von göttlichen und menschlichen Gesetzen verdammte Handlung zu begehen, weil er sterben wollte für seinen Vater, dem er Ruhe und Zufriedenheit zuzusichern wünschte. Sein Vater nämlich war sehr unglücklich, in Folge des ausschweifenden Lebenswandels seiner Frau, von der er getrennt lebte.

Diese wohnte mit ihrer achtzehnjährigen Tochter Victoire, und ihrem achtjährigen Sohn Julius, in einem andern Hause. Peter Rivière war bei seinem Vater, mit einem Bruder und einer Schwester, der erste Prosper, die zweite Aimée genannt. Theilen wir einige Stellen aus der von dem Angeklagten entworfenen Schrift mit.

„Ich liebte meinen Vater sehr," sagt er darin. „Sein Kummer und sein Unglück machte auf mich einen großen Eindruck. Die Niedergeschlagenheit, welche ich in der letzten Zeit an ihm bemerkte, seine Traurigkeit, seine beständige Qual ergriffen mich tief. Alle meine Gedanken beschäftigten sich mit diesen Umständen. Ich war nicht vermögend, davon sie loszureissen.

„Da faßte ich den entsetzlichen Entschluß, den ich in Ausführung gebracht. Ich dachte beinahe einen ganzen Monat darüber nach. Meinen Vater betrachtete ich wie zwischen tollen Hunden oder Barbaren (je regardai mon père comme étant *entre les mains* de chien enragés ou de barbares), gegen

die ich der Waffen mich bedienen mußte. Religion verbietet dergleichen. Aber ich vergaß ihre Vorschriften. Es schien mir, daß Gott mich dazu bestimmt, und daß ich der Vollstrecker seiner Gerechtigkeit sei.

„Ich kannte die menschlichen Gesetze, die Polizei-Gesetze. Aber ich vermeinte weiser zu sein, als sie. Ich betrachtete sie als unedel und schändlich. Ich hatte in der römischen Geschichte gelesen, und gesehen, daß die Gesetze der Römer dem Mann ein Recht gaben über Leben und Tod seiner Frau und seiner Kinder. Ich wollte den Gesetzen Trotz bieten. Es schien mir, es werde ein Ruhm für mich sein, und daß ich mich unsterblich machen würde, wenn ich für meinen Vater stürbe.

„Ich stellte mir die Krieger vor, die für ihr Vaterland und ihren König sterben; die Tapferkeit der Zöglinge der polytechnischen Schule, bei der Einnahme von Paris im Jahr 1814. Ich sagte zu mir: „Sie starben für die Vertheidigung der Sache eines Mannes, den sie nicht kannten, der sie eben so wenig kannte, und der nie an sie gedacht. Ich aber will sterben, um einen Mann zu befreien der mich liebt.“

„Das Beispiel Chatillon's, der allein, bis zum Tode, eine Straße vertheidigte, wodurch die Feinde vordringen wollten, um seines Königs sich zu bemächtigen; der Muth Eleasar's, des Bruders von Makkabäus, der einen Elephanten tödtete, worauf er glaubte, der feindliche König befinde sich, obschon er wußte, daß dies Thier unter seiner Last ihn erdrücken werde; das Beispiel eines römischen Feld-

herrn, deſſen Name mir nicht gegenwärtig iſt, und der in dem Kriege gegen die Lateiner ſich dem Tode weihete, um ſeine Partei zu unterſtützen: alles das durchkreuzte mir den Kopf und trieb mich an zu meiner That. Das Beiſpiel von Heinrich von Laroche-Jaquelin, das ich in den letzten Zeiten las, ſchien mir in auffallender Uebereinſtimmung zu ſtehen mit dem, was mich betraf. Ich betrachtete, wie mich ſelbſt betreffend, ſeine Anrede an ſeine Soldaten, im Augenblick eines Kampfes: „Dringe ich vorwärts,“ ſagte er, „ſo folget mir. Weiche ich, ſo tödtet mich. Sterbe ich, ſo rächet mich.“

„Das letzte Werk, welches ich las, war eine Geſchichte von Schiffbrüchigen. Ich ſah darin, daß wenn es den Seeleuten an Lebensmitteln fehlt, ſie einige unter ſich aufopfern, um ſie zu verzehren, und den Ueberreſt der Mannſchaft zu retten. Ich dachte: Ich will mich auch aufopfern für meinen Vater. Alles ſchien mich einzuladen zu einem ſolchen Begehen, ſelbſt das Geheimniß der Erlöſung. So ſchien es mir leichter begreiflich. Ich ſagte: Unſer Herr Jeſus Chriſtus iſt geſtorben am Kreuze, um die Menſchen zu erlöſen, um ſie loszukaufen von der Sklaverei des Dämons. Er war Gott; er konnte ihnen alſo verzeihen, ohne das alles zu dulden. Aber ich kann meinen Vater nur befreien, wenn ich für ihn ſterbe.

„Alſo faßte ich dieſen entſetzlichen Entſchluß. Ich entſchied mich, ſie alle drei zu tödten: die beiden erſten, weil ſie übereinſtimmend waren, meinen Vater zu quälen. In Betreff des Kleinen hatte ich zwei

Gründe: erstens, weil er meine Mutter und meine Schwester liebte; zweitens, weil ich besorgte, daß wenn ich nur die beiden andern tödte, mein Vater, obgleich er sie sehr haßte, mich bedauern würde, wenn er sich sage, ich sterbe für ihn. Ich wußte, daß er den Knaben gern hatte, dem es an Verstand nicht fehlte. Ich sagte deshalb: er wird einen so großen Abscheu haben, daß er sich über meinen Tod freuen, mich nicht bedauern und glücklich leben wird."

Er beschreibt nun, welche Vorbereitungen er zur Ausführung seines Verbrechens getroffen. Die Namen Jael, Judith, Scharlotte Corday, ꝛc. sind dem allem auf eine Weise beigemischt, wodurch augenscheinlich bewiesen wird, wie Halbunterrichtung und übel verstandene Kindesliebe den Unglücklichen verwirrt, und zu seiner blutigen That angetrieben haben.

„Die Weiber herrschen jetzt bei uns," fährt er fort. „Dies schöne Jahrhundert, das sich das Jahrhundert der Aufklärung nennt, diese Nation, die so viel Vorliebe für Freiheit und Ruhm zu haben scheint, gehorcht den Weibern. Die Römer waren in dieser Hinsicht viel gesitteter. Die Huronen, die Hottentotten und die Algonkiner, diese Völker, die man für Dummköpfe ausgibt, sind es mehr wie wir. Nie haben sie die Kraft herabgewürdigt. Ich dachte, die Gelegenheit sei da, mich zu erheben. Mein Name werde Lärm machen in der Welt. Durch meinen Tod werde ich mich mit Ruhm bedecken, und man werde in Zukunft meine Ideen allgemein annehmen"....

Sonntag den 24. Mai lies er seine Gärtnerhippe bei dem Schmied Gabin-Laforge, in Aunay, schär-

fen. Am darauf folgenden Sonnabend legte er seine Festkleider an, und begab sich nach dem von seiner Mutter bewohnten Hause. Er fand sie und ihre beiden Kinder im Zimmer. Es gebrach ihm jedoch an Muth und er kehrte unverrichteter Sache nach seiner Wohnung zurück.

„Tags darauf," sagt er, „wurde ich ebenfalls von dem zurückgehalten, was ich meine Feigheit nannte. In den folgenden Tagen bot sich keine Gelegenheit dar: ich hatte Landarbeit. Endlich den 2. Juni faßte ich einen Entschluß. Ich nahm mir vor, mich krank zu stellen, um am 3. nicht pflügen zu müssen. An diesem Tage, als die andern aufstanden, machte ich, als erbreche ich mich, und sagte, ich könne nicht zur Arbeit gehen. Etwa eine Stunde nachher stand ich auf, mit dem Vorgeben, ich befinde mich ein wenig besser. Ich ergriff heimlich meine Sonntags-Kleider, trug sie in eines der andern Häuser, zu Clinot, und kleidete mich dort sonntäglich....

„Sie waren alle drei (seine Mutter, seine Schwester und sein Bruder) zu Hause. Aber als ich angekleidet war, sah ich, daß mein Bruder Julius sich nach der Schule begab. Ich entfernte mich also, um erst gegen Mittag zu kommen, wo sie alle drei beisammen sein würden. Bis dahin hätte ich jedoch zu lange warten müssen. Ich kehrte also nach Hause zurück, um wieder meine Alltags-Kleider anzulegen, und beschloß keine andere zu nehmen zur Ausführung meines Vorhabens.

„Ich dachte, was thut's, wie ich gekleidet bin, gut oder schlecht; ich werde mich eben so gut aus-

drücken, ohne schöne Kleider zu haben. Mittags kam mein Bruder Julius aus der Schule. Diese Gelegenheit benutzend, ergriff ich meine Hippe, begab mich in das Haus meiner Mutter, und beging das entsetzliche Verbrechen, indem ich mit meiner Mutter begann. Sodann tödtete ich meine Schwester und meinen kleinen Bruder, meine Streiche verdoppelnd.

„Maria, Nativels (wahrscheinlich eines seiner Verwandten) Schwiegermutter trat ein. — O, was machst Du da? sagte sie. — Entfernt Euch, entgegnete ich, oder ich thue Euch ein Gleiches. Ich begab mich darauf in den Hof, und an Nativel mich wendend: Michel, sagte ich zu ihm, gib Acht, daß meinem Vater und meiner Großmutter kein Leid geschieht. Sie können jetzt glücklich leben. Ich sterbe, um ihnen Frieden und Ruhe zu gewähren.

„Gleich nachher machte ich mich auf den Weg nach Vire. Ich wollte den „Ruhm“ haben, zuerst diese Neuigkeit zu verkünden, deshalb ging ich nicht durch den Flecken Aunay, wo ich angehalten zu werden fürchtete. Ich beschloß durch das Gehölz von Aunay zu gehen, auf dem Wege Vergées. Ich schleuderte meine Hippe in eine Wiese und ging fort.

„Unterweges sank mir der Muth, und die Idee von Ruhm, die mich belebt, wurde immer schwächer. Im Gebüsch gelangte ich ganz zur Vernunft. Ist es möglich, sagte ich zu mir. O ich Ungeheuer! O unglückliche Opfer! Ist es möglich, daß ich eine solche That verübt? Nein, es ist nur ein Traum. Doch leider ist es nur zu wahr. Abgründe öffnet euch unter meinen Schritten. Erde verschlinge mich.

„Ich weinte und wälzte mich auf dem Boden. Endlich versuchte ich zu schlafen.... Man kann sich wohl denken, daß ich nicht mehr entschlossen war, nach Vire zu gehen. Ich irrte umher, ohne zu wissen in welcher Richtung ich fortschritt. Am Abend befand ich mich in einem Gehölz bei Cadehol. Ich streckte mich aus und überlies mich meinen verzweifelnden Gedanken.“

Der Angeklagte legt Rechnung ab über den peinlichen Zustand, worin er mehrere Tage zugebracht, bald in Waldungen, wo er von Wurzeln, Sauerrampfer und andern Kräutern lebte, bald am Meere, nahe bei Port, wohin er sich begeben, in der Hoffnung Krabben oder Muscheln zu finden. Er war mehrmals entschlossen, sich freiwillig der Gerechtigkeit zu überliefern, wozu es ihm jedoch an Muth gebrach. Er wurde endlich, nach Verlauf eines Monats, bei Langennerie verhaftet.

Die gerichtlichen Verhandlungen bestätigten alle von der Anklageakte angegebenen Umstände. Peter Rivière beantwortete äusserst einsilbig die an ihn gerichteten Fragen. Er schien in die tiefste Traurigkeit versenkt. Als man ihm seine Hippe vorhielt, die noch mit Blut bedeckt war, um sie zu erkennen, wendete er das Gesicht ab, sties einen schweren Seufzer aus, und sagte mit dumpfer Stimme: „Ich möchte tod sein.“ Er wiederholte alle seine frühern Aussagen.

Sein Advokat bemühete sich, ihn als einen Wahnsinnigen darzustellen, der im Augenblicke seines blutigen Begehens seiner Sinne nicht Meister gewesen.

Er stützte sich dabei auf eine allgemeine Voraussetzung in des Angeklagten Geburtsorte, die ihn als geistesbeschränkt betrachtete und unter dem Namen: Tölpel Rivière, ihn bezeichnete. Mit dieser Behauptung im direkten Widerspruch versicherte Dr. Bouchard, daß man an ihm nicht das mindeste Anzeichen von Wahnsinn bemerke, eben so wenig als eine besondere Neigung zum Mord, die man gewöhnlich unter dem Namen monomanie homicide bezeichnet.

Die Geschwornen verweilten drei Stunden in ihrem Berathungs-Zimmer. Sie legten endlich eine bejahende Antwort ab, auf alle ihnen vorgelegten Fragen, weshalb Peter Rivière zur Strafe der Vatermörder verurtheilt wurde.

Moskau und seine Bewohner im Jahre 1835.

Ein ausgezeichneter britischer Schriftsteller, Leitch Ritchie, der im Laufe des Jahres 1835 Moskau besucht, entwirft von dieser großen Stadt uud ihren Bewohnern nachstehende Schilderung:

„Wir sind in Moskau," sagte mein Drotschki-Kutscher zu mir. Mit gepreßtem Herzen stieg ich aus dem Wagen. So oft hatte ich von der „nordischen Barbarei" reden gehört, und als ich mich nun zu Moskau, in der Lubenka-Straße, bei einem Tataren befand, der einen Gasthof hält, und dessen viel bekanntes Haus den Namen: „Haus des Tataren Ismailow," erhalten, konnte ich einer gewissen Beklemmung und Besorgniß nicht Meister werden.

Meine Vereinzelung bedrückte mich. In welches Volk sah ich mich versetzt? Ich hatte hier keine Freunde. Die langen Bärte und die langen Mäntel, welche ich bemerkt, dünkten mir keine wohlwollende Gastfreundschaft zu versprechen. Alles schien einen feindseligen Anstrich zu haben. Der Drotschki-Kutscher hatte mein Geld genommen, ohne ein Wort zu sagen und hatte sich, seine Rosse anpeitschend, entfernt. Ein Hund, der auf der Treppe des Tataren lag, hatte sich bei meiner Näherung knurrend zurückgezogen.

Ich warf mich auf einen Stuhl in dem kleinen Zimmer, das man mir angewiesen. Einige jener angstvollen Gedanken, deren die Reisenden selten sich erwehren können, und die niemand eingesteht in der

pomphaften Darstellung seiner Ausflüge, durchkreuzten meinen Kopf. Eine so feige Empfindung konnte jedoch nicht von langer Dauer sein. Ich faßte Muth, näherte mich dem Fenster, öffnete es mit vorsichtiger Hand, steckte zuerst die Nase, darauf des Gesichts Hälfte, und endlich mehr als die Hälfte meiner ganzen Person hinaus.

Diese kleine Entdeckungsreise war weder besonders beruhigend, noch besonders zurückschreckend. Als Ergebniß meines Experiments erlangte ich die Ueberzeugung, daß ich Bewohner eines großen, ziemlich reinlichen und ziemlich gut gebauten Hauses sei, eine Art Parallelogramen, mit einem großen Hof in der Mitte, bildend. Die Gebäude waren regelmäßig, doch einfach. Verschiedene zerbrochene Geräthe, an den Fenstern hängend, bewiesen die Armuth der Miether, die Aussicht gegen den Hof hatten.

Mir gegenüber, auf einer hölzernen Bank saßen unbeweglich, gleich Bildsäulen, fünf oder sechs Personen, lange Pfeifen im Munde, mit stierem, feurigem Auge, auf deren Gesichtszügen nichts war von jenem milden „väterlichen“ Ausdrucke, den man im Allgemeinen bei den Moskowiten bemerkt. Diese Leute waren Tataren.

Da sind sie also, diese Nachkommen der Mogolen, da sind sie in derselben Stadt, die ihre Väter niedergebrannt und mit Blut bedeckt: wirkliche Asiaten, Feinde des slavischen Stammes, Menschen deren Wildheit sie nie verläugnet. Einige stützten sich nachläßig gegen die Mauer, andere giengen mit großen Schritten und feierlichem Ansehen auf und nieder.

Es war etwas ruhiges, tiefes und zugleich hartes in den Blicken dieser Menschen, die meine Gedanken bis an den Fuß des Kaukasus versetzten, und deren Augen gegen ein kleines, verschlossenes Fenster gerichtet waren. Vergebens bemühte ich mich zu entdecken, was für sie dort so merkwürdiges sei.

Von Zeit zu Zeit kam ein Mann eilig aus einer gegen den Hof geöffneten Thüre, richtete einige Worte an die eben beschriebene mystische Gruppe, und kehrte, ohne ihre Antwort zu erwarten, dahin zurück woher er gekommen war. Dies Verfahren wiederholte sich fünf- oder sechsmal.

Ganz unerwartet öffnete sich plötzlich das Fenster. Ein langanhaltender Schrei, den man beinahe ein hölliſches Geheul hätte nennen können, erschallte daraus, und traf das Ohr der Tataren, die in größter Eile die Flucht ergriffen und verschwanden. Sie begaben sich in ihre Behausung, um einige Minuten nachher wieder zu erscheinen.

Ein Leichnam, auf einem Strohsacke liegend, wurde von zwei Dienern in den Hof gebracht. Die Tataren umschlossen ihn, auf ihren Fersen sich niederhockend, und begannen mit dumpfer Stimme ein Todtengebet, dessen feierliche Pausen und ernster Rythmus mich nicht ungerührt ließen. Ein reicher, vornehmer Tatar hatte die Zeitlichkeit gesegnet; ein Stern war gefallen; der Nachkomme einer edlen Rasse hatte Platz genommen in Mahomeds Paradies.

Die Todtenfeier dauerte etwa eine halbe Stunde, ohne alle Veränderung; die bereitwilligsten Hörer hätten dabei einschlafen mögen. Der Hof war mit Russen und Tataren angefüllt, die mit entblößtem

Haupte dieser einförmigen Vorstellung beiwohnten *).

Endlich trug man Körper und Strohsack fort. Der Zug schlug den Weg nach dem Begräbnißorte ein, und der Verstorbene, den die Lebenswärme noch nicht verlassen, wurde seiner „ewigen Ruhe“ übergeben. Eine Stunde verstrich, die Dämmerung umdüsterte alle Gegenstände und die Prozession kehrte zurück.

Ich war an meinem Fenster geblieben, alles beobachtend mit jener albernen Neugier des Reisenden, der die Neuheit der Gegenstände für eine unwiderstehliche Verführung hält, und dessen gaffende Bewunderung den allereinfachsten Zufällen des Lebens gewidmet ist. Die Sonne verbreitete nur noch eine ungewisse Helle, als alle Umwohner des Hofes, diese letzte Stunde des Tages zu benutzen, ihre Wohnungen verließen und fast den ganzen Raum anfüllten.

Die, welche aus den ärmsten Häusern gekommen, waren Russen, und der „Prunk“ ihrer Tracht stand in auffallendem Widerspruch mit der Aermlichkeit ihrer Behausungen.

Eine kleine, hölzerne Vortreppe zur Linken, diente einem Dutzend Jünglingen als Versammlungs-

*) Unser geistreiche Brite, der allen Moskowiten, ohne Unterschied des Alters und der Person, ein väterliches Ansehen zuschreibt, würde es vielleicht rührender gefunden haben, wenn die Anwesenden in schwarzen, unförmlich zugeschnittenen Leibröcken, schwarzen Handschuhen und weißen Jabots, unausgesetzt mit ihren kaufmännischen Spekulationen beschäftigt, kalt berechnend, wie viel sie durch den Todesfall verlieren oder gewinnen können, der Feierlichkeit beigewohnt....

punkt. Einige streckten sich darauf aus, andere blieben stehend, mit übereinandergeschlagenen Aermen, und in jener natürlich nachlässigen Haltung, die immer malerisch ist, wenn sie nicht vorausberechnet worden und nichts theatralisches hat.

Ein Rosenkranz umschlang ihr dickes blondes Haar und bildete wie ein Diadem von Kupfer oder Zinn über ihren Augenbraunen. Breite, vielfarbige Gürtel umschlangen den obern Theil ihrer morgenländischen Beinkleider, die bis zum Knie reichten.

Bald erschienen mehrere junge Mädchen, wovon einige auf der Bank Platz nahmen, wo früher die Tataren gesessen, während andere zierliche Gruppen bildeten, die Hände auf die Schultern ihrer Gespielinnen legend, oder sie an den Hüften umfassend. Das alles machte eine recht hübsche Wirkung, obgleich Zufall allein die in Szenestellung bestimmt.

Die meisten Schauspieler legten jedoch eine besondere Wichtigkeit auf diesen Augenblick, und ich möchte wetten, daß seit dem Morgen fast alle Einwohner dieser kleinen Republik ernstlich daran gedacht. —

Der Auftritt der Mädchen war für die Jünglinge das Zeichen zur Anstimmung eines Choral-Gesanges, dem bald mehrere der jungen Frauenzimmer sich beigesellten. Die hellen Stimmen dieser letzten vermählten sich angenehm mit den ernstern Stimmen der Männer. Ich hörte solchergestalt drei oder vier Volksgesänge, denen es, in ihrer ausserordentlichen Einfachheit, nicht an Reiz gebrach und die den wildesten Melodien Schottlands, meiner Heimath, sehr ähnlich waren.

Ich war entzückt. Unmerklich wurde es Nacht. Ich konnte nicht umhin, die natürliche Poesie zu bewundern, die den „wildesten“ Rassen bei ihrem Entstehen eigenthümlich ist: Poesie, die man bei einem unterdrückten Volke findet, dem es angeblich an Genie gebrechen soll.

Die Tataren schwatzten unaufhörlich. Sie dachten nicht mehr an den noch ziemlich nahen Zeitpunkt, wo Moskau ihre Beute geworden, und wo der Halbmond, von Christenblut besudelt, die heilige Stadt beherrscht: Zeitweise schoben einige tatarische Frauen ihre Fenster-Vorhänge bei Seite, um zu bemerken, was unter ihnen vorgehe, wie wenn sie eifersüchtig gewesen über die Zerstreuung, welche Christen-Glauben den russischen Frauen vergönnt.

Ich werde unter andern ein sehr hübsches Kind nicht vergessen, das etwa 16 Jahre alt sein konnte, eine wirkliche Morgenländerin, die ihr Zimmer nie verließ, und die den ganzen Abend mit zwei alten Frauen Karten spielte. Diese Beschäftigung und ihre stets rege Neugier füllten das ganze Leben der jungen Tatarin aus. Von Minute zu Minute erhob sie ein wenig die dichten Vorhänge, hinter denen sie gefangen war, wonach sie dieselben wieder lebhaft und besorgt fallen lies, wie wenn das Bewußtsein einer solchen Missethat sie erschreckt.

Die Liebes-Gesänge der jungen Leute währten bis spät in die Nacht. Ihr Ausdruck war sanft, und ich begann mich zu beruhigen. Die nordischen Barbaren schienen mir nicht mehr so furchtbar. Ich ging unbesorgt zu Bette, in Mitte dieses aus Slaven und Szythen bestehenden Volkes.

Mein Erwachen, wie der erste Spaziergang, den ich in der Stadt unternahm, veranlaßte mir nicht geringeres Erstaunen. Statt der elenden Hütten und Zufluchtsorte, die ich zu sehen erwartet hatte, erblickte ich Paläste in italienischem Geschmack, deren Anblick etwas fantastisches hatte; blaßblau, rosa, mattgrün, violett, weißgelb angestrichene Häuser wie in einer Oper-Dekoration, und noch sonderbarere Kirchen, mit tausend Kuppeln von ausserordentlicher Form, grün und roth gemalt, manchmal sogar vergoldet, zeigten sich mir.

Der europäische Reisende weiß nicht, ob er im Lande der Träume sich befindet; das Gefühl der Wirklichkeit entschlüpft ihm. Welchem Muster soll man diese fremdartigen Krümmungen welche die Domen zeichnen, diese grellen Farben, die alle Schattirungen der Tulpen versinnlichen, diese Regenbogen, die unter allen Wölbungen schillern, zuschreiben? Man weiß es nicht und findet diesen barbarischen Luxus eben so beachtungswerth durch seine Zierlichkeit, als durch seine Grazie und seine launische Veränderlichkeit *).

*) Der Boden, worauf Moskau erbaut worden, sagt Schnitzler, ist sehr ungleich; was der Stadt einen eigenthümlichen Reiz verleiht, der mannigfachen Ansichten wegen, die auf jedem Schritte sich darbieten. Die Höhen, welche Moskau gegen Morgen und Mittag umschließen, bilden ein großes Amphitheater, und in seiner Mitte befindet sich der Kreml, beträchtlich über dem Flußbette, auf einem Hügel, von dem das Auge den ganzen südlichen Theil der Stadt überblickt. Von den Ufern der Jauza hinweg, erhebt sich der Boden stufenweis, und die Stadt thürmt sich auf gegen ihren Berggürtel, dessen Gipfel von reichen, majestätlischen

Ich hatte einen an einen Fürsten gerichteten Empfehlungsbrief mitgebracht. Der Fürsten gibt es eine große Menge in Rußland, reiche und arme, mächtige, berühmte und unbeachtete. Wir kennen die innere Einrichtung der moskowitischen Gesellschaft zu wenig, um genau den Werth zu schätzen, der solch ein Titel in Rußland vertritt. Alle Söhne eines Fürsten sind Fürsten, wie ihr Vater. Diese durchlauchtige Kolonie theilt unter sich das väterliche Vermögen, und nach zwei oder drei Geschlechtern ergibt sich daraus eine sehr verarmte Nachkommenschaft. —

Die Adeligen, welche nichts haben, verkaufen ihr Eigenthum (?). Eine Reichthums-Aristokratie kann sich nicht begründen; des Erbes Zerstückelung vernichtet sie. Nur eine Person hat Kredit, die in Amt und Würde stehende: alles befindet sich unter des Selbstherrschers Hand.

Mein russischer Fürst, verband mit seiner Eigenschaft als Durchlaucht, ein sehr bedeutendes ererbtes Vermögen und hohe Würden. Seine Größe ruhete auf einer sichern Basis: Niemand hatte mehr Kredit als er. Er sprach mit mir von O'Connell, von der politischen Reform in England, von dem Zustande der Parteien ꝛc., mit einer so klaren Ansicht, mit einer solchen Kenntniß der Menschen und Dinge, wie ich etwas ähnliches nie in den kimmerischen Regionen erwartet hätte.

Klöstern gekrönt sind. Nach Konstantinopel ist Moskau die ausgedehnteste Stadt in Europa. Sie nimmt eine Oberfläche von 16 Millionen Geviertklaftern ein. Ihre Bevölkerung übersteigt jedoch nicht 320,000 Seelen.

Es war 10 Uhr Morgens, und (was man nie in Europa gesehen) die Fürstin selbst, als sie erfahren, wie ein Fremder mit ihrem Gemahl sich unterhalte, verließ ihr Zimmer im Morgenhäubchen und setzte sich zu uns. Ich fand sie sehr liebenswerth, obgleich sie, unter diesen ernsten Umständen, eines Verstoßes gegen die Etikette sich schuldig gemacht, und die „Fürstin“ nicht mit der ganzen Feierlichkeit gespielt, welche eine „britische Herzogin“ als unumgänglich nothwendig erachtet haben würde *).

Sie beschäftigte sich, gleich ihrem Manne, mit wohlthätigen Verrichtungen. Die von beiden mir mitgetheilten Andeutungen, setzten mich in großes Erstaunen. Diese Barbaren-Nation schien mir befremdend fortgeschritten. England hätte von ihr Lehren aufgeklärter Wohlthätigkeit und wohlverstandener Menschenliebe empfangen können.

Der Fürst gestand, daß die Findelkinder-Anstalten den Sitten-Verfall begünstigen. Wir glauben jedoch,“ fügte er hinzu, „daß es besser ist, tausend fleischlichen Vergehen Thor und Thür geöffnet zu lassen, als einem einzigen Verbrechen gegen die Menschheit.“

Rußland ist das einzige Land, wo man die Aussteuer von Mädchen oder jungen Wittwen, die ohne dem keinen Mann bekommen würden, durch eine Loterie begünstigt. Graf Scheremetow hat dazu durch ein Kapital den Grund gelegt. Man bringt

*) Das beweist nun, daß im gesellschaftlichen Umgange die Briten bei weitem zeremoniöser und lächerlicher sind als die Russen.

zwei- oder dreihundert Mädchen und Wittwen zusammen, die mit Zeugnissen eines guten Lebenswandels versehen und von den bürgerlichen Behörden empfohlen sein müssen. Die Loose betreffen Aussteuern von 50, 100, 150 bis 1000 Rubeln. Der Kurs des Rubels war, während meinem Verweilen in Rußland, gleich 10 ½ englischen Schillingen (6 fl. 18 kr.) *).

Ich bin bei dieser sonderbaren Feierlichkeit gegenwärtig wewesen. Einer meiner Bekannten beglückwünschte die junge Person, die so eben ein Loos gewonnen. „Ach, lieber Gott," sagte sie halb weinend halb lachend, „was für einen Mann kann man für 100 Rubel bekommen?"

Ich wurde zum Mittagessen eingeladen **). Nichts erinnerte mich an Rußland. Keine ausländischen Früchte, keine unbekannte Gerichte, keine seltsame Neuheit: es war ein Pariser-Mittagessen, in des Wortes ganzen Umfange. Champagner, Madera- und Bordeaux-Weine; Koteletten, Suppen à la Soubise, süße Zwischengerichte; es fehlte an nichts. Der Tafelaufsatz kam aus Odiot's Werkstätten.

Unter den gegen Rußland gerichteten Vorwürfen ist dieser der gerechteste und verdienteste. Ich beschuldige seine Einwohner nicht Barbaren zu sein, sondern nur zu gehorsam ihre Gesittung nach einer

*) Augenscheinlich ein Irthum. Der Silber-Rubel von 100 Kopeken, von den Jahren 1750 bis 1762, hat nur einen Werth von 2 fl. 10 kr., und der von 1763 — 1807 geschlagen, nur einen solchen von 1 fl. 52 kr.

**) Wo? Wahrscheinlich bei seinem Fürsten.

fremden und südlichen auszubilden. Die Pariser sind weniger Pariser als die Russen....

Als ich mich bemühete, bei dieser Mahlzeit, die Carèmes und Beauvilliers würdig war, irgend eine Spur nördlicher Barbarei zu entdecken, deutete mir ein Russe, dem ich meine Bemerkung mittheilte, eine bejahrte einfach gekleidete Frau an, welche nie sprach, die man zuletzt bediente, die sich nie der Unterhaltung beigesellte und die, ohne mit den Bedienten vermischt zu werden, einen untergeordneten Rang einzunehmen schien. Fast alle russischen Familien gestehen alten Verwandten das Recht der Gastfreundschaft zu. In dieser Lage sind sie keiner Verachtung ausgesetzt, doch werden sie eben so wenig ausgezeichnet.

Reiche Leute haben eine gewisse Zahl Schützlinge oder Klienten, welche auf die einmal an sie ergangene Einladung, immer ihr Gedeck bereit finden. Auch ich gehörte zu dieser Zahl. Eine Haupteinladung hat nichts Demüthigendes für den, welcher sie benutzt. Dieselben Gesichter finden sich immer an denselben Tischen. Erscheinen sie nicht mehr, so wundert sich der Hausherr über ihre Abwesenheit.

Der Fürst, an den ich empfohlen war, hatte einige Jahre früher einen Offizier eingeladen, der regelmäßig jeden Sonntag kam, und den man im Hause unter der Bezeichnung des „Herrn mit den Epauletten“ kannte. Er war Mann von gutem Ton, sprach angenehm und fiel niemand beschwerlich; dennoch hatte niemand näher Bekanntschaft mit ihm angeknüpft.

Nach und nach war er zur Sonntags-Mahlzeit so nothwendig geworden, als Schüsseln und Teller, oder

als die Säulen im Saale. Seinen Namen wußte niemand. Eines Tages erschien er nicht mehr. Man setzte sich demungeachtet zu Tische. Der Hausherr und seine Gattin hatten ein verlegenes Ansehn; jedermann fühlte, daß etwas in der Gesellschaft fehle.

Endlich konnte der Fürst es nicht mehr über sich bringen, und seine Blicke auf den leeren Platz heftend, fragte er: „Was mag wohl aus dem Herrn mit den Epauletten geworden sein?“ Niemand wußte es. „Wie hieß er auch?“ Sein Name war keinem der Anwesenden bekannt. Die Bedienten wurden auf Nachforschung ausgeschickt; alle kehrten unverrichteter Sache zurück.

Man hoffte auf seine Rückkehr viele Sonntage hintereinander. Aber er zeigte sich nicht mehr, und jede der Mahlzeiten, denen er sonst beigewohnt, schien um die geheimnißvolle Person zu trauern, deren anonymes Andenken unaufhörlich den Tischgenossen sich darbot.

Die Russen haben sehr viele Bedienten, die nicht allein unnütz, die sogar ermüdend und unerträglich sind. Betritt man das Haus eines englischen Adeligen, so wird man von fünf oder sechs zuvorkommenden, höflichen, schmeichlerisch gefälligen, doch keineswegs knechtischen „Herren“ umringt, seines Mantels entledigt, begleitet und mit Aufmerksamkeit überhäuft.

Im Vorzimmer eines moskowitischen Palastes findet man etwa zwanzig schlechtgekleidete „Elende“, die uns vom Kopf bis zu den Füßen messen, und deren linkisches Benehmen, deren Fragen, deren lästige Neugier uns glauben lassen, daß wir uns in

der Adresse geirrt, und daß wir bei einer zum untersten Stande gehörigen Person eingetreten. Einige strecken sich gähnend auf niedrigen Bänken aus, andere schwatzen lachend, indem sie uns betrachten, und man dringt, wie man kann, vor bis zum Zimmer des Herrn, das uns niemand andeutet.

Einige dieser Diener sind Sklaven, andere benutzen die Nachsicht der Polizei, die für fünf oder sechs Rubel keine Schwierigkeit macht, Zeugnisse eines guten Betragens den schlechtesten Menschen zu ertheilen (?).

Die Sklaven-Menge ist in Rußland viel weniger beträchtlich, als man gewöhnlich glaubt. Die Zahl der eigentlichen Sklaven, derjenigen, die nichts Eigenthümliches haben, die man „tödten“, verkaufen, schlagen kann, und die keinen andern Platz einnehmen in der Gesellschaft, als bei uns ein Pferd oder ein Maulthier, kommt ungefähr jener der Adeligen gleich.

Die Volksmasse, die überlegene Mehrheit, ist zu Grund und Boden gehörig. Vor fünfzig Jahren hat ein Gesetz verboten, die Menschen zu verkaufen wie das Vieh. Aber in Rußland, wie in vielen anderen Gegenden, ist das Gesetz oft nichts, als ein todter Buchstabe, und Theorie wird durch Praxis beseitigt.

Ein Russe, dem ich die Unmenschlichkeit der Behandlung vorstellte, welche man die Sklaven erleiden läßt, entgegnete nicht ohne Recht, das gesittete England habe lange geschwankt, bevor es in diesem Betrachte sich entschlossen, und das freie Amerika benehme sich grausamer gegen seine Sklaven,

als Rom gegen die seinigen, und als Sparta gegen seine Floten.

Erörtern wir die russische Gesellschaft in allen ihren Theilen. Ueber dem Sklaven befindet sich eine ziemlich starke Mittelklasse, die der Adels-Bauern. Hier, wie in fast allem, was die russischen Sitten betrifft, hat Praxis die Irrthümer, oder vielmehr die Verbrechen der Theorie verbessert. Wenn gesellschaftliche Anstalten so schlecht sind, daß ihre Narrheit oder ihre Abgeschmacktheit das Dasein der Gesellschaft selbst aufs Spiel stellt, sendet Gott immer als Gegengewicht die Nothwendigkeit.

Der zu Grund und Boden gehörige Leibeigene, woraus die große Masse der russischen Nation besteht, ohne Handelsfreiheit, ohne freiwilliges Wollen, wäre das elendeste aller Wesen, ohne jene Rückleitung, die den schrecklichsten Despotismus der Milde, die ausgelassenste Anarchie dem Despotismus sich zuneigen läßt. Die Herren sind gezwungen, durch furchtbare Beispiele, die Gesetze in Verfall gerathen zu lassen, welche ihnen unumschränktes Recht über Leben und Sitten ihrer Leibeigenen zugestehn.

Diese Leute, die ohne Erlaubniß sich weder verheirathen, noch ihr Gehöft verlassen, noch ihren Aufenthaltsort verändern können, halten sich nicht für besonders unglücklich, während uns Europäer ihr Glück empören, während wir die Milde, womit ihre Eigenthümer sie behandeln, als eine Beschimpfung betrachten würden.

Die Kronbauern stehen eine Stufe über den Leibeigenen. Wie diese letzten zahlen sie einen Obrock,

oder Lehnstribut, wodurch bewiesen wird, daß ihr Zustand das Ergebniß einer in frühern Zeiten vollbrachten Eroberung ist. Dieser Obrock gehört jedoch dem Zaar selbst, und nicht einem Gutsherrn. Er ist also nur eine Abgabe. Auch werden die von den Kronbauern bewohnten Dörfer von einem Beamten aus ihrer Mitte verwaltet, so daß sie wirkliche Gemeinden bilden, die über kurz oder lang ihre Freiheit erlangen werden.

Wenn der Kaiser seine Bauern in Masse nach einer andern Gegend versetzen will, hat er das Recht, eine solche Kolonie-Auswanderung zu gebieten. Sagen muß ich noch, daß, nachdem ich viele Hütten besucht, und theils bei Kron-, theils bei Adelsbauern mich aufgehalten, ich nicht die mindeste Verschiedenheit zwischen ihrer Lage und jener der europäischen Bauern bemerkt. Sie sind im Allgemeinen arm, interessirt und mit Arbeit überhäuft. Aber man frage den Landbewohner in der Umgegend von Florenz, oder den in der Picardie, ob er viel Zeit übrig hat?

Die vierte Klasse, immer mehr gegen den Gipfel der Gesellschaft sich erhebend, der von des Selbstherrschers „Vereinzelung" eingenommen wird, begreift Bürger und Handwerker jeder Art. Wenn die letzten, Leibeigene oder nicht, eine hinlängliche Summe haben, um ein Gewerbe treiben und sich niederlassen zu können, machen sie deshalb ihre Erklärung, und stellen sich in die folgende Kategorie, in die der Krämer.

Mit einem Kapital von 300 Rubeln kann man in dem Bezirk, wozu man gehört, Kleinhandel treiben. 2000 Rubel geben das Recht, Handel in des Rei-

ches ganzer Ausdehnung zu führen. 50,000 Rubel sind erforderlich, um Fabriken anzulegen, und Waaren ein- oder auszuführen. Diese drei kaufmännischen Klassen oder Zünfte zahlen der Regierung eine jährliche Abgabe von 4¾ Prozent des erklärten Kapitals, nebst ihrem persönlichen Obrock.

Wenn solche Leibeigene reich werden, erkaufen sie ihre Freiheit, doch weigert sich manchmal ihr Herr, sie ihnen zuzugestehen, und der reiche Mann, dessen Kutsche uns bespritzt, dessen Rosse vor uns stampfen, ist ein leibeigener Bauer, der mehr Geld ausgibt, als sein Eigenthümer im Vermögen hat, und der alles besitzt, ausgenommen sich selbst.

Eine so üble gesellschaftliche Einrichtung hat in den unteren Ständen die Gewohnheit empörender Unredlichkeit verbreitet. In den höhern Klassen bemerkt man dasselbe Gemisch von Sitten, Karaktern, Lastern und Tugenden, wie in dem übrigen Europa. Im Allgemeinen aber, in dem Maße, als die gesellschaftliche Lage der Russen höher ist, scheint Ehrgefühl bei ihnen mehr entwickelt. Schande und Verworfenheit erzeugen keine Tugend.

Ich habe mir oft das Vergnügen gegeben, in einen Laden zu treten, um einen Gegenstand von geringem Werth zu markten und die tausend Spitzfindigkeiten zu beobachten, deren der Krämer sich bedient, um des Gegenstandes anscheinenden Werth zu verdoppeln.

Auffallend genug, wenn ich nachher die Ehrlichkeit desselben Betrügers auf die Probe stellte, und wie aus Versehen meinen Geldbeutel, oder einige Silberstücke, auf dem Zahltische liegen ließ, erman-

gelte er nie, mir nachzulaufen und sie mir zurückzugeben.

Nachdem er alle Hilfsmittel seines Gewerbes erschöpft, um mich um einen Rubel zu übervortheilen, verwarf er den Gewinn von 10 Rubel, die ihn nichts gekostet haben würden. Man möchte sagen, das Vergnügen andere zu prellen, sei für etwas in den betrügerischen Gewohnheiten dieser Leute, die weniger Vergnügen finden im Gewinn, als in der Anwendbarmachung ihres Talents. Darum auch besteht bei ihnen ein so großer Unterschied zwischen der Bedeutung des Wortes prellen und jener des Wortes stehlen, fast gleichbedeutende Schattirung, die von strengen Sittenrichtern nicht angenommen werden dürfte.

Im Uebrigen sind die russischen Kaufladen beinahe eben so wohl versorgt, als in den meisten Städten Europa's. In Memel, in der letzten Stadt, welche die gesittete von der moskowitischen Welt scheidet, hatte man mich benachrichtigt, daß es in der Zaarenstadt an allen den überflüssigen Nothwendigkeiten gebreche, welche wir „Comfort" nennen, und ohne die wir nicht leben können. Ich besorgte durch diesen Gesittungszustand meine Reinlichkeit, wie alle die Halbtugenden vernachlässigen zu müssen, die, wenn sie uns nicht geradewegs ins Paradies führen, uns wenigstens die „von Gott uns veranstaltete irdische Hölle" erträglich machen...

Wie, struppiges Haar, grinsende Stiefeln, übel verfertigte Strümpfe und keine Handschuhe .... welch Leben für einen Engländer! Ich sah mich angenehm enttäuscht, und konnte nicht umhin, dem

Oberst Paul Monchanow mein Erstaunen zu bezeugen, über die Laden mit allen den unumgänglich nothwendigen Kleinigkeiten angefüllt, welche der britische Dandy geschaffen hat, um den alltäglichen Haufen zur Verzweiflung zu bringen, und sich auszuzeichnen unter den „denkenden Thieren," die des Erdballs Oberfläche bevölkern.

„In der That," entgegnete der Oberst, der, ich weiß nicht wo, genug Wissen und positive Kenntnisse erlangt, um vielen Professoren Schande zu machen, „wir sind eine junge Nation, und sie erwarteten das nicht von uns. Aber wissen sie nicht, daß unser eigenthümliches Genie Nachahmung ist? Sich anzuschmiegen, nachzugeben, zu kopiren: da haben sie den Slaven. Jener Mensch, betrachtet wie ein Wilder aus dem Walde, mit Aufmerksamkeit begabt, von geschmeidigen Organen begünstigt, bedarf nur eines Musters, um in kurzer Zeit die Früchte der feinsten Gesittung nachzubilden.

„Auf der Akademie der Künste in Petersburg sieht man eine schöne Büste der Kaiserin Katharina II und bewundert sie: vollkommene Aehnlichkeit, schöner Ausdruck des Hauptes, edle, natürliche Haltung. Der Marmorblock dessen der Künstler sich bedient, lag am Flußgestade. Ein armer Mugik, oder Sklave, begann ihn ohne irgend eine Vorkenntniß mit seinem Beil zu behauen. Wie er die Monarchin in ihren Bildsäulen und Gemälden gesehen, so bemühete er sich, sie darzustellen.

„Sei es schöpferische Eigenschaft, Kunstinstinkt, oder bloße Nachahmungs-Leichtigkeit; ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß das moskowitische

Volk, welches jetzt der alleinige großartige Ausdruck der slavischen Nationalität genannt werden kann, durchaus nachahmend ist.

„Sie wissen, daß die Slaven, ursprünglich Hirten, immer umherirrend, oft im Kampfe mit benachbarten Völkern, in den zahlreichen Zersplitterungen ihrer Rasse einfache Sittenmilde, flüssige Sprachzierlichkeit und eine überraschende Geschicklichkeit bewahrt haben, den andern gesitteten Völkern sich anzuneigen.

„Einige Werste von Moskau ist das Land mit Hütten bedeckt, die von arbeitenden Mugiken bewohnt werden. Man sieht sie an ihren Fenstern, hinter dem rollenden, pfeifenden, schreienden Werkstuhl sitzen, der gestickten und broschirten Sammet, oder Seidenzeuge nach den neuesten und reichsten Mustern erzeugt. Kaum kommt ein solches Stück von Lyon oder Manchester an, so bemächtigt sich der Russe desselben, und schwer möchte man das Muster unterscheiden von der Nachahmung.

„Bei alledem ist er nicht schöpferisch, und gibt sich in diesem Betrachte keine Mühe. Geschmeidigkeit, Geduld, Geschicklichkeit, Feinheit, Beharrlichkeit, alle diese Eigenschaften haben die Russen noch nicht bis zur Erfindung erhoben. Vielleicht hat ihre gesellschaftliche Lage auch dazu beigetragen. Sie haben Muth gezeigt im Kriege, doch nur einen der Mannszucht unterworfenen, einen passiven Muth. Die freie Kühnheit der Einbildungskraft hat ihnen noch nicht neue Schöpfungen eingegeben, die von andern Völkern nachgeahmt werden.

„Von der Wiege an modelliren wir uns nach

Europa. Sind wir Adelige, so ist unsere Kinderwärterin eine Engländerinn, und wir stammeln englisch. Unser Erzieher ist ein Franzos, weil man bei Hofe französisch spricht. Wir reden es geläufig im achtzehnten Jahre. Unsere diplomatischen Sendungen erfordern, daß wir deutsch lernen, und wir werden nicht dreißig Jahre alt, ohne daß das Italienische, die Mundart, welche wir vor allen übrigen lieben, den Kursus unserer Sprachkunde vollständig mache.

„Wir ahmen nicht allein die Gesittung nach, sondern auch die Barbarei. Die Tartaren hatten vor einigen Jahren noch das Monopol eines sehr kostbaren, für das Auge angenehmen und warmem Stoffes, der Sammet zu sein scheint. Unsere Mugiken, die gering leben, verfertigen ihn jetzt zu billigern Preisen als die Tartaren, weshalb diese genöthigt sind, ihn nun von Mitbewerbern zu kaufen, welche ihnen diese Gewerbthätigkeit entrissen haben. Die Arschine (2 Fuß 4 Zoll) dieses Stoffes, kostet 2 Rubel oder 21 Schillinge (12 fl. 36 kr.). (?) —

„Eben so haben wir den Polen in Betreff der Wollenstoffe (Tücher) die Oberhand abgewonnen. Die theuersten, die jetzt für 32 Rubel die Arschine verkauft werden (?), sind sehr schön, doch taugen unsere braunen Farben nichts, und werden röthlich.

„Ehemals bezogen wir die Wolle vom Auslande, und die Märkte, welche sie uns lieferten, waren mehrere tausend Werste von uns entfernt. Wir haben dem allem eine andere Wendung gegeben. Unser Tuchhandel mit China ist jetzt in sehr gedeihlichem Zustande, und, von den Gestaden der Ostsee bis zur

großen Mauer des Reiches der Mitte, haben wir die Merinos akklimatirt.

„Diese große Eroberung verdanken wir einem Briten, Kempten Harwey, Bruder des Professors Harwey, bei der Universität zu Moskau, der im Herbst 1829 sechshundert Merinos aus Sachsen verschrieb, um sie nach Irkutsk zu schicken. Das von ihm gegebene Beispiel erregte Aufsehen. Bald bildete sich eine Gesellschaft, die unter dem Schutze des Statthalters von Sibirien, Zeidler, eine Kolonie von vierhundert Merinos in Mitte des asiatischen Rußlands versetzte. Bevor sie dahin gelangte, brauchte sie vier Jahre. Nach Irkutks, Minusinsk und Werkniudinsk gebracht, schienen die Schaafe sich wohl zu befinden, und ihre Wolle verschlechterte sich nicht durch den Uralschnee. Die lange Wolle der ersten Generation kann der schönsten englischen zur Seite gestellt werden. Die Gesellschaft hatte 1834 bereits 614 Merinos reiner Rasse und 2904 von durchkreuzter. Der Kaiser hat vierzig Aktien genommen, jede von 225 Rubeln, um dies Unternehmen zu unterstützen.

„Es scheint mir, daß für Barbaren solche Nachahmung der gesitteten Gewerbthätigkeit nicht so gar übel ist. Unsere Fabrikanten des Runkelrüben-Zuckers sind nicht so glücklich gewesen; ich weiß nicht weßhalb. Der Ertrag ist sehr schön, und die russische Runkelrübe gibt zehn Prozent Sirop mehr, als die in Frankreich. Ein neues Unternehmen hat sich gebildet auf den Trümmern des vorangegangenen, und bereits verkauft es seinen Zucker um drei Rubel wohlfeiler das Pud (40 Pfund), als den Antillen-Zucker.

„In verschiedenen Gewerbthätigkeitszweigen hat Rußland noch große Fortschritte zu machen. Unser gewöhnliches irdenes Geschirr ist sehr schlecht. Alles Gußeisen kommt aus England. Unsere Messerschmiedwaare taugt wenig oder nichts. Unser Stahl ist übel gehärtet. Man kann tausend schlechte Federmesser für zwanzig Rubel kaufen, das Stück davon für einen halben Rubel wieder losschlagen, und einen Vortheil von 2400 Prozent sich zusichern.

„Der Kleinhandel gewinnt dabei; aber die National-Industrie geht zurück. Unser feinstes Porzellan kann beinahe dem von Sevres an die Seite gestellt werden. Unsere Kastorhüte, die nicht von Biber, sondern von Hasenhaaren gemacht werden, sind vortrefflich, und unsere Seidenhüte sind leichter und besser, als die von London, obgleich sie um die Hälfte wohlfeiler zu stehen kommen.“

Ich begleitete diesen, von einzelnen Umständen, welche nur wenige europäische Offiziere wissen würden, so gut unterrichteten Oberst, auf mehrern Ausflügen in der Umgebung von Moskau.

Die Dörfer haben große Aehnlichkeit mit denen in Schottland, ausgenommen, daß die letztern viel schmutziger und unregelmäßiger sind. Wir haben in Schottland viel mehr Kinder die schreien, Schweine die herumrasen, und Hunde, die hinter aufgehäuften Misthaufen bellen. Freilich sind die Russen Barbaren.

Der Bauer ist sehr einfach, doch warm gekleidet, und seine physische Lage scheint der des französischen und englischen Landmannes durchaus ähnlich. Sein

Ton ist selbst vertraulicher, als der unserer Ackerbauren.

Er bietet uns ein Stück schwarzes Brod und eine Schüssel Rahm, oder eine mit geronnener, etwas süßlicher Milch gefüllte dar; ein sehr angenehmes Gericht. Will der Bauer uns eine besonders hohe Achtung bezeigen, so kredenzt er uns ein Glas Quaß, ein säuerliches Dünnbier, das man an allen Tischen trinkt. Er verlangt dafür keine Bezahlung. Gibt man ihm Geld, so erlaubt ihm seine Unterwürfigkeit nicht, weder sich beleidigt zu halten, noch das dargebotene Geschenk abzulehnen.

In einiger Entfernung von Moskau sind die berühmten Gärten Zaaritzena, der Einwohner Lieblings-Spaziergang, den elisäischen Feldern in Paris nicht unähnlich. Fürst Potemkin lies sie anlegen, um sie der Kaiserin Katharina als Huldigung dargubieten. Sie sind jetzt der Bevölkerung der großen Stadt zu ihrer Zerstreuung überlassen. *)

Es ist merkwürdig und beachtenswerth genug, diesen wie sein Erbauer, so seltsamen und launischen Palast, diese zierlichen Kiosken, mit Moos bedeckt, diese schwankenden und verstümmelten Bildsäulen, diese zertrümmerten Dachstühle, diese zerfallenden italienischen Baustyl-Fantasien zu sehen und die, mit einer gewissen Mäßigung sich vergnügende Bevölkerung der großen Stadt, die unter den schattigen

*) Gärten und Schloß Zaaritzena sind zehn Werften (zwei und eine halbe Stunden) von Moskau entfernt. Sie wurden 1775 angelegt. Man hat von hieraus eine der prachtvollsten Aussichten gegen Moskau. Der Boden gehörte ehemals den Fürsten Kantimir.

Bäumen umherwandelt, welche jene Halbruinen umschließen.

Das früher von den Aufsehern hart mitgenommene Gehölz befindet sich jetzt in ziemlich gutem Zustande, und bedeckt einen weiten Raum, der in sich einen hübschen See und mehrere Zufälligkeiten des Bodens umschließt. Zahlreiche Lusthäuschen erheben sich in geringer Entfernung von einander. Alle sind mit Stühlen und Tischen versehen. Die Bürger von Moskau halten hier ihre Spaziergangs-Mahlzeiten. Der Thee siedet in ehrnen Gefäßen. Pasteten und Geflügel werden den von Dienern getragenen Körben entnommen. Nicht selten hört man hübsche Liebhaber-Konzerte, und spaziert man im Sommer, wo oft während der Nacht das Gehölz eben so belebt ist wie am Tage, in den Gärten Zaaritzena, so vernimmt man nichts als Gesänge und Gelächter, nichts als fröhliches Geschwätz und Gezischel, das zwischen den Bäumen oder aus den erleuchteten Lusthäuschen hervorschallt, die von einzelnen Familien zu Speisesälen gemacht worden.

Die Nachkommen der Slaven, diese armen Wilden, müssen wohl ein lebendiges Gefühl des Eigenthums-Rechts und der Schicklichkeit haben, daß diese Häuschen, die jedermann zugänglich sind, die aber mit Schlössern versehen sind, um sie hinter sich verschließen zu können, nicht Bühnen skandalvoller Orgien werden. Man lege dergleichen Zerstreuungsorte in Nähe von Paris oder London an, und bald wird man sehen, welche Ergebnisse sich darbieten werden.

Nach einem monatlichen Aufenthalte in Moskau

verließ ich diese Stadt, fest überzeugt, daß man nicht ohne Ungerechtigkeit das russische Volk, diese neue, junge und täglich alte Nation: jung, durch ihre Gesittung, alt, durch die Nachahmung europäischer Sitten und den Sieg des Hofes über alte Sklaverei und wilde Feudalität, als barbarisch bezeichnen könne.

Die Sklaverei, ihr Ursprung und ihre Ergebnisse bei den Völkern des Alterthums und neuerer Zeiten.

Letzte Erörterung.

Bei den alten Deutschen wurde jeder verkauft als Sklave, der seine Schulden nicht bezahlen konnte. Die Gesellschaft war an Knechtschaft gewöhnt, und ein abstrakter Grundsatz, wie mächtig er auch sei, vermag der Sitten-Gewohnheit nicht zu widerstehen. Doch wurden die Sklaven menschlicher behandelt. Durch seine immer größere Verbreitung beschützte das Christenthum vorzüglich die noch in Knechtschaft schmachtenden Anhänger der neuen Lehre. Ihr Zustand verbesserte sich von Jahr zu Jahr, und bahnte den Weg zur Gründung der Gemeinden. Die Schwachen begaben sich unter den Schutz der Starken, und sehr viele Individuen machten sich zu Lehensleuten der Klöster.

Um das Jahr 1000 war die Lehens-Pflichtigkeit allgemein in Europa, und große Städte waren nur von einer neuen Sklaven-Gattung bevölkert. Sie

schied sich in mehrere Klassen. Die eine erhielt Wohnung und Lebensmittel von ihrem Herrn; die andere zog unter seiner Fahne zu Felde; die meisten waren gefesselt an dem von ihnen bebaueten Boden, wovon sie einen Theil, in den ihnen zugestandenen Augenblicken, für sich selbst kultiviren konnten. Man schied sie in Leibeigene, Lehens-Pflichtige, halbe Lehens-Pflichtige und Lidigleute, die von dem ihnen überlassenen Grundstücke gewisse Abgaben zu entrichten hatten.

Die deutsche Einrichtung, wonach der Waffen-Gefährte, frei wie sein Anführer und ihm gleich, des Schutzes wegen ihm diente, den er von den Mächtigern erwartete; diese Hierarchie der Dahingebung; dieser Austausch von Edelsinn, Tapferkeit und Treue; dieser Gehorsam, der Pflichten auferlegte, ohne herabzuwürdigen, und der verschiedene Stände bildete, ohne die Gleichheit zu vernichten, schmolz immer mehr in die Sitten über und nahm der Sklaverei ihre noch bestehende Härte.

Eine so mächtige Umgestaltung erzeugte allmählig die freien Städte in Deutschland, die Eidsgenossenschaft in der Schweiz und die kleinen Republiken in Italien; sie bildete die Staats-Umwälzungen aus in England, Nord-Amerika, Frankreich und in andern Ländern, indem sie Gleichheit unter den Menschen feststellte.

Zu den mächtigsten Hebeln dieser Neugestaltung gehört besonders der christliche Einfluß, der jedermann, zu welchem Stande er sich auch zählen mochte, die Möglichkeit darbot, Priester, Abt, Bischof, sogar Pabst zu werden. Vergessen darf man auch nicht

die Erhebung des weiblichen Geſchlechts, die durch das Chriſtenthum dem männlichen vollkommen gleichgeſtellt wurde, eben ſo wenig als jenen abenteuerlichen Geiſt, der allen überſchwemmenden Völkern eigenthümlich iſt, und der dem Beherrſchungs- und Beſtändigkeits-Geiſte zuwider war, welcher die Römer karakteriſirte.

Unſere Philoſophen haben die Feudalität zu ſtreng gerichtet. In Folge eines abgeſchmackten Widerſpruchs, der ſich nur durch Schulverblendung erklären läßt, hat man die Römer zu den Wolken erhoben, obgleich mehrere derſelben 20,000 Sklaven hatten, deren Leben unbedingt in ihrer Hand lag. Man hat dagegen als Unterdrücker den Oberherrn bezeichnet, der mit ſeinen Lehensleuten zur Meſſe ging, und ſie in den Krieg führte.

Bei den Römern fühlte ſich niemand verletzt durch Gewalt-Mißbrauch, weil er in Uebereinſtimmung ſtand mit dem geſellſchaftlichen Zuſtande. Bei den fränkiſchen und feudalen Rittern hatte er den Grundſatz der Geſellſchaft ſelbſt, das Chriſtenthum, gegen ſich. Deshalb auch wurde er zuſehends ſchwächer und erloſch ſtufenweis.

Gegen Ende des römiſchen Reiches war die Gewalt der Gebieter über ihre Sklaven ſo übertrieben, ſo unumſchränkt, ſo blutgierig geworden, daß die Kaiſer ſich genöthigt ſahen, durch beſtimmte Geſetze eine Barbarei zu mildern, welche des Staates Wohlergehen in ſeinen Grundfeſten erſchütterte.

Unter der Feudalität beſtand das Recht der Verfügung über Leben und Tod des Sklaven fort; doch machte man wenig Gebrauch davon. Oft erhielt der

Leibeigene die Erlaubniß, eine Entschädigung in klingendem Gelde zu entrichten, und den Boden zu seinem Vortheil zu bebauen. Dadurch wurde ein neuer Fortschritt bezeichnet. Im dreizehnten Jahrhundert mußte der Herr, der seinen Sklaven tödtete, eine Strafe bezahlen, die von Karl dem Großen erhöhet worden.

Durch solche langsame Verbesserung gelangte man der gänzlichen Abschaffung der Sklaverei immer näher, während sie an andern Orten sich erneuerte, und das gewissermaßen zur Knechtschaft bestimmte Asien einen Theil der alten Ungerechtigkeit im neuern Europa wieder erweckte. Der Handel Venedigs führte in diesem letzten die Gewohnheit ein, Neger-Sklaven zu haben, denen die Asiaten vor allen übrigen den Vorzug geben, und welche die Römer selbst am liebsten hatten.

Bei den am meisten katholischen und den südlichsten Völkern der Christenheit, hatte sich die Meinung festgestellt, daß jeder Heide Sklave zu sein verdiene. Die Kreuzzüge trugen das ihrige bei zur Verstärkung dieses Vorurtheils. Die unterdrückende und tirannische Beschaffenheit der menschlichen Seele, ihre anmaßliche Neigung verräth sich immer und überall. Sie beurkundet sich in allen Zeiträumen der Geschichte, und kämpft siegreich mit der fortschreitenden Gesittung unsers Geschlechts.

Die von Deutschen abstammenden Engländer wurden von Sachsen, welche aus derselben Wiege hervorgegangen, unterjocht. Alle Geschichtschreiber berichten, daß unter der Sieben-Regierung die drei Viertel der britischen Bevölkerung Sklaven waren.

Dieselbe Knechtschaft erneuerte sich unter Dänen und Normannen, mit dem alleinigen Unterschied, daß ein etwas heldenmüthiger Anstrich die normännische Barbarei milderte. Die erste Szene im Roman „Ivanhoe," von W. Scott, bietet ein ziemlich getreues Bild dar von dem sächsischen Leibeigenen jener alten Zeit. Die meisten unbemittelten Engländer verkauften ihre Kinder an Irländer, von denen sie als Sklaven behandelt, und größtentheils zum Ackerbau gebraucht wurden. Unter Heinrich II erklärte eine irländische Synode, daß solch ein Handel nicht mehr geduldet werden solle. England hat sich dafür gerächt.

„Der irischen Küste gegenüber," sagt der alte Kroniken-Schreiber Wilhelm von Malmesbury, „ist eine englische Stadt, Bristol genannt, deren Hafen oft ein sonderbares und trauriges Schauspiel gewährt. Wenn die Einwohner in ganz England eine gewisse Menge Sklaven zusammengebracht, schiffen sie sich ein mit ihrer Waare, und gehen nach Irland unter Segel. Sie verkaufen ihre eigenen Söhne; entsetzliche Verruchtheit. Aneinander befestigt mit Ketten und Stricken, erharren Kinder und Frauen, in der ganzen Frische der Jugend und Schönheit, weinend ihre Käufer. Solche Barbarei, deren ein Heide sich schämen würde, ist noch bei Christen gebräuchlich."...

Die Küsten Irlands waren damals, was jetzt die von Guinea sind. Sklaverei ist also nicht eine Ausnahme, sondern ein ursprüngliches Uebel, das nothwendige Ergebniß der Barbarei bei allen Völkern.

Um Mitte des vierzehnten Jahrhunderts begann freie Arbeit festen Fuß zu fassen. Bald bemüheten sich die Könige, ihre Lehensleute in Vertheidiger ihrer Thronen zu verwandeln, und sie den drohenden Heerhaufen der kleinern Oberherren entgegenzustellen; bald beschleunigten diese letzten selbst, sei es aus Nichtachtung ihrer persönlichen Vortheile, oder aus Edelmuth, die allgemeine Freilassung.

Die Predigten der Geistlichkeit setzten des Christenthums Werk fort. Einige Reformatoren, Wiklef unter andern, wendeten sich an die untern Stände und sprachen laut von Freiheit.

Die großen Grund-Eigenthümer bemerkten bald, wie es vortheilhafter für sie sei, von ihren Lehens-Pflichtigen sich Abgaben entrichten zu lassen, als sie zu unmittelbarer Arbeit anzuhalten. Aus allen diesen Ursachen entstand eine Masse Gewohnheiten, welche die Begründung der Gemeinden, und ihre endliche Befreiung veranlaßten.

Indessen war dieser Fortschritt nicht regelmäßig. In dem früher gesitteten Italien verminderte sich die Sklaverei im zwölften Jahrhundert, und gerieth im fünfzehnten gänzlich in Verfall. In Deutschland waren die meisten Bauern schon vor Ende des dreizehnten Jahrhunderts frei geworden. Ludwig X, König von Frankreich, erklärte 1315 alle Sklaven seiner Domänen frei.

Solche Umgestaltung war jedoch nur langsam von statten gegangen, und hatte mehr durch die Sitten, als durch Gesetze sich Eingang verschafft. Ueberall waren von dem alten Zustande noch Spuren übrig, und erst die Staats-Umwälzung von 1789 verwischte

sie vollkommen. Um dieselbe Zeit, doch ohne gewaltsame Aufregung, verschwanden fast alle ähnlichen Ueberbleibsel auch in den andern Ländern Europas. Die Knechtschaft wurde im Königreich Preußen zu Ende des Jahres 1739 abgeschafft. 1783 verschwand sie aus Böhmen und Mähren und 1785 aus den badischen Ländern.

Alle Sprachen, alle Gebräuche in Europa, bewahren demungeachtet mehrere auffallende Anzeichen der alten asiatischen Knechtschaft, der byzantinischen Etikette, der deutschen Feudalität und der Lehens-Pflichtigkeit.

Der „gehorsame," oder „treugehorsame Diener" rührt aus der Feudalzeit her. Das Wort Herr, gleichbedeutend mit Gebieter, beurkundet die alte Unterwürfigkeit, die schon in der syrischen Begrüßung Rabbi (Meister) sich zeigt. Die Bezeichnung „Meierei" deutet den Uebergangs-Zustand an, der die Halbfreiheit der Sklaven veranlaßte, und zur Hälfte den Boden-Ertrag zwischen dem Leibeigenen und dem Eigenthümer theilte. Hoheit, Majestät, ꝛc. sind einzelne Splitter der byzantinischen Etikette. So bewahrt die Sprache der Völker noch lange einige Ueberreste der Geschichte, wenn gleich die Umstände, wovon sie herrühren, längst verschollen sind. —

Die verschiedenen Völker Europas bewachten sich bald gegenseitig mit eifersüchtigen Augen, und das Gleichgewicht stellte sich zwischen ihnen fest. Keine Rasse, wie mächtig sie auch sein mochte, befand sich, den andern Rassen gegenüber, in jenem beherrschen-

den Zustande, welcher nothwendigerweise Sklaverei nach sich zieht.

Die Entdeckung der neuen Welt veränderte solchen Bestand der Dinge. Die Völker, welche sie bewohnten, zuerst durch Waffen-Gewalt unterworfen, sodann ihres Vaterlandes beraubt, erlitten das unvermeidliche Joch einer mehr ausgebildeten Gesittung, welche sie weder begreifen, noch zurückstoßen, noch theilen konnten.

Die Peruaner und Mexikaner wurden von den Spaniern behandelt, wie die Slaven von den Tataren, und wie die Chinesen von den Mogolen. Jene schwachen und entarteten Völker verloren sogar die zum Landbau, wie zur Bergwerk-Ausbeutung erforderliche Thatkraft, und die Habgier ihrer Gebieter sah sich getäuscht.

Sie mußten sich andere Sklaven verschaffen. Afrika bot sie ihnen dar. In diesem letzten Erdtheile ist die Gesellschaft nie dem Zustande vollkommener Barbarei entgangen. Alle Gefangene, erbeutet in den immerwährenden Kämpfen der dortigen kleinen Könige, werden Sklaven. Die Portugiesen kauften einige dieser menschlichen Saumthiere und versetzten sie in ihre Kolonien: das war des Sklavenhandels Anfang. Er schreibt sich aus dem fünfzehnten Jahrhundert her, folglich grade aus dem Zeitpunkte, wo die Sklaverei in der alten Welt zu Grabe getragen wurde.

Der verschmitzte und grausame Vorwand, welcher die Neger als zu einer andern Rasse gehörig, als Mitglieder einer „verfluchten" Familie darstellte, die den Weißen tief untergeordnet und von der Natur

bestimmt sei, ihr zu dienen, wurde allgemein angenommen.

Der berühmte Bischof Las Cases vertheidigte nur darum die Peruaner, um die Neger anzugreifen und den Fürsten zu rathen, dieser letzten sich zu bedienen, zur Schonung ihrer amerikanischen Unterthanen. Diese waren schwächlich; die Neger dagegen waren kraftvoll und stark. Der Gebieter Habsucht lies einen solchen Vorschlag sich wohl gefallen, und nahm ihn mit Eifer an, weil ihr Vortheil dadurch befördert wurde.

Ferdinand, König von Spanien, lies 1511 eine große Menge in Afrika gekaufter Sklaven nach seinen Besitzungen in der neuen Welt versetzen. Ein Niederländer erhielt 1516 von Karl V das Recht, jährlich 4000 Neger-Sklaven nach Westindien zu bringen.

So wurden die Spanier die Römer des Mittelalters und der neuern Zeit. Sie schätzten nur Krieg, und überließen andern Handel und Gewerbthätigkeit. Das System der Sklaverei war für sie vollkommen entsprechend. Es stand in Uebereinstimmung mit der von warmen Himmelsstrichen begünstigten Trägheit.

Der Sklaven-Handel gewann schnell eine ungeheure Ausdehnung. Der obengedachte Niederländer trat um 25,000 Dukaten sein Privilegium einem Genuesen ab, der den Verkehr auf eine regelmäßige Weise einrichtete. In dem Zeitraum von 300 Jahren wurden mehr als vierzig Millionen Neger ihrer Heimath entrissen, zur Bearbeitung der Kolonien verkauft, und nach verschiedenen Gegenden versetzt. —

Regelmäßig kamen davon 20 von jedem Hundert auf der Ueberfahrt um, und solche fortwährende Ermordung erweckte nicht die mindesten Skrupel. Der Handel war erlaubt, gutgeheißen, von allen Nationen gebilligt. Der Hautfarbe Verschiedenheit schien hinlängliche Rechtfertigung für die Weißen, denen die Natur, allein durch ihre Farbe, das Recht gegeben zu haben schien, willkürlich über die Schwarzen zu verfügen.

Niemand fand daran das geringste auszusetzen. Die Konkurrenz war vielmehr äusserst lebhaft. Jeder bemühete sich, einen so vortheilhaften Verkehr sich allein zuzuwenden, und von 1562 nahmen die Engländer daran lebhaften Antheil. Sir John Hawkins bewerkstelligte eine Landung auf Guinea, bemächtigte sich etwa hundert Unglücklicher, brachte sie mit Gewalt in sein Schiff, das den Namen „Jesus“ führte, und versetzte sie nach St. Domingo, damals noch Hispaniola genannt.

Unermeßliche Vortheile boten sich den britischen Handelsleuten dar. Ihre Thätigkeit beutete sie aus. Jakob I gestand einer Gesellschaft das ausschließliche Recht des Sklavenhandels zu. Ihr Monopol wurde unter Karl I und Karl II erneuert, dem allgemeinen Einspruch des Handelstandes ungeachtet, der behauptete, „daß die von diesem Gewerbthätigkeits-Zweige dargebotenen Vortheile nicht einer besondern Klasse vorbehalten werden dürften, sondern allgemein sein müßten.“

Das Monopol wurde 1698 vernichtet. Durch einen Vertrag (Asiento genannt) verpflichtete sich Spanien, den Briten das Recht zuzugestehen · Jamaika mit

Sklaven zu versorgen. Durch den Frieden von Utrecht, im J. 1713, wurde England das Privilegium zugesichert, jährlich 4800 Neger-Sklaven in den Kolonien einzuführen.

Vor Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Sklavenhandel beinahe ganz in den Händen der Briten. 150 bis 200 Fahrzeuge wurden zur Ueberschiffung der in Afrika gekauften Unglücklichen verwendet. Bis 1797 hatten die Sklaven-Händler mehr als 40,00 Neger jährlich ihrer Heimath entrissen. Die Zahl vermehrte sich seitdem noch, und stieg gewöhnlich bis auf 55,000, in gewissen Jahren selbst bis auf 74,000 Individuen.

Die eifrigsten Mitbewerber der Briten in diesem verruchten Verkehr, waren die Holländer, die ihrerseits jahraus jahrein 10,000 Neger an der afrikanischen Küste aufkauften, und nach Amerika brachten. Nach ihnen kamen Spanier und Portugiesen, endlich Franzosen, die jedoch immer den wenigsten Antheil an dem Sklavenhandel nahmen.

Die Arbeiter in allen europäischen Kolonien waren Neger-Sklaven. Ein holländisches Schiff brachte 1620 die ersten Neger, welche den Boden Nordamerika's betraten, nach der kaum gegründeten Stadt Jame's-Town, in Virginia. Maryland erhielt 1671 ebenfalls eine Sendung schwarzer Sklaven, und begünstigte ihre Einbringung durch ein besonderes Statut. In demselben Jahre wurde durch einige aus Barbados gekommene Einwanderer das Sklaverei-System ebenfalls in beiden Karolina's eingeführt, und vom Mutterlande kräftig unterstützt, weil man dadurch den Landbau zu befördern ver-

meinte. Man hatte noch nicht die Erfahrung gemacht, daß die Arbeit von Sklaven-Händen kaum halb so viel werth ist, als die von freien Menschen.

So wurde in Nordamerika der erste Keim des Uebels gelegt, das jetzt seine freisinnigen Anstalten bedrohet. Es stand wenig in Uebereinstimmung mit den patriarchalischen Sitten seiner Bewohner. Die Quäcker oder Brüder, von denen der Grund zur Bevölkerung Pensylvanias gelegt worden, verwünschten es zuerst, weil ihr religiöser Glaube auf der Menschen Gleichheit beruhete.

Von ihren Grundsätzen durchdrungen, ging von den nordischen Staaten der Union bereits 1783 das Zeichen zur Abschaffung der Sklaverei aus. Wilberforce unterstützte ihr Streben. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, und persönlicher Vortheil, der mächtigste aller Hebel, nöthigte die Gewissen zum Schweigen.

Schon hatte England 1772 einen Schritt zur Freierklärung der Neger-Sklaven gethan. Ein Schwarzer aus Virginia, Namens Jakob Sommersett, hatte seinen Herrn nach England begleitet. Als dieser ihn nun mit sich nach Jamaika nehmen wollte, um dort ihn zu verkaufen, bestimmte ein von Lord Mansfield veranlaßter gerichtlicher Entscheid, daß es in England keine Sklaven gebe, und daß Sommersett nicht mehr als solcher zu betrachten sei. „Der Fuß, welcher unsern Boden betritt, ist frei," rief bei dieser Gelegenheit der Dichter Cowper.

Der Zustand der Neger in den Kolonien blieb indessen immer derselbe. Das ganze Streben der

Regierung hatte bisher nur darauf hingezielt, die britischen Besitzungen mit Sklaven zu bevölkern, und solch Streben, wogegen die Kolonisten mehr als einmal sich erhoben, trug bald seine Früchte.

Die nördlichen Staaten hatten sich von jeher der Einführung der Sklaverei abgeneigt gezeigt, was unter andern bewiesen wird durch die Bittschrift von Virginia im Jahr 1733; die Verhandlungen der Gesetzgebung von 1699 bis 1778; die auf den Verkauf der Sklaven gelegten Abgaben; das endliche Verbot dieses Verkehrs; die nicht minder bestimmte Abneigung Pensylvaniens und Neu-Englands, und die große Milde, womit die Neger in Massachussets behandelt wurden, die, ohne die Sklaverei zu vernichten, ihre schroffe Ungerechtigkeit abgestellt, und durch ein Dienstboten-Verhältniß, ähnlich dem in andern gesitteten Ländern, ersetzt hatte.

Die mosaischen Gesetze bildeten die Grundlage der gesetzlichen Haupt-Verfügungen der in Nordamerika eingewanderten strengsten Kalviniſten. Sie machten sie nun auch anwendbar auf ihre Neger, indem sie denselben mehrere äusserst mildernde Bestimmungen beifügten. Um das Jahr 1745 war das Verhältniß der Schwarzen zu den Weißen in Massachussets, wie 1 zu 40. Vierzehn Jahre später befanden sich nur noch 2700 Sklaven in der ganzen Provinz, wovon 1200 der Grafschaft Suffolk zu gehörten.

Man sollte beinahe glauben, die amerikanische Scharfsicht habe die Gefahr vorausgesehen, welcher das zukünftige Geschick ihres Landes durch der Sklaverei Fortschritte ausgesetzt sein werde. Die Jahr-

bücher der Vereinstaaten enthalten eine Menge Maßregeln, deren Zweck war, sie theils zu schwächen, theils gänzlich auszurotten. Kapitän Smith, der 2 Neger von der Küste von Guinea entführt und nach Boston gebracht, wurde streng getadelt und mußte eine Geldstrafe zahlen; die beiden Schwarzen aber wurden nach Afrika zurückgeschickt.

Von 1701 bis 1710 erhoben sich die nördlichen Provinzen einstimmig gegen den Sklaven-Handel. Der Quäcker Anton Benezet verwendete sein ganzes Vermögen zur Loskaufung schwarzer Sklaven. Er verfaßte eine Menge Flugschriften, die in England erschienen, und wodurch er den abscheulichen Verkehr in seinen Grundfesten erschütterte.

Die beiden Statthalter Gage und Hutchinson bemüheten sich, so viel in ihren Kräften stand, das Streben der Quäcker zu lähmen. Als endlich die Kolonien der Oberherrlichkeit Englands sich entzogen, wurde die der Sklaverei entgegengesetzte Bewegung, die vom Norden ausging, bemerklicher als je zuvor. Oberst Bigelow, auf die Frage, ob er einen Sklaven verkaufen wolle? entgegnete: „Kann ich einen Menschen verkaufen, wenn ich die Freiheit mit den Waffen in der Hand vertheidige?“

Der Staat Massachussets erklärte in seiner Verfassung, daß alle Menschen unter einander gleich seien. Demzufolge wurde in ihm die Sklaverei abgeschafft. Es war dasselbe auch in Neu-Hampshire und in Konnektikut.

Die südlichen Staaten dagegen bewahrten ihre Sklaven, weil in denselben ihr hauptsächlichster Reich-

thum bestand, und als Nordamerika von 1783 bis 1788 seine kurz vorher eroberte Unabhängigkeit ordnete, bot sich ihm ein erstes Hinderniß dar in der entgegengesetzten Lage der Staaten, wo die Sklaverei noch fortbestand, und derjenigen, wo sie abgeschafft war.

Um dieselbe Zeit hatten die philosophischen Ideen ganz Europa aus seinem Schlummer wach gerüttelt. Montesquieu, J. J. Rousseau, Voltaire, Filangieri, Raynal, Jovellanos, Bernhardin von Saint-Pierre, Wilberforce, Burke, Cowper, Pitt, Chathams Sohn, hatten auf allen Punkten unsers Festlandes die Lärmglocke gegen den Sklaven-Handel angezogen.

Thomas Clarkdon, obgleich weniger berühmt als die eben Genannten, hatte sein ganzes Vermögen und seine ganze Zeit auf Verbreitung der Lehrsätze der Universal-Freiheit und ihres Sieges verwendet. Mehr als zwanzig Jahre waren erforderlich, bevor ausgezeichnete und geniereiche Männer, allen edelmüthigen Herzen zusprechend, ihr Unternehmen, das selbst jetzt noch nicht beendet ist, zur Gedeihlichkeit bringen konnten. Ihr alleiniger Gegner ist Habsucht, die, wenn auch übel verstanden, doch tiefgewurzelt und rücksichtslos ist.

Gegen die Sklaverei erheben sich anderseits nicht allein die Gesetze der Menschheit, sondern auch die des wohlverstandenen Interesses. Der Sklave treibt alles ohne Liebe zur Sache, weshalb seine Arbeit schlecht, umsichtslos ist. Zudem kostet er mehr als der freie Arbeiter. Wenn man ihn durch empfindliche Züchtigung zwingt, fleißig zu sein, wendet

er dennoch weder Sorgfalt noch Genauigkeit auf ſeine Verrichtungen.

Wenig iſt ihm an Fortſchritt oder Verbeſſerung gelegen. Er arbeitet mechaniſch fort, ohne ſich zu kümmern, ob ſein Ertrag gut oder übel gelingt. Statt ihn für eine gewiſſe Summe vorausbeſtimmter Arbeit zu entſchädigen, muß man ihn immer erhalten. Man muß ihn reichlich nähren, oder er wird ſchwach. Man muß ihn pflegen, oder man iſt der Gefahr ausgeſetzt, ihn zu verlieren. Man muß ihn bei guter Geſundheit zu erhalten ſuchen, oder ſeine Hinfälligkeit gereicht ſeinem Herrn zum Schaden.

Als Kind verurſacht er Koſten, ohne den geringſten Nutzen zu gewähren. In ſeinem Alter iſt er eine durchaus nutzloſe Laſt. Seine Arbeit iſt ohne Geſchmack, ohne Antrieb, ohne Nacheiferung, ohne Hoffnung wie ohne Vermögen. Er lebt von heut auf morgen, träg und unzüchtig wie ein Thier. Ochs und Pferd, die gemeinſam mit ihm arbeiten, und die er in demſelben Maße mißhandelt, als er von ſeinem Gebieter mißhandelt wird, magern ab unter ſeinen Händen, und gewinnen nichts von jener inſtinktartigen Aufmerkſamkeit oder Abrichtung, welche der freie Ar beiter den ihman vertraueten Thieren mitzutheilen verſteht. Er ſchlägt und tödtet ſie, um ſich zu rächen.

Während der Anblick ſolcher zum thieriſchen Zuſtande herabgewürdigter Menſchen die Herzen der Gebieter verhärtet und entſittlichet, büßen dieſe letzten alle Früchte, alle Gedeihlichkeit ein, welche freie Gewerbthätigkeit ihnen gewähren könnte. Man muß ſehen in Columella, in welchem ſchmachtenden Zu-

ſtande Künſte und Ackerbau unter den Römern, ſeit Annahme der Sklaverei, ſich befanden.

Die mechaniſchen und freien Künſte erheiſchen ununterbrochene Aufmerkſamkeit, lebendige Theilnahme, beharrliche Umſicht. Man überlies ſie der Hefe des Menſchen-Geſchlechts und ſorgte dafür, daß dieſe Hefe in vollkommener Verſumpfung ausarte. Darum ſehe man auch, was aus den Fabriken geworden, ſeit freie Arbeit derſelben ſich bemächtigt. . .

Anderſeits hat Afrika auch den rückprallenden Schlag verſpürt. Die barbariſchen Könige dieſes Feſtlandes ſind nur darauf bedacht geweſen, Sklaven zu machen, um ſie zu verkaufen, und wenn ſie im Kriege nicht glücklich geweſen, haben ſie ihre eigenen Unterthanen feilgeboten. Väter haben ſogar ihre Kinder zu Markte gebracht, oder Söhne ihre Erzeuger, um ſie gegen einige Silberſtücke den Sklaven-Händlern zu überantworten. Seeräuber haben die afrikaniſchen Küſten überfallen, um einiger Neger ſich zu bemächtigen, welche ſie mit Vortheil abſetzen zu können gewiß waren. Es gibt keine Abſcheulichkeit, keine Verleugnung alles Menſchen-Gefühls, keine Gewaltthätigkeit und kein Verbrechen irgend einer Art, das der Sklavenhandel während drei Jahrhunderten auf der Erde ganzer Oberfläche nicht befördert hätte.

Niemand hat die amerikaniſche Demokratie, beſonders die Lage der Sklaven in den ſüdlichen Staaten, einer ſo gelehrten und ſo ſtrengen Erörterung unterzogen, als Tocqueville. Sein verdienſtvolles Werk, das ganz neuerdings ins Engliſche überſetzt worden, und das auch ins Deutſche übertragen zu

werden verdient, durchforscht bis in ihre verborgensten Tiefen die Wunde, welche Sklaverei dem freien Amerika beigebracht.

Ohne Familie, sonder Heimath und Vaterland, gehört der Sklave von Geburt an sich nicht selbst, sondern einem andern, der nach Gutdünken über ihn verfügen kann. Durch seine Farbe immer von der europäischen Gesittung zurückgestoßen, Körper und Seele unaufhörlich gebeugt vor seinem Gebieter, den er bewundert und haßt, seiner Hautfarbe, seiner äussern Bildung, seines ganzen materiellen Daseins sich schämend, kann der Neger in den Vereinstaaten nie zu einem gewissen Selbstgefühl gelangen, das ihn zu erheben im Stande wäre.

Es gibt jetzt noch über 2,300,000 Schwarze in der Union, wovon nur 320,000 Freigelassene, während alle übrigen noch in Sklaverei schmachten. Die ersten sind noch viel hinderlicher für die Weißen, als die letzten. Im Norden werden ihnen die Sitten um so abgeneigter, je günstiger die Gesetze ihnen sind. Wollte ein Neger seines Rechtes sich bedienen, und bei den Wahlen mitstimmen, oder auftreten, um Mitglied des Jury zu werden, würde man ihn ohne Zweifel auf der Stelle tödten. Das Vorurtheil der Rasse besteht selbst da noch fort, wo das Gesetz die gesellschaftlichen Ungleichheiten beseitigt hat.

Keine eheliche Verbindung zwischen einem Weißen und einer Schwarzen. In den südlichen Staaten können Negerinnen zur Ausschweifung sich hergeben. Man erlaubt ihnen das Laster; dagegen können sie niemals rechtmäßige Gattinnen von Weißen werden.

Unterdrückung iſt einerſeits in den Sitten, anderſeits in den Geſetzen.

Vergebens ſtellen die Provinzen, welche gleich von Anfang nur wenige Sklaven hatten, den andern Gegenden, wo die Sklaverei noch fortbeſteht, das Beiſpiel einer Gedeihlichkeit dar, welche in dieſen letzten unbekannt iſt. Alle Mühe, welche man ſich gegeben, zur Beſeitigung dieſer Plage, ſind fruchtlos geblieben.

Vergebens ſah man das von Sklaven kultivirte linke Ufer des Ohio, des Bodens Fruchtbarkeit ungeachtet, in einem kläglichen Zuſtande, während das rechte Ufer, nur von freien Arbeitern bebauet, alle Hilfsquellen einer raſch fortſchreitenden Geſittung darbot. Einerſeits träge Pflanzer, hochmüthige und rohe Ariſtokraten, nach Vergnügen und Aufregung haſchend; anderſeits kraftvolle Koloniſten, eifrig in ihrer Thätigkeit, Fabriken, Kanäle und Eiſenbahnen erbauend: zwei durch tiefeingreifende Verſchiedenheiten getrennte Menſchen-Raſſen, welche ihre entgegengeſetzten Karakter-Schattirungen dem Daſein oder dem Nichtdaſein der Knechtſchaft zuſchreiben müſſen. Der einmal in dem Boden niedergelegte Keim hat ſeine natürliche Entwickelung gewonnen.

In dem Maße, als der gegen die Sklaverei geſinnte Norden der Union mehr und mehr ſeine Neger von ſich ausſties, wendeten ſie ſich dem Süden zu, wo ſie, unter dem Wende-Kreiſe, immer mehr ſich aufhäuften. Es läßt ſich jetzt ſchon vorausſehen, daß der äuſſerſte mittägliche Theil der Vereinſtaaten Schauplatz der Kriſis werden wird, die Amerika noch zu erleiden hat.

Der freigewordene Neger hat keinen Platz, keine Hoffnung in der europäischen Gesellschaft. Er hält an nichts. Er hat keinen Herd, keinen Tempel, keine Familie. In Sklaverei befand er sich besser. Darum auch ist die Sterblichkeit unter den freien Schwarzen ausserordentlich stark. Von 1820 bis 1831 ist in Philadelphia ein Sklave auf 21 Freigelassene gestorben, und nur ein Weißer auf 42 dieser letzten.

Die schwarze Rasse verschwindet also immer mehr im Norden der Union; im Westen ist sie kaum bekannt. Dagegen konzentrirt sich die ganze Angelegenheit der Sklaverei unterm Wendekreise, wo der Weiße nur mit äusserster Mühe Baumwolle, Tabak und Zuckerrohr kultiviren kann, während der Neger vom Morgen bis zum Abend, unter der Glut der Mittags-Sonne, den angestrengtesten Arbeiten sich unterziehen kann, ohne dadurch an seiner Gesundheit zu leiden.

Seit 40 Jahren haben die Schwarzen in den südlichen Staaten in dem Verhältniß von 112 Prozent sich vermehrt, und die Weißen nur in dem von 80 Prozent. 1830 zählte man in den Staaten, wo die Sklaverei nicht mehr besteht, auf 6,565,434 Einwohner nur 120,520 Neger, und in den Staaten, wo man noch Sklaven hält, 2,208,102 Neger auf 8,960,814 Einwohner. Dies Verhältniß, das den Süden mit schwarzen Sklaven überladet, und sie im Norden vernichtet, ist unaufhörlich fortwährend und steigend.

Ein Kampf zwischen den Schwarzen und den Weißen in den südlichen Staaten ist unvermeidlich,

und ſeine Ergebniſſe laſſen ſich leicht vorausbeſtimmen. Die Neger, wie bedeutend ihre Menge auch ſei, werden unterligen und von jener ungeheuern Maſſe weißer Völker zermalmt werden, welche ſie umſchlingen, von den Geſtaden des atlantiſchen Meeres, bis zum Miſſuri, und von Virginia bis Kanada.

Zerreißt das Bundesband, ſo könnte ein ſolches Ereigniß den unabhängig gewordenen Negern vielleicht größeren Erfolg verſprechen. Die Verzweiflung, zu welcher dieſe Raſſe getrieben worden, könnte ihr vielleicht neue Kräfte leihen. Es wäre alsdann möglich, daß ein Negerreich am mexikaniſchen Meerbuſen entſtände. Tauſend unzuberechnende Zufälligkeiten können dagegen auch die Thatſachen umgeſtalten, welche ſolchen Problemen als Baſis dienen.

Wie dem auch ſei, bietet dennoch die Gewißheit einer bevorſtehenden Reibung, und der unvorherzuſehende Ausgang des Kampfes, der Einbildungskraft der Amerikaner als ein immer drohendes Entſetzen ſich dar.

Eine Geſellſchaft Menſchenfreunde hat ſich gebildet, um in Afrika, unter dem ſiebenten Grad nördlicher Breite, eine Kolonie, Liberia genannt, zu bilden, wovon die Weißen ausgeſchloſſen ſind, und wohin man alle Neger verſetzt, die man loskaufen kann. Dieſe Kolonie hat ihren Hauptort, Monrovia geheißen, ihre Gerichte, ihre freiſinnigen Anſtalten, ſogar ihre Zeitungen, die von Negern verfaßt und gedruckt werden *).

*) M. ſ. das Umſtändlichere über dieſe merkwürdige Kolonie in den frühern Jahrgängen der Bibliothek der neueſten Weltkunde.

Ist es nicht befremdend, zu sehen, wie Europäer, nachdem sie so viele Jahre verwendet, Neger von den Küsten Guinea's nach Westindien und Amerika zu versetzen, sie jetzt aus Amerika wieder nach Afrika zurückbringen?

Das Bestehen mehrerer großen afrikanischen Staaten, unter andern in Abyssinien und Aegypten ist kein Problem. Dagegen haben in den neuern Zeiten weder St. Domingo, jetzt Haiti genannt, noch das nach durchaus freisinnigen Grundsätzen verwaltete Liberia, Muster einer besondern Negergesittung dargeboten.

Der ursprüngliche Fluch der Sklaverei scheint immerwährend die Rassen zu verfolgen, welche sie annehmen oder erleiden. Das Blut der Weissen und das Blut der Schwarzen haben durch ihre Mischung noch kein großes Ergebniß dargeboten, und Mexiko wie Peru, von dieser Metis-Bevölkerung überladen, schmachten fort und fort in einem Abgrunde von Todschlägen und Verheerungen jeder Art. An Knechtschaft gewöhnte Menschen versetzen, auf eine unbewohnte Küste sie werfen, ihnen Zeitungen, ein Parlament und Geschwornen-Gericht geben, das ist ein kühner, der amerikanischen Verwegenheit allein würdiger Gedanke.

Aber kann ein solches Unternehmen gelingen, wenn man weiß, daß die Gesellschaften nur durch allmählige Fortschritte und nicht durch plötzliche Versetzung gedeihen? Ist es für Afrika nicht vielmehr wahrscheinlich, daß es mit seiner überwiegenden Barbarei diesen schwachen Gesittungskeim ersticken wird?

Und was wird Amerika dabei gewinnen? Je

mehr Sklaven man fortschaffen wird, um so höher wird der „Preis" der Sklaven steigen. Binnen 12 Jahren haben die amerikanischen Menschenfreunde 2500 Neger nach Afrika versetzt. Aber in derselben Zeit sind in Amerika deren 700,000 wieder geboren worden.

Vor Kurzem hat ein Mitglied der Familie Napoleon, Achill Mürat, Bürger der Vereinstaaten, ein Buch herausgegeben, worin er die allgemeinsten Vorurtheile Nordamerikas in zwei Sätzen verhandelt; einerseits die Sklaverei als Regierungs-Basis der Union, anderseits die gänzliche Ausrottung der indischen Rasse.

Ohne uns zu beschäftigen mit den Beweisführungen, die er gegen die beklagenswerthen Eingebornen geltend macht, deuten wir nur in wenigen Worten diejenigen an, deren er sich gegen die Neger bedient. Ihm zufolge stehen sie, in Betreff der Verstandeskraft, tief unter den Weissen. Sie sind unwissend und feig.

Die Unwissenheit einer Rasse, der man jede Unterrichtung verbietet erklärt sich leicht. Um zu behaupten, daß Gott sie mit weniger Fähigkeiten ausgestattet, müßte man die Gesittung Aegyptens und die Nubiens vergessen, müßte man den Afrikaner auf seinem heimathlichen Boden lassen, damit seine Gesittung durch ihn selbst sich entwickeln könne. Hinsichts der Feigheit haben St. Domingo und Jamaika das Gegentheil bewiesen. Die Marronen-Neger haben sich mit ausserordentlicher Tapferkeit vertheidigt. Um sie zur Unterwerfung zu zwingen, mußte man sie mit Haubitz-Granaten beschießen. Sie wagten es nicht,

länger der Kanone zu widerstehen, die ihrem Ausdruck zufolge, eine kleine Kanone in ihrem Bauche trug.

Selbst aber wenn man es dahinbrächte zu beweisen, daß in Betreff der Eigenschaften des Verstandes der Afrikaner weniger ausgezeichnet ist, als alle übrigen Rassen, darf man demungeachtet nicht vergessen, daß die Menschen, bei fortschreitender Gesittung oder Entartung ihrer geistigen Eigenschaften, wie denen ihrer Nachkommen, eine fortwährende Ausbildung oder Verschlimmerung so zu sagen vorschreiben.

Man hat sich nie genugsam mit den moralischen Wirkungen der Sklaverei beschäftigt. Schadet sie dem Gebieter mehr als dem Sklaven, so wird jener auch am meisten betroffen von der allgemeinen Entsittlichung.

In den spanischen Kolonien, wie bei den alten Römern, trägt die Sklaverei ihr Verderben in das häusliche Leben über. Die so verachteten Negerinnen nähren mit Sklavenmilch die Söhne der Pflanzer, und die Neger sind die Werkzeuge aller ihrer Ausschweifungen. Es bleibt den unglücklichen Afrikanern kein anderer Trost, kein anderes Glück, als sinnlicher Genuß. Darum auch suchen sie ihn immer und überall, darum auch ertheilen sie den Kindern ihrer Gebieter darin fleißigen Unterricht.

Die Erziehung der Weissen ist in den Händen der Neger. Diese letzten, die niemals eines Lobes, eines ermuthigenden Wortes, eines Dankes oder einer Belohnung sich zu erfreuen haben, können nur durch ihre Zuvorkommenheit im Laster sich angenehm ma-

chen. Man verbirgt sich vor ihnen nicht, weil man sie als untergeordnete Wesen, für weniger als Menschen, betrachtet. Deshalb auch werden sie mit allen schamlosen Unterhandlungen, allen Verderbungen und allen abscheulichen Dienstleistungen beauftragt. Sie können nur als Werkzeuge moralischer Herabwürdigung hoffen, einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen.

Was wird ein solcher Mensch anstellen mit seiner Freiheit? Welchen Gebrauch wird er von seinen Rechten machen? Erklärt man ihn frei; welche Plage für die Gesellschaft. Der von den Galeeren entlassene Züchtling, diese blutende Wunde der europäischen Völker, ist nicht halb so gefährlich, als der dem Europäer gleich gewordene Neger, der von Europa nichts kennt, als seine Laster, und der beinahe entmenschlicht ist durch die Unwissenheit, worin er gezwungenerweise erhalten worden.

In Westindien und in Amerika ist die Sklaverei ein Geschwür, das die Gesellschaft nicht zu heilen vermag, und dessen sie sich auf keine Weise entledigen kann. In Mexiko und Peru bildet die Mulatten-Bevölkerung eine gewisse Verbindung zwischen den beiden Rassen. Man weiß nicht mehr, wo die weisse beginnt, und wo die schwarze endet. Das Volk, die große Masse, besteht aus Kreolen, und die Hauptgefahren des äussern Ansatzes werden dadurch beseitigt.

Aber überall, wo die Rassen verschieden, vereinzelt, feindlich gegen einander gesinnt sich zeigen, wo die wechselseitige Abneigung von Tag zu Tag sich vermehrt, bereiten sich furchtbare Ereignisse vor,

deren mehr oder weniger entfernte Ergebnisse verschiedenartig sich gestalten können. Wo die schwarze Bevölkerung von der weissen bedrückt, umschlungen, zermalmt ist, wird sie zu Grunde gehen. Wo dagegen die erste in der Mehrzahl vorhanden ist, kann man voraussetzen, daß früher oder später das Uebergewicht auf ihre Seite sich neigen wird.

In den britischen Antillen häufen sich die Schwarzen, die vor Kurzem noch Sklaven waren, und die seitdem frei geworden, immer mehr um die weiße Bevölkerung auf. Am gescheutesten würde es nun sein, sie stufenweis zu unterrichten, um ihnen genugsame Aufklärung zu geben, damit sie ihre überlegene Macht nicht eines Tages mißbrauchen; sie zu gesitten vor dem Augenblick der Krisis.

Da die Menge allein einen solchen Ausbruch veranlassen würde, und nichts die Bewegung einer Bevölkerung zurückhalten kann, die ihre Gebieter selbst befördert haben, zur Vermehrung ihres persönlichen Reichthums, würden, wäre die schwarze Bevölkerung unglücklicherweise noch wild, roh und von Rachsucht beseelt, die entsetzlichen Szenen von St. Domingo eines Tages sich erneuern.

Welchen Gebrauch aber werden die Schwarzen machen von der ihnen anvertrauten neuen Macht, die ihnen jedenfalls nur stufenweise zugestanden werden soll? Nichts läßt sich schwerer voraussehen, als das. Die vom britischen Parlament erlassenen Gesetze, die so hartnäckig von den Eigenthümern bestritten worden, sind bis jetzt wenig oder nicht in Ausführung gebracht. Die Nachrichten, welche man über ihre praktische Anwendbarmachung bisher erhal-

ten, sind sich sehr widersprechend, und nur in wenigen Punkten übereinstimmend. Der Statthalter und die Behörden wünschen sich Glück über die geringen Hindernisse, welche sich ihnen entgegengestellt, während die Kolonisten und Pflanzer sich mit unvermeidlicher Zugrundrichtung bedrohet sehen.

Die Neubildung der englischen Kolonien hat indessen die Sklaverei nicht vernichtet. Die großen Opfer, welche Großbritannien sich auferlegt, haben dies Zeichen menschlicher Herabwürdigung noch nicht beseitigt. So lange der Sklaven-Handel auf irgend einem Punkte der Erde noch fortbesteht, haben die englischen Philantropen ihren Zweck verfehlt, und nichts erzielt, als den Wohlstand der Antillen zu untergraben.

In Afrika selbst dauert der Menschen-Handel ununterbrochen fort. Die Eingebornen dieses Festlandes wollen keinen andern treiben, und wenn die Waare keinen Absatz findet, ersäufen sie ihre Gefangenen tausendweis, oder opfern sie auf eine andere Weise ihren Gottheiten. Lander, wie alle neuern Reisenden, bescheinigen diese nutzlosen Grausamkeiten.

Sie lassen sich erklären durch den Reiz des Gewinns, und die Menge der von 1831 bis 1835 aufgefangenen Sklavenschiffe beweiset, daß in diesem Betrachte sich noch nichts verändert hat. Bald stürzen die Neger sich ins Meer, mit ihren Ketten, indem sie sich fest umschlungen halten, bald, wie der Fall auf dem Brick, der Herumstreifer sich ereignet hat, werden sie blind, oder werden ertränkt, weil

man mehr eingenommen, als man, bei einer verlängerten Ueberfahrt, zu erhalten im Stande ist.

Das stinkende Gefängniß des Zwischendecks ist immer noch dasselbe. Man sieht da Kinder, Männer und Weiber sich in ihrem eigenen Unrath wälzen. In solchem Zustande befanden sich unter andern die Neger, welche man auf dem 1833 gekaperten Schiffe Pesengano fand, worin der Sklavenkerker nur zwei Fuß vier Zoll hoch war. Und in diesem, nicht allein niedrigen, sondern auch engen Raum, waren die Schwarzen eingesperrt.

Die Christina, ein 1831 gekapertes spanisches Brigantin, worauf sich 348 Sklaven befunden, verlor deren 132 auf der Ueberfahrt. Die Ansteckung der Kinder-Blattern richtete unter ihnen große Verheerung an. Das spanische Brick Midas, dessen man sich 1830 bemächtigte, behielt von 562 Sklaven nur 369 übrig. Der brasilianische Schooner Mensageira sah sich genöthigt, deren 363 auszuschiffen, die Krankheit zu tödten drohete. Auf dem Verdeck des Fahrzeuges Apta, welches erstere nur 30 Fuß lang und 11 Fuß breit war, befanden sich 54 Sklaven, nebst 11 Matrosen.

Das französische Schiff, die junge Estella, hatte zwölf Neger an Bord, die man in Fässer gesteckt, um sie desto besser zu verbergen. Von einem britischen Kutter hart verfolgt, warf man sie ins Meer, um ihrer sich zu entledigen. Ein gewisser Fauche-Borel, von Neuenburg, in der Schweiz, erzählte 1828 auf dem Dampfschiffe der Winkelried bei der Ueberfahrt von Genf nach Ouchy (Hafen von Lausanne), vor vielen Personen, daß er sich auf einem

Schiffe befunden, aus welchem man, wegen Mangel an Lebensmittel, 49 Neger beiderlei Geschlechts über Bord geworfen.

Die Brüder Lamey, in Straßburg, die früher starken Sklaven-Handel getrieben und dadurch sich bereichert haben, sollen mehrmals Zeugen ähnlicher Schauder-Szenen gewesen sein. Der Befehlshaber des französischen Schiffes Ludwig sperrte die von ihm gekauften Neger in einem engen Behälter des untern Schiffraumes ein, wo deren fünfzig erstickten. Er kehrte sogleich wieder nach Guinea zurück, um fünfzig andere zu kaufen.

„Nichts Gewöhnlicheres," sagt Kapitän Hayes, dessen Belege nur bis 1832 reichen, „als Neger-Frauen zu sehen, die neben den Leichen ihres Vaters oder ihres Bruders niederkommen, oder Männer, die ihren Geist zur Seite einer Frau aushauchen. Die Ketten der Neger sind nicht durch Schlösser an einander befestigt, sondern zusammengeschmiedet, und die Lebendigen sind gefesselt an die Todten, deren Verwesung immer sehr schnelle Fortschritte macht."

Das spanische Schiff Veloz Passageira, ein alter und bekannter Sklavenhändler, der 1833 gekapert wurde, warf nach einer siebenzehntägigen Schifffahrt von 562 in Afrika gekauften Sklaven 55 Männer und Weiber ins Meer, weil sie sich einigermaßen unwohl befanden. In einem von Bahia abgegangenen Fahrzeuge hatte man vergessen, das in den Fässern befindliche Seewasser gegen gutes Trinkwasser zu vertauschen, weshalb alle mitgenommenen Sklaven vor Durst umkamen.

Das sicherste Mittel für die Sklaverei-Händler, auf die man Jagd macht, ist alle ihre Sklaven in's Meer zu werfen. Sie versichern sich zu diesem Zwecke, und nehmen keinen Anstand, einige hundert Menschen zu ertränken, wenn es ihr Vortheil also erheischt. 1829 wurden 74,653 in Afrika gekaufte Sklaven nach Brasilien gebracht. In demselben Jahre wurden mehr als 13,000 in Havanna ausgeschifft, und man darf die Zahl der von den übrigen Kolonien bezogenen nicht unter 15,000 anschlagen. Das macht also wenigstens 100,000 menschliche Wesen, die in einem Jahre ihrer Heimath entrissen worden, und wovon mehr als 10,000 umgekommen sind.

Von Anfang bis Mitte 1830, sind von 47,000 in Afrika gekauften und nach Brasilien versetzten Negern, 3520 umgekommen. Die spanische Flagge deckt und beschützt diesen Verkehr, der auf Kuba öffentlich und ohne allen Rückhalt immerfort betrieben wird. An den Küsten derselben Insel legen auch alle portugiesischen Sklavenhändler an.

Das Cholera, welches 1833 die schwarze Bevölkerung von Kuba hart mitgenommen, und die Abschaffung der Sklaverei in den britischen Besitzungen, haben diesem abscheulichen Verkehr einen neuen Schwung verliehen. Während den fünfzehn Monaten, die mit Anfang 1835 ihr Ende erreicht, haben 170 Sklaven-Schiffe, jedes im Durchschnitt mit wenigstens 400 Negern befrachtet, den atlantischen Ozean durchschnitten.

Dadurch auch läßt sich die steigende Zunahme der Ausfuhr der Kolonial-Erzeugnisse aus den spanischen

Kolonien seit 1830 erklären. Schlägt man selbst die Menge der in Afrika gekauften Sklaven, seit dem eben bemerkten Zeitpunkte, nur auf 50,000 an, gelangt man dennoch zu dem Ergebniß, daß 3000 menschliche Wesen jährlich, also acht bis zehn an jedem Tage, als Opfer des Sklaven-Handels umgekommen sind...

Was sind die Gesetze und was bezwecken die weisesten Entschlüsse, wenn man bedenkt, daß alle menschenfreundlichen Erklärungen, daß alle Statuten des britischen Parlaments nichts bezweckt haben, als den Sklaven-Händlern neue Vortheile zuzuwenden.

Der Gewinn des Eigenthümers eines Fahrzeuges, das 484 Schwarze in sich aufnimmt, und der mit demselben ohne besondern Verlust seinen Bestimmungsort erreicht, beläuft sich auf 180 Prozent. Hat er drei solcher Schiffe, und langt auch nur eines derselben in Amerika an, erleidet er dennoch keinen Verlust.

Statt eins auf drei, kann man jedoch rechnen, daß eilf auf zwölf den Gefahren der Ueberfahrt entgehen; deshalb auch übersteigt die Versicherungstaxe, alle Neben-Unkosten mit inbegriffen, nicht 12½ Prozent. Die spanischen Behörden sind den Sklaven-Händlern in ihren Unternehmungen möglichst behilflich, und selbst wenn man dieselben zu bestrafen sich genöthigt sieht, werden sie, bald nach ihrer Verurtheilung, gegen eine geringe Geldsumme wieder in Freiheit gesetzt.

Die Ueberzahl der schwarzen Bevölkerung wird, durch den fortwährenden Sklaven-Handel, von Tag

zu Tag immer drohender. 1829 gab es in Brasilien bereits 2½ Millionen Neger, die meisten männlichen Geschlechts, und zehnmal kräftiger, als die Weißen, deren Zahl nicht 850,000 überstieg. Die Schwarzen haben seitdem, unter dem Namen Malungoes, sich zu einem Offensiv- und Defensiv-Bündniß verständigt.

Spanien hat, in solchem Betrachte, weniger zu besorgen. Die weiße Bevölkerung seiner Kolonien ist zahlreich und stark. Das Beispiel von St. Domingo ist jedoch da, um auch über sie ein beständiges Entsetzen zu verbreiten.

Die den Negern von England zugestandene Halbfreiheit ist ebenfalls wenig beruhigend. Falls die Neger auf einigen Punkten der spanischen oder portugiesischen Kolonien sich empörten, würden sie nicht eine sichere Zufluchtsstätte und Unterstützung in den britischen Kolonien finden?

Entweder müssen alle Staaten Europa's sich verständigen, um die Sklaverei gänzlich zu beseitigen, oder die Reibung zwischen den Kolonien, die keine Sklaven haben, und denen wo es noch Sklaven gibt, wird im Gange der Zeit entsetzliche Szenen veranlassen.

Alle Regierungen müssen darin übereinkommen, den Befehlshaber eines Sklaven-Schiffes als Seeräuber zu behandeln. Wenn, wie man nach einem vor Kurzem bekannt gemachten Aktenstücke voraussetzen darf, britische Seeleute in diesem unmenschlichen Verkehr noch ein Interesse haben, nimmt doch wenigstens kein solcher thätigen Antheil daran, während man dasselbe von Franzosen, Spaniern, Por-

tugiesen und Brasilianern nicht sagen kann. Würde jeder auf der That ertappte Sklaven-Händler an seinem Mastbaum aufgehängt, dürfte man hoffen, von einer so strengen Maßregel einigen Erfolg sich versprechen zu können.

Geschichte des Diamanten und seiner ursprünglichen Beschaffenheit.

Die theuerste und bisher die seltenste aller mineralischen Substanzen, der kostbarste aller Edelsteine, ist der Diamant. Sein Werth ist sehr schwankend, und wird im allgemeinen nur durch Luxus und Liebhaberei bestimmt. Er ist verschieden, je nach seiner Form, seiner Durchsichtigkeit, seinem Wasser und seiner Größe.

Der Diamant wird als fein betrachtet, wenn er eine Menge fast ganz regelmäßiger Ecken darbietet, die nach verschiedenen Seiten sich im Mittelpunkte durchkreuzen. Die Steine welche nur zur Hälfte diese Vortheile darbieten, und unten flach sind, werden Rosetten genannt. Die Durchsichtigkeit und Klarheit des Diamanten muß jener des Wassers gleichkommen, weshalb auch ein solcher Stein „von schönem Wasser“ als vollkommen betrachtet wird, selbst wenn er farbig wäre.

Unter denen welche im höchsten Grade alle Eigenschaften der Vollkommenheit in sich vereinigen, erlangen die größeren, ihrer Seltenheit wegen, einen Werth, der mit dem der mittelmäßigen in keinem Verhältnisse steht. Also wenn ein Diamant von

schönem Wasser mit 500 fl. bezahlt wird, gilt ein anderer zehnmal größerer und eben so vollkommener, nicht etwa 5000, sondern wenigstens 50,000 fl.

Der berühmte Diamant Sancy unter andern, der gegenwärtig dem russischen Grafen Demidow (Eigenthümer großer Gold-, Platina- und Diamant-Gruben im Ural) gehört, befand sich früher unter dem Krongeschmeide der Könige von Frankreich, und wurde mehrmals für die Summe von 600,000 bis 625,000 Fr. (280,000 — 291,667 fl.) verkauft. Er wiegt 106 (nach andern nur 55) Karat.

Ein eidsgenössischer Krieger fand ihn, nach der Schlacht bei Nanzig, auf dem Schlachtfelde, und verkaufte ihn an einen Geistlichen um einen Gulden. Dieser schätzte sich sehr glücklich, 1½ Gulden dafür wieder zu erhalten. Er gehörte 1389 dem König Anton von Portugal, der ihn dem französischen Ritter von Sancy (der ihm fortan seinen Namen gegeben) als Unterpfand für eine Summe von 40,000 Livres tournois (18,667 fl.) überlies.

Hundert Jahre später wurde ein Diener der Familie Sancy beauftragt, dem König Heinrich III diesen kostbaren Stein zu überbringen. Unterweges von Räubern überfallen und ermordet, fand man den Diamant in seinem Magen. Er hatte ihn verschluckt, um ihn seinem Herrn auch noch im Tode zuzusichern.

Von Heinrich III ging der Sancy auf Jakob II, von England, und von diesem auf Ludwig XIV über. Er verschwand während der französischen Staats-Umwälzung und wurde 1831 von einem Kauf-

mann feilgeboten, von dem Graf Demidow ihn erstand.

Ein zweiter noch berühmterer Diamant ist der Pitre oder Regent. Er wiegt 137 Karat und wird auf 1,200,000 fl. geschätzt. Tavernier behauptete, der Großherzog von Toskana besitze einen Diamant, der 139 Karat wiege und 2,608,335 Livres (1,217,223 fl.) werth sei. Ein anderer Edelstein dieser Art, den derselbe Reisende im Schatze des Großmoguls gesehen haben will, und der 279 Karat gewogen haben soll, wird von ihm auf 11,723,275 Fr. (5,470,862 fl.) angeschlagen.

Bei diesen verschiedenen Preisen ist der Tarif des Viereck-Gewichts nicht genau beobachtet, wie man davon auf den ersten Blick sich überzeugen kann. Theilen wir einen andern Umstand mit, worin diese Regel noch weniger beobachtet ist.

Die Frömmigkeit der indischen Monarchen hatte der Religion die schönsten Diamanten der Minen von Golkonda gewidmet und die Bildsäulen ihrer Gottheiten waren damit geschmückt. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts erfuhr ein französischer Soldat der Besatzung von Pondichéry, daß sich in Nähe dieser Kolonie ein Tempel befinde, worin zwei herrliche Diamanten die Augen des Gottes Brama bildeten. Er faßte den Entschluß, dieses Schatzes sich zu bemächtigen, weshalb er davon lief, sich der bramanischen Religion zuwendete, und einen so großen Eifer für seinen neuen Glauben heuchelte, daß er unter den Dienern des Gottes aufgenommen, und die Bewachung des Tempels ihm anvertraut wurde *).

*) Diese Angabe scheint uns mehr als unglaublich. Man

Bis dahin ging alles gut, und es war nur darum zu thun, seiner Beute sich zu versichern. Er wählte eine stürmische Nacht, brach eines der funkelnden Augen aus, worauf er so lange begierig gewesen, ohne des andern sich versichern zu können, weil es zu fest saß und ihm kaum noch Zeit genug blieb zur Flucht.

Sein Vaterland war ihm versperrt. Er begab sich deshalb nach den englischen Niederlassungen und verkaufte seinen Diamant für 50,000 Fr. (23,333 fl. 20 kr.). Der Käufer, der den Werth des Edelsteins nicht viel besser kannte, schlug ihn um 4,500 Pf. Sterling (54,000 fl.) los.

Die Spekulationen, deren Gegenstand dieser Stein nothwendig sein mußte, konnten sich erst dann beendigen, wenn er das Eigenthum eines Monarchen geworden. Die Kaiserin Katharina II von Rußland erwarb ihn um 6½ Millionen fl., nebst einem lebenslänglichen Gnadengehalt und der Erhebung des Verkäufers in den Adelstand. Dieser prächtige Diamant wiegt 979 Karate, und nach der Regel des Viereck-Gewichts würde sein Werth sich auf beinahe 46 Millionen fl. belaufen.

Man glaubte ehemals, daß Ostindien allein Diamant-Gruben enthalte; es ist jetzt jedoch erwiesen, daß diese Edelsteine eben so schön, vielleicht größer noch und in eben solcher Menge, in Brasilien vorhanden sind. Der größte Diamant, der aus diesen letzten herrührt, und der sich im königlichen Schatze

läßt sich in Indien von fremden Abenteurern nicht so leicht hintergehen.

zu Lissabon befindet, wiegt 1730 Karate, was ihm einen Werth von mehr als 100 Millionen fl. geben würde, wenn er nicht einige kleine Fehler hätte, die seinen Glanz vermindern.

Die Entdeckung der Diamantgruben in Sibirien ist noch zu neu, als daß man ihren Ertrag denen von Golkonda und Brasilien gleich stellen könnte. Die Auffindung anderer ähnlichen Gruben wird vielleicht beweisen, daß dieser Stein weniger selten ist, als man bisher glaubt. Unumgänglich wird sein Werth sich alsdann bedeutend vermindern.

Die angeschwemmten Erdschichten, worin die Diamanten gefunden werden, sind nirgends selten, wenn man sie nur in Betracht ihrer Zusammensetzung, mit der Ordnung der Schichten der verschiedenen Substanzen, wovon diese Edelsteine umschlossen sind, prüft. Man darf also hoffen, Diamanten in Europa, in Nordamerika, längs den Ufern der afrikanischen Ströme zu finden, wenn ihre Mineralogie uns erst genauer bekannt sein wird. Findet man sie an beiden Endpunkten Asiens, warum würde die neue Welt nur zwischen den Wendekreisen sie enthalten, und da die zur Bildung dieses Edelsteins erforderlichen Umstände sich vereinigt und ihre Wirkung erzeigt haben, an Orten, die so weit von einander entfernt sind, als Indostan und Brasilien, warum sollten die dazwischen liegenden Regionen nicht auch dieselbe Einwirkung erlitten haben?

Die Diamanten sind immer kristallisirt, und wie alle Kristalle scheiden sie sich leichter in dem Sinn der kristallinischen Schichten, als in jeder andern Richtung. Die Kunst der Juwelierer hat diese Eigen-

thümlichkeit benutzt, um die Diamanten zu spalten, d. h. gleichförmig mit ihren Facetten sie zu schneiden.

Da ihre Härte die aller übrigen Körper übertrifft, mit Ausnahme des diamantartigen Spath, kann man sie nur mit Hilfe des Diamant-Pulvers schneiden und polieren. Dies Pulver wird seinerseits aus zermalmten Diamanten gebildet.

Die äussere Schicht des Diamanten ist nicht durchsichtig, wie die innere. Es ergibt sich daraus, daß rohe Steine dieser Art, wie man in den Gruben sie findet, nur die Halbdurchsichtigkeit des nicht polirten Glases haben, was jedoch nicht verhindert, ihr Inneres zu erkennen und ihre Eigenschaften zu beurtheilen, wozu man jedenfalls eines sichern Blicks und eines geübten Auges bedarf.

Seiner Härte wegen, schneidet der Diamant in alle andere Körper ein, und man weiß, mit welchem Vortheil die Glaser seiner sich bedienen. Uebrigens machen Künste und Gewerbe bis jetzt von ihm wenig Gebrauch, weil er noch zu selten und zu theuer ist. Man darf indessen voraussetzen, daß man ihn später nicht allein in Uhren, sondern auch in andern Instrumenten verwenden werde.

Welches aber ist dieser so harte, so glänzende, so vollkommen durchsichtige Stoff? Die Chemiker des achtzehnten Jahrhunderts haben das Problem gelöst. Man wußte bereits, daß der Diamant, wenn er dem Feuer der Porzellan-Oefen ausgesetzt wird, vollkommen zerstiebt und keine Spur hinterläßt. Man hat ihn auch unter der berühmten Linse von Tschirnhausen verfliegen sehen, als man die Wirkung des

Diamanten auf das Licht wissen wollte. Newton hatte erkannt, daß man ihn unter die verbrennbaren Substanzen stellen müsse, obgleich er weit entfernt war zu glauben, daß er „Kohle“ sei, und nichts anderes; daß jener undurchsichtige, schwarze Stoff in dem Zustande, worin wir ihn gewöhnlich sehen, durchaus entgegengesetzte Eigenschaften erlangen könne durch alleinigen Einfluß der Kristallisirung.

Unzubezweifelnde Experimente, die mit der größten Sorgfalt und in Gegenwart der vorzüglichsten Juwelierer in Paris, deren Unglaube dagegen sich sträubte, angestellt wurden, haben keinen Zweifel übrig gelassen in Betreff dieser chemischen Thatsache. Es ist jetzt vollkommen erwiesen, daß der Diamant nichts als Kohle ist, oder um genauer zu sprechen, nichts als kristallisirter Kohlenstoff; denn was man gewöhnlich Kohle nennt, welches auch sein Ursprung sei, ist mehr oder minder mit andern Substanzen kombinirter Kohlenstoff.

Man darf demnach beinahe mit Gewißheit voraussetzen, daß diese kostbare Kristallisation viel weniger selten ist, als man geglaubt, weil der Stoff woraus sie sich gebildet, überall vorhanden ist; daß er in allen Naturreichen in Menge sich zeigt, und daß die Glut der heißen Zone nicht eine unumgängliche Bedingung seines Daseins ist.

Häusliches Leben der großen Eigenthümer in England.

Ich hatte mehrere Empfehlungs-Briefe mit nach Schottland gebracht, erzählt der junge nordamerikanische Dichter Willis, in seinen so eben erschienenen „Reise-Skizzen (Peneilling's by the way),“ die in Großbritannien ungewöhnliches Aufsehen erregt...

Bei Bereisung der Grafschaft Bauff, erinnerte ich mich, daß ich ein solches Schreiben auch für den reichsten und vornehmsten Eigenthümer dieser Gegend, den Herzog von Gordon hatte. Angekommen in Banff, einer kleinen hübschen Stadt, Hauptort der Grafschaft dieses Namens, erfuhr ich, der Herzog befinde sich auf seinem Schlosse. Ich übersandte meinen Brief und ließ Seiner Herrlichkeit wissen, daß ich am andern Tage mir selbst die Freiheit nehmen würde, seine etwaigen Aufträge für seine amerikanischen Freunde, in Empfang zu nehmen.

Am nächsten Morgen miethete ich eine Postkutsche und machte mich ziemlich früh nach Mylords Residenz auf den Weg, in der Hoffnung, er werde, ohne mich für einen zweiten irrenden Ritter von la Mancha zu halten, mir nicht eine Herberge im Wirthshause suchen lassen.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als mein Postillon, dem ich den Auftrag ertheilt, mich zu benachrichtigen, sich umwendete, um mir zu sagen, wir befänden uns in Nähe des Schlosses. Ich betrachtete alles

sich mir darbietende mit der Neugier eines Amerikaners, der in seinem Leben nicht viel Schlösser gesehen.

Auf beiden Seiten des kolossalen, mit dem Wappen der Gordon's gekrönten Eisengitters, befanden sich schöne, geräumige Logen, von behauenem Stein. Ein Thürsteher, in weißen Strümpfen und reicher Livrei, dessen Beleibtheit einem Kanonikus „Ehre" gemacht haben würde, zog den Hut und drehte das massive Portal in seinen Angeln.

Alles verkündete eine herrschaftliche Residenz. Der innere Weg, geebnet, glatt wie eine Terrasse, war auf beiden Seiten von sammetartigem Rasen umspannt. Er zog sich schlängelnd zwischen Bäumen verschiedener Arten hin. Bald sah ich leichte Gefährte, von Damen oder Herren geleitet, vorüberfliegen, bald einen Groom, zwei Pferde von reinster Abstammung, die hinter ihm mit ihren Frauen-Satteln und ihren Safian-Steigbügeln tanzten, am Zügel führend. Fußgänger irrten in den Alleen, und zahlreiche Bedienten, in schönen Livreien, durchkreuzten sich in allen Richtungen.

Kaum hatte ich diese belebte Szene einige Minuten gemustert, als eine plötzliche Wendung des Weges das Schloß mir zeigte: ein großes, in Hufeisenform gebautes Gebäude, mit zwei vorspringenden Seitenflügeln. Einen Augenblick später hielt mein Postillon am Eingang, wo ein Dutzend Bedienten bei der Abreise einer zahlreichen Gesellschaft beschäftigt waren.

Mein Wagen fuhr endlich vor. Ein Page erschien sogleich am Fenster und benachrichtigte mich, daß Se. Herrlichkeit auf der Dammhirsch-Jagd sich be-

finde, mein Zimmer aber bereit sei, und er Befehl habe, zu meiner Verfügung zu stehen.

Ich folgte meinem jungen Führer durch einen mit Bildsäulen, alten Waffen-Stücken und Dammhirsch-Geweihen geschmückten Flur. Er ließ mich in ein großes, von drei Fenstern erhelltes, Zimmer treten, dessen Aussicht auf einen Park ging, wo Rasenplätze und schöne Baumgruppen keine andere Grenze als den Gesichtskreis hatten. Meine Augen hatten nie etwas malerischeres gesehen.

„Die Gesellschaft ist zahlreich?“ sagte ich zu meinem Pagen, während er die Riemen meines Mantelsacks aufschnallte.

O, entgegnete er, wir haben viele Gäste; und an den Fingern zählend fuhr er fort: Da ist Lord Aberdeen, und Lord Klaudius Hamilton, und Lady Harriett Hamilton (Sie wissen, daß Mylord ihr Schwiegervater ist), und die Herzogin von Richmont, und Lady Sophy Lennox, und Lady Keith, und Lord Mandeville, und Lord Aboyne, und Lord Stormont, und Lady Stormont, und Lord Morton, und Lady Morton, und Lady Alicia, und...und... noch 20 andere Personen, Sir!

„Zwanzig andere Lords und Ladies?“

— Nein, Herr; es ist nicht Adel.

„Und Ihr könnt Euch nicht die Namen dieser „andern“ erinnern?“

— Nein, Herr.

Man sieht, ich hatte mit einem wahren Pagen von gutem Hause zu thun, der es nicht für nothwendig erachtet, sein Gedächtniß mit bürgerlichen Namen zu überladen.

„Und wie viel Gäste bei Tische?“ fragte ich.

— Mehr als dreißig, Herr; den Herzog und die Herzogin nicht mitgerechnet.

„Sehr wohl.“

Mein kleiner Page verschwand, nachdem er das Feuer angeschürt, und, sich umwendend, mich benachrichtigt hatte, daß man um Punkt sieben Uhr zu Mittag speise.

Das Wetter war mild, sogar warm für einen englischen September. Die Sonnenstrahlen waren so heiß und durchdringend, daß ich nicht umhin konnte, das Fenster zu öffnen, um desto besser den blauen Himmel zu betrachten. Auf dem Rücken der Hügel und in des Thalgrundes sanfter Schweifung, weideten, malerisch zerstreut, kleine Heerden, und in geringer Entfernung zupften Dammhirsche an den jüngsten Zweigen des Gehägs. Bis auf eine Meile (20 Minuten) vom Schlosse, dehnten frisch gemähten Rasenplätze ihre smaragdenen Teppiche aus. Von Zeit zu Zeit setzten Hasen über die Pfade; Fasanen suchten ruhig ihre Nahrung am Saume des Hains; Damen, mit ihren langen Amazonen-Kleidern und ihren schwankenden Federn, erschienen auf leichtfüßigen Zeltern und verloren sich einen Augenblick nachher in dichtem Gebüsch; Knaben, auf Poneys (kleinen schottischen Pferden) sich tummelnd, und Waldhüter, mit ihrer Flinte unterm Arm, zeigten sich wie in einem Guckkasten.

Dies ganze so malerische, so belebte, so genußreiche Gemälde gehörte einem einzigen Manne. Seine Opulenz hatte es, mitten in den Einöden Nord-Schottlands, geschaffen. Ich hatte nie auf eine

auffallendere Weise die Wunder der Substitution und des Erbrechts verwirklicht gesehen.

Die untergehende Sonne schien ein prachtvoller Brand, auf den mit schwarzen Tannen bedeckten Hügeln, und zeitweise verkündete das Stampfen eines Roßhufes auf dem festgeschlagenen Kiesboden, die rasche Bewegung der Räder, ein fröhliches Gelächter und heitere Stimmen der Spaziergänger Rückkehr nach dem Schlosse.

Bald erschallte der lärmende Gong *) im Hausgange. Er gab das Zeichen zum Ankleiden. Ungern entriß ich mich meiner Träumerei, um mich zu putzen, und in dem mir so gefährlich scheinenden aristokratischen Kreise aufzutreten, wo ich niemand kannte, nicht einmal den Herzog, der zu seinem Tische mich eingeladen.

Ich saß am Feuer, Ausdruck und Gesichtszüge allen denen leihend, deren Namen ich behalten, als man an meine Thür klopfte. Der Herzog trat herein: ein Mann im Silberhaar, von hohem Wuchs, einem ausgezeichneten Gesicht und zuvorkommendem Wesen. Er bezeugte mir sein Vergnügen, mich zu sehen, und richtete mehrere Fragen an mich über Amerika und seine dortigen Bekannten.

Der Gong erschallte zum zweitenmal. Beim Hinabgehen der Treppe unterrichtete mich der Herzog von dem Namen der Gäste seines Schlosses, mich gewissermaßen mit den nothwendigen Vorstellungen vertraut machend.

---

*) Die Tischglocke.

Der Saal war voll. Die Herzogin, eine große schöne Frau, empfing mich mit dem freundlichsten Lächeln, wonach ich den verschiedenen Notabilitäten der Versammlung vorgestellt wurde. Die Mahlzeit ließ sich nicht lange erwarten, und nach Ordnung der kitzlichen Angelegenheit der Platznahme, schritt man dem Speisesaale zu, zwischen zwei langen Bedienten-Reihen.

Es war ein großer, hochgewölbter Saal, an beiden Enden auf Marmorsäulen ruhend. An den Wänden hingen Familien-Gemälde in ganzer Gestalt, von dem mit Stahl bedeckten Ritter, bis zu den neuern Herzogen im schottischen Schurz. Ein Tafel-Service von vergoldetem Silber, geschmackvoll gearbeitet und sehr massiv, funkelte auf den Speisetischen. Ich bewunderte vorzüglich die zierliche Form und den guten Geschmack der Verzierungen mehrerer großen Kelche, die bei Wetten von des Herzogs Hunden gewonnen worden.

Ich nahm Platz zwischen einem Edelmann und einer höchstens zweiundzwanzigjährigen Dame, deren Name ich unglücklicherweise vergessen hatte. Der Herzog schien es zu ahnen. Denn vom Ende des Tisches das Wort an mich richtend, machte er mir bemerkbar, daß ich Lady * * *, die liebenswertheste Frau in ganz Schottland, zu meiner Rechten habe. Es war überflüssig, hinzuzufügen, daß sie die hübscheste sei.

Ueberall in England bin ich betroffen worden von der körperlichen Schönheit der höhern Stände. Der Karakter ihrer Formen und ihrer Gesichtszüge gehört jenem Modell an, wonach die Rassen, welche

man, ausdrucksvoll bezeichnend, von „reinem Geblüt“ nennt, gebildet scheinen.

In dieser Hinsicht besteht eine auffallende Verschiedenheit zwischen Großbritannien und dem Festlande. Die französischen Landleute und die italienischen Contadini sind physisch ihren entarteten Herren sehr überlegen, während der hohe und selbst der niedere Adel in England eben so sehr von den plebeischen Ständen verschieden ist, als das schöne Reitpferd von dem abgetriebenen Zuggaul, oder als das Windspiel von dem Pudel.

Der Gegensatz ist nicht weniger auffallend zwischen dem Benehmen der Franzosen und der Engländer von gewissem Range. Die Geschäftigkeit, die Wärme, die Beweglichkeit des Pariſers; die zuckenden Augenbraunen, die bald zusammengezogenen, bald weit geöffneten Augen, die Verschwörer-Pantomime, wodurch der Italiener bei jeder Gelegenheit sich erkenntlich macht, sind Gegenfüßler des guten Tons in Großbritannien.

Möchte ich jemand vergleichen mit der englischen Aristokratie, so wäre es der Indianer in Kanada, wenn er in seiner ganzen natürlichen Würde auftritt. Die Ruhe seiner Person, seiner Züge Unbeweglichkeit, seine Geistesgegenwart bei allen Ereignissen, die unerschütterliche Festigkeit seines Benehmens, die nicht der Eigenliebe, sondern dem Gefühl seiner persönlichen Würde entsprießt, karakterisiren gleichzeitig den Lord und den Indianer-Vorstand.

Man setzt nicht leicht einen wohlerzogenen Briten in Erstaunen. Ein Mensch geräth ihm zur Seite

in die häßlichen Zuckungen der fallenden Sucht; ein Diener schüttet ihm den Gehalt einer Schüssel über die Schulter; man benachrichtigt ihn, daß im benachbarten Hause Feuer ausgebrochen: er setzt sein Glas kaltblütig auf den Tisch. Er hat sich eine Erfahrungs-Regel vorgeschrieben, für alle möglichen Fälle, und er befolgt sie unverrückt.

Beim ersten Zusammentreffen ist er kalt. Seine Verbeugung ist steif (weil er selbst von Natur ein wenig steif ist), wenn er seinen Nachbar einladet, mit ihm ein Glas zu leeren. Das ist seine Manier. Ein Engländer, der sich bis auf seinen Teller bückte, mit dem selbstzufriedenen Lächeln des Franzosen, würde in den Augen seiner fashionabeln Landsleute für einen Mann gelten, der den Verstand verloren.

Etwas ausser Fassung gebracht durch den eisigen Empfang, klagt man das britische Flegma und seine Ungastfreundlichkeit an. Doch wenn die Damen sich entfernt, wenn Euer Wirth seinen Stuhl näher rückt gegen den Eurigen, wenn er Euch einladet einen Monat zuzubringen auf seinem Landgute, und Euch bei ihm wie zu Hause zu betrachten, seid Ihr wohl genöthigt, Euer voreiliges Urtheil zu widerrufen, und mit Erstaunen zu erkennen, daß in dem Augenblicke selbst, wo er so kalt schien, er sich mit Euch beschäftigt und nur daran dachte, mit der zartesten Sorgfalt Euch zu umschließen.

Die Musik schwieg, als die Damen den Speisesaal verließen. Wir rückten näher zusammen; die Unterhaltung wurde lebhafter. Als die Weine langsamer zu kreisen begannen, brachte man Kaffee und

Liköre. Gegen 11 Uhr Nachts begab man sich in den Saal. Karten, Thee und Musik zerstreueten uns bis Mitternacht. Die Damen zogen sich zurück, und die Herren nahmen Platz am Tische zum Nachtessen. Es war beinah zwei Uhr Morgens, als ich schlafen ging; und dieser Abend, dem ich so ängstlich entgegengesehen, bildet eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens.

Es war spät als ich erwachte. Ich hatte kaum Zeit in Eile mich anzukleiden. Unten fand ich eine zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück versammelt. Der durchaus von gestern Abend verschiedene Anblick des Speisesaals betraf mich nicht wenig. Die zahlreichen Livrei-Bedienten, das prunkende Geschirr, die Musik, welche zum Glanze und zur Heiterkeit der Szene beigetragen, waren verschwunden.

Der Herzog, mit einem dicken, farbigen Halstuche und einem noch dickern Jagdüberrock, saß in Mitte des Tisches, eine Zeitung in der Hand. Die Herzogin und die Frauen, die ich vor einigen Stunden, von Edelsteinen und dem Schmuck der Mode strahlend, verlassen, waren äusserst einfach gekleidet. Die Männer, mit eingegangenen Briefen und Zeitungen beschäftigt, vergaßen darüber ihren Thee und ihre Speisen.

Bei ihnen vorzüglich war die Verwandlung sonderbar. Die Dandies von Tags zuvor, die Getreuen der Mode, deren Anzug ohne allen Tadel gewesen, zeigten sich jetzt in weiten Barchent-Ueberröcken, dicken schottisch-gestreiften Westen und Halsbinden von bunter Leinwand. Ihre gestrige Fröhlichkeit war durch ein ruhiges und gleichgültig schweigendes

Anſehn erſetzt. Ich fragte mich, bei Erörterung dieſer Szene, was gewiſſe Amerikaner gedacht haben würden, hätten ſie dieſer Verſammlung beigewohnt, die aus dem höchſten Adel, wie aus Leuten vom beſten Tone in England, beſtand?

Das Frühſtück in Großbritanien iſt ein Mahl des Vertrauens und der Ueberlaſſung. Bediente zeigen ſich nicht, was meines Erachtens ein großer Vortheil iſt. Nichts läſtigeres in der That, als drei oder vier ungeſchlachte Kerle neben ſich zu ſehen, deren einzige Aufgabe darin beſteht, Euern Teller zu bewachen.

Thee und Kaffee ſtanden auf dem Tiſche, nebſt geröſteten Speiſen, Muffins (auf beiden Seiten geröſteten Brodſchnitten), kleinen Kuchen, Marmeladen, Gallerten, Fiſchen und andere Paraphernalien eines ſchottländiſchen Frühſtücks. Auf den Speiſetiſchen harrte noch kalter Braten.

Man kann ſich keinen größern Ueberfluß, keine größere Freiheit und Unabhängigkeit denken. Jede Etikette war verbannt, nebſt allen von ihr eingegebenen Zwangsformen. Man bediente ſich und ſtand auf wenn man genug hatte. Einige Perſonen gruppirten ſich in den Fenſtervertiefungen; andere ſchritten im Saale auf und nieder. Ich näherte mich dem Herzog, der einer der letzten ſitzen geblieben.

Er erzählte mehrere intereſſante Eigenthümlichkeiten, in Betreff der Salmen-Fiſchereien in der Spey. Das Recht dieſer Fiſcherei, inner dem Bereich Sr. Herrlichkeit, iſt um 8000 Pfund Sterling (96,000 fl.) jährlich verpachtet. Man zeigte mir einen Salm, den man für ſehr groß hielt. Aber Ehre den

amerikaniſchen Strömen; er wog kaum halb ſo viel als unſere gewöhnlichen Salmen.

Die Damen begaben ſich, ohne Herren, in die Schattengänge des Parks, oder zu ihren mannigfachen Zerſtreuungen. Die Jäger verfügten ſich zu den Reitknechten, die an den Stallthüren die Hunde hielten. Einige, die nichts Beſſeres zu thun wußten, ſpielten Billard, und ich blieb unter vier Augen mit Lord Aberdeen.

Der geweſene Tory-Miniſter richtete viele Fragen an mich über Amerika. In ſeiner Eigenſchaft als Staats-Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten hatte er Hrn. Mac-Lane genau gekannt. Er verſicherte, nie einen biederern und gradſinnigern Mann gekannt, nie mit größerm Vergnügen die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt zu haben, als mit dem genannten.

Er bewunderte den Karakter unſers Diplomaten, und hoffte, daß er einen Platz in ſeiner Erinnerung bewahrt. Er wünſchte ſehr, ihn als Geſchäftsträger wieder nach London kommen zu ſehen.

„Ein feinfühlender Ehrenmann,“ ſagte er, „wiegt zwanzig mit allen Hunden gehetzte Diplomaten auf.“

Er ſprach ebenfalls mit vielem Lobe von Gallatin und Ruſh; doch kam er immer wieder auf Mac-Lane zurück, wie wenn er ſich in ſeinem Betreff nie erſchöpfen könne. Er ſchien viel Achtung zu haben für den perſönlichen Karakter unſers Präſidenten, obgleich ſeine politiſchen Grundſätze die Verwaltung des Generals Jackſon ihn nicht gut heißen ließen.

Lord Aberdeen wird für den hochmüthigſten und flegmatiſchſten Ariſtokraten der drei Königreiche ge-

halten. Ich war also sehr neugierig, den Mann in der Nähe zu sehen, dem man einen so entsetzlichen Ruf gemacht.

Lord Aberdeen ist von mittlerem Wuchs; ein wenig untersetzt. Sein Benehmen ist mehr würdevoll als zurückhaltend und stolz. Er ist gewöhnlich mit einem schwarzen, etwas abgetragenen, für ihn zu weiten Leibrock, übel verfertigten Beinkleidern, mit bis zum Kinn zugeknüpfter Weste und einem nachläßig gebundenen Halstuche bekleidet.

Wahrlich Se. Herrlichkeit ist nicht aristokratisch in seiner Tracht. Er legt die Hände auf seinem Rücken zusammen und schauckelt sich auf den Fersen. In der Unterhaltung ist seine Stimme dumpf und eintönig. Er lächelt selten; demungeachtet ist in seinem ganzen Wesen etwas so Wohlwollendes, etwas so unerklärlich Ueberlegenes, daß, seiner anscheinenden Einfachheit ungeachtet, das Geheimniß nicht lange verschleiert bleibt. Eine Unterhaltung von zehn Minuten ist hinlänglich, den überlegenen Geist zu offenbaren. Besonders in dem Benehmen gegen Frauen erkennt man bald die Verschiedenheit zwischen dem großen Herrn und dem Bürgerlichen.

Jedermann befand sich wohl im Schlosse Gordon. Keine Etikette, der man sich unterwerfen mußte, keine Lustpartien, die man wider Willen zu theilen genöthigt war. Man ritt aus, gieng auf die Fuchs- oder Dammhirsch-Jagd, spielte Billard, oder blieb in seinem Zimmer, wie man wollte.

Nach dem Frühstück begaben sich die Damen in ihre Wohnungen, wo sie bis zur zweiten Mahlzeit blieben. Um 2 Uhr Nachmittags standen eine oder

zwei Schüsseln mit Wildpret, und mehrere andere mit kaltem Fleisch, auf kleinen Tischen im Speisesaal. Man nahm davon so viel man wollte, in Erwartung des Mittagessens.

Sodann begab man sich in den Gesellschaftssaal. Gefährte jeder Art hielten angespannt unter den Fenstern. Groom's, Jockeien zu Pferde, Vorreiter, Sattelpferde standen zum Befehle der Gäste bereit.

Die Kutschen rollten theils nach der Spey, theils gegen den Strand. Nur wenige blieben inner dem Park.

Nach welcher Seite man sich aber auch wenden mochte, hatte man das Vergnügen bei sich, oder wenigstens bei seinem Wirth zu sein, dessen Bereich keine andern Grenzen als den Gesichtskreis hatte. Mehrere Meilen vom Schlosse öffneten sich Schlagbäume bei Enrer Näherung. Rothe Dammhirsche flohen durch den schweigenden Park. Prächtige Fasanen irrten wie zahm in den Gehägen. Hasen wichen kaum so weit zurück, um von der Peitsche nicht getroffen zu werden. Waldhüter schwenkten ihre Mützen in den Alleen.

Alle diese Theile des Gemäldes erinnerten unaufhörlich an die Rechte eines Tages, und gewährten der Eigenliebe eine angenehme Beschäftigung. Als guter Republikaner muß ich gestehn, ich hätte vielleicht einem Ausfluge durch die majestätischen Urwälder meines Vaterlandes den Vorzug vor diesen aristokratischen Genüssen geben sollen.

Etwa dreißig Gäste nahmen jeden Tag Platz an dem gastfreundlichen Tische des Schlosses, das nichts Feudales hatte, weil alles nichtachtende und gezwun-

gene Wesen verbannt war. Es war ein wirklicher Fürstensitz, dessen „honneurs“ von dem Herzog und der Herzogin mit der anständigsten Zuvorkommenheit gemacht wurden.

Die Gesellschaft veränderte sich unaufhörlich: täglich Abgehende und Neuankommende. Aber diese Veränderung, dieses Kommen und Gehen, erregte nicht das mindeste Aufsehen. Eine Postkutsche hielt am Eingang. Man lud das Gepäck ab, und stieß den Wagen in die Remise. Man fragte nicht einmal nach dem Namen der Angekommenen, weil man gewiß war, bei Tische sie zu sehen.

Der Gäste Aufbruch war eben so wenig auffallend, und falls man die andern Personen nicht genau kannte, beurlaubte man sich nur beim Herzog und der Herzogin. Mit einem Worte, alle Zwangsformen des Lebens waren bei Lord Gordon unbekannt, und wenn Jemand traurig war, oder sich langweilte, hatte er es sich selbst zuzuschreiben. Für mich gehören die Tage, welche ich in diesem Schlosse zugebracht, zu den angenehmsten meines Lebens.

Die neuesten und beachtungswerthesten Weltumschiffungen.

Das neunzehnte Jahrhundert hat nicht verzichtet auf jene großen Entdeckungs-Unternehmungen, die für alle Zweige der menschlichen Kenntnisse so ersprießlich gewesen, und die über die Geschichte der Seereisen des letzten Jahrhunderts einen so großen Glanz verbreitet. Mit vieler Scharfsicht haben die zeitgenössischen Seefahrer den zu größerer Vollkommenheit gediehenen genauen Wissenschaften besondere Vortheile entnommen, und wenn sie auch in der Loterie der unbekannten Länder noch einige wenige Glückslose übrig gelassen, haben sie doch die Lücken ausgefüllt, die zwischen bereits erkannten Punkten noch vorhanden waren, oder sie haben ungewiß angegebene Gegenstände genau erforscht, und die für die Schifffahrt wichtigsten Orte mathematisch bestimmt. Unserm Zeitalter war die Ehre der vollkommen entsprechenden Erkennungen vorbehalten.

Ein Volk, das russische, von dem man nicht voraussetzte, daß es sobald diesen Kampfplatz betreten werde, hat zuerst eine wichtige Rolle darauf gespielt. Krusenstern unternahm 1804 eine Erdumschiffung. Seine Reise hatte freilich mehr Bezug auf Politik, als auf Wissenschaft. Sein Zögling Kotzebue, Befelshaber des Rurick, trat in seine Fußstapfen, und war glücklich genug, durch die Entdeckung einiger unbekannten Inseln seinen Eifer und seine Beharrlichkeit belohnt zu sehen.

Der Krieg zwiſchen England und Frankreich, hatte des letztern Thätigkeit zur See gelähmt. Der Friede von 1814 vergönnte ihm, ſeine militäriſche Thatkraft auf der Wiſſenſchaft friedfertige Eroberungen überzutragen. Die franzöſiſche Flagge umkreiſete die Erde von 1819 bis 1833, unter dem Befehle Freycinets, Düperrey's, Dümont d'Urvilles, und erneuerte den Ruf den Lapérouſe und Entrecaßteaux ihr zugeſichert.

Die Unternehmungen mehrerer anderer Seefahrer gehören ebenfalls dieſem Zeitraum an. Die ruſſiſchen Expeditionen, unter Bellinghauſen's und Kotzebue's Leitung, fügten unſern Kenntniſſen über den großen Ozean, gewöhnlich das ſtille Meer genannt, mehrere wichtige Entdeckungen bei, unter andern die des gefährlichen Archipels und die deſſen der Karolinen.

Einige unbedeutende, bisher unbekannt gebliebene Eilande, boten ſich in demſelben Meere den nordamerikaniſchen Seefahrern dar, die mehr Intereſſe ihres Handels, als der Wiſſenſchaft, um den Erdball geführt. Man muß davon jedoch die Fregatte Potomack ausnehmen, der man, unter dem Befehle des Kommodor Downes, mehrere gelehrte Beobachtungen und hydrographiſche Arbeiten verdankt.

Die britiſchen Seefahrer ſchlugen während dem ſpezielle Richtungen ein. Die Küſten Afrika's, die Meere in Nähe des Südpols und die verſchiedenen Archipele der Südſee feſſelten ihre Aufmerkſamkeit. Die von Dr. Wilſon unternommene Erdumſchiffung bietet ebenfalls ein großes Intereſſe dar, der Sorgfalt wegen, womit er beinahe alle Küſten Auſtraliens,

vorzüglich die Niederlassung am Schwanstrom, besucht.

Hat ein anderer englischer Weltumsegler, Lieutenant Holmann, die Erdkunde nicht mit neuen Ländern bereichert, hat er wenigstens mit großer Genauigkeit die Küsten Afrika's, die Insel Zeylon, das Gestade von Koromandel, Kalkutta, Australien, und einige Inselgruppen des stillen Meeres beschrieben. Diese Genauigkeit ist um so ausserordentlicher, da der Reisende bekanntlich blind ist.

Die von dem preussischen Schiffe, „Prinzessin Luisa", zu einem Handels-Zwecke in Ausführung gebrachte Weltumschiffung, hat, durch die Arbeiten des Wundarztes, Naturforschers und Geschichtschreibers der Unternehmung, Dr. Meyen, eine reiche Aerndte neuer Thatsachen, in Bezug auf Naturgeschichte und Geologie, dargeboten. Seine vor Kurzem bekannt gemachte Reisebeschreibung, woraus wir unsern Lesern bereits ein Bruchstück im Laufe des vorigen Jahres mitgetheilt*), verdient in mehr als einer Beziehung unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

Ueberhaupt bieten die von den zu verschiedenen Völkern gehörigen Reisenden auf so fernen Expeditionen angestellten Beobachtungen unter oft sehr von einander abweichenden Formen sich dar. Es ist nicht mehr dasselbe Criterium, nicht mehr dieselbe Verähnlichungsmacht, die auf sie wirkt. Der britische Reisende beobachtet nicht auf die gleiche Weise, wie der deutsche. Was der eine unbemerkt läßt, wird von dem andern scharf hervorgehoben. Es scheint daß

*) M. s. die Reise nach dem Puno, oder Titikakasee in den Anden, im Jahrgang 1835 dieses Werkes.

man eine neue Welt ansichtig wird, indem man so verschiedenartige Darstellungen lieset.

Dr. Meyen und seine Reise-Gefährten verließen Berlin den 28. Juli 1828, um 9 Uhr Abends. Ihr Schiff wurde nördlich vom Kanal, durch widrige Winde neun Tage zurückgehalten. Endlich, nachdem sie mit Mühe den atlantischen Ozean erreicht, begrüßten sie die vulkanischen Gipfel der kanarischen Inseln.

Was hier am meisten ihr Erstaunen erregte, war die große Menge Sternschnuppen, die man unaufhörlich unter diesem Himmelsstriche bemerkt, und die oft einen ungeheuern, beinahe kometenartigen Schweif haben. Später machte Dr. Meyen eine Beobachtung über dies Phänomen, die einzig in ihrer Art genannt werden kann. Zu Pferde, am Abhange der Kordillera reisend, versichert er eine Sternschnuppe gesehen zu haben, die dem Saume des Gesichtskreises so nahe kam, „daß sie einige Augenblicke auf dem dunkeln Hintergrunde der entfernten Berge sich zu zeichnen schien.“

Jenseits Teneriffa wurde das Fahrzeug, worauf unser Gewährsmann sich befand, von derselben Masse auf der Meer-Oberfläche schwimmenden Grases umschlossen, die bei den Gefährten Christoph Kolombs so großes Erstaunen erregte. In diesem Grase bewegte sich eine Menge sonderbarer Thiere, unter andern eine Gattung Physalia, deren Aerme oder Fühlfaden einen äusserst brennenden, der Schröpfung ähnlichen Einfluß auf den menschlichen Körper ausüben.

Ein junger entschlossener Seemann, der während

der ersten Reise der Prinzessin Luisa ein solches Thier zu fangen sich bemühet, machte davon auf seine Kosten die Erfahrung. Die Physalia setzte sich zur Wehre, und umfaßte den nackten Körper ihres Verfolgers mit ihren Saugeröhren, die nicht weniger als drei Fuß lang waren. Der Matros wurde vom panischen Schrecken ergriffen, und schrie um Hilfe.

Er verspürte, selbst im Wasser, den brennenden Schmerz, den auf seinem ganzen Körper die Berührung der giftigen Fühlhörner des Thieres verursachte, und kaum konnte er noch hinlängliche Kräfte zusammenraffen, um das Schiff zu erreichen. Auf dem Verdeck angelangt, riß man die Physalia von ihm ab, und rieb die entzündeten Theile. Aber Schmerz und Entzündung vermehrten sich in einem so hohen Grade, daß ein hitziges Fieber, mit Irrereden, sich erklärte, und der Kranke mehrere Tage in großer Gefahr schwebte.

In dem Maße, als man gegen die heißen Himmelsstriche vordrang, zeigte sich das Meer immer bevölkerter. Eine Menge Delphine umspielten das Schiff. Von allen Wesen erregte jedoch keines in einem höheren Grade der Reisenden Aufmerksamkeit als der sonderbare Fisch, dessen Dasein und Eigenthümlichkeiten von den Naturforscher immer bezweifelt worden, und der demungeachtet den Haifischen als Lootse und Versorger zu dienen scheint. Dr. Meyen äussert sich über ihn folgendermaßen:

„Der Lootse schwimmt beständig vor dem Hai. Wir selbst haben davon drei unbestreitbare Beispiele gesehen. Wenn der letzte an unserm Schiffe vor-

überstrich, gewahrte man den Lootsen nahe an seinem Rachen, oder er verbarg sich unter einer seiner Brustflossen. Nicht selten bemerkten wir den Lootsen mit Schnelligkeit rechts und links fahrend, wie um auf Entdeckung auszugehen, wonach er getreulich wieder zum Hai zurückkehrte.

„Eines Tages, um noch besser von der Wahrheit uns zu überzeugen, warfen wir einen großen Angelhaken ins Meer, woran ein schweres Stück Speck befestigt worden. Etwa 20 Klaftern vom Schiffe befand sich ein Hai. Blitzschnell stürzte sich der Lootse gegen die Lockspeise, erkannte sie, schien sie sogar zu kosten, und kehrte schnell zu dem Haifisch zurück, dessen Rachen er mehrmals umschwamm, indem er mit seinem Schwanz das Wasser schlug, wie um seinem Gebieter die auf ihn harrende Mahlzeit anzukündigen. Der Hai setzte nun seine schwerfällige Masse in Bewegung, geleitet von dem Lootsen, und in einigen Sekunden waren Speck und Angelhaken verschluckt.

„Ein anderes Mal bemerkten wir einen Fisch, der einige Tage hintereinander den Kiel unseres Schiffes umschwamm. Die Matrosen versicherten, es sei ein Lootse, der seinen Hai verloren, und jetzt einen andern suche. Später gelang es uns im chinesischen Meere einen schönen blauen Hai zu fangen, der von 2 Lootsen begleitet war, die ihn nie verließen.“

Bald wurde man die Küsten Brasiliens ansichtig und landete zu Rio Janeiro. Der Sklavenmarkt war der erste den Reisenden auf dieser Küste sich darbietende Gegenstand. Mehrere hundert ganz nackte

Neger waren hier in stinkenden, finstern Verschlägen eingesperrt. Die meisten hatten kahlgeschorne Köpfe, und hielten sich längs den Wänden, auf niedrigen Bänken oder auf dem Boden hockend.

Die schlechte Nahrung, die man ihnen während der Ueberfahrt gibt, und die Entbehrungen jeder Art, welche sie zu erleiden haben, setzen sie oft schweren Krankheiten aus. Skorbut vertilgt schnell die herrliche Glasur ihrer Zähne, und ihre sonst so schwarze, so sammetartige Haut bedeckt sich mit schuppichten Ausschlägen und um sich fressenden Geschwüren. Der gänzliche Mangel der Haare, das kränkliche, elende Ansehen ihres Gesichts, machen diese beklagenswerthen Menschen wirklich zurückstoßend.

Um sie wenigstens einigermaßen zu reizen, und ihnen ein aufgeweckteres Ansehen zu geben, läßt der Verkäufer sie starke Getränke nehmen, bevor er sie auf den Sklavenmarkt führt. Nähert sich ein Fremder, so geht er ihm mit schmeichlerischer Geberde entgegen, grüßt ihn mehrmals, drückt ihm die Hand und gibt ihm die stärksten Versicherungen von der Frische und Güte seiner Waare. Er nöthigt sodann, mit dem Stock in der Hand, die Unglücklichen sich zu erheben, um ihre Formen und ihre Geschmeidigkeit zu zeigen. Bemerkt er jedoch, daß die Besucher nur von Neugier angetrieben sind, und keinen Kauf abschließen wollen, so erschöpft er sich in Flüchen und Verwünschungen, die vorzüglich gegen die Engländer gerichtet sind, welche ihm, seiner Aeusserung zufolge, sein tägliches Brot rauben, und ihn verhindern, mit „Ehre“ zu leben.

Vor Tages Anbruch, oft den ganzen Tag, sieht

man die Sklaven tausendweis die Stadt durchstreifen, um Arbeit zu suchen. Am Hafen, in den Straßen kann man nicht einen Schritt thun, ohne von ihnen angesprochen zu werden. Sie sind genöthigt, selbst für ihre Nahrung zu sorgen, und ihrem Herrn jeden Abend eine bestimmte Summe zu bringen. Thun sie es nicht, so erhalten sie Geissel-Hiebe. Was sie indessen über die festgestellte Summe erwerben, bleibt ihnen. Mehrere Neger müssen ihrem Gebieter täglich 2 fl. rhein. entrichten.

Sie arbeiten entweder in den benachbarten Steinbrüchen, oder gehen aus auf den Insektenfang, der äusserst abträglich ist. Das ist auch die Ursach warum man die schönsten Insekten so wohlfeil in Rio Janeiro kaufen kann.

Gewinnsucht hat sich noch andere Kanäle eröffnet. Viele Negerinnen werden ganz auf dieselbe Weise erzogen, wie junge Stuten, d. h. um Nutzen von ihrer Fruchtbarkeit zu gewinnen. Eine schwangere Sklavin wird um 50 Piaster (125 fl.) mehr verkauft, als wenn sie nicht in gesegneten Leibes-Umständen sich befindet.. Gleich nach ihrer Niederkunft wird das Kind ihr entrissen, um verkauft zu werden. Sogar mit der Milch der Negerinnen wird Handel getrieben, indem man sie als Kuhmilch zu Markte schickt. Aus diesem Grunde sieht man nie Milch auf dem Tische der Pflanzer, insofern sie nicht eigene Kühe haben.

Nach einigem Aufenthalt in Brasilien umschiffte man das Vorgebirg Horn mit großer Mühe. Dr. Meyen stellte bei dieser Gelegenheit mehrere inter-

essante Beobachtungen an über die Delphine und die Albatros, die von der europäischen und nordameri kanischen Habgier immer mehr ausgerottet werden.

Ein Delphin, den man mit einer Harpune verwundet, entrann, obgleich er viel Blut verlor. Gleich darauf war er von einer Menge anderer Thiere seiner Gattung umringt; man konnte nicht gleich entdecken weshalb. Stritten sie sich um sein Blut, oder war es, um ihm Hilfe zu leisten? Wahrscheinlich war es jedoch des erstern wegen. Denn bald nachher war der Verletzte in Stücke zerrissen.

Man bemerkte in der Folge etwas ähnliches auf der Kordillera, wo ein Schwarm Vögel einen seiner Gattung tödtete, der verwundet worden. Selbst in Europa kann man bei Krähen, Raben, Störchen und andern Vögeln ein solches Verfahren beobachten. Von der Gefräßigkeit der Albatros gewann unser Gewährsmann einen überzeugenden Beweis, indem er, in der Magellan-Straße, im Magen eines dieser Vögel Hals und Kopf eines andern Albatros fand.

Hat man einmal das Kap Horn umschifft, so betritt man ein ruhiges Meer. Die Stürme legen sich, und die Fluth steigt nicht mehr so hoch. Man sollte meinen, in der Bucht von Valparaiso sei der Ozean von ganz anderer Beschaffenheit. Die Bewegung der Wogen ist hier eben so langsam als einförmig. Der Himmel ist immer heiter, und der Windhauch ist kaum bemerkbar. Nur gegen Mittag sieht man das Gewässer in der Bucht emporschwellen. Abends fällt der Wind wieder und alles scheint in

tiefe Ruhe versunken, bis ein scharfer Luftzug, von den Schneegipfeln der Kordillera herabstreichend, die dahinsterbenden Kräfte des Menschen erneuert.

Nichts läßt sich vergleichen mit der Schönheit einer Sommernacht zu Valparaiso. Die Ruhe der Natur wird durch nichts unterbrochen, als durch das Geräusch der sich am Strande brechenden Wellen, oder durch das dumpfe Gemurmel der Wogen, vom Echo in der Ferne wiederholt.

Jetzt verlassen die Einwohner in Schaaren ihre Häuser, um die entzückende Frische der mit Wohlgerüchen geschwängerten Luft zu genießen. Ueberall ist Leben und Bewegung. Die Märkte sind mit Früchten und anderen Lebensmitteln angefüllt, und auf den Plätzen erhebt sich ein Zelt neben dem andern, zu Gesang, Spiel und Tanz.

Nach Mitternacht beginnt der Wind mit Heftigkeit zu wehen. Gewölke ballen sich übereinander und bedecken den Himmel bis zu Tages Anbruch. Sie verwandeln sich nun in einen dicken Nebel, der um 7 Uhr in feuchten Dunstmassen sich niederschlägt, und einem starken Regen nicht unähnlich ist.

Die Bucht ist während dem vollkommen ruhig und hell wie der reinste Kristall. Sie ist mit einer Menge Fischer-Boote bedeckt, die auf den Fang ausgehen. Nach Niederschlagung des Nebels zeigt sich der heitere Himmel, und die Sonnenstrahlen verbreiten bald eine große Hitze.

In keinem Lande sind die Erdbeben so häufig, als in Chile. Sie erneuern sich beinahe regelmäßig alle drei Wochen. Bei einem der letzten, im Fe-

bruar 1835, hat ſich die Inſel Santa Maria um 10 Fuß erhoben, und die Strömung im Meere hat eine andere Richtung genommen. Die Einwohner zeigen ſich bei jedem ſolchen Ereigniſſe immer äuſſerſt zaghaft. Sie ſtürzen ſich verzweifelnd aus ihren Wohnungen und ſchreien mit kläglicher Stimme: Misericordia, misericordia, el temblon! Die Reiſenden waren Zeugen einer ſolchen Szene.

Bei Sonnen-Untergang läutet man mit allen Glocken, um das Zeichen zum Gebet zu geben. Jeder entblößt das Haupt. Die Männer, gleichviel ob zu Fuß oder zu Pferde, die Frauen in ihren Kutſchen, ſcheinen plötzlich wie gelähmt. Sie ſtürzen ſich nieder auf die Knie, um einige Minuten ihre Gedanken zu ihrem Schöpfer zu erheben.

In ſolcher andachtsvollen Stellung verweilen ſie ſo lange, als das Glockengeläut dauert, wonach Lärm, Gelächter und Geſchrei mit verdoppelter Macht ſich erneuern. Die Spaziergänger rufen ſich gegenſeitig ihr buenas noches zu, und die allgemeine Heiterkeit gewinnt dadurch gewiſſermaßen einen neuen Schwung.

Die Beſuche werden von 10 Uhr Abends bis Mitternacht abgeſtattet. Man wird nie ausdrücklich eingeladen. Iſt man einmal in einem Hauſe eingeführt, ſo hat man das Recht ſich einzufinden ſo oft man will. In den geſellſchaftlichen Kreiſen ſind die Frauen immer mit großer Sorgfalt gekleidet. Sie tragen faſt durchgängig natürliche Blumen im Haar.

Die Unterhaltung iſt immer ſehr heiter und lebhaft. Sie iſt beſonders auffallend durch die vielen Spitz- und Scherzworte, wie durch eine Menge

Zweideutigkeiten, womit Männer und Weiber sich gegenseitig beschießen. Dazu kommt noch Musik, Gesang und Tanz, die bei keiner Abend-Gesellschaft in St. Jago fehlen dürfen. Man versammelt sich hier, um sich wirklich zu vergnügen, und nicht blos um zu essen und zu trinken, wie in Europa, wo nur zu oft das Gastmahl die Hauptsache ist.

In Chile wird Abends nur Eingemachtes (dulces) herumgereicht. Man bringt oft auch Blumen, woraus die anwesenden Frauen hübsche Sträußer machen, um sie unter die Männer zu vertheilen. In Ermangelung eines solchen Geschäfts spielen die Schönen mit ihrem Fächer. Sie erlangen dabei eine Geschicklichkeit, wovon man sich in unsern nördlichen Ländern keinen Begriff machen kann. Die Uebung der Fächer-Bewegung scheint in St. Jago eine der Hauptbedingungen in der Erziehung des weiblichen Geschlechts auszumachen.

Der erste Berg, den Dr. Meyen in Chile erstieg, war der Vulkan von Maipu, von dem in jeder Nacht eine ausserordentliche Helle emporsteigt, deren Ursach man noch nicht zu entdecken vermocht, die wahrscheinlich aber von dem weißglühenden Zustande des brennenden Kraters herrührt. Unser Naturforscher besuchte auch Capiapo, wo die Natur alle ihre Schätze verschwendet zu haben scheint, wo jedoch die Erdbeben so häufig sind, daß ein Gebäude selten länger als einen Monat steht (?).

Auf seinen Streifereien durch Peru erfuhr er, daß, seit der Unabhängigkeits-Erklärung des amerikanischen Festlandes, der Ertrag der peruanischen Bergwerke bedeutend sich vermindert hat. Es fehlt

überall an Zutrauen, folglich auch an den zur Ausbeutung erforderlichen Summen. Die alleinige Mine, welche zu Puno, einem durch ſeinen Silber-Reichthum beinahe eben ſo berühmten Orte als Potoſi, ausgebeutet wird, gehört einem Briten.

Bei ſeiner Bereiſung der Anden verſpürte Dr. Meyen jene Lungen-Beklemmung, welche übrigens alle Reiſenden in dieſer hohen Gegend empfinden. „Wir litten brennenden Durſt," ſagt er, „den keine Flüſſigkeit zu ſtillen vermochte. Einige Schnitte Waſſermelonen waren die alleinige Nahrung, wobei wir uns am beſten befanden, während unſere Führer in Branntewein getauchten Knoblauch aßen, von dem ſie behaupteten, er ſei das einzige Linderungs-Mittel gegen die Beſchwerden und Leiden des Weges.

„Seit Langem ſtiegen wir unaufhörlich bergan, und hatten beinahe den Grat des Vulkans von Arequipa erreicht, deſſen Felſen wir vor uns gewahrten, als wir plötzlich vom Sorocco ergriffen wurden. Ein Nerven-Fieber, deſſen Heftigkeit und Hitze ſich unaufhörlich ſteigerte, verzehrte uns. Von Augenblick zu Augenblick wurde die Bedrückung unſerer Bruſt unerträglicher. Dieſe Anzeichen beendeten ſich durch einen plötzlichen Anfall, begleitet von Ohnmacht, Betäubung, Uebelkeit und Naſenbluten. Wir blieben lange auf dem Boden ausgeſtreckt, bis Ruhe uns einige Linderung verſchafft, wonach wir langſam den Abhang des Berges wieder hinuntergingen."

Die Prinzeſſin Luiſa war am 21. Mai auf dem Punkte, die Anker zu lichten, und nach den Sandwich-Inſeln unter Segel zu gehen, die Lootſen von

Callao hatten sich bereits entfernt, als die Schaluppe einer Fregatte der nordamerikanischen Vereinstaaten anlangte, worin sich ein Besucher, oder vielmehr ein Flüchtling befand, dessen Ankunft man keineswegs erwartet hatte. Es war General Miller, gewesener Oberbefehlshaber der peruanischen Armee, der mit der Verwaltung des Vize-Präsidenten La Fuente gestürzt worden, und der sich nach den Sandwich-Inseln begeben wollte, um ausser dem Bereiche seiner politischen Gegner sich zu befinden.

Man nahm ihn auf, und den 24. Juni 1829 wurde man den Muna-Toa, den feuerspeienden Berg der Insel Owyhi, ansichtig. Kaum war das Schiff bei Honoruru, der Hauptstadt dieser Insel-Gruppe, vor Anker gegangen, als sich mehrere Handelsleute einfanden, wie um alte Bekannte zu begrüßen. Man erhielt auch den Besuch Kualzinis, des Statthalters der Insel Wahu, der sich den Namen John Adams beigelegt. Er ist sehr groß und dick, überhaupt von unangenehmem Aeussern. Man war genöthigt ihn mit Stricken an Bord zu ziehen.

Seit die englischen Missionäre unumschränkt und despotisch herrschen, sind fast alle schönen Natur-Eigenschaften der Eingebornen durch Verstellung, Heuchelei, Habgier und Geiz verdrängt worden. Solches sind die alleinigen Vortheile, welche bis jetzt das Christenthum, unter der Leitung einiger anmaßlichen Individuen, den sonst so liebenswürdigen Bewohnern der Sandwich-Inseln zugewendet.

„Unser erster Ausflug“, sagt Dr. Meyen, „war nach Honoruru, wo es uns gelang, dem bekannten Missionär Bingham, durch die Verwendung eines

ſpaniſchen Kaufmannes, uns vorſtellen zu laſſen. Auf dem Wege nach ſeinem Wohnhauſe waren wir Zeugen eines Schauſpiels, welches die Achtung, die wir bisher für die Miſſionäre gehegt, ſehr verminderte. Wir gewahrten nämlich zwei ihrer Frauen, in einem leichten Wagen, der von mehreren Eingebornen gezogen wurde.

„Vielleicht werden mehrere meiner Leſer es nicht ſchicklich finden, wenn ich einige Züge aus dem Privatleben der Miſſionäre anführe. Indeſſen ſcheinen mir dergleichen Umſtände von nicht geringer Wichtigkeit, weil ſie dazu dienen, den Karakter dieſer Leute genauer anzudeuten. Die Miſſionäre der Südſee-Inſeln dürfen nicht mehr als bloße Privatperſonen betrachtet werden. Ihr Benehmen hat die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt gefeſſelt, und ſie tragen die Verantwortlichkeit ihrer Handlungen.

„Meines Erachtens haben ſie den ſittlichen Zuſtand und das Wohlergehen der Inſel-Bewohner eher erſchüttert, als befeſtigt. Sie haben aus ihrer Mitte die Gaſtfreundſchaft, die mildeſte Tugend der Natur-Kinder, verbannt, und ihre Natürlichkeit, wie ihre leichten Vergnügungen durch ſtrenge Gewohnheiten und durch eine Religion erſetzt, wovon ſie ſich keinen genauen Begriff machen können.

„Gleich bei unſerm Eintritt bei Bingham erkannten wir in ihm den aufgeblaſenen Prieſter, der, voll von der Idee ſeiner Macht, ſogar die gewöhnlichen Höflichkeit-Formen vernachläßigt. Bei alledem lud er uns ein, ihn ſo oft zu beſuchen, als wir wollten, und der Wundarzt der Miſſion erbot ſich zu unſerer Begleitung. Wir hielten es jedoch nicht für

entsprechend, sein Erbieten anzunehmen, weil es uns vorzüglich darum zu thun war, in voller Freiheit den Einfluß der von den Missionären eingesetzten Anstalten zu beobachten.

„Kauike Auli, der junge König der Sandwich-Inseln, kam nach seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte am Abend nach unserer Ankunft, und erholte sich unverweilt Raths bei Bingham, um zu wissen, was er zu thun oder zu lassen habe. General Miller wurde vor uns dem Fürsten vorgestellt, der ihn sehr eifrig fragte, welche Geschenke wir ihm brächten, und ob unter denselben sich ein Säbel befinde? Gleich nachher schickte uns der König einen seiner Diener, um uns zu benachrichtigen, er sei bereit, den Brief des Königs von Preussen zu empfangen, den wir ihm zu überreichen hatten.

„Wir begaben uns sogleich, Kapitän Wendt und ich, nach dem Palaste Sr. Majestät, in Begleitung eines nordamerikanischen Handelsmannes, der den Verrichtungen eines Dolmetschers sich unterzogen. In einem großen offenen Raum vor der königlichen Residenz, bemerkten wir zwei hübsche indische Gebäude, die der verwittweten Königin Kaakumana, der letzten noch lebenden Frauen Tamanea's zur Wohnung diente. Vor einer der Thüren des Palastes hatten der König Kauike Auli, die verwittwete Königin, und die vier Wittwen Riho-Rihos, Vater des regierenden Königs, gestorben zu London, Platz genommen.

„Kauike Auli, seitdem Tamanea III genannt, ist ungefähr 17 Jahr alt. Sein von den Kinder-Blattern ausserordentlich zerrissenes Gesicht, ist der-

gestalt mit rothen Flecken bedeckt, die von dem unmäßigen Genuß geistiger und stark gewürzter Getränke herrühren, daß man sich nichts häßlicheres denken kann.

„Weder sein Alter, noch seine Haltung, noch sein Aeusseres verkündeten, daß er jene Karakter-Kühnheit geerbt, die seinen Vater so berühmt gemacht. Er war bekleidet mit einem weissen Hemde und weissen Hosen, einer bunten Weste und einem weissen Strohhut, den er vor uns abzog, und worin er den Brief des Königs von Preussen verbarg, den Kapitän Wendt ihm überreichte.

„Obgleich er etwas englisch sprach, bediente er sich doch beständig eines Dolmetschers. Die erste Frage, welche er an uns richtete, war, welche Geschenke wir ihm brächten? Als er erfuhr, daß wir dergleichen auch für seine Gemahlin hatten, rief er: „Es ist die höchste Zeit, mich zu verheirathen, weil mein Freund, der König von Preussen, es mir anräth.“ Er empfahl uns zugleich die größte Verschwiegenheit über die Bestimmung dieser Geschenke, um nicht den Neid der Damen seines Hofes anzuregen.

„Während der Unterhaltung ersuchte mich einer der Anwesenden, vom Gefolge des Königs, ihm zu erlauben, meinen ungeheuern, aus Schafkameelhaar verfertigten peruanischen Hut aufzusetzen. Als er sich damit bedeckt, brachen alle Anwesende in ein schallendes Gelächter aus, besonders mehrere Frauen von riesiger Gestalt, die auf Matten lagen, und die uns mit großer Neugier betrachteten.

„Wir wurden sodann auch der verwittweten Königin Kaakumana vorgestellt. Diese Prinzessin war

so dicht in einen schineniſchen Schleier gewickelt daß wir nur mit Mühe ihre Züge zu erkennen vermochten. Wir hielten ſie anfänglich für ein maſſives Götzenbild, ſie hatte jedoch bald die Güte, unſerm Irthum uns zu entreiſſen, indem ſie uns ſich ſelbſt ankündigte durch die Worte: „Meine Königin, meine Königin.“ Vielleicht wollte ſie dadurch uns andeuten, ſie ſei die rechtmäßige Königin von Sandwich, und Kauike ſei nur ihr Schwiegerſohn(?). So beendete ſich unſere erſte Zuſammenkunft. Man kam überein, daß die Ueberreichung der Geſchenke Tags darauf im Palaſte des Königs ſtattfinden ſolle.

„Wir brachten demzufolge den 25. Juni die Kiſten ans Land, worin ſich die Geſchenke Sr. Majeſtät des Königs von Preuſſen befanden. Die Truppen präſentirten das Gewehr, und wir mußten zwiſchen zwei Reihen einheimiſcher Soldaten, die wie engliſche Matroſen gekleidet waren, einherſchreiten. Wir fanden alle Staatsperſonen verſammelt in einem großen Saale, längs den Wänden ſtehend, unbeweglich gleich Bildſäulen. Alle fremden Kaufleute, die ſich in Wahu niedergelaſſen, waren bei der Feierlichkeit gegenwärtig. Der König empfing uns, auf einer Bank ſitzend, den Statthalter John Adams neben ſich. Beide waren äuſſerſt ſeltſam auf europäiſche Weiſe gekleidet.

„Der königliche Palaſt iſt nach dem Muſter der indiſchen Hütten erbauet, ausgenommen daß er größer iſt. Im Vergleich mit dem Wohngebäude der Miſſionäre zu Honoruru iſt er nur eine Scheuer. Er iſt 140 Fuß lang, und ein Raum von 120 Fuß bildet ein einziges Gemach, in deſſen Mitte ſich Säu-

len befinden, die den Dachſtuhl tragen. Dieſe Säulen ſind Palmbaum-Stämme, mit Schilf bedeckt, und mit baumartigem Farrnkraut geſchmückt.

„Des Saales Hintergrund war durch große Vorhänge verdeckt, die mehrere kleine Zimmer verbargen, angefüllt mit feinen Matten, welche ein ſehr weiches Lager darbieten. Zwei Bilder, eines von der in London geſtorbenen Königin, das andere von dem jetzigen König, hängen in dem großen Saale. Man ſieht darin auch ein Gemälde von der Verſammlung des Kongreſſes zu Washington.

„Kaum hatten wir den Saal betreten, ſo erſchienen die Damen. Die alte verwittwete Königin trat mit abgemeſſenen Schritten und einer gewiſſen Würde einher. Es folgten ihr die Schwägerinnen des Königs, Wittwen von Riho-Riho, die Prinzeſſinnen Kinau, Kekau-Ruohi und Kekau-Onohi. Wir bemerkten unter den Frauen ebenfalls die Wittwe des Statthalters und erſten Miniſters Naraimoku, der ſich den Namen Wilhelm Pitt beigelegt.

„Alle Damen boten uns beim Eintritt ihre Hände, um ſie zu küſſen, und es ſchien, daß die alte Königin ſich mit vielem Anſtand benahm. Alle trugen weite hoch heraufreichende ſeidene Gewänder, die man in der Inſel „Miſſions-Kleider“ nennt. Sie hatten ebenfalls ſeidene Strümpfe und Schuhe. Ihr gelocktes Haar war mit prächtigen Blumen der Edwarſia und der Chryſophylla, welche neuerdings von Otaheite eingebracht worden, geſchmückt.

„Als die Frauen Platz genommen, verlangte der König, man ſolle ihm die Geſchenke vorlegen, welche Kapitän Wendt und ich in Koffern auf eine Weiſe

ausgelegt, daß sie die meiste Wirkung machen mußten. Die Anwesenden schienen nicht wenig erstaunt über ihre Menge. Der König dagegen, ohne von seiner Bank sich zu erheben, betrachtete sie mit so großer Kälte, daß wir auf der Stelle sahen, sie sei eingelernt und erzwungen.

„Die kleinen Bildsäulen von gegossenem Eisen, Friedrich II, den Kaiser Alexander, Napoleon, Blücher ꝛc. vorstellend, erregten eine so allgemeine Bewunderung, daß der König sie sich bringen ließ. Eine vollständige militärische Uniform, mit Stickereien und Federn besetzt, am meisten aber der dazu gehörige funkelnde Säbel, schienen ihm sehr zu gefallen. Wir legten den prächtigen Sattel, den wir mitgebracht, auf ein Pferd, und ärndeten einstimmiges Beifall-Geschrei dafür.

„Was jedoch am meisten den Sandwich-Insulanern zu behagen schien, waren die beiden schönen Bilder, des Königs von Preussen und des Feldmarschalls Blücher, welche sie von uns verlangt. Mit nicht weniger Freude empfingen sie die in Kupfer gestochene Sammlung der Uniformen der preussischen Armee. Sie gingen von Hand zu Hand, unter den lautesten Bezeugungen des Vergnügens.

„Unter den für die muthmaßliche Gemahlin des Königs bestimmten Geschenken hatte man einen mit Blumen geschmückten Hut, nach der neuesten Mode, nicht vergessen. Kaum hatten wir ihn vorgezeigt, als die junge Königin Kinau, die, ihrer unmäßig großen Gestalt ungeachtet, hübsch genannt werden kann, ihn uns aus den Händen riß, mit Gefallsucht

ihn sich aufsetzte, und die Beglückwünschungen aller Anwesenden annahm.

„Die Halsbänder von falschen Steinen schienen ebenfalls sehr nach ihrem Geschmack, weshalb sie uns bat, ihre Reize damit zu schmücken. Dieses Verlangen setzte uns in nicht geringe Verlegenheit, weil unsere Halsbänder für eine so starkbeliebte Schönheit nicht bestimmt waren. Indessen gelang es uns dennoch mit einiger Mühe ein solches ihr anzulegen.

„Der König wollte nun nicht zurückbleiben, und bekleidete sich mit der preussischen Uniform. Aber kaum hatte er sie angelegt, so rief er: „Da kommen die Missionäre!“ und augenblicklich zog sich die arme Majestät wieder aus. Bemerkend, daß seine Schwester einige Schnüre bunter Glaskorallen sich zugeeignet, rief er ihr barsch zu: „Diese Kostbarkeiten sind nicht für dich bestimmt“; wonach die Prinzessin, nicht ohne zu murren, sie bei Seite legte.

„Uebrigens behielt der König die damassirte Leinwand, die Seiden-Zeuge, die Kleider und Modesachen allein für sich, wie gierig die anwesenden Frauen das alles auch betrachten mochten. Die alte Königin schien über sein Verfahren so entrüstet, daß sie beinahe in Ohnmacht fiel. Man mußte zwei Zofen rufen, um ihr mit Fächern Luft zuzuwehen. Das alles verhinderte sie indessen nicht, einer Art Metall-Harmonika sich zu bemächtigen, die wir mitgebracht, und worauf sie sogleich einen Beweis ihres musikalischen Talents ablegte.

„Nach Ueberreichung unserer Geschenke beeilten wir uns, Abschied zu nehmen, um so mehr, da man, während einer vierstündigen Sitzung, bei glühender

Luft, uns nicht die mindeste Erfrischung angeboten. Der König lies uns sagen, die Missionäre hätten eine solche Höflichkeits-Bezeugung ihm verboten.

„Bei alledem schienen unsere Geschenke auf den Monarchen und auf sein Gefolge großen Eindruck zu machen, obgleich alle eine erzwungene Kälte heuchelten, je nach der Rolle, welche die Missionäre ihnen eingelernt. Der König bezeugte uns selbst, wie sehr er sich schäme, dem König von Preussen nur einen Feder-Mantel geschickt zu haben, und dagegen so viele kostbare Gegenstände zu erhalten.“

Die Reisenden, besonders Dr. Meyen, durchstreiften die Insel in allen Richtungen, maßen die Höhe der Berge, und stellte meteorologische Beobachtungen an. Auf ihren Ausflügen, wie bei ihren Arbeiten, hatten sie Gelegenheit, einige der Seltsamkeiten des von den Missionären auf den Sandwich-Inseln eingeführten politischen Systems zu bemerken. Theilen wir nur eine derselben mit.

Unser Gewährsmann und mehrere seiner Reise-Gefährten, waren an einem Sonntag Morgen aufgebrochen, um Pflanzen einzusammeln, bald aber von einem entsetzlichen Platzregen überrascht, waren sie genöthigt, ein Obdach gegen das Unwetter zu suchen. Müde und hungrig baten sie ihre Wirthe, ihnen etwas Warmes zum Essen zuzubereiten. „Warme Speisen sind uns am Sonntag untersagt„, erwiederten ruhig die Insel-Bewohner.

Nichts abgeschmackteres und tirannischeres, als dem Menschen gerade den Genuß der Gaben der Natur zu verbieten, die am meisten und leichtesten sich darbieten. Dr. Meyen lies Feuer anzünden,

und bereitete sich Kaffee, ohne um das Verbot der Missionäre sich zu kümmern. Er erlaubte sich sogar, sie zu tadeln.

Uebrigens wird auf ihren Befehl die Sonntags-Feier mit einer Strenge beobachtet, die über lang oder kurz die christliche Religion verhaßt machen muß. Die Einwohner sind gezwungen, Vor- und Nachmittags dem Gottesdienste beizuwohnen. Alle Zerstreuungen, selbst Spaziergänge oder Ausreiten, sind bei Strafe verboten. Sonderbar genug werden diese abgeschmackten Verordnungen auch auf die Fremden anwendbar gemacht. Dem Kapitän Wendt wurde die Erlaubniß geradezu verweigert, an einem Sonntage zu seinen Freunden sich begeben zu dürfen.

Die alte indische Gastfreundschaft ist gänzlich verschwunden. Man darf nicht mehr die mindeste Zuvorkommenheit von Seiten der Sandwich-Insulaner erwarten. Der König selbst machte weder dem Kapitän des preussischen Schiffes, noch dem Dr. Meyen, noch sonst irgend jemand ein Geschenk.

Zu einem Gastmahl an Bord der Prinzessin Luisa eingeladen, lies der junge Monarch sich mehrere Speisen nachtragen, nicht um sie mit den andern zu theilen, sondern um sie allein zu verzehren. Er war bekleidet mit der preussischen Uniform, jedoch ohne den Säbel, den Federbusch, die Sporen und andern Zugehörungen, die von den Missionären streng verboten worden, und gegen die sie, als „Eitelkeiten der argen Welt", unabläßig predigen.

Der mitgebrachten Gerichte ungeachtet, verschlangen des Königs Begleiter die ihnen dargebotenen Speisen mit ausserordentlicher Gier. Wenn man

eine neue Schüssel auftrug, folgten sie derselben mit den Augen, fragten ihre Nachbarn, was sie enthalte, und streckten ihre noch vollen Teller aus, um sich abermals ihren Theil geben zu lassen. Wein und Liköre genossen sie mit Mäßigkeit, man bemerkte jedoch bald, daß sie von dem einen wie von dem andern eine gute Portion vertragen konnten.

Dr. Meyen kann sich nicht genug aussprechen über die schlechte Verwaltung und über die Unwissenheit der Missionäre, die er als den Auswurf oder als die Hefe der europäischen Gesellschaft betrachtet. Ihm zufolge würde der Sandwich-Archipel ausserordentlich gewinnen, wenn er dieser verschrobenen und böswilligen Menschen sich entledigen könnte.

Dringt man tiefer in ihr sittliches Leben, so findet man, daß sie die andern auferlegte Strenge, selten oder nie auf sich selbst anwendbar machen, und daß in mehr als einem Betrachte an ihrem Verfahren vieles auszusetzen ist.

Diese Menschen, die ohne alle Hilfsmitttel, als die der Intrigue und der Herrschsucht, die früher so glücklichen Eilande betreten, begnügen sich jetzt nicht mehr mit dem von ihnen ausgeübten moralischen Einflusse, sie wollen auch herrschen um jeden Preis. Ihre Wohnung, im Vergleich mit der, wie oben gesagt, der königliche Palast nur eine Scheuer ist, scheint ihnen zu gering, weshalb sie für sich eine große steinerne Residenz aufführen lassen, was als ein unerhörter Luxus betrachtet wird.

Das Innere ihrer Wohnung ist mit Geschmack und zur wohlverstandendsten Bequemlichkeit eingerichtet. Die Fußböden sind getäfelt, mit Teppichen

bedeckt. Alle Möbel sind im neuesten Geschmack, an den Wänden hängen hübsche Gemälde, und den Frauen stehen herrliche Flügel zu Gebote. Alle diese Gegenstände haben die armen Insulaner bezahlen müssen; man versichert sogar, daß die Missionäre bereits bedeutende Summen in der Bank der nordamerikanischen Vereinstaaten niedergelegt haben, um sich, wie man zu sagen pflegt, den Rücken zu decken.

Seitdem scheint die theokratische Regierung, welche auf diese Inseln lastete, eine bedeutende Milderung erlitten zu haben, durch das im Juni 1832 erfolgte Ableben der verwittweten Königin Kaakumana. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, so wurde die puritanische Strenge beseitigt. Der König wurde gekrönt unter dem Namen Tamanea III und von der englischen Regierung anerkannt. Die meisten der unter der alten frömmelnden Königin erlassenen Gesetze wurden widerrufen, und den Einwohnern wurden ihre frühern Vergnügungen wieder gestattet.

Das preussische Schiff verlies die Sandwich-Inseln den 22. Juni 1831 und setzte seine Weltumschiffung fort, indem es die Richtung gegen die Philippinen und gegen Schina einschlug.

Wirkliche Umstände, welche die Entdeckung der Verschwörung Georges veranlaßt haben.

Man hat viel gesprochen, geschrieben, erörtert über die von dem bekannten Georges angezettelte Verschwörung. Es sind mehrere Bände, die Verhöre der zahlreichen Angeklagten, welche mit ihm vor Gericht erschienen, enthaltend, bekannt gemacht worden. Die Sache schien erschöpft. Demungeachtet hat man etwas dabei auſſer Acht gelaſſen, nämlich die Darstellung der Umstände, welche die Entdeckung des royalistischen Komplots von 1804 veranlaßt haben.

Es gibt in dieser Hinsicht zwei von einander ganz verschiedene Angaben, wovon man die eine die authentische, die andere die anekdotische nennen kann. Die Geschichte der Umstände, wodurch die Entdeckung von Georges Verschwörung so zu sagen herbeigeführt worden, ist nicht bekannt, und zwar aus folgenden Gründen: Die Polizei hatte sich in dieser Angelegenheit hintergehen lassen, und da sie nicht gern ihre Irrungen eingesteht, ist das Ganze absichtlich entstellt worden.

Wohl hatte man Wind gehabt, von einer auf der Küste von Dieppe beabsichtigten Landung. Aber man wußte nicht, wann sie statt finden sollte. So geschahe es, daß man erst das ganze Gestade bewachen lies, als bereits drei Ausschiffungen zu Stande gebracht worden und als die Verschwörer schon in Paris verborgen waren.

Der erste Konsul befand sich in den Tuilerien, mit einigen Staatsräthen sich unterhaltend, als General Mürat, Oberbefehlshaber in Paris, sich ankündigen ließ. Er legte Bonaparte einen Brief vor, worin ein Verurtheilter, der eben hingerichtet werden sollte, wichtige Entdeckungen zu machen sich erbot, wenn man die Vollstreckung der über ihn gefällten Sentenz verzögern wolle.

Nach Durchlesung des Briefes sagte der erste Konsul: „Wahrscheinlich ein armer Teufel, der sich vor dem Tode fürchtet, und der gern noch ein paar Stunden leben möchte. Hoffnung ist immer das letzte dem Menschen übrig bleibende Gefühl. Was er uns zu sagen hat, verlohnt sich wahrscheinlich nicht der Mühe, doch was thut's: wir wollen ihn hören. Real, gehen Sie und sprechen Sie mit ihm. Aber verzögern Sie die Sache nicht, einer Kleinigkeit willen."

Napoleon hat immer wenig Gebrauch gemacht, von dem durch die Staatsverfassung ihm zugestandenen Begnadigungsrecht, und später hat er erklärt, daß er es jedesmal bereut, wenn er von Mitleid zur Begnadigung sich verleiten lassen. In politischem Betrachte zog er es vor, lieber gar keine Untersuchung anzustellen. Viele kleine Verschwörungen, viele Angriffs-Entwürfe gegen seine Person, sind von der Polizei entdeckt worden, ohne den Gerichten überwiesen zu werden. Man versicherte sich der Urheber oder Mitschuldigen solcher Komplotte, und nach einer Haft von 3 oder 4 Monaten ließ man sie wieder laufen. Ein solches System ist vielleicht nicht ganz den Freiheits-Grundsätzen gemäß, doch ver-

fehlte es, unter den damaligen Umständen, seinem Zweck nicht.

In Folge des von dem ersten Konsul erhaltenen Befehls, begab sich Real nach dem Gefangenhause der Abtei. Schon stand die bewaffnete Abtheilung bereit, die den Verurtheilten zum Blutgerüst begleiten sollte. Der Unglückliche befand sich in einem niedrigen, nur vor einem Fenster erhellten Saale. Zwischen den dicken Eisenstäben hinweg, konnte er die zu seinem letzten Gange erforderlichen Vorkehrungen bemerken. Ein Gendarme hatte sein Pferd an's Eisengitter gebunden. Man erwartete nur die Antwort auf das an den Befehlshaber von Paris gerichtete Schreiben, um aufzubrechen.

Real trat ein, gab sich zu erkennen und wurde unverzögert zu dem Gefangenen geführt, den er bleich, verzweifelnd und beinah ohne Besinnung fand.

„Ihr habt," sagt er, Euch zu Entdeckungen erboten. Ich komme zu hören, was Ihr zu sagen habt. Aber faßt Euch kurz; ich habe keine Zeit zu verlieren."

— Wohl, entgegnete der andere, habe ich viel zu sagen, doch, was kann es mir nützen, da ich sterben soll. Sehen Sie, alles ist zu meinem Tode bereit. Was ich auch sagen kann, nichts wird mich retten.

Bei diesen Worten deutete er, durch eine Handbewegung das schreckliche Schauspiel an, zu dessen Zeugen man ihn unbedachtsamerweise gemacht. Real konnte einer Bewegung der Theilnahme sich nicht erwehren. Er sprach einige kurz abgebrochene, aber strenge Worte mit dem Gefangenwärter, und der

Verurtheilte wurde in ein anderes Zimmer geführt. Hier bemühete sich Real ihn zu beruhigen, ließ ihm einige Stärkungen reichen und lud ihn ein sich zu erklären.

„Ich habe nicht die Vollmacht Euch Gnade zu versprechen," sagte er. „Aber wenn, was Ihr zu sagen habt von besonderer Wichtigkeit ist, wäre es wohl möglich"...

— Wie, ich dürfte hoffen? Aber nein, meine Todesstunde hat geschlagen. Man erwartet nichts als Ihre Entfernung, um mich zum Blutgerüst zu führen. Gleichviel, mein Gewissen wird ruhiger sein, und wenn ich auch sterben muß, werde ich wenigstens mit dem Bewußtsein einer guten That sterben.

„So sprecht doch, ich wiederhol' Euch, daß noch nicht alles verloren ist."

— Ja, ich will sprechen, doch müssen Sie meinen Worten auch Glauben schenken, weil sie die Worte eines Sterbenden sind. Des ersten Konsuls Leben ist in Gefahr. Ich bin zum Tode verurtheilt. Man hat mich vor ein Kriegsgericht gestellt, man hat mich verhört, mit Zeugen konfrontirt, man hat mich gerichtet und verurtheilt, und bei alledem weiß ich nicht, wovon eigentlich die Rede gewesen. Sie schütteln den Kopf, weil was ich sage, die Sprache aller Verurtheilten ist. Aber hören Sie mich. Ich bin durchaus unschuldig in der Sache, worin ich verurtheilt worden. Man hat mich für schuldig gehalten, weil ich mich übel vertheidigt habe, weil ich mich in einer falschen Lage befand, und durch irgend ein voreiliges Wort mein wirkliches Vergehen

zu verrathen fürchtete. Denn, obschon ich in der Rede stehenden Sache schuldlos bin, habe ich einen andern wegen, dennoch den Tod verdient. Kurz, ich bin in eine Verschwörung verflochten mit Georges. Mit ihm und seinen Begleitern bin ich bei Dieppe gelandet und nach Paris gekommen. Alle diese Leute halten sich jetzt verborgen....

Reals Aufmerksamkeit, plötzlich erregt, verdoppelte sich bei jedem Worte des Verurtheilten, den er mit Fragen überhäufte. Seine Antworten waren klar, pünktlich, übereinstimmend; ihre Wahrheit ließ sich nicht bezweifeln. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, alle Thore zu verschließen, und die strengste Wachsamkeit gegen die Reisenden zu handhaben. Nach diesen Vorkehrungen, eilte Real nach den Tuilerien. Bei seinem Eintritt sagte der erste Konsul:

„Nicht so, es war wieder um irgend eine Abgeschmacktheit zu thun. Alles ist jetzt vorüber, und der Unglückliche hat seinen verdienten Lohn empfangen?“

— Noch nicht, entgegnete der andere.

„Und warum nicht?“

— Weil ich die sonderbarsten und ausserordentlichsten Dinge erfahren habe. Georges und seine Bande sind in Paris.

„Paperlappapp.“

— Nein, nein; die Sache ist sehr ernstlich.

„In der That?“

— Wie ich sage.

Real bemerkte, daß der erste Konsul nach diesen Worten sich ein wenig abwendete, und eine durch-

aus italienische Handbewegung machte, die einem Kreuzschlage nicht unähnlich war.

„Alle Teufel," sagte er, „so erzählen Sie doch."

— Die Polizei hat sich an der Nase führen lassen; ich weiß besser wie sich alles verhält. Darauf theilte er dem ersten Konsul mit, was er so eben erfahren.

„Wie Sie sagen, die Sache wäre sehr ernsthaft, wenn man dem Menschen glauben dürfte."

— Und warum ihm nicht glauben, da er nichts mehr zu hoffen hatte?

„Sie haben ihn also hinrichten lassen?"

— Nein, noch nicht. Ich habe es über mich genommen, eine Verzögerung zu befehlen.

„Daran haben Sie sehr wohl gethan. Es ist jetzt nur darum zu thun, einen regelmäßigen Aufschiebungs-Befehl auszufertigen. Schreiben Sie, ich will unterzeichnen."

Der Befehl wurde unverzüglich abgeschickt.

„Man muß jetzt solche Maßregeln treffen," sagte der erste Konsul, „daß keiner der Verschwornen uns entgeht.

— Ich habe bereits die Thore verschließen lassen, entgegnete Real, und den Befehl ertheilt, alle Ein- und Ausgehenden unter genaue Aufsicht zu nehmen. Die Bande wird von dieser Vorkehrung bald benachrichtigt sein, wir dürfen also keinen Augenblick verlieren. Aber General, bedenken Sie, morgen ist Revue. Es sind ihrer 70 verzweifelte Menschen, und vielleicht noch andere, die wir nicht kennen. Jedes Mittel, Paris zu verlassen, ist ihnen versperrt. Es gibt für sie kein Heil als in Ihrem Tode. Jene Menschen sind noch frei; ein Pistolenschuß oder

ein Dolchstoß sind so leicht. Die Revue muß abbestellt werden.

„Nichts da, nichts da," rief Bonaparte. „Jeder sein Gewerbe. Das Ihrige ist, über mich zu wachen, vor jeder Gefahr mich zu bewahren. Das meinige ist, die Truppen morgen die Revüe passiren zu lassen, und damit Punktum."

— Es ist unvorsichtig; doch ich werde kein Mittel vernachlässigen.

Real begab sich nach seiner Wohnung, ließ den Verurtheilten aus der Abtei zu sich bringen, setzte sein Verhör fort, und fertigte von Zeit zu Zeit Befehle für den andern Tag aus.

Die Häuser längs dem Karussel, dem Schlosse gegenüber, waren damals beinahe nur von öffentlichen Dirnen bewohnt. Schon am 3. Nivose hatte man ihre Fortschaffung beabsichtigt. Noch in derselben Nacht erhielten alle diese Frauenzimmer die Weisung, den nächsten Tag an andern Orten, als in ihren Behausungen, zuzubringen. Indessen hatte eine Revue nie mehr Zuschauer angezogen; alle gegen das Karussel gerichteten Fenster waren mit Gendarmen in bürgerlicher Kleidung besetzt; alle Zugänge waren doppelt bewacht, und diesen Vorkehrungen ungeachtet beobachtete Real vom Tuilerien-Balkon, mit dem Fernglase in der Hand, ängstlich alle Bewegungen des ersten Konsuls. Er wurde erst ruhig, als Bonaparte zu ihm die Treppe hinanstieg.

Der Verurtheilte, welcher dem ersten Konsul, einen so wichtigen Dienst geleistet, nannte sich Querelle. Er war Wundarzt auf dem Lande gewesen. Es ergab sich später, daß er wirklich des

Vergehens nicht schuldig war, dessentwegen er verurtheilt worden. Seine Begnadigung wurde ihm zugesichert, und er erhielt sie; doch zu welchem Preise. Er war von der Küste von Dieppe mit Georges und den andern nach Paris gekommen, während der Nacht reisend, am Tage bei Leuten verborgen, die man jetzt als Mitschuldige betrachtete.

Querelle mußte diese Reise wieder beginnen, ebenfalls zur Nachtzeit, und in Begleitung einiger Polizei-Beamten. An fast unbemerklichen Zeichen mußte er die Orte erkennen, wo er verweilt. Die Polizei verhaftete alle von ihm angegebenen Personen und brachte sie nach Paris. Querelle erkannte unter andern eine Meierei blos an dem Gebell des dortigen Hofhundes.

Von dem Augenblicke, wo Georges Verschwörung und seine Anwesenheit in Paris verrathen worden, bis zu dem Augenblicke, wo man seiner und seiner Mitschuldigen sich versichert hatte, blieben die Thore verschlossen, und niemand konnte ohne ausdrückliche Erlaubniß Paris verlassen oder betreten.

Die Einwohner der Hauptstadt, die sich anfänglich viel mit der Verschwörung beschäftigt, dachten bald daran nicht mehr, und während die Polizei alle Mittel aufbot, der ihr bezeichneten Individuen sich zu bemächtigen, während sie die Häuser durchsuchte, und mit Umsicht angelegte Schlupfwinkel erforschte, war die große Angelegenheit der Pariser, wie die Promenade von Longchamps statt finden solle, wenn die Sternbarrière verschlossen bleibe?

Diese Angelegenheit war nicht ohne Interesse,

selbst für die öffentliche Verwaltung. Die Unterdrückung der Festlichkeiten von Longchamps hätte Handel und Verkehr bedeutend geschadet, und das Einkommen der Stadt sehr vermindert. Demungeachtet wollte die Polizei nicht nachgeben. Glücklicherweise wurden die beiden letzten Mitschuldige Georges am Palmsonntag Morgens verhaftet. Der Befehl zur Eröffnung der Thore wurde sogleich erlassen, und die Promenade von Longchamps konnte wie gewöhnlich statt finden.

Unmittelbar nach seiner Verhaftung wurde Georges, von einer großen Volksmenge umwogt, nach der Polizei-Präfektur gebracht, wo der Präfekt Dübois ihn dem ersten Verhör unterzog. Anfänglich schien Georges bestürzt; doch bald erlangte er seine Fassung wieder, die weder unverschämt noch trotzbietend war. Sein Ton war sanft, seine Ausdrücke gewählt, sein Gesicht offen und freimüthig. Alles in ihm widerlegte solchergestalt den Begriff, den man von einem unerschrockenen Parteihaupt, einem zweiten Alten vom Berge, Brand und Mord gebietend, sich gemacht.

Er trug einen Dolch mit einer leichten silbernen Einfassung. Ihn betrachtend, sagte Dübois zu dem Verhafteten: „Dieser Stempel ist ein englischer, nicht so?“

— Ich weiß es nicht, war die Antwort, doch kann ich Sie so viel versichern, daß ich meinen Dolch nicht in Paris habe kontrolliren lassen....

Angebliche Entdeckungen Joseph Herschels im Monde.

Die mit Hilfe eines ungeheuern Fernrohrs (dessen Objektivglas 24 Fuß im Durchmesser hat) von Joseph Herschel auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung angeblich gemachten Entdeckungen auf der Mond-Oberfläche, würden, falls sie sich bewahrheiteten, von so hoher Wichtigkeit und so ausserordentlichem Interesse sein, daß wir nicht unterlassen dürften, davon einen allgemeinen Ueberblick unsern Lesern mitzutheilen.

Es war etwa halb 10 Uhr Abends, am 10. Januar 1835, heißt es in dem über Amerika uns zugekommenen Bericht (der wahrscheinlich nichts ist als ein astronomischer Hoax): Der Mond war am vierten Tage seines abnehmenden Schwankens, als der Himmelsforscher sein riesiges Fernrohr zur Beobachtung des östlichen Theiles der Mondscheibe anordnen lies. Die ganze unglaubliche Macht seines Teleskops wurde in Wirksamkeit gesetzt, während sein Mikroskop nur mit der Hälfte seiner Kraft verwendet wurde.

Als man den Vorhang des Mikroskops zurückzog, schien der den Blicken sich darbietende Raum, in seiner ganzen Ausdehnung, von dem äusserst bemerklichen und klaren Bilde eines Basalt-Felsen angefüllt, dessen Farbe braungrün war, und dessen Umfang, nach dem Raum, den er auf dem Objektiv einnahm, genau 28 Zoll betrug. Die beobachtete Masse war ohne den mindesten Bruch.

Nach einigen Sekunden bot sich jedoch ein herabhängender Haufen dar, bestehend aus 5 oder 6 Säulen von achteckiger Form, und von einer dem Basalt-Felsen von Astaffa ähnlichen Gestalt. Dieser Haufe war dick mit einer dunkelrothen Blume bedeckt, die, sagt Dr. Grant (einer der Theilnehmer an diesen Beobachtungen), dem Papaver rosas, oder Rosenmohn unserer irdischen Getreidefelder, vollkommen gleich war. Dieser Mohn war das erste organische Erzeugniß, welches den Blicken des Menschen in einem fremden Weltkörper sich darbot....

Die aufsteigende Schnelligkeit des Mondes, oder vielmehr die tägliche Umdrehung des Erdballs, beträgt ungefähr 1500 Fuß in jeder Sekunde. Eine so große Schnelligkeit würde unumgänglich die Beobachtung der vorangedeuteten Gegenstände verhindert haben, wäre die Schwierigkeit nicht vermieden worden durch den bewunderungswürdigen Mechanismus, der, unter Leitung des Quadranten, die erforderliche Höhe der Linse richtet. Die Vorkehrung war so genau, daß die Beobachtenden jeden Gegenstand in ihrem Ansichtspunkte so lange bewahren konnten, als sie es für nothwendig erachteten. Sie thaten das vorzüglich in dem Augenblicke, wo die rothen Blumen sich ihnen zeigten.

Ein solcher Beweis von Vegetation auf dem Monde hatte zu sehr ihre Neugier erregt, als daß sie nicht länger dabei hätten verweilen sollen. Es war dadurch erwiesen, daß der Mond einen Dunstkreis habe, wie unser Erdkörper, worin organisches und wahrscheinlich auch thierisches Leben gedeihen könne.

Der Basalt-Felsen zeigte sich fortwährend im Ansichts-Punkte, und bedeckte noch drei aufeinanderfolgende Kreise des Zirkels. Gleich nachher erschien ein grüner Abhang von ausserordentlicher Schönheit. Er nahm zwei Kreise mehr ein, als der Basalt-Felsen. Vor diesem Abhange sprang eine andere Masse hervor, beinahe von gleicher Höhe wie die erste.

„Wie groß war unser Erstaunen", sagt Dr. Grant, „als wir an ihrem Fuße einen Mondwald entdeckten. Die Bäume zeigten sich, während einer zehn Minuten langen Dauer, durchaus von gleicher Gattung, die jedoch keiner derjenigen ähnlich war, welche ich je gesehen, mit Ausnahme vielleicht der größten Zypressenart, wie man auf den Friedhöfen in England sie gewahrt. Diese letzte hatte einige Aehnlichkeit mit ihr.

„Darauf folgte ein schöner ebener Rasenplatz, der, gemessen durch einen gemalten Zirkel unsers Spiegels, 49 Fuß hatte, was etwa dem fünften Theil einer Stunde (12 Minuten) an Breite gleichkommen würde. Es zeigte sich sodann ein anderer Wald, dessen Bäume, ohne allen Irthum, eben so schöne Tannen waren, als die, welche ich auf den Bergen meines Vaterlandes bewundert habe.

„Ein sandiger Landstrich, von blendender Weisse, bot sich nun den Blicken dar. Er war umschlossen von einem wilden Felsen-Gürtel, der das Ansehen ungeheurer grüner Marmor-Paläste darbot. Die Felsen waren von tiefen Schluchten durchrissen, welche, 200 bis 300 Fuß weit, in sonderbare Kreide- oder Gypsblöcke vorzudringen schienen. Das Ganze war

gekrönt von den zitternden Laubdächern unbekannter Bäume, deren Zweige Federn oder Blumen-Gewinde zu sein schienen, wenn sie auf diesen strahlenden Mauern schwankten.

„Bei solchem Anblick blieben wir stumm vor Bewunderung. Ueberall, wo wir Wasser sahen, schien es so blau, wie das im tiefen Ozean, und brach sich am Gestade in ungeheuern Silber-Wogen. Die Wirkung sehr hoher Wellen war augenscheinlich an den Felsen längs dem Ufer, in einer Ausdehnung von mehr als 100 Meilen (33 Stunden). Wie abwechselnd auch das Gemälde war auf diesen 100 Meilen, und selbst auf einer größeren Strecke, bemerkten wir dennoch keine Spur thierischen Daseins, obgleich wir die weite Landausdehnung sehr bequem überblicken konnten.

„Mehrere dieser Thäler sind von majestätischen Hügeln umschlossen, deren zugespitzte Form so vollkommen ist, daß man sie eher für Werke der ausgebildetsten Kunst, als der Natur, halten möchte. Sie durchschnitten den Kanevas, bevor wir Zeit hatten, ihre Flucht zu verfolgen.

„Bald darauf boten sich unsern Augen jedoch Gemälde dar, deren Züge so neu waren, daß Dr. Herschel befahl, die Bewegung zu verzögern, um sie desto besser beobachten zu können. Es war eine ununterbrochene Reihe schöner Obelisken, oder sehr dünner, unregelmäßig neben einander gruppirter Pyramiden. Jede Gruppe bestand aus 30 oder 40 Nadeln, die so vollkommen viereckig und so gut umschlossen waren, wie die schönsten Muster von Kri-

stall-Karnießen. Die ganze Masse hatte eine sehr hervorspringende blasse Syringa-Farbe.

„Ich vermuthete, wir hätten ohne Zweifel Kunst-Erzeugnisse vor uns. Aber Dr. Herschel bemerkte sehr treffend, daß wenn die Mondbewohner solche Denkmäler in einem Raum von 10 oder 15 Stunden erbauen könnten, wir wohl auch andere, von weniger zweifelhaftem Anschein, früher erkannt haben würden. Seiner Behauptung nach mußten es Quarz-Bildungen, wahrscheinlich von weinartiger Amethyst-Farbe sein, und nach allen diesen Anzeichen, wie nach andern, welche er über die gewaltige Wirkung der Kristallisirungs-Gesetze in diesem Planeten erhalten, verhieß er uns ein reiches Feld mineralogischer Studien.

„Die Einsetzung einer Linse bestätigte in der That seine Voraussetzung. Wir sahen ungeheure Amethyste von blaßrother Farbe vor uns, die einen eben so starken Schein von sich warfen, als die Sonnenstrahlen. Sie waren meistentheils zwischen 60 und 90 Fuß hoch, doch sahen wir auch mehrere von viel unglaublicherer Höhe.

„Wir bemerkten einige aufeinanderfolgende Thäler, zwischen denen sich langgedehnte runde Hügelreihen in angenehmer Wellenform erhoben. Was uns jedoch am meisten betraf, war die beständige Unfruchtbarkeit der Thäler, worin diese herrlichen Kristalle sich befanden, nebst Steinen von eisenartiger Farbe. Es waren aller Wahrscheinlichkeit nach Eisen-Pyriten, die den Boden bedeckten.

„Nachdem wir die nördliche Extremität in ihrer ganzen Breite, von etwa 100 Stunden, durchforscht,

gelangten wir zu einer gebirgigen, wilden Gegend, die mit größeren Bäumen bedeckt war und ausgedehntere Waldungen hatte, als die, welche wir bis dahin gesehen. Die Gattung dieser Bäume läßt sich nicht leicht beschreiben, weil sie mit keiner ähnlichen auf unserer Erde verglichen werden kann. Auf eine entfernte Weise näherte sie sich den Eichen unserer Wälder; doch war das Laub unendlich schöner, indem es aus breiten glänzenden Blättern, wie die des Lorbeerbaums, bestand. Gewinde gelber Blumen, an den Zweigen hängend, und fast den Boden berührend, schaukelten sich reizend in allen Lichtstellen.

„Als diese Berge vorüber waren, sahen wir eine Gegend, die uns mit Erstaunen erfüllte. Es war ein eiförmiges, auf allen Seiten (ausgenommen auf der südlichen, wo eine kleine Oeffnung sich befand) von zinnoberrothen Hügeln, die augenscheinlich kristallisirt waren, umschlossenes Thal.

„Ueberall, wo man Spalten bemerkte, die oft sehr tief waren, sah man die senkrechten Schichten aneinandergefügter Massen vieleckiger Kristalle, die sich gegenseitig gleich und in tiefreichenden Stufen geordnet waren. Die Farbe wurde immer dunkler, je mehr man dem Rande der Abgründe sich näherte.

„Unzählige Wasserfälle sprangen aus dem Innern dieser steilabgerissenen Felsen hervor. Einige kamen beinahe von ihren Gipfeln, und zwar mit so großer Gewalt, daß sie Bogen von mehreren Ellen im Durchmesser bildeten. Nie stellte sich mir so lebendig die Erinnerung der hübschen Vergleichung von Lord Byron dar. (Der Schweif des Schimmels, in seinen Eröffnungen.)

„Am Fuße dieser Hügel war ein Gehölz-Bereich, welches das ganze Thal umfaßte. Dies letzte mochte etwa 6 bis 7 Stunden in seiner größten Breite, und 10 Stunden Länge haben. Eine Mannigfaltigkeit aller nur erdenklichen Baumgattungen war über diese reiche Oberfläche zerstreuet.

„In demselben Augenblicke befriedigte das Fernrohr unsere ängstliche Hoffnung, indem es uns zuversichtliche Beweise lebendigen Daseins darbot.....

„Im Schatten des Waldes, im südöstlichen Theile, bemerkten wir zahlreiche Heerden brauner vierfüßiger Thiere, die ganz das Ansehen von Buckel-Ochsen (!) hatten, nur daß sie „kleiner“ waren, als irgend eine Gattung des Geschlechtes Bos unserer Natur-Geschichte. Der Schweif dieses Thieres war dem unsers Bos grunniens ähnlich. Aber durch sein halb gerundetes Horn, seinen Buckel, der ihm auf den Schultern saß, durch die Länge seines Wampes und seines borstenartigen Haares, näherte er sich der Gattung, mit welcher ich ihn gleich anfänglich verglichen.

„Bei alledem hatte er einen sehr unterscheidenden Zug, der, wie wir später bemerkten, allen Vierfüßlern des Mondes eigenthümlich ist. Es war ein sonderbares Visier von Fleisch, das sich über den Augen befand, indem es über die Stirn, in ihrer ganzen Breite, sich hinwegzog, und bis zu den Ohren reichte. Wir konnten sehr genau bemerken, daß eine Masse Haare oder Borsten noch vorn herabragte, gleich einem Schleier, der am oberen Theile die Form des den Frauen unter dem Namen Maria Stuart-Mütze bekannten Kopfputzes hatte.

„Das Thier hob und senkte diesen Schleier vermittelst seiner Ohren. Dr. Herschel setzte sehr richtig voraus, es sei dieses eine Wohlthat der Vorsehung, um des Thieres Augen gegen die zu große Helle, wie gegen die lange Finsterniß zu schirmen, welcher alle Bewohner, der gegen uns gerichteten Seite des Mondes, zeitweise ausgesetzt sind.

„Das zweite Thier, welches wir bemerkten, war von bläulicher Farbe, und von der Größe einer Ziege, deren Kopf und Bart es hatte. Mitten auf der Stirn befand sich ein einziges leicht geneigtes Horn. Das Weibchen hatte weder Horn noch Bart; dagegen war sein Schweif länger ...

„Diese Thiere bildeten mehrere Heerden, und zeigten sich häufig in den lichten Stellen des Gehölzes, am Abhange des Berges. Hinsichts der Zierlichkeit und der Symetrie der Formen, konnte dies Thier mit der Gazelle verglichen werden, und gleich dieser schien es sehr gelenkig und munter. Wenn wir dem Spiel der Bewegungen dieses Thiers folgend, es versuchten mit den Fingern seinen Bart auf unserm Kanevas zu berühren, erbleichte und verschwand es, wie um unsere irdische Zudringlichkeit zu vermeiden. Gleich darauf sprangen jedoch andere Thiere hervor, die wir nicht verhindern konnten, das Gras zu benagen ...

„In Mitte dieses Thales erkannten wir einen großen Fluß, in mehreren Aermen, die reizende Inseln umschlossen, welche von Wasser-Vögeln, zu zahlreichen Gattungen gehörig, bevölkert wurden. Die, welche eine Art grauer Pelikan zu sein schien, war die zahlreichste. Der obere Theil des Kopfes

Dieses Vogels war weiß und schwarz. Seine Füße und sein Schnabel waren ausserordentlich lang.

„Stromaufwärts, am äussersten Ende einer dieser Inseln, hatten wir die schnell verschwindende Erscheinung eines amphibischen Geschöpfes von runder Gestalt. Es rollte mit ausserordentlicher Schnelligkeit über die Steine am Ufer, und verlor sich in der schnellen Strömung, die von dieser Inselspitze sich absties.

„In der folgenden Nacht, bei genauer Beobachtung Endymions, schienen seine einzelnen Theile uns vulkanisch und unfruchtbar; sie waren jedoch von reichen und fruchtbaren Gegenden umschlossen. Dr. Herrschel zählte hier 38 Baumgattungen und beinahe doppelt so viele Pflanzen. Die einen wie die andern sind verschieden von denen, welche man unter einer dem Aequator näheru Breite entdeckt.

„Er unterschied auch neun Gattungen Säugethiere und fünf Paar eierlegende Thiere. Unter den erstern befanden sich solche, die eine gewisse Aehnlichkeit hatten mit dem Dammhirsch, dem Elenthier und dem amerikanischen Hirsch. Auch gewahrte er einen gehörnten Bär und einen zweibeinigen Biber. Dieser letzte, der keinen Schweif hat, trägt seine Jungen in den Aermen. Er bewegt sich sehr rasch, doch nur wie dahingleitend. Sein Bau ist höher, als der, mehrerer wilden Stämme, und da man aus fast allen von ihm bewohnten Hütten Rauch aufsteigen sah, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Gebrauch des Feuers ihnen bekannt ist. Sein Kopf und sein Körper ist wenig verschieden von denen der Biber auf unserm Planeten. Diese Gattung befindet

sich jedoch nur an den Ufern der Seen und der Flüsse, in deren Gewässer man sie mehrere Sekunden hintereinander hat untertauchen sehen.

„Am südlichen Ende dieses Thales ist eine natürliche Höle oder Grotte von 200 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite. Ein Bach kommt daraus hervor, und stürzt sich über große graue 80 Fuß hohe Felsen. Unten scheidet er sich in mehrere Aerme und bewässert eine prächtige Gegend, deren Ausdehnung mehrere Meilen beträgt.

„Ein sehr breiter See ist 30 Meilen (10 Stunden) von diesem Wasserfall. Er befindet sich auf den 7½ Millionen Meilen der gegen uns gerichteten erleuchteten Seite des Mondes. Dieser See ist wie ein inneres Meer. Seine Breite, von Morgen gegen Abend, mißt 187 Meilen (62 Stunden), und von Mittag gegen Mitternacht 266 Meilen (89 Stunden). Seine Gestalt gegen Norden hat viele Aehnlichkeit mit jener des bengalischen Meerbusens. Er umschließt sehr viele kleine Inseln, wovon die meisten vulkanisch sind. Zwei derselben, auf der östlichen Seite, brennen im gegenwärtigen Augenblicke.

„In der Bucht, auf der Abendseite, zieht sich eine 55 Meilen (18 Stunden) lange Insel in Gestalt des Halbmondes, dahin. Sie ist reich an wunderbaren Naturschönheiten, sowohl des Pflanzen- als des Mineralreiches. Ihre Hügel waren mit ungeheuern Quarzblöcken von dunkelgelber, glänzender Farbe bedeckt. Schneckenförmige Nadeln ragten über die Bäume eines grünen Waldes empor. Hier gewahrten wir zuerst den Stangen-Palmbaum, der von dem unserer Länder zwischen den Wendekreisen, nur

durch eine große violette Blume verschieden ist, welche den Spadix ersetzt.

„Auf einer unserer Melone ziemlich ähnlichen Pflanze, sahen wir eine Menge Früchte, die vollkommen reif zu sein schienen. Unter diesem Himmelsstriche schienen alle Jahreszeiten sich die Hand zu reichen, und sich zu einem Kreise ewiger Uebereinstimmung zu bilden. In Betreff der Thiere sahen wir nur einen zierlichen Vierfüßler ohne Haar, etwa drei Fuß hoch, und dem Zebra ähnlich. Seine Rasse weidete in kleinen Heerden auf den Rasenplätzen der Hügel. Wir bemerkten auch zwei oder drei Gattungen langgeschwänzte Vögel, die wir für Fasanen hielten. Am Rande einer Insel sahen wir eine Menge Fische, mit einschaligen Muscheln.

„Die steilabgerissenen Felsen der Küste, von den Wellen untergraben, zeigten mehrere Hölen und kristallgelbe Stalaktiten, die dicker waren als ein Mannsschenkel und die auf allen Seiten herabhingen. Es war nicht ein Fuß Land in dieser Insel, der nicht kristallisirt schien.

„Die Ebene, welche sich bis zum Seeufer erstreckt, bietet einen sanften Abhang dar, ohne irgend einen Vorsprung, mit Ausnahme einiger mit Gehölz bedeckten Boden-Aufschwellungen, die hie und da mit launischer Wildheit zerstreut sind.

„Die erschreckliche Höhe dieser steil abgerissenen Berge, von leuchtender karmesinrother Farbe, bildete einen reizenden Gegensatz mit dem ihre Stirnen krönenden Waldsaume, und mit dem Grün, wovon die Ebene zu ihren Füßen einen Teppich bildete. Sie bedeckten unser Kanevas mit der schönsten und be-

wunderungswürdigsten Landschaft. Unsere Perspektive von 25 Meilen umfaßte diese merkwürdigen Berge, einen Theil des Sees und die letzten Gipfel der Hügel, die beinahe den ganzen See umschlossen.

„Auf unserm Kanevas die Ebene suchend, wo wir eben so fantastisch zerstreuete Gebüsche, wie Gewölke am Himmel, gesehen, hatten wir das Vergnügen, abermals neue Thiere zu entdecken. Es waren zu allererst Vierfüßler mit sehr langen Hälsen. Ihr Kopf hatte einige Aehnlichkeit mit dem unserer Schafe; er war jedoch mit zwei Hörnern von weißem poliertem Elfenbein, von hoher schneckenförmiger Gestalt, gekrönt. Ihr Körper hatte die Form dessen eines Rehes. Ihre Vorderfüße waren unverhältnißmäßig lang. Sie hatten einen stark behaarten, schneeweißen Schweif, der sich gegen den Rückgrat krümmte und sodann zwei bis drei Fuß seitwärts hinabfiel. Ihr Haar war lichtröthlichbraun, mit scharfgezeichneten, unregelmäßig zerstreuten Flecken.

„Nach einigen Minuten erschienen drei andere Thiere von einer so vertrauten Gattung, daß wir alle ein großes Gelächter ausstießen, als wir in so entfernten Gegenden alte „Bekannte“ wiederfanden. Es waren drei gute dicke Hämmel. Sie hatten nicht das obengedachte Visier. Bald nachher zeigten sie sich in sehr großer Menge...

„Während wir uns in Bewunderung verloren vor diesem Bilde von einigen hundert Schritten Ausdehnung, erstaunten wir beim Anblick von vier Banden großer geflügelter Wesen, die keine Aehnlichkeit mit allen bekannten Vögeln hatten. Sie senkten sich mit langsamer, gleichförmiger Bewegung,

von den hohen Felsen herab in die Ebene. Sie hatten etwas von menschlichen Geschöpfen. Ihre Flügel verschwanden, und ihre Haltung beim Gehen war majestätisch und kühn.

„Zu Ende März war die Hälfte dieser Wesen über unsern Kanevas hinaus. Wir hatten jedoch einen sehr getreuen Anblick von allen übrigen. Sie waren von mittlerem Wuchs, etwa vier Fuß hoch. Mit Ausnahme des Gesichts, war ihr ganzer Körper mit langen dicken Haaren bedeckt, gleich dem Kopfhaar, doch glänzend und kupferfarben. Sie hatten Flügel, gebildet aus einer sehr dünnen Haut, die am Rücken befestigt waren, und von den Schultern bis zu den Waden reichten.

„Ihr Gesicht, von gelblicher Fleischfarbe, war ein wenig besser aus gebildet, als das des Orang-Utang. Es hatte einen offeneren, verständigeren Ausdruck, und die Stirn war viel breiter. Bei alledem war der Mund weit hervorspringend, obgleich ein wenig verborgen durch einen dicken Bart an der untern Kinnlade, und durch viel menschlichere Lippen, als die aller Gattungen der Affen-Familie.

„Ueberhaupt war die Uebereinstimmung ihres Körpers derjenigen der Glieder des Orang-Utang weit überlegen. Die Kopfhaare waren von dunklerer Farbe, als die des übrigen Körpers. Sie waren stark gekräuselt, doch weniger wolligt. An den Schläfen waren sie in zwei sehr sonderbare Halbkreise geordnet. Ihre Füße waren dünn am Ende und sehr hervorspringend an den Ferſen.

„In dem Maße als ihre Gruppen auf dem Kanevas vorübergingen, war es augenscheinlich, daß

sie in einer Unterhaltung begriffen waren. Ihre Bewegungen, vorzüglich die sehr abwechselnden ihrer Hände und ihrer Aerme, schienen leidenschaftlich und ausdrucksvoll. Wir folgerten daraus, daß sie mit Vernunft begabte Wesen seien.

„Ein anderes Mal beobachteten wir sie am Ufer eines kleinen Sees, oder eines Flusses, der gegen das Thal strömte, worin der große See sich befindet. Jene Gestade, die man morgenländisch hätte nennen können, waren mit hübschem kleinem Gehölz geschmückt. Einige jener Wesen waren von einem Ufer zum andern geschwommen, und lagen wie Adler ausgestreckt. Ihre Flügel bildeten eine große Masse und schienen, nach ihrem Bau, denen der Fledermäuse ähnlich.

„Sie waren von einer halb durchsichtigen Haut gebildet, die sich in mehrere gekrümmte Theile ausbreiten konnte vermittelst grader Schienen, die am Rücken durch eine besondere Decke festhielten. Am meisten erregte unser Erstaunen der Umstand, daß diese Haut von den Schultern bis zu den Beinen reichte, fest mit dem Körper zusammenhielt, und allmählig an Breite sich verminderte. Auch schienen die Flügel gänzlich abhängig von dem Willen dieser Wesen. Denn wir sahen mehrere sich baden, sie in ihrer ganzen Breite ausdehnen, sie schütteln, wie die Enten, wenn sie aus dem Wasser kommen, und sogleich in eine feste Masse sie wieder zusammenlegen.

Nach einiger Zeit entfalteten die drei Familien ihre Flügel gewissermaßen übereinstimmend, und verloren sich in den dunkeln Grenzen des Kanevas. Wir

benannten wissenschaftlich diese Wesen „Fledermaus-Menschen (vespertillo homo)“. Das Thal, worin sie sich aufhalten, nannten wir das „Rubinen-Kolysäum“, der es umschließenden prachtvollen Berge wegen. Die Nacht war weit vorgeschritten, weshalb wir unsere Forschungen des Petavius (Nummer 20) auf ein anderes Mal verlegten“.....

Wir haben, ohne Randglossen, unsern Lesern das ganze münchhausische Faktum der angeblichen Entdeckungen Joseph Herschels im Monde mitgetheilt, und Ihrer Scharfsicht es überlassen, dasselbe nach seinem eigentlichen Gehalte zu würdigen.

Sagen wir jetzt nur, daß der berühmte Himmelsforscher, dem irgend ein theoretisch halb gewandter, in Astronomie halb unterrichteter Fopper sein mühsam ersonnenes Mondmährchen aufzubürden sich bemühet, von allem oben Gemeldeten nicht eine Andeutung, nicht ein Wort, nicht eine Silbe dargeboten.

Der lunarische Schwank erschien zuerst in einer Beilage zu „Brewsters wissenschaftlicher Zeitschrift“ in Neu-York, ging daraus in das philosophische Magazin von Edinburg über, und verbreitete sich schnell durch englische, französische, deutsche und andere Zeitungen. Der gelehrte Sternforscher Arago, in Paris, hatte keine besondere Mühe, das selenische Hirngespinnst zu zergliedern, und seiner Schleier beraubt, es dem allgemeinen Gelächter zu überantworten.

Demungeachtet glauben noch viele selbst unterrichtete Personen, an die Wirklichkeit von Angaben,

die keine nähere Prüfung zu ertragen vermögen, und die sich gewissermaßen durch sich selbst widerlegen. Die von Gruithusen, Schröter u. a., auf der Mondscheibe gemachten Entdeckungen, bewahren nichts desto weniger ihren vollen Werth, weil sie „auf wirklich beobachteten Thatsachen“ beruhen, und weil die von ihnen angegebenen Umstände nicht geradezu das Bereich der Glaubwürdigkeit übersteigen.

Die Königs-Mörder neuerer Zeiten.

Erster Artikel.

Englands Geschichte wird für die blutigste aller Geschichten gehalten. An Königs-Mordern fehlt es darin nicht, und jederzeit hat der Henker in ihr eine wichtige Rolle gespielt.

Der Vorwurf, welchen man in solchem Betrachte dem britischen Karakter macht, darf jedoch nicht unbedingt als historischer Grundsatz angenommen werden. Schlägt man die italischen Kroniken nach, findet man auch, daß die Fürsten in ihren Paläsien zu Florenz und Padua in nicht größerer Sicherheit sich befunden. Die Franzosen ebenfalls, haben mehr denn einmal eine verbrecherische Hand gegen ihre Monarchen ausgestreckt.

Bei allen Völkern, wie zu allen Zeiten, sind die Regenten mehr oder weniger fanatischen Angriffen preisgegeben gewesen. Die vortrefflichsten Könige haben sich nicht immer in Sicherheit befunden, und sind nicht selten die Opfer blutgieriger Komplotte geworden. Es gibt der Thronen nur wenige, die nicht von Minen des Verraths untergraben worden.

Ein Souverän vereinigt in sich immer eine Masse Ideen, Meinungen und Interessen. Die sich gegenseitig bekämpfenden Ideen, Meinungen und Interessen gerathen deshalb nur zu leicht in den Irthum, der Regierung Haupt sei das alleinige Hinderniß, welches sich ihnen entgegenstellt.

Man glaubt ein ganzes System zu tödten, indem man eines so hochgestellten Mannes sich entledigt.

Man vermeint durch einen Dolchstoß einen entscheidenden Sieg zu gewinnen. Die Prozesse und die Verurtheilungen Karls I und Ludwigs XVI beruheten auf keinem andern Gedanken. Sinnbilde, der eine des Katholizismus und der unumschränkten Regierung, der andere der alten Monarchie, sind beide als „Sinnbilde“ umgekommen.

Es war das jedoch nur eine Täuschung des Hasses und politischer Ueberspannung. Eines Königs Tod veranlaßt nie den Tod eines Systems; ein lebender König im Gegentheil kann einem todten Systeme nicht mehr Dasein verleihen. Die Stuarte haben die unumschränkte Monarchie lange überlebt, welche sie erhalten wollten, und deren Verfall sie vom Thron gestürzt. Als Schatten ihres vernichteten Systemes, haben sie ihr nutzloses Leben in unfruchtbaren Umtrieben zugebracht, und diese irrenden Schatten ihrer eigenen Unmacht haben der Welt eine große Lehre dargeboten....

Es ist sehr zu bezweifeln, ob in der Geschichte sich der Name eines einzigen Monarchen darstelle, gegen den nicht irgend ein Komplott angezettelt worden. Ludwig XIV und Bonaparte haben die Verschwörer mit Entsetzen geschlagen, doch ohne sie ganz zu entwaffnen. Die Strenge, welche die Könige in Anwendung zu bringen sich genöthigt sehen, wird so zu sagen gerechtfertigt durch die gewissermaßen unaufhörlich über ihrem Haupte schwebende Gefahr.

Während dem ganzen Mittelalter, wo die Monarchen nur als die ersten Oberherren, primi inter pares, betrachtet werden konnten, waren sie den beständigen Angriffen ihrer großen Lehensträger aus-

gesetzt. Das Volk kümmerte sich nicht um die öffentlichen Angelegenheiten. Es lies seine Vorsteher im Frieden und seine Anführer im Kriege, mit dem Schwert in der Faust um die Macht sich streiten. Die Verschwörung in jener Zeit war sehr einfach. Acht oder zehn Ritter legten sich in Hinterhalt, überfielen den Fürsten, den sie ermorden wollten, durchbohrten und verwünschten ihn...

Die dramatischste aller dieser Verschwörungen ist die der Pazzi, die einen Medizis am Fuße des Altars ermordeten; die entsetzlichsten und am wenigsten bekannten aber sind die, deren Schauplatz Schottland gewesen.

Politischer Mord war damals nichts, als Kampf des Ehrgeizes. Fanatismus gesellte sich ihm nicht bei. Noch hatten jene furchtbaren Menschen-Gestalten sich nicht dargeboten, die ihr Leben aufopferten für ein Verbrechen, das sie für nothwendig hielten.

Die bezahlten Mörder anderseits, die ganz einfach den italischen Banditen gleichgestellt werden müssen, und für die Todschlag nur das Mittel ist, eine größere oder geringere Summe sich zuzuwenden, können durchaus nicht in Betrachtung gestellt werden. Ihr Verbrechen ist zu niedrig, um damit uns zu beschäftigen. Die Herzoge von Guise, die man als halbe Könige betrachten muß, sind eben so oft, als die Prinzen von Oranien, den Dolchen besoldeter Mörder ausgesetzt gewesen. Wie bequem auch solch Mittel scheinen möge, drückt es nichts destoweniger der Partei, welche desselben sich bedient, einen unauslöschlichen Schandfleck auf.

Die Jahrbücher des wilden Schottlands sind an fürchterlichen Dramen überreich. Der Großen Ehrgeiz spielt darin eine blutige Rolle, und entflammt sich durch das Verlangen, sich zu rächen. Ein barbarisches Volk zu beherrschen, ohne strenge zu sein, ist unmöglich, obgleich Strenge wieder in den Herzen Keime des Hasses niederlegt, die unausbleiblich sich entwickeln.

Daher jene schrecklichen Katastrophen, wovon es in der kaledonischen Geschichte wimmelt. Jakob I, einer der aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, sinniger Dichter und ausgezeichneter Musiker, hatte durch strenge Gerechtigkeitspflege Eigenliebe und Vortheile seines Adels verletzt.

Die Verschwörung dieses letzten, geleitet von Sir Robert Graham, verbannt nach den unzugänglichen Wäldern des Hochlandes, hatte nur zu großen Erfolg. Er zog alle diejenigen an sich, die über Jakob I auf irgend eine Weise sich zu beschweren hatten, unter andern den Grafen von Athol und Robert Stuart. Sodann verführte er die wilden Schotten seines Stammes (Klan) und erharrte eine günstige Gelegenheit.

Der König harte sich nach dem in der Stadt Perth befindlichen Kloster der schwarzen Mönche begeben, um darin das Weihnachtsfest zu feiern. Er war dort umringt von den schönsten Frauen und den tapfersten Rittern seines Reiches. Bälle und Turniere folgten schnell auf einander. Zwei Monate lang überlies sich der muntere Hof solchen Vergnügungen, die von dem Monarchen gern gesehen und befördert wurden.

Mehrmals, während diesen Festen, sagen die Troniken-Schreiber, hatte man das traurige, verpelkte, mit Runzeln überdeckte Gesicht einer Bettlerin bemerkt, die den König von der sein Leben bedrohenden Gefahr benachrichtigte. Grahams Schotten hielten sich in einem Walde, in Nähe des Klosters verborgen, wo die Matrone sie gesehen hatte.

Die Nacht vom 20. zum 21. Februar 1437 wurde bestimmt, den entscheidenden Streich zu führen. Noch einmal erschien warnend die Bettlerin; sie wurde mit Härte zurückgewiesen. Bis tief in die Nacht hörte man Violinen und Geigen, der jungen Frauen Gesang und das vom Tanz veranlaßte Geräusch. Der König, der Schach gespielt, gab das Zeichen zum Aufbruch, indem er den letzten Abschieds-Becher forderte. Alle Anwesenden tranken mit ihm.

Schon hatte Stuart, Athols Enkel, die Schlösser abgenommen; schon waren die Gärten von 300 Getreuen Grahams besetzt. Gegen 1 Uhr Morgens war der ganze Hof in tiefen Schlaf versenkt, und die von Vergnügen müde gewordenen Augen hatten sich geschlossen. In den Zimmern des Königs, der einen Theil seines Schmuckes abgelegt, unterhielten sich noch einige Damen mit der Königin.

Plötzlich erschallte ein unheilverkündendes Getöse im innern Hofe. Man hörte Waffen-Geklirr, sah Fackeln sprühen, durch die langen Gänge näher schwanken, und bis zu Jakobs I Kabinet gelangen, dessen Thür nicht mehr verschlossen werden konnte. Der Lärm steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. Die Erinnerung an Graham und an die Möglichkeit einer von ihm auszuübenden Rache, durchzuckte des

Königs Gehirn. Entsetzt eilten die Frauen zu den Thüren, um sie zu verschließen, und fanden sie ihrer Schlösser beraubt. Die mit dicken Eisenstäben verwahrten Fenster, vergönnten dem Monarchen nicht an Flucht zu denken. Die Schritte der Verschwörer, ihr Waffen-Geräusch, kamen immer näher.

Jakob erinnerte sich, daß ein gewölbter kleiner Keller unter seinem Zimmer sich befinde. Sogleich ergriff er eine Feuerzange, und es gelang seiner Verzweiflung, einen der großen Quadersteine des Bodens zu erheben, wonach er in die finstere Tiefe sich versenkte, die mit bei Seite geworfenen Scherben und andern Gegenständen, deren man sich hatte entledigen wollen, mehr als zur Hälfte angefüllt war.

Dies stinkende Gemach hatte ehemals ein Fenster gegen den Park, welches der König jedoch hatte zumauern lassen, weil er beim Ballspiel mehrmals seinen Ball hineingeworfen. Er blieb also gefangen in dieser Falle, woraus kein anderer Ausweg war, als nach seinem Zimmer, während seine Feinde, geleitet von einem Diener, den sie gewonnen, dem Saale zuschritten, wo die Königin sich mit ihren Frauen befand.

„Da sind die Verräther!“ schrie ein Page, der sie zuerst bemerkte. Ein Dolchstich nöthigte ihn zum Schweigen. Demungeachtet hoffte Katharina Douglas sie zurückzuhalten, indem sie ihren zarten zwanzigjährigen Arm durch die beiden Eisenklammern steckte, welche den Riegel zurückgehalten, bevor er abgebrochen worden.

Die Verschwornen, Widerstand findend, stießen gegen die Thür, und geboten, sie zu öffnen. Als

nicht sogleich geschah, was sie verlangt, beseitigten sie das Hinderniß, indem sie den Arm des jungen Frauenzimmers zerschmetterten, und über seinen blutigen Körper dahinschritten. Vergebens spähten sie unter Tischen, Stühlen und Betten nach dem von ihnen Gesuchten. Der König war verschwunden. Aber sie ermüdeten nicht, und begaben sich in die andern Gemächer.

Jakob, der sie ganz entfernt glaubte, rief nun die Frauen der Königin, und verlangte, man solle Leintücher zu ihm hinablassen, damit er wieder empor gelangen könne. Eine derjenigen, welche ihm zu gehorchen sich beeilt, stürzte durch die Oeffnung.

Chambers, einer der Verschwornen, die in der Nähe gelauert, war Zeuge gewesen von diesem Auftritt. Sogleich ergriff er eine Fackel und warf sich, den Dolch in der Hand, ihr nach. Hall folgte ihm.

Der Kampf, welcher nun in dem engen Raum begann, dauerte länger als zehn Minuten. Jakob vertheidigte sich mit so großer Wuth, daß seine beiden Gegner bis zu ihrem Tode die sehr bemerkliche Spur seiner Nägel bewahrten, welche er in ihr Fleisch eingegraben. Graham kam ihnen zu Hilfe. Vollkommen erschöpft, hatte der Monarch nicht mehr Kraft genug, dem dritten Angreifer, dem wüthendsten von allen, zu widerstehen, der ihn ohne Erbarmen beschimpfte.

„Gestehet mir nur einen Beichtvater zu," rief der König; „um Eures und meines Seelenheils willen."

— Meine Klinge wird Dein alleiniger Beicht-

vater sein, schrie Graham, und stieß ihm sein Schwert in den Leib.

„O schone meiner, stöhnte Jakob; ich verspreche Dir die Hälfte meines Königreiches.“

— Tödte ihn, brüllten die Verschwornen von oben oben herab, oder wir tödten Dich.

So fiel, unter mehr als 16 tödlichen Stichen, der ausgezeichnetste Fürst seiner Zeit. Der Königin war es gelungen, zu entfliehen. Von der blutigen That unterrichtet, eilten die Bürger von Perth nach dem Kloster, verfolgten die Mörder, und streckten einige derselben zu Boden. Die meisten erreichten jedoch das Hochland, wo man erst später sich ihrer bemächtigte und sie den Gerichten überlieferte.

Die Strafe, welche die Königin über sie verhängte, und die Art und Weise, auf welche sie den Tod ihres Gemahls rächte, haben etwas so befremdend barbarisches, und bezeugen ne solche Grausamkeits-Erkünstelung, daß unser ser kaum eine umständliche Beschreibung derselb rtragen möchten.

Einige der Verurtheilten wu durch die Straßen geführt, mit einer eisernen roth glühenden Krone auf dem Kopfe. Andere wurden unter den Aermen an einem auf einem Wagen angebrachten Wippgalgen befestigt, und durch mehrmals wiederholte Stöße gegen den Boden zermalmt, oder von einer Höhe von 100 Fuß hinabgestürzt. Die Martern jener Zeit, deren empörende Wuth alles übersteigt, was man sich denken kann, wurden bis zur letzten erschöpft.

Fünf Tage lang waren zerrissene menschliche Glieder und mit Blut besudelte Muskeln, welche die Henker mit ihren Zangen den Verurtheilten abzwickten,

Das Lieblings-Schauspiel der Einwohner von Edinburg. Endlich wurden sie auch dieser einförmigen Wildheit müde, und verlangten mit großem Geschrei, daß man sie von dem letzten noch übrig gebliebenen Verbrecher befreie.

Der Henker öffnete mit seinem Messer Grahams Brust, riß ihm das Herz aus, warf es auf ein glühendes Kohlenbecken, und lies es vor den Augen des Königs-Mörders von Hunden fressen. Kurz vorher hatte derselbe Graham, gegen den man schon die empfindlichsten Mißhandlungen erschöpft, und der, mit Blut bedeckt, kaum noch zu athmen vermochte, seinen eigenen Sohn viertheilen sehen.

Solche Rache, die nur Kannibalen würdig scheint, wäre im Stande gewesen, selbst für die größten Verbrecher das öffentliche Mitleiden in Anspruch zu nehmen.

Die Verschwörung gegen Jakob III war nicht minder abscheulich. Sie hatte keinen andern Beweggrund, als seinen vertrauten Umgang mit einem Maurer, einem Schlosser, einem Schneider und einem Fechtmeister, die seine Günstlinge geworden. Dieser letzte vorzüglich hatte den Unwillen des Adels gegen sich rege gemacht. Mehrere Mißvergnügte waren bereits enthauptet worden.

Der Herzog von Albany, des Königs Bruder, der in dem von diesem letzten bewohnten Schlosse zu Edinburg gefangen gehalten wurde, entrann am Abend vor dem Tage, wo der Henker ihm das Haupt abschlagen sollte. Er wußte das sehr wohl. Bei einem Gastmahl, wozu er alle seine Wächter, vom ersten bis zum letzten, eingeladen, berauschte und tödtete er

sie mit Hilfe eines seiner Diener, befestigte einen Strick an einer der Schießscharten und lies seinen Lackeien hinabrutschen, der, weil der Strick zu kurz war, zu Boden stürzte, sich einen Schenkel zerbrach, und seinen Herrn von dem ihm widerfahrnen Unfall benachrichtigte.

Albany begab sich in sein Zimmer, um mehrere Leintücher zu holen, womit er den Strick verlängerte. Er gelangte, ohne sich zu verletzen, hinab, lud den treuen Diener auf seinen Rücken, trug ihn über eine Meile (20 Minuten) weit, brachte ihn in Sicherheit, und schiffte sich zu Neu-Haven nach Frankreich ein. —

Später zettelte er mehrere Verschwörungen an gegen seinen Bruder, als deren Opfer dieser letzte endlich fiel. Jakobs III Tod, der in der Geschichte nur oberflächlich angedeutet ist, war wo möglich noch empörender, als der Jakobs I. Man muß in der Kronik von Pittscotie diese entsetzliche Szene lesen.

Jakob I verlor die Schlacht bei Bannockburn, und seine Armee floh vor jener der Verschwornen. Der König mußte ebenfalls sein Heil in der Flucht suchen. Er trieb sein Pferd an, und eilte in gestrecktem Galopp davon. Ein Mädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte, wurde durch das auf sie zueilende, schnaubende Roß erschreckt, und warf ihren Krug zu Boden. Er zerbrach. Das Pferd bäumte sich, nnd stürzte mit seinem Reiter. Der Monarch war stark verletzt. Man trug ihn zu einem in der Nähe wohnenden Müller, dem er einen Beichtvater zu holen befahl. Des Müllers Frau machte sich sogleich auf den Weg, und begegnete un-

glücklicherweise drei von des Königs geschwornen Feinden.

„Wohin laufet Ihr so schnell?“ fragten sie die eilende.

— Ich soll einen Beichtvater holen für den König, der dem Tode nahe ist, entgegnete sie.

„Führt mich zu ihm,“ rief einer der Männer. „Ich bin ein Priester.“

Die Müllerfrau willfahrte seinem Verlangen, und begleitete ihn in das Zimmer, wo der leidende Fürst sich befand. Der Eingetretene lies sich vor ihm nieder auf ein Knie, und fragte ihn: „Hofft Eure Hoheit noch lange zu leben.?“

— Vielleicht, erwiederte Jakob III, wenn ein geschickter Arzt mich pflegen könnte. Vor allem aber ertheilt mir die Absolution.

„Ihr sollt nicht lange darauf warten,“ schrie der Unbekannte, und stieß dem Monarchen seinen Dolch ins Herz. Man hat nie den Namen dieses verruchten Mörders erfahren, der sich, gleich nach verübter That auf sein Pferd schwang und davon eilte.

Die Mühle von Beatun, wo diese Szene sich ereignete, ist noch vorhanden, und man zeigt den Reisenden den Winkel des Zimmers, wo der auf einem Strohlager ausgestreckte König von dem Verbrecher ermordet wurde.

Uebrigens sind sich alle Verschwörungen des Mittelalters ähnlich. Des Adels verletzter Ehrgeiz rächte sich immer durch Blut: Bruder gegen Bruder, Verwandter gegen Verwandten, oft der Sohn gegen seinen Vater. Das Verlangen nach Macht erstickt

jedes menschliche Gefühl, und die Geschichte ist nichts, als ein langer Kanal des von ehrgeiziger Rivalität vergossenen Blutes.

Die Jahrbücher der französischen Feudalität tragen dieselben schrecklichen Zeichen an sich. Wollte man alle die Verschwörungen anführen, welche darin wimmeln, müßte man sie von Anfang bis zu Ende abschreiben. Mit einer beinahe abgöttischen Verehrung für ihre Könige verbindet sich bei den Franzosen früherer Zeiten eine nur zu oft sich erneuernde Uebereilung, welche sie, beim ersten Aufwallen des Zorns oder Mißvergnügens, die Hand legen läßt an die geheiligte Person ihrer Monarchen. Unter dem Kardinal Richelieu äusserte sich ein britischer Reisender in diesem Betrachte folgendermaßen:

„Die gegen die Regierung gerichteten Worte sind zahlreicher in Paris, als die Blätter aller Bäume unserer Wälder, und kühner als der Wind, der sie mit sich fortreißt. Niemand scheuet sich, zu sagen was er denkt.“

Bevor die von der Eisenhand des Kardinal-Ministers zugestutzte, und von Ludwig XIV befestigte Monarchie, ihre gebieterische Gestalt gewonnen, folgte ein blutiger Kampf auf den andern. Unter den Karolingern und Merowingern, unter Isabella von Baiern und Karl IX, waren Mord und Todschlag an der Tagesordnung. Karl der Große hatte seinen eigenen Sohn zu bekämpfen, wie David. Das Loos der Könige ist immer das gleiche gewesen.

Zu Anfang des eilften Jahrhunderts befand sich König Robert mit seinem Hofe zu Compiegne, um hier das Osterfest zu feiern. Zwölf Männer hatten

ihm Tod und Verderben geschworen. Er wurde am Gründonnerstag davon unterrichtet, lies sie verhaften, und befahl, daß sie am Ostertag kommuniziren sollten. Sodann überantwortete er sie seinen Ministern, von denen sie zum Tode verurtheilt wurden.

Robert erhob sich nun mit der Erklärung: „diese Männer, welche so eben den Leib ihres Erlösers in sich aufgenommen, können nicht sterben.“ Er begnadigte sie, ermahnte sie, kein Komplott mehr anzuzetteln gegen sein Leben, und setzte sie in Freiheit. Folge davon war, daß Robert ganz ruhig in seinem Bette starb.

Zwischen denen, die Rachsucht, Ehrgeiz, persönlicher Haß oder Habgier zum Königsmord antreibt, und denen, die von einer ausserordentlichen, unwiderstehlichen Idee hingerissen, im Voraus sich selbst aufopfernd, desselben Verbrechens sich schuldig machen, ist es dem Philosophen nicht möglich, eine Parallele aufzustellen.

Das Verbrechen der ersten entsprießt der Menschheit alltäglichsten Leidenschaften. Fast alle Naturen sind desselben fähig: ein ausschweifender Mensch, ein Feiger, ein Raufbold, ein in seiner Ehre verletzter Ehemann, ein Nebenbuhler, ein besoldeter Mörder können gegen einen Monarchen die Hand erheben.

Das zweite Mordverfahren ist systematisch: ein logischer Irthum, eine Reihefolge mühsam entnommener falscher Folgerungen, eine Ueberspannung, die den Blicken des halb Wahnsinnigen das Entsetzen seiner Uebelthat verbergen.

Ein Gemisch unzubeschwichtigender Eitelkeit, unermüdlicher Ausdauer und undurchdringlicher Geheimhaltung hat alle solche Menschen karakterisirt. Man beobachte sie; ihr Namens-Register ist lang genug. Ihre Gesichtszüge scheinen einen gemeinsamen Typus zu haben. Ihre Laster, wie ihre guten Eigenschaften, sind beinahe ganz übereinstimmend.

Diese auf Fürstenmord recht eigentlich versessenen Menschen, mit denen man nicht jene verwechseln muß, die bezahlt worden, um ihr Verbrechen zu begehen, oder die von Ehrgeiz dazu angetrieben werden, haben unter sich eine beachtungswerthe Aehnlichkeit.

Eine düstere Gedanken-Zusammendrängung auf einen einzigen Punkt; das Bedürfniß, durch vergossenes Blut ihre Lieblings-Leidenschaft zu befriedigen; die Ueberzeugung, daß der Gedanke, gegen den sie zu Felde ziehen, ihren Zeitgenossen zum Verderben gereicht; die in ihren Augen unwidersprechliche Gewißheit, daß sie dies Verderben mit einem Streiche beseitigen und die verhängnißvolle Idee tödten können; die unbedingte Dahingebung für eine unsinnige Ueberspannung: solches sind die Anzeichen einer Krankheit, die man als unheilbar betrachten kann. Sie entwickelt sich, wenigstens am häufigsten, in dem glühenden Herde des Bürger-Krieges.

Verbrecher dieser Art waren Balthasar Gerard, Johann Châtel, Jakob Clément, Ravaillac und Damiens in Frankreich; Sahla und Stabs, in Bezug auf Bonaparte; die Urheber der Pulver-Verschwörung, Garnet, Everard Digby, Winter und Guido Fawkes; einige der Mörder Wil-

Helms III; endlich in der neuesten Zeit Sand und Louvel.

Es ist eine eigene, der Gesellschaft gefährliche Rasse, deren furchtbarste, wildeste, am leichtesten entzündbare Elemente sie in sich zusammendrängt; Verstandes-Kräfte ohne richtige Beobachtungsgabe, wie ohne philosophische Erörterungs-Fähigkeit, dagegen ausgestattet mit jener Eigenschaft, die alle eifrigen und stürmischen Einflüsse zu sich anzieht, sie mit sich verähnlicht, davon sich durchdringt, berauscht, und das Verbrechen eben so rasch begeht, als Schießpulver sich entzündet und Tod verbreitet, ohne einen Begriff zu haben von dem was es thut.

Ein Weib von edlem Karakter, Scharlotte Corday, gehört ebenfalls zu dieser Menschen-Klasse, welche sie zu läutern und zu adeln scheint. Ihr Haß war gegen das scheusliche Ungeheuer gerichtet, vor dem Frankreich sein Knie beugte. Dieser Haß war erhaben, wie ihr Tod.

Mit Ausnahme dieses Beispiels, des einzigen vielleicht in seiner Art, zeichnen alle politischen Mörder sich aus durch ihr schwermüthiges Temperament, durch die Unruhe ihres herumirrenden Lebens, und durch die Beharrlichkeit in ihrer Wuth. Im Allgemeinen sind es Gemüther, denen es an Umsicht und Ueberlegung gebricht.

Poltrot, wie alle Mörder der Fürsten von Guise, waren rasende Hugenotten. Die Seele eines Clément, eines Châtel, eines Barrière und Ravaillac wurde von den Flammen der Ligue durchglühet. Damiens hatte seine sittliche Erziehung von

ment 23, Ravaillac 32 und Damiens 43. Der jüngste dieser Fanatiker ist gerade der, dessen Treuherzigkeit das meiste Licht verbreitet hat über die Sinnes-Eigenheit (Idiosinkrasie) seiner Rasse.

Er gesteht seine schmutzigen Neigungen, seine geheimen Laster, seine beständige Schwermuth, seine aufbrausende Hitze, die Ueberspannung seines Gehirns. Der Gedanke ist ihm beigekommen, sich selbst aufzuopfern; und er hat seine Idee befolgt. Er hat die Hölle unter seinen Füßen sich öffnen sehen, und gehofft, durch einen Doppel-Holokaust Gott zu versöhnen.

Verdorbene Sitten, eine verweichlichte und ausschweifende Seele, eine tiefgewurzelte Traurigkeit, ein enges Gehirn; um ihn her Mord und Verderben predigende Priester: solches sind die Beweggründe seiner That.

Dieselben Umstände und Beweggründe wiesen auch dem Dolche Clements seine verhängnißvolle Richtung an. Sie leiteten diesen unerschrockenen Mönch, der am Abend vor dem Tage, wo er Heinrich III ermorden wollte, mit der fröhlichsten Laune speisete, und die ganze Nacht ruhig schlief.

Ravaillacs früheres Leben bot ähnliche Phänomene dar. Seine Gleichmuth verleugnete sich selbst unter den entsetzlichsten Martern nicht. Nur ein Umstand erschütterte ihn: der Haß des Volkes, dessen lärmende Masse den Weg versperrte, und dem Nachrichter des Mörders Körper streitig machte, um mit eigenen Händen ihn zu zerreissen.

Der Adel war an den Fenstern des Stadthauses. Zwei Theologen zu Pferde begleiteten den Verbrecher,

und vierhundert ebenfalls berittene Edelleute umschlossen das Blutgerüst. Wir mögen nicht alle die Martern beschreiben, welche dieser Elende zu erdulden hatte, bevor er den Geist aufgab. Alle Nationen haben lange Zeit dergleichen unnütze Grausamkeiten sich zu Schulden kommen lassen.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde Damiens, der Ludwig XV verwundet, von einem angesehnen Hofbeamten gemartert. Dieser ergriff eine im Kamin glühend gemachte Zange, und zwickte damit den Schuldigen an mehreren Körpertheilen, um ihn zu vermögen, seine Mitschuldigen zu nennen.

Wie Ravaillac, und die vorgenannten Königs-Mörder, hatte Damiens ein unsittliches, lasterhaftes Leben in den untersten Ständen der Gesellschaft, geführt. Er hatte keine anderen Eindrücke in sich aufgenommen, als die des Hasses, der Niederträchtigkeit und roher Gewalt. Man hatte ihm gesagt, die Jansenisten seien Heilige, und verfolgt wegen ihrer Heiligkeit: das war genügend für ihn.

Seine Hinrichtung war eben so entsetzlich, eben so grausam verlängert, als die seiner Vorgänger. Gleich ihnen erklärte er laut den Einfluß, den sein Jahrhundert auf ihn ausgeübt; dagegen gab er keinen seiner wirklichen Mitschuldigen oder Vertrauten an.

Bei ihm, wie bei Châtel, Ravaillac und Clément war des Königs Tod ein Gedanke, womit er sich seit Langem unabläßlich beschäftigt. Hätte man ihn zur Ader gelassen, sagte er, würde er kein Verbrechen begangen haben. Derselbe Blutdurst, dieselbe Heftigkeit der Organisation, dieselben rohen

Gewohnheiten, dieselbe düstere Befangenheit, dieselbe mordsüchtige Thatkraft eines schwachen fanatisirten Gehirns.

Dreizehn Mordanschläge gegen Napoleon sind entdeckt und verhindert worden. Einmal, falls man den zeitgenössischen Denkwürdigkeiten Glauben schenken darf, versuchte er, sich selbst zu tödten. Die Vorsehung behielt ihm den langsameren und qualvolleren Tod seiner wüsten Insel vor.

Der erste der eben gedachten Mordanschläge war der furchtbarste. Er hat nur einen seines Gleichen in der Geschichte: die Pulver-Verschwörung in England. Ein von eisernen Reifen umspanntes, festgenageltes Faß, mit Schießpulver angefüllt, versehen mit einer Batterie, die ein Binfaden in Thätigkeit setzen konnte, wurde von zwei Individuen, Namens Chevalier und Weber, ersonnen, von denen der erste lange Arbeiter in der Pulvermühle bei Meudon gewesen.

Beide gehörten zur republikanischen Partei, und stellten einen Versuch an mit ihr Maschine, deren Explosion furchtbar war, was sie auf ihr Vorhaben verzichten lies. Charbon und Saint-Régent, Anhänger der königlichgesinnten Partei, erbauten nach diesem Muster ihre Höllen-Maschine. Die Leidenschaften streben immer ihrem Ziele zu, ohne sich um die Mittel zu bekümmern. Ein ganzes Heer vernichten, um einen Grundsatz wieder herzustellen: ist das nicht die Theorie des Krieges, das Opfer einer gewissen Zahl Individuen für ein Interesse?...

Bonaparte, erster Konsul, begab sich zur Oper. Ein armer kleiner Savoyard ging durch eine benach-

harte Straße. „Willst Du mein Pferd halten am Zaum“, sagte ein Mann zu ihm. „Ich gebe Dir zwei Sous“ (drei Kr. rhein.). Das Pferd war vor ein quer über die Gasse reichendes Wasserfaß gespannt, dessen eine Hälfte noch in dem Hause verborgen war, woraus man es gebracht.

Der Knabe nahm das Erbieten an, und zog den Karren nach sich. Die Batterie gab nach, der eigens zubereitete Mechanismus spielte, und Faß, Pferd, Knabe wurden von der Gewalt des entzündeten Pulvers zerrissen.

Bonaparte kam mit heiler Haut davon. In seiner Loge angelangt, sagte er: „Die Schurken haben mich in die Luft sprengen wollen.“ Charbon und St.-Régent, zwei übrigens sehr alltägliche Menschen, kamen um. Man beklagte nur den armen Knaben.

Als Kaiser lies Napoleon seine Truppen zu Schönbrunn die Revüe passiren. Ein junger Fanatiker, Namens Stabs, wollte ihn erdolchen. Er wurde festgehalten, als er sich bemühete, dem Sieger von Marengo näher zu kommen. Man fand in seinem Busen ein großes Messer. Ueber desselben Bestimmung befragt, äusserte er, daß er damit den Kaiser zu ermorden beabsichtigt habe.

„Wenn ich Euch begnadige und freilasse,“ sagte Napoleon, „was werdet Ihr thun?“

— Der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machen werde, entgegnete der junge Unsinnige, wird darin bestehen, Sie zu tödten.

Er wurde erschossen. Bald nachher befolgte ein junger Sachse, Sahla, das ihm von Stabs gegebene Beispiel. Er kam nach Paris, machte sich durch

sein sonderbares Betragen bemerkbar, wurde verhaftet, und erklärte, er sei gesonnen, den Kaiser umzubringen. Er war erst 16 Jahre alt.

Man begnügte sich, ihn nach Vincennes zu schicken, und bot ihm sogar an, ihm seine volle Freiheit zu schenken, wenn er verspreche, auf sein Vorhaben zu verzichten. Er weigerte sich dessen, und blieb drei Jahre als Gefangener zu Vincennes, bis er endlich, nach Besetzung des festen Schlosses, von den Verbündeten auf freien Fuß gestellt wurde.

Während den hundert Tagen wurde er abermals verhaftet, als er die Stufen zum Versammlungsorte des gesetzgebenden Körpers hinanstieg. Man fand in seinen Taschen eine große Menge Knallpulver. Er weigerte sich zu sagen, zu welchem Gebrauche er dasselbe bei sich trug.

Malet, der krank in einem Gefangenhause, und mit einem Vermögen von 18 Fr. (8 fl. 24 kr.) auf dem Punkte war, den mächtigsten Mann in Europa zu stürzen, kann nicht den Königsmördern beigesellt werden. Sein kühnes Unternehmen, eines der sonderbarsten Ereignisse der Geschichte des Kaiserthums in Frankreich, scheint eher einem an Umtrieben reichen Schauspiel, als einem mit Blut und erschütternden Umständen überladenen Drama anzugehören.

Kritische Revüe.

Ueber alleinseligmachende Kirche, von F. W. Carové. Zweite Ausgabe. Hanau, 1835. Verlag der E. F. Edler'schen Buchhandlung.

Das große Aufsehen, welches das Werk „über alleinseligmachende Kirche" bei seinem ersten Erscheinen erregt, die heftigen Angriffe einerseits, wie die vielfachen Belobungen auf der andern Seite, die ihm zu Theil geworden, haben zur Genüge beurkundet, daß es zu den gründlichsten, umfassendsten gehört, welche über einen der wichtigsten kirchlich-polemischen Punkte je veröffentlicht worden. Der Pabst hat es verdammt; die gelehrte Welt hat es als klassisch aufgenommen. Unduldsamkeit und Fanatismus haben es verflucht; Wahrheitsliebe und evangelischer Glaube haben es gesegnet.

Des Verfassers Hauptbemühung zielte vornehmlich darauf hin, aus der Gesetzgebung, Verfassung und Geschichte der römisch-katholischen Kirche zu erweisen, daß die Glaubenslehre derselben über jeden ewige Verdammniß verhängt, der nicht vor seinem zeitlichen Ende thatsächlich, oder dem bestimmten (oder durch äussere Hindernisse sich zu bethätigen abgehaltenen) Verlangen nach, in die sakramentalische Gemeinschaft mit der sichtbaren Kirche eingetreten, welche den Pabst, als höchstem sichtbaren Stellvertreter Christi, und deshalb als ihr unfehlbares, unverantwortliches Oberhaupt anerkennt. Im Gegensatze mit dieser Voraussstellung, bemühete er sich aus der heiligen Schrift, aus der Geschichte, wie aus

Natur, Vernunft und Gefühl, die völlige Unhaltbarkeit einer solchen Glaubenslehre darzuthun.

In fortgesetzter Erörterung, stellte der Verfasser in seinem Werke sämmtlichen Parteien der wirklichen und sogenannten Katholiken, schlagende Beweisführungen entgegen: den Rechtgläubigen objektive Gründe, den Scheingläubigen kirchliche Autoritäten, um beide Gattungen Gläubige von der Unhaltbarkeit ihrer Lehrsätzte oder Quasi-Lehrsätze zu überführen.

Daher Geschrei, Befehdung, Vorwurf auf allen Seiten. Man bedachte nicht, daß man vielmehr der gesunden Vernunft, oder den kirchlichen Autoritäten den Krieg erklären müsse, um seiner Partei und deren Vorurtheilen getreu zu bleiben. Vergeblich hatte kurz vorher Pabst Leo XII, in seinem Umlaufschreiben an alle Bischöfe, die absolute Ausschließlichkeit seiner Kirche auf die grellste Weise eingeschärft. Es war die Stimme des Propheten in der Wüste. Wurde von den Uebermeisten der feierliche Aufruf des Dreifach-Gekrönten überhört oder mißachtet, wie konnten da die hochaufgeklärten deutschen Kirchen-Lehrer aus der Schrift eines Laien ihre Meinungen berichtigen lassen?

Um so erfreulicher aber mußte es dem Verfasser sein, Anerkennung für sein Streben und seine Arbeit bei Männern zu finden, die durch ihre Gelehrsamkeit und ihre Bildung in jedem Betrachte zu einem Urtheil über dieselben berechtigt waren. Der ehrwürdige Plank in den Göttinger gelehrten Anzeigen (Nro. 185, August 1826); Röhr, in seiner kriti-

chen Prediger-Bibliothek (VIII, 6); Dr. Johann Schultheß, in den neuesten theologischen Annalen (Sept. und Oktob. 1827); Dr. E. Zimmermann in dem Jahrbuch der theologischen Literatur (1832, S. 74), und viele andere, sprachen sich darüber auf eine eben so gründliche als entscheidende Weise aus.

Nicht minder günstige Urtheile enthielten das theologische Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung (1826); das Literaturblatt zum Morgenblatt (24 Oktob. 1826); das Tübinger Literaturblatt (1826, Nro. 85); die allgemeine Literatur-Zeitung von Halle (1827, Nro. 47 und 48); das literarische Unterhaltungsblatt (1827); Becks Repertorium (1828, II, 2); die Literatur-Zeitung von Jena (1829, Nro. 101 u. 102), die Literatur-Zeitung von Leipzig (1803, Nro. 87 — 89) ꝛc.

Es wird jetzt wohl in naher Zukunft als heilige Nothwendigkeit erkannt werden, Sinnbilde nicht mehr, wie dies noch bei sehr vielen der Fall ist, als Formeln anzusehen und sogar zu beschwören, sondern sie mit dem wirklichen lebendigen Glauben der gesammten Gemeinde in Uebereinstimmung zu bringen, d. h. nur solche Symbole aufzustellen, zu deren Lehren sich alle wirklichen Mitglieder einer Kirche bekennen.

Man wird dabei nicht umhin können, das wesentliche Verhältniß zu bedenken und zu besprechen, in welchem das Bekennen eines Glaubens, und die Gemeinschaft mit einer Kirche, zur „Seligkeit“ stehen, welche, wie künstlich man auch die Ausdrücke drehen und wenden mag, doch der Zielpunkt alles menschlichen Dichtens und Trachtens war, und ist, und

ewig bleiben wird. Man wird daher, nothwendig einverstanden über den absoluten Endzweck, bei Berathung über die Mittel zu Erreichung desselben, vor Allem sich die Frage aufwerfen müssen, „ob überhaupt anzunehmen sei, daß irgend ein von Gott geschaffenes Wesen auf ewig von der Seligkeit ausgestoßen werde?“

Bei den gegenwärtigen kirchlich-politischen Gegenwirkungen in mehreren Kantonen der Schweiz; bei der besondern Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche die neuesten theokratisch-demagogischen Umtriebe in diesem Lande, in den es umgränzenden Staaten angeregt; bei den Reaktionen, die von Individuum zu Individuum, von Familie zu Familie, von Volk zu Volk zu theoretischer und praktischer Anwendung gelangen, ist ein Werk, wie das in Rede stehende: „über alleinseligmachende Kirche“ eine durchaus zeitgemäße Erscheinung, die von allen Organen ruhigen Fortschrittes und positiver Nützlichkeit dringend empfohlen zu werden verdient.

Anleitung zur Länder- und Völkerkunde für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterricht. Von Dr. W. F. Volger. Zwei Theile, 655 S. in 8, nebst mehreren Tabellen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover, 1834. Im Verlage der Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Ein sehr gutes Schulbuch, gedrängt, leicht faßlich, klar und zugleich umfassend, vollständig, in allem genügend. Es ist zum Lehrgebrauch in unteren Schulen der beste Leitfaden, den man zu wählen vermag. Die Angaben sind richtig und bestimmt.

Ohne ein Auszug oder eine Verkürzung des größern „Handbuches der Geographie“, von dem gleichen Verfasser, zu sein, ist es nach demselben zweckmäßigen, vollkommenden entsprechenden Plane bearbeitet. Es ist darin nichts übersehen, oder mit Nachläßigkeit behandelt, was auf irgend eine Weise zur allgemeinen Kenntniß der Geographie gereichen kann.

Viktor Hugo's sämmtliche Werke. Mit dem Bildniß des Verfassers. Frankfurt a. M., 1835. Bei J. D. Sauerländer.

Dies lobenswerthe Unternehmen wird mit Eifer und Erfolg fortgesetzt. Die uns zuletzt zugekommenen Bände, der erste mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Verfassers, wie der siebente und achte, enthalten: Biographie und Karakteristik Viktor Hugo's, von Adrian; der König amusirt (vergnügt) sich, von Wolff; Hernani, von Külb; Bug Jargal, von Laube; Ymbert Galloix, Dovalle, von Beuermann; Cromwell, von Kottenkamp. Der Aufsatz von Dr. Adrian ist gründlich und gut geschrieben. Die Uebersetzung der Dramen, Romane, ꝛc. steht hinter jener der früheren Lieferungen nicht zurück. Cromwell und Hernani sind mit ausgezeichnetem Talent und richtigem Takt, wie mit genauer Sprach- und Sachkenntniß bearbeitet.

Mannigfaltigkeiten.

Bevölkerungs-Bewegung in Straßburg.

Auf eine Bevölkerung von 60,000 Seelen, wurden im Laufe des Jahres 1835 in dem Hauptorte des niederrheinischen Departements (Frankreich), der Stadt Straßburg, 1898 Kinder geboren, nämlich 996 Knaben und 902 Mädchen. Davon waren 1538 ehelich erzeugte, 83 uneheliche anerkannte Kinder und 266 uneheliche nicht anerkannte. Die Menge der Todesfälle belief sich in demselben Jahre auf 2025, wovon 1203 männliche und 977 weibliche. Unter dieser Zahl befanden sich 91 todgeborne Knaben und 64 todgeborne Mädchen, zusammen 155. Im Militär-Krankenhause starben 203 Individuen. Heirathen zählte man 456.

Vermeidung des übeln Geruches in großen Gebäuden.

Man hat sich in der großen Kaserne am Quai d'Orsay, in Paris, eines sonderbaren Mittels bedient, den übeln Geruch zu verscheuchen, den gewisse geheime Gemächer nur zu häufig zu verbreiten pflegen. Dies Mittel, dessen Anwendbarmachung alle Erwartung übertroffen, besteht darin, daß man, auf den Rath eines der geschicktesten Chemiker, Herrn d'Arcet, besagte Kabinette in Nähe der Küchen angebracht, und durch eine besondere Röhre den Rauch aus denselben in den Schlott der andern geleitet, der solchergestalt zugleich theilweise als Schornstein dient. Es entsteht durch das Vordringen des Rauches (der übrigens nicht zu den gebräuchlichen Oeffnungen herauskommt, und folglich niemand beschwerlich fallen kann) ein ziemlich starker Luftzug, der allen übeln Geruch mit sich entführt.

Bevölkerung Irlands.

Es ergibt sich aus dem Bericht der zur genauen Aufnahme und Bestimmung der katholischen und protestan-

ischen Bevölkerung Irlands ernannten Kommission, daß nan in dieser stark bevölkerten Insel 6,427,712 römisch-katholische Christen, 852,074 Anhänger der anglikanischen Kirche (mit Einschluß von etwa 80,000 Methodisten), 642,356 Presbyterianer und 21,808 andere Dissidenten, zu verschiedenen Sekten gehörig, zählt.

Für den religiösen Unterricht der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, nämlich für die Katholiken, macht der Staat keine Ausgabe, falls man nicht die für das Kollegium Maynoth in Rechnung stellen will, gegen die Sinclair und seine Partei jahraus jahrein protestiren.

Staatsverfassung der Republik Mexiko.

Die neueste von dem allgemeinen Kongresse der Republik Mexiko diesem Staate gegebene Verfassung, enthält mehrere Artikel, welche den Geist und den Gesittungs-Zustand der ehemaligen Kolonie Neu-Spanien auf eine hervorstechende Weise karakterisiren. Führen wir nur einige derselben an. Der erste Artikel lautet, in wörtlicher Uebersetzung, wie folgt: Die souveräne und unabhängige mexikanische Nation anerkennt und bekennt sich zu keiner andern Religion, als zu der katholischen, apostolischen und römischen. Es wird die Ausübung keines andern Kultus geduldet. — Art. 2. So lange die auf dem mexikanischen Gebiete verweilenden oder dasselbe bewohnenden Fremden des Landes Religion und Gesetze achten, sichert die Nation ihnen ihre Rechte. Das Völkerrecht bestimmt das Recht der Fremden; die Rechte der mexikanischen Bürger sollen durch ein besonderes Gesetz festgestellt werden. — Art. 3. Die Regierungsform ist republikanisch, vertretend und populär. — Art. 4. Die höchste National-Gewalt soll in gesetzgebende, vollstreckende und gerechtigkeitsübende Departemente geschieden werden. Diese Departemente können unter keinem Vorwande vereinigt werden. Man muß strenge Maßregeln ergreifen, um die drei Gewalten zu verhindern, die Grenzen ihrer Zugestehungen zu überschreiten.

Inhalt des dritten Bandes.

Das junge Deutschland ---------- 3
Philosophie und Religion in Frankreich ---------- 15
Merkwürdige Bruchstücke aus einem alten topographisch-geschichtlichen Werke ---------- 20
Gegenwärtiger Zustand und allgemeine Uebersicht der türkischen Literatur. (Letzter Abschnitt.) ---------- 43
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.
- Folgen der Habsucht und des Hasses ---------- 61
- Das unschuldige Mädchen und der Hagestolz ---------- 66
- Literarische Schlechtigkeiten ---------- 72
- Mutter-Mörder aus Kindes-Liebe ---------- 75

Moskau und seine Bewohner im Jahre 1835 ---------- 84
Die Sklaverei, ihr Ursprung und ihre Ergebnisse bei den Völkern des Alterthums und neuerer Zeiten. (Letzte Erörterung.) ---------- 108
Geschichte des Diamanten und seiner ursprünglichen Beschaffenheit ---------- 140
Häusliches Leben der großen Eigenthümer in England 147
Die neuesten und beachtungswerthesten Weltumschiffungen ---------- 161
Wirkliche Umstände, welche die Entdeckung der Verschwörung Georges veranlaßt haben ---------- 186
Angebliche Entdeckungen Joseph Herschels im Monde 195
Die Königs-Mörder neuerer Zeiten. (Erster Artikel.) 211
Kritische Revüe ---------- 233
Mannigfaltigkeiten.
- Bevölkerungs-Bewegung in Straßburg ---------- 238
- Vermeidung des übeln Geruches in großen Gebäuden -- 238
- Bevölkerung Irlands ---------- 238
- Staatsverfassung der Republik Mexiko ---------- 239

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographi[illegible] Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1836.

Vierter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Zweiter Band, vierter bis sechster Theil.

Vierter Theil.

Aarau 1836.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Wirkungen der Kräfte der Elektrizität auf die Entstehung und die stufenweise Ausbildung unserer Erde, wie ihrer Bewohner.

Viele Jahrhunderte hindurch kannte man von den elektrischen Phänomenen nur die dem Bernstein zustehende Eigenschaft, wenn er gerieben worden, leichte, ihm nahe gebrachte Gegenstände, anzuziehen. Die Griechen, in ihrer besondern Vorliebe für alles Wunderbare, vermutheten deshalb, daß diese Substanz eine Seele habe. Erst im 17. Jahrhundert untersuchte man die anziehende Kraft des Bernsteins näher, und erkannte sie in allen Körpern, mit Hilfe besonderer Vorkehrungen.

Man entdeckte schnell hintereinander das elektrische Licht, die leitende Kraft, und die beiden Grundzüge, welche die natürliche Elektrizität bilden. 1746 erschien jene bekannte Flasche von Leyden, wodurch die elektrischen Experimente aus dem Kabinet des Physikers auf den Gassentisch des Taschenspielers übergingen.

Von nun an wurde man betroffen von der Aehnlichkeit zwischen den Wirkungen der elektrischen Erschütterung und denen des Blitzes, im Zerreissen und Entflammen der Körper, Tödten der Thiere und Zerstören der Pflanzen. Franklin, der sehr angelegentlich mit den auf diesen Gegenstand sich beziehenden Nachforschungen beschäftigt war, legte so

zu sagen den Grund zu den wichtigen Diensten, die er eines Tages seinem Vaterlande und der Menschheit leisten sollte, indem er die elektrische Wissenschaft mit der ganzen Scharfsicht eines geniereichen Mannes kultivirte. Von ihm rührt der Gedanke her, den Wolken ihre Elektrizität zu entnehmen. War er nicht der erste, der ihn in Anwendung gebracht, hat er wenigstens den Ruhm, entdeckt zu haben, daß man die Gebäude vor den furchtbaren Wirkungen des Blitzes behüten könne, wenn man sie mit oben zugespitzten Leitstangen von Metall versehe.

Die elektrischen Phänomene machten einen solchen Eindruck auf die Gemüther, daß man des allgemeinen Prinzips, der Universal-Panazee sich versichert zu haben glaubte. Unmittelbar wollte man sie nun auf die Heilkunst anwendbar machen; zahlreiche Versuche bewiesen jedoch, daß man noch nicht die Mittel kenne, mit Nutzen zum Besten der leidenden Menschheit ihrer sich zu bedienen.

Die Forschungen hatten etwas nachgelassen von ihrem ersten Eifer, als man erfuhr daß Galvani ein Prinzip entdeckt, das unmittelbar auf die Natur-Pyhilosophie anwendbar gemacht werden konnte, und das jenen abermals einen mächtigen Schwung verlieh. Hatte man die Muskeln und Nerven eines Frosches mit zwei verschiedenen Metallen versehen, war die einfache Berührung dieser letzten hinreichend, das Thier zu Zuckungen zu vermögen.

Volta bewies bald darauf, daß die Zusammenziehung erzeugt würde durch die bei gegenseitiger Berührung der beiden Metalle abgesonderte Elektrizität. Obschon er diese Wirkung allein der Be-

rührung zuschrieb, diente das Experiment, mit dessen Hilfe er die Absonderung der Elektrizität unter besagten Umständen darthat, dennoch als Abgangspunkt zum Bau der Säule, dieser fast unerschöpflichen Elektrizitäts-Quelle, dem kostbarsten wissenschaftlichen Instrumente, dem man aus Dankbarkeit den Namen seines Erfinders verliehen. Galvani steht nichts desto weniger das Verdienst der ersten Entdeckung zu.

Bald nachher erkannten Nicholson, Carlisle, Cruckshanks, Davy, Berzelius u. a., daß die der Kraft dieser Säule unterzogenen Auflösungen zersetzt waren; das Sauerstoff und die Säuren einerseits, Wasserstoff und Niederschlag sich anderseits schieden.

Volta kam 1802 nach Paris, um vor der ersten Klasse des Instituts die Theorie seiner bewunderungswürdigen Zurüstung zu zergliedern, und ihre Anwendbarmachung zu erklären. Bonaparte, damals erster Konsul, wohnte, als Mitglied des Instituts, der Sitzung bei, in welcher der berühmte Italiener seine Experimente anstellte, und alle an ihn gerichtete Fragen beantwortete. Das Haupt der französischen Regierung machte den Vorschlag, Volta eine goldene Denkmünze zuzugestehen, eine Motion, die mit einstimmigem Beifall angenommen wurde.

Napoleon interessirte sich leidenschaftlich für den Galvanismus. Er unterhielt sich oft darüber mit mehreren Gelehrten und sagte theilweis die Vortheile voraus, welche eines Tages die chemisch-physischen Wissenschaften und die Naturgeschichte davon gewinnen würden. Um in diesem Betrachte die

Nachforschungen zu befördern, stiftete er einen Preis von 60,000 Fr. (28,000 fl.), demjenigen bestimmt, der eine Entdeckung machen würde, welche der Voltas zur Seite gestellt werden könnte. Dieser Preis ist nie erworben worden.

Sein Enthusiasmus für die voltaische Säule vermehrte sich noch, da man vor ihm die auf die Zersetzung der Salze sich beziehenden Experimente wiederholte. Als er ihre Elemente geschieden und nach zwei entgegengesetzten Punkten gestoßen sah, wendete er sich erstaunt gegen seinen Arzt Corvisart, und sagte zu ihm:

„Doktor, sehen Sie da ein Bild des Lebens. Der Rückgrat ist die Säule, die Leber der negative und die Nieren der positive Pol.“

Diese Idee, wie ausserordentlich sie auch scheinen mag, hat nichts destoweniger die Aufmerksamkeit einiger ausgezeichneten Männer gefesselt, unter andern Wollastons, der 1809, wo die elektrisch-chemischen Phänomene bereits zu großer Entwickelung gediehen waren, zu ähnlichen wissenschaftlichen Grundsätzen sich bekannte, die seitdem weder angenommen noch verworfen worden.

Ungefähr um dieselbe Zeit entdeckte man, daß die voltaische Elektrizität, gleich der gewöhnlichen, im Stande sei, Metall-Fäden zu verbrennen, und die nicht verkalkbaren Metalle weißglühend zu machen.

Man ging davon aus, um aufs neu die zwischen der Wärme und der Elektrizität bestehenden Beziehungen zu studieren, die von Davy auf die auffallendste Weise bemerklich gemacht wurden, indem er in den leeren Raum, zwischen zwei Kohlen-

Spitzen, die Entladung einer starken voltaischen Säule durchfahren lies. Es entstand dadurch ein Licht, dessen Glanz mit dem der Sonne verglichen werden konnte, und eine Hitze, welche die härtesten Substanzen zu schmelzen vermögend gewesen.

Dies Beispiel eines Lichtes ohne Verbrennung, lies voraussetzen, daß der weißglühende Zustand der Sonne von einer ähnlichen Ursache herrühren könne.

Man begann zu dieser Zeit die seither fortgesetzte Feststellung der Beziehungen, welche zwischen der Wärme und der Elektrizität bestehen, Beziehungen, die erst gründlich haben studiert werden können seit Entdeckung des elektrischen Magnetismus, womit Oersted unser Jahrhundert beschenkt, und die in Ampères Händen die Quelle wichtiger Experimente, über den elektrischen Ursprung der Magnete, geworden. Durch diese große Entdeckung ist es möglich gewesen, mit ganz besonderer Sorgfalt die elektrischen Phänomene zu erörtern, die in den chemischen Wirkungen sich beurkunden, und die Bahn gebrochen zu den Nachforschungen, welche die Natur-Philosophie betreffen.

Davy bewies, daß man, mit Hilfe hinlänglich kräftiger elektrischer Strömungen, die stärksten Zusammenhaltungen besiegen, und aus den Laugensalzen, wovon sie nur der Kalk sind, jene Metalle entnehmen könne, welche die sonderbare Eigenschaft haben, im Wasser zu brennen, wie früher das griechische Feuer.

Er ahnete indessen nicht, daß man ähnliche Wirkungen erzielen könne auf andere Körper, indem gleichzeitig sehr schwache elektrische Kräfte und schick-

lich gewählte Zusammenstimmungen in Thätigkeit gebracht werden. Hätte er diese Richtung verfolgt, d. h. die entgegengesetzte der von ihm eingeschlagenen, würde er eine neue Welt ansichtig geworden sein.

Bei alledem war es das einzige Mittel, zu jenen langsamen und stummen Bewegungen der Natur zu gelangen, deren Wichtigkeit man leicht würdigen kann, wenn man einen Blick auf die gedrängte Uebersicht wirft, die wir von dem gegenwärtigen Zustande des Erdballs aufstellen wollen.

Alle neuern Theorien, begründet auf die positivsten, von Astronomie, Physik und Geologie uns dargebotenen Angaben, nehmen an, daß die Erde ursprünglich im „gasartigen Zustand“ sich befand, d. h. daß alle soliden Substanzen, woraus sie jetzt zusammengesetzt ist, damals im Dunstzustande verbreitet waren, in einem viel ausgedehnteren Mittelpunkte, als der ist, den sie gegenwärtig einnehmen.

Die Ausstrahlung der Wärme in den himmlischen Räumen, mußte nach und nach die Temperatur dieser Dunstmasse vermindern. Die am meisten widerstehenden und schwersten Theile, die Erze, wurden zuerst verdichtet, und bildeten ein Metall-Becken im Mittelpunkte, woraus, wie Ampère annimmt, eine ungeheure Hitze sich ergeben, welche die Verdichtung der andern Stoffe verspätete.

Der Ansicht dieses sinnreichen Physikers zufolge, würde der erste gebildete Kern ein Gemisch nicht verkalkter Erze sein, die noch jetzt eine ausserordentliche Hitze umschließen. Später fand eine neue Verdichtung der am wenigsten schmelzbaren Substanzen

statt, wozu ihre gegenseitigen Aehnlichkeiten beigetragen.

Daraus haben sich neue Zusammensetzungen ergeben. Potassium und Sodium haben eine große Rolle spielen müssen in den auf einander folgenden Rückwirkungen, behufs ihrer mächtigen Verähnlichungen für sehr viele Körper.

Bei fortwährend sich verminderndem Wärmestande, haben Sauerstoff, Wasserstoff, Schwefel, überhaupt alle nicht erzigen Körper, durch ihre gegenseitige Rückwirkung aufeinander, das Wasser und die Säuren erzeugt, wovon eine Menge Verschlingungen herrühren.

Die erste Rückwirkung, auf die Versetzung des Sodium und des Potassium mit den verbrennbarsten Metallen, muß sehr heftig gewesen sein. Es hat sich daraus eine große Wärme-Entwickelung ergeben, die von neuem mehrere bereits verdichtete Körper verflüchtigt.

Um diese Zeit haben sich wahrscheinlich die salzhaltigen und erdigen Grundlagen des Erdkörpers gebildet. Sie sind sodann allmählig in neue Verschlingungen eingetreten, die durch eine höhere Temperatur begünstigt worden. Durch die Verschlingung des Sauerstoffes von mehreren Körpern, ist viel Stickstoff um den Erdball geblieben, seiner geringen Aehnlichkeit wegen mit den Grundlagen derselben.

Bei fortwährender Erkältung mußte die Rinde, welche das Metall-Becken umschlossen, einen beschränkteren Raum einnehmen. Es ergaben sich dadurch Zusammenziehungen und Falten, woraus, wie

Beaumont vernunftgemäß erklärt, die Berge entstanden sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gewässer, welche zuerst den Erdball bedeckt, sehr stark mit säuerlichen Stoffen gemischt waren. Dadurch, daß sie durch die Spalten der Rinde gesickert, und in inneren Hölen sich gesammelt, von wo sie endlich bis zu den noch flüssigen Erzmassen gelangt, haben sie neue Verschürzungen erzeugt, die Erdbeben, Bildung von Kratern und häufige Lawa-Ausbrüche zur Folge gehabt.

Man begreift sehr leicht, daß alle diese Rückwirkungen, oft sich erneuernd, der Erdrinde eine größere Dicke verleihen und das Eindringen der Flüssigkeiten immer mehr verhindern mußten. Die Aufstoßungen und die Lawa-Ausbrüche wurden seltener.

Durch die Verminderung des Wärmestandes der Atmosphäre, und dadurch, daß die Erdoberfläche weniger den aus ihrem Innern herrührenden Umwälzungen ausgesetzt war, wurde das Erscheinen der organisirten Körper erleichtert. Aber wie hat der Uebergang von der nicht organisirten Natur zur organisirten statt gefunden? Dies Geheimniß der Schöpfung ist der Mensch noch nicht zu durchdringen vermögend gewesen. Was unsere Scharfsicht allein zu erforschen im Stande ist, besteht in „muthmaßlicher" Feststellung der Zeit, wo dies Ereigniß stattgefunden, mit der Hoffnung, solchergestalt einige der Ursachen zu entdecken, welche zu dieser großen Thatsache der Schöpfung das ihrige beigetragen.

Die Theilchen der neuorganisirten Körper bestehen aus Elementen, wovon einige in denen der organischen Körper sich befinden. Die wesentliche Verschiedenheit aber, die in ihrem Bau zu bestehen scheint, ist die, daß die ersten, durch ebene Oberflächen beendet werden, wie die Vielflächen der Geometrie, während die andern, die man Kügelchen nennt, durchaus sphärisch sind.

Das Studium der Kräfte, die solche Bildungen geleitet, und noch leiten, muß lebhaft alle Personen interessiren, die sich mit Natur-Philosophie beschäftigen. Dies Studium fällt theilweis dem Bereich der elektrischen Chemie anheim, weshalb wir seiner Erwähnung gethan.

Das Studium der Versteinerungen lehrte uns anderseits, daß Pflanzen-Leben mit spitzkeimenden Pflanzen begonnen in einer Zeit, wo der Dunstkreis wahrscheinlich mehr Kohlen-Säure umschloß, als gegenwärtig. Die Pflanzen waren damals von riesigem Umfang, falls man sie nach den Ueberresten beurtheilen kann, die man in mehreren Steinbildungen bemerkt.

Man glaubte früher, thierisches Leben habe erst nach dem der Pflanzen begonnen; jetzt aber setzt man voraus, es sei mit diesem letzten zeitgleich gewesen, obschon man bis zu seinem Ursprunge nicht hinansteigen kann. Denn die ersten Wesen, welche man beobachtet, sind schon ziemlich vollkommene Thiere. Man findet unter ihnen Cephalopoden (Schleimthiere mit fußartigen Auswüchsen um den Kopf).

Die Bildung großer Kalkstein-Massen, die Muscheln enthalten, trägt das ihrige bei zur Bestätigung

der Voraussetzung, daß die Kohlen-Säure damals in größerer Menge im Dunstkreise verbreitet war, als gegenwärtig. Man hat deshalb gefolgert, daß sie allmählig verzehrt worden von dem Kalk, der früher in großer Menge auf der Erdoberfläche verbreitet war, und durch verschiedene Grundlagen, die jetzt zu andern Verschürzungen gehören.

Es bietet sich hier ein Einwurf dar. Wie haben alle jene Schleimthiere, deren Ueberreste man im Kalkstein bemerkt, in einem mit Kalk oder andern Grundlagen geschwängerten Wasser leben können? Dieser Gegenstand erfordert eine gründlichere Erörterung, als der Raum uns hier aufzustellen vergönnt.

So viel ist gewiß, daß die Thiere erschienen, als das Wasser weniger mit säuerlichen Theilen geschwängert war, und die Luft reiner geworden: zuerst die ohne Wirbelbeine, deren Bau am einfachsten war, und nach und nach die mehr zusammengesetzten Gattungen.

Man entdeckt in der That die Ueberreste von Schleimthieren und Pflanzenthieren in den letzten Bildungen der Steinscheidungen. Sodann kommen die Fische, die kriechenden Thiere, die Vögel und die Säugethiere. Erst zur Zeit der Bildung des Zwischen-Bodens hat das thierische Leben auf dem Erdball begonnen. Lange hat es mit der trägen Natur gekämpft, bis es endlich die Oberhand gewonnen. So hat sich das Leben stufenweis entwickelt in den Zeiten der Ruhe, welche auf die plötzlichen Umwälzungen folgten, die von Zeit zu Zeit des Erdballs Oberfläche erschütterten.

Erst nachdem diese Umwälzungen seltener geworden, und die Erde mehr Dauerhaftigkeit erlangt, wurde der Mensch geschaffen. Das war der Schöpfung letztes Erzeugniß. Denn man hat bis jetzt keine Versteinerung irgend eines menschlichen Ueberrestes in den verschiedenen Bildungen gefunden, woraus die Erdrinde besteht, selbst nicht in den neuern Schichten, denen man den Namen der sündfluthlichen gegeben.

Die so eben mitgetheilte Darstellung beweiset, daß die Natur nicht immer gewaltsam verfahren ist, und daß sie jedes Mal mit Langsamkeit zu Werke geschritten, wenn die Oberfläche des Erdballs nicht durch innere Zuckungen zerrissen worden.

Welches aber ist die Beschaffenheit der Kräfte, die jene langsamen Wirkungen erzeugt, denen wir eine so große Menge Körper verdanken? Ist sie blos chemisch, oder elektrisch-chemisch? Das ist eine der großen geologischen Fragen, deren Lösung zu erforschen man sich bemühen muß.

Wir nehmen keine systematische Idee an über die ursprüngliche Bildung der Körper, weil wir uns fragen, welches die Beschaffenheit der Kräfte ist, die ihre Anordnung bestimmt? Eine nähere Erörterung der Umstände kann einiges Licht über diesen wichtigen Gegenstand verbreiten.

Die Niederschlagungen, woraus die obere Schale unsers Erdballs besteht, sind nicht immer von denselben Substanzen gebildet, und enthalten nicht beständig Ueberreste organisirter Körper derselben Gattung. Die erste Folgerung, welche man solchen Grund-Umständen entnehmen kann, ist, daß in den

verschiedenen Zeitpunkten ihrer Bildung der Zustand der Oberfläche des Erdballs und die Bildung der Oberfläche sich nicht ähnlich waren. Der eine wie die andere haben sich allmählig verändert.

Diese Bemerkung verdient wohl beachtet zu werden, wenn man die Veränderungen zu erklären sich bemühen will, die zwischen jeder Umwälzung die Substanzen erlitten haben, die bereits in den Erzgängen, oder auf andern Punkten, niedergeschlagen waren.

Vielleicht, wenn man die Frage auf eine umgekehrte Weise aufnähme, würde es einst möglich werden, von diesen Veränderungen, sobald sie erst genau festgestellt worden, zu den Ursachen zu gelangen, welche sie erzeugt, d. h. zum Zustand der Atmosphäre und der Oberfläche des Erdballs zu den verschiedenen Zeiten, wo sie stattgefunden. Solche Nachforschungen, welche wir nur anzudeuten uns begnügen, gehören in das Bereich der elektrischen Chemie, und obgleich sie große Schwierigkeiten darbieten, darf man dennoch nicht verzweifeln, eines Tages sie verwirklicht zu sehen.

Anderseits haben die Gewässer nicht immer langsam sich zurückgezogen, wie die Bildung des Bodensatz-Erdreiches es anzudeuten scheint. Denn die großen Ueberschwemmungen, welche die Erhebung der Berge veranlaßt, haben die Meere verdrängen und in neue Becken sie werfen müssen. Die Leichname großer Vierfüßler, die nicht mehr lebend vorhanden sind, und die man von Eis umschlossen im hohen Norden gefunden, wo sie während vielen Jahrhunderten vor Verwesung bewahrt worden, bieten einen der Be-

weise dar, welche man über die Veränderung der großen Wassermassen auf der Erdoberfläche aufstellt.

Dieselbe Oberfläche ist zu verschiedenen Zeiten mit einer reichen Vegetation bedeckt worden, die eine Dammerde gebildet, wovon man an einigen seltenen Orten, wo sie nicht durch die auf einander folgenden Umwälzungen vernichtet worden, noch Spuren findet.

Anderseits hat das Meer, das sich in Berührung fand mit einer Menge Substanzen, die früher dem Einflusse einer Atmosphäre ausgesetzt waren, deren Zusammensetzung wir nicht kennen, auf sie zurückwirken und neue Erzeugnisse hervorrufen müssen.

Alles beweiset uns ebenfalls, daß die Massen, welche die hohen Berge bilden, ursprünglich in einem flüssigen oder gasartigen Zustande sich befunden, weil man überall Spuren findet von Krystallisirung, die nur vorhanden sind in Substanzen, welche durch Hitze oder durch Flüssigkeit aufgelöset worden. Es ist demungeachtet möglich, kristallisirte Zusammensetzungen zu erhalten, ohne daß ihre Elemente in einem flüssigen oder gasartigen Zustand sich befunden.

Man sagt mit Recht, daß die Natur jetzt nicht mehr wirkt, wie ehemals, und zwar aus dem alleinigen Grunde, weil die Umstände nicht mehr dieselben sind. Der Wärmestand war früher viel höher, als jetzt. Es befanden sich damals sehr wahrscheinlich gasartige Elemente im Dunstkreise, die darin nicht mehr vorhanden sind. Allen Voraussetzungen zufolge, waren die Gewässer früher auch mit mehr auflös-

baren Salztheilen geschwängert, die, durch ihre Rückwirkung auf die sie umgebenden Körper, jene Menge unauflösbarer Zusammensetzungen erzeugt, welche man in den Bodensatz-Erdarten bemerkt.

Hinzufügen müssen wir noch, daß der Druck der Atmosphäre wahrscheinlich stärker war in jenen entfernten Zeiten, als er es gegenwärtig ist, weshalb er großen Einfluß ausüben mußte auf die Menge der in den Gewässern aufgelöseten Salze, und daß er, in der Folge, zu mächtigern Rückwirkungen auf die Massen beigetragen, woraus sich neue Verschürzungen ergeben.

Andere Beispiele können noch besser die Wichtigkeit des Studiums langsamer Einflüsse begreiflich machen für die Lösung mehrerer Fragen derselben Art. Man weiß, daß die Gewässer, mit Heftigkeit gegen die Bergabhänge schlagend, einzelne Theile davon losbrechen, und mit sich fortreissen.

Wenn nun ihre Schnelligkeit hinlänglich sich vermindert, lassen sie zuerst die großen, sodann die kleinern Bruchstücke zurück, und erst in Bächen und Flüssen, oder an ihrer Mündung in das Meer, häufen sich die kleinsten Theile auf, wo sie, mit den Ueberresten organisirter Körper sich vermischend, Anschwemmungen und Bänke bilden, worin die Vegetation mit ausserordentlicher Kraft sich entwickelt.

Wir erhalten dadurch einen freilich nur schwachen Begriff von dem, was die Vegetation in den ersten Zeiten der Erde sein mußte, als der ursprüngliche Boden von einem ähnlichen Schlamm gebildet war, der viel beträchtlicher gewesen, als jetzt, der größern

Wassermenge und ihrer heftigen Ortsveränderungen wegen.

Dergleichen Anschwemmungen und Bänke bestehen, wie wir gesehen, aus einer Menge von Felsen-Trümmern und Pflanzen-Stoffen herrührenden Elementen, die durch ihre Aufeinander-Wirkung später die Vegetation erzeugt. Die meisten Veränderungen, welche in solchen Aufeinander-Wirkungen stattfinden, sind für uns noch ein Geheimniß.

Die Trümmer, die meistentheils von der Wirkung der Säure nicht angegriffen werden können, geben demungeachtet langsamen Einflüssen nach, und scheiden endlich alle Elemente, um in der Folge neue Zusammensetzungen zu bilden.

Es ist um so wichtiger, mit solchen Nachforschungen sich zu beschäftigen, weil die Anschwemmungen an den Mündungen der Flüsse oft weitausgedehnte Landstriche bilden, die eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer für die sie kultivirenden Völker werden.

Einige Beispiele können genügen, davon einen Begriff zu geben. Die Städte Rosette und Damiette, auf dem Nil-Delta, vor etwa tausend Jahren hart am Ufer des Meeres erbauet, sind jetzt zwei Stunden davon entfernt. Mehr noch: es ist bestimmt erwiesen, durch die Arbeiten der Gelehrten, welche Theil genommen an der Expedition in Aegypten, daß der Boden dieses Landes in demselben Maße sich erhöhet, als sein Strand immer mehr sich ausdehnt, und daß, da der Thalweg des Nils in demselben Verhältnisse sich erhebt, wie die benach-

harten Ebenen, die Ueberschwemmung jetzt die Höhen bedeckt, welche sie in frühern Zeiten kaum bespülte. Zu Elephantina unter andern steigt die Ueberschwemmung jetzt sieben Fuß über den höchsten Punkt, den sie unter Septimus Severus erreichte.

Es ist ausser allem Zweifel, daß die Fruchtbarkeit Aegyptens von solchen Aufhäufungen, wie von dem Schlamme abhängt, den der Nil jahraus jahrein niederschlägt. Die verschiedenen Aerme der Donau, des Rheins, der Oder, Elbe, Weser, wie der Rhone, des Po, überhaupt aller großen Flüsse, bieten bei ihren Mündungen ähnliche Aufhäufungen dar.

Nach solchen Beobachtungen müssen die Nachforschungen, welche sich auf die Wirkungsweise der Felsen-Trümmer, hinsichts der organischen Körper, beziehen, die allgemeine Physik in einem hohen Grade interessiren. Selbst die Dünen, oder kleinen Sandhügel, welche der Wellenschlag bildet am Ufer des Meeres, gehören zum Studium der langsamen Wirkungen. Denn man weiß, wie oft des Sandes Beschaffenheit von der Art ist, daß wenn das Meer die Ueberreste organisirter Körper ausstößt, nach und nach sich Zusammenhäufungen bilden, die zum Ackerbau benutzt werden können.

Obgleich die meisten dieser Zersetzungen für uns noch mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt sind, vorzüglich wenn die Vegetation ihre Thätigkeit damit verbindet, muß man dennoch nicht ermüden, so viel wie möglich ihn zu erheben.

Bevor man solchen Nachforschungen sich über-

lassen, hatte man sich wenig beschäftigt mit den langsamen Wirkungen, weil es an den erforderlichen Mitteln gebrach, in direkte Erörterung der Sache einzutreten. Man hatte sich meistentheils denen zugewendet, die durch bekannte Eigenschaften der chemischen Kräfte erklärt werden konnten.

So wußte man z. B. seit langem, daß die Stalaktiten, und andere feste Massen dieser Art, von Gewässer-Niederschlagungen herrührten, die kohlensaures Kalksalz, durch Vermittelung der Kohlensäure, in Auflösung erhielten. Da nun diese Säure, durch die Berührung mit der Luft sich freimacht, war es ganz natürlich, daß das kohlensaure Kalksalz unter der Form fester Massen oder Kristalle sich niederschlage.

Man wußte gleichermaßen, daß sich im Grunde gewisser Gewässer kristallisirte Schichten bildeten, organisirte Körper enthaltend, vergleichbar, bis zu einem gewissen Punkte mit denen der Erdreiche alten Bodensatzes oder des Meerbodens. Der Travertin von Rom ist davon ein Beispiel.

Die Kalkstein-Bildungen rühren oft von Niederschlagungen her, die das Meer aufgehäuft, und die durch Stalaktiten festgemacht worden. Denselben Ursachen muß man die Bildung des Sandsteins in den Umgebungen Messinas zuschreiben, wo der vom Meere ausgestößene Sand durch einen Kalkmörtel zusammengehalten und zu einer festen Masse ausgebildet wird.

Der Felsen mit anscheinend menschlichen Gebeinen, auf Guadeloupe, hat einen ähnlichen Ursprung. Er be-

steht aus Trümmern von Sternkorallen, welche die See aufgehäuft, und die durch einen kalkhaltigen Schleim verbunden worden. Man könnte noch mehrere Beispiele anführen von ähnlichen Bildungen, die durch bekannte Kräfte stattgefunden; ihre Zahl ist bei alledem ziemlich beschränkt.

Mit Recht hat man bemerkt, daß die heutigen Meere nicht mehr, wie die der Vorzeit, die Eigenschaft haben, Muscheln zu verbinden zu einem Taig, der sie in Kalkstein verwandelte, ohne ihre Formen zu verderben. Dieser Fall scheint zu den pseudomorphischen Steinbildungen zu gehören, womit wir uns bei einer andern Veranlassung beschäftigen wollen.

Petersburg und Moskau im Jahr 1835.

Wir haben bereits im dritten Theile der Bibliothek einige Auszüge mitgetheilt aus dem beachtungswerthen Werke des Briten Leitch Ritchie, über Rußland. Sagen wir jetzt, daß er seine Reise blos unternommen, um den Text zu liefern zu den prächtigen Zeichnungen Vickers, über verschiedene merkwürdige Gegenstände jener nordischen Gegenden, die, selbst in „malerischer“ Beziehung, nur sehr unvollkommen bekannt sind.

Er hat seinem Auftrage Genüge geleistet, und der Erfolg, der das von dem Künstler und dem Schriftsteller in Ausführung gebrachte Unternehmen gekrönt, beweiset, daß es nicht sonder Verdienst und Interesse ist, der etwas beissenden „Anzüglichkeiten“ ungeachtet, welche in Petersburg ein Staats-Sekretär gegen Ritchie sich erlaubt, und die er mit exemplarischer Gutmüthigkeit wiederholt, insofern er nicht, was wohl am wahrscheinlichsten ist, als derselben eigentlicher Urheber betrachtet werden muß.

Der wirkliche oder fingirte Diplomat findet die Anmaßlichkeit der Engländer, in Rußland zu reisen, um Sitten und Karakter eines Volkes zu studieren, dessen Sprache ihnen gänzlich unbekannt ist, im höchsten Grade lächerlich.

„Mit den rohesten Vorurtheilen gegen das russische Volk,“ sagte er zu unserm Gewährsmann, „kommt Ihr zu uns. Alles scheint Euch befremdend und neu, ausgenommen die Manieren vom guten Ton von einem Dutzend Familien, bei denen Eure Empfeh-

lungs-Briefe Euch Eingang verschafft. Uebrigens forscht Ihr wenig nach, und bemerkt wenig oder nichts, weil Ihr im Voraus den Entschluß gefaßt, ohne alle Nachsicht über uns abzusprechen.

„Durch Euern Opern-Gucker, oder von Euerm Kutschenschlag, beobachtet Ihr den ungebildete naher imposanten Koloß. In unsern Städten ist Euer Lohnbedienter die kompetente Autorität, nach welcher Ihr Eure sogenannten Bemerkungen verfasset. Unser offenes Land durchschneidet Ihr rasch, ohne einen Führer, der Euern Urtheilen über eine Menge Dinge oder Gebräuche, die Euch unbekannt sind, einen festen Stützpunkt verleihen könnte, was um so nothwendiger wäre, da Ihr Euch ausser Stand befindet, über was Euch auffallend scheint, eine einzige Frage aufzuwerfen, und darauf eine Antwort zu erhalten.

„Ihr kehrt sodann nach Eurer Heimath zurück, vollkommen befriedigt von Eurer Reise, und, die Feder ergreifend, fügt Ihr mit Vorliebe die Euch eingegebenen Bemerkungen der Masse von Entstellungen und Albernheiten bei, womit Europa auf unsere Kosten überschwemmt wird; alles ohne bösen Willen, ohne Haß Eurerseits, sondern aus bloßer Unwissenheit.“

— Ich konnte Hrn. M. die Wahrheit seiner Aeusserung nicht streitig machen, fügt Ritchie hinzu; jedenfalls veranlaßte ich ihn, zu gestehen, daß wir durch unsere oft wiederholten Reisen dies Reich dennoch endlich kennen lernen würden, unserer Unkenntniß der Sprache, deren seine Bewohner sich bedienen, ungeachtet. Ich bat ihn, in unserm Betrachte nicht selbst in die Vorurtheile zu verfallen, die er uns

zum Vorwurf gemacht. — Ueber die Zensur in Rußland äussert sich der Reisende folgendermaßen:

„Die Zensur scheint mir ein mächtiges Hinderniß, das sich den Fortschritten jeder Art Literatur in Rußland entgegenstellt. Ich betrachte sie zugleich als die unnützeste aller Maßregeln einer unumschränkten Macht. Gegen welche Klasse der Gesellschaft ist ein solches Verbot gerichtet? Die untern Stände können nicht lesen, oder lesen nicht, und es gibt nicht in der ganzen Verwaltung einen Menschen, der unwissend genug wäre, um nicht zu wissen, daß jede Person in den höheren Ständen, die neugierig ist und Geld genug hat, mit Leichtigkeit alle verbotenen Bücher erhalten kann. Ich selbst habe während meinem Aufenthalt in Rußland nur solche Bücher gelesen, die von der Regierung verboten worden.

„Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß der Kaiser nicht weiß, bis zu welcher lächerlichen Uebertreibung die Zensur in seinen Staaten gesteigert wird. Sie zwingt den Schriftsteller, die meisten von ihm anzuführenden Umstände zu entstellen. Spricht er von der Gegenwart, so sieht er sich genöthigt, zu lügen oder zu schweigen, und alles, bis zu geschichtlichen Ereignissen, deren wirklichen Gehalt jedermann kennt, muß auf eine unvollkommene oder verstümmelte Weise dargestellt werden. Ohne solche Vorkehrungen kann ein Verfasser versichert sein, daß sein Werk nur nach Streichung zahlreicher Stellen erscheinen kann.

„Wäre der Gegenstand an und für sich weniger ernst, würde man lachen bei dem Gedanken, daß die Seite, die ich so eben schreibe, wie günstig immer-

hin das Urtheil sei, welches mein Gewissen und meine Beobachtungen über das Land im Allgemeinen mir eingeben, daß diese Seite, sage ich, aus dem „malerischen Jahrbuche“ weggelassen werden muß, bevor der Verkauf des Werkes in Rußland erlaubt werden wird.

„Die Bücher, welche die schönen Künste betreffen, finden überhaupt weniger Erfolg in diesem Lande, als man vermuthen sollte. Eine Beschreibung von Petersburg, mit schönen Kupferstichen ausgestattet, hat so wenig Absatz gefunden, daß man die Spekulation des Herausgebers als gänzlich fehlgeschlagen betrachten kann. Demungeachtet, nach dem Werke zu urtheilen, wovon bereits ein Theil ins Französische übersetzt worden, und das mir bei vielen einzelnen Umständen sehr nützlich gewesen, muß ich gestehen, daß das „Panorama von Petersburg“ vom Publikum wohl mit Beifall aufgenommen zu werden verdient hätte. Wahr ist es, daß sein Preis von 100 Rubeln es immer verhindern wird, sehr populär zu werden.

„Wenn übrigens die etwas ernsthafte Literatur in Rußland wenig beliebt ist, muß man gestehen, daß das Romanschreiber-Handwerk in ihm sehr blühend ist. Ein Schriftsteller in der Mode erhält 600 bis 800 Guineen (7200 bis 9600 fl.) für sein Manuskript (?). Wer noch nicht bekannt ist, findet ohne Schwierigkeit einen Buchhändler, der seinen Roman verlegt, und den sich ergebenden Gewinn mit dem Verfasser theilt.

Das Schauspiel ist in den Händen der Regierung. Es ergibt sich daraus der Vortheil, daß jeder Schau-

spieler nach zwölfjähriger Dienstzeit (insofern er selbst es verlangt) mit einem Gnadengehalt sich zurückziehen kann. Man hatte mir gesagt, daß die ausgezeichnetsten Künstler nicht die Erlaubniß erhalten konnten, mit der deutschen Truppe zu spielen, weil man dadurch der russischen Truppe zu schaden glaubte. Ich halte diese Angabe jedoch für falsch, weil das Gnadengehalt der fremden Schauspieler sich auf 2000 Rubel beläuft, während die russischen Künstler nur 1000 erhalten. Es ist also dabei keine nationale Parteilichkeit vorhanden.

„Ein Schauspiel-Dichter, der ein neues Stück aufführen läßt, macht gewöhnlich die Einnahme der ersten Vorstellung einem beim Publikum beliebten Schauspieler zum Geschenk, der es über sich nimmt, das Gelingen des Stückes zu sichern. In Petersburg kann jeder Verfasser hoffen, 100 bis 200 Pf. Sterling (1200 bis 2400 fl.) von seinem Stücke zu gewinnen, und wird es mit Beifall aufgenommen, kann er es, unter denselben Bedingungen, auch in Moskau aufführen lassen."

Ueber die riesigen Pläne Peters des Großen spricht sich Ritchie auf eine besonders treffende Weise aus.

„Die unumschränkte Gewalt, in des Wortes ganzer Ausdehnung," sagt er, „ist, man kann es nicht leugnen, ein eben so unbedingtes Uebel. In den Händen des Mannes aber, von dem ich spreche, war sie die Quelle vieles Guten. Es scheint mir, man könne auf eine allgemeine Weise den Satz aufstellen, daß wenn die von unumschränkter Macht herrührenden Auffassungen des Volkes Wohlergehen bezwecken,

sie darauf hinstreben müssen, früher oder später die Macht zu erschüttern, von der sie ausgehen...

„Wie dem auch sei, betraten doch die Nachfolger Peters I mit festen Schritten die Bahn, welche er ihnen vorgezeichnet, besonders seine Gemahlin, Katharina I, die Kaiserin Katharina II, Alexander I, und der jetzt regierende Monarch, der unabläßig die großen Absichten seines erlauchten Vorbildes verfolgt.

„Was haben sie erzielt? Davon hoffe ich im Laufe der von mir unternommenen Reise mir einen genauen Begriff zu machen. Um aber ihr Werk nach seinem vollen Werthe zu beurtheilen, halte ich es für nothwendig, zu bestimmen, welches der zur Vollbringung ihrer riesigen Entwürfe erforderliche Zeitraum gewesen.

„Wahr ist es, Kaiser Alexis hatte einen ersten Schritt gemacht. Er hatte sich die hohe Stellung gesichert, von der sein Sohn einen so kühnen Flug unternommen. Die eigentliche Gesittung der Russen wurde jedoch erst von Peter dem Großen unternommen. Seit seinem Tode sind 110 Jahre verflossen, wovon allein 70 den eben genannten Regenten zustehen. Der Ueberrest vertheilt sich unter die Regierungszeit Peters II, der Kaiserin Anna, Iwans, Elisabeths, Peters III und des unglücklichen Paul, Monarchen, unter denen die Gesittung mehr oder weniger stationär geblieben.

„Mit solcher, seinen Gedanken gegenwärtigen Berechnung, muß der Reisende Beobachtungen anstellen, wenn er zu einer genauen Schätzung des gegenwärtigen Zustandes der russischen Nation, und dessen was sie einst werden kann, gelangen will.

„Vielleicht, wenn man sich an das Datum des wirklichen Daseins dieses Volkes als Nation erinnert, wird man sich manchmal über seine Unwissenheit wundern; vielleicht auch wird man versucht sein, auszurufen: Wie, so viele Fortschritte in so wenigen Jahren?

„Schade, daß Philosophen so selten reisen. Sie sollten wenigstens, wenn sie an uns Materialien-Krämer sich wenden, einen Stock und eine Schreibtafel uns geben, und zu uns sagen: „Glückliche Reise; beobachtet für uns;“ sie sollten wenigstens ihre eigenen Brillen uns borgen.....

„Ueberall, ausgenommen in Rußland, nehmen die untern Stände theil an der Gesittung der höhern. Sie treten, in Betreff der Erziehung, des Unterrichts, der Verfeinerung der Sitten und Gewohnheiten, langsamer oder schneller in ihre Fußstapfen. Mit einem Worte, sie gehören durch einige Verwandtschafts-Bande zu derselben menschlichen Familie.

„Hier im Gegentheil, und das ist meines Erachtens der unterscheidende Zug von Petersburg, gibt es nur einen einzigen Gedanken, der den beiden Klassen der Gesellschaft gemeinschaftlich ist. Das scheint mir der bemerkenswertheste Umstand einer Reise in Rußland, der, welcher alltäglich, bei jedem Schritte, die Blicke betrifft, der, welcher dem philosophischen Beobachter eines der überraschendsten Schauspiele gewährt, das Europa in unsern Tagen zu gewähren vermag.

„Wenn eine Ursach den beständigen Regel-Abweichungen zugeschrieben werden kann, welche Ruß-

land darbietet, besteht diese Ursach ohne Zweifel in der „Plötzlichkeit“ seiner Gesittung und in der fast unglaublichen Schnelligkeit seiner Fortschritte. Die große Mehrheit der Nation war vor Kurzem noch in jenem Zustande knechtischer Barbarei, dem England unter andern, erst nach mehrhundertjährigen blutigen Kämpfen sich entrissen.

„Die russischen Adelichen dagegen wurden schon früher zum Bewußtsein ihrer eigenen Wichtigkeit, den andern Völkern gegenüber, erweckt. Eine mächtige Rückwirkung ereignete sich in ihren Ideen und in ihren Grundsätzen. Von hochmüthiger Unduldsamkeit, von übertriebener Verachtung für alle Gebräuche, welche nicht die ihrer Väter waren, gingen sie auf einmal zum Extrem der Freisinnigkeit über.

„Die Fremden, denen man bisher auf ihren Reisen eben so große Hindernisse in Rußland in den Weg gestellt, wie in China, wurden hinfort zuvorkommend aufgenommen, und mit Geschenken, wie mit Auszeichnungen überhäuft. Die Kirchen vom griechischen Ritus, ehemals den Ketzern verschlossen, wurden ihnen nun geöffnet. Neben jenen erhoben sich Tempel zum Gebrauche der Fremden aller Glaubens-Bekenntnisse, die sich im Lande niederließen.

„Die russischen Großen ließen es sich zum ersten Male beikommen, Reisen zu unternehmen, um durch sich selbst die europäischen Nationen zu beobachten, welche sie bisher nur nach Hörensagen beurtheilt. Erstaunt und entzückt zu gleicher Zeit, beim Anblick unserer Gesittung, unserer Künste, unserer Wissenschaften, begannen sie ohne Ordnung, ohne Maß bei sich einzuführen, was ihren Sinnen und ihrer Ein-

bildungskraft gefiel. Sie arbeiteten solchergestalt aus allen Kräften darauf hin, ein zweites Rom unter dem nordischen Eise zu begründen.

„Die Volksmasse konnte demungeachtet diesem Neuerungsgeiste nicht gänzlich fremd bleiben. Eine gewisse Umgestaltung, aus der ersten sich ergebend, fand bei ihr statt, und Ehrgeiz keimte in Herzen, die davon bisher keine Ahnung gehabt. Von diesem Augenblicke verging kein Tag, keine Stunde, ohne daß man nicht irgend ein Individuum sah, welches, von dem Verlangen nach Unabhängigkeit angetrieben, durch sich selbst die Rechte und den Namen eines freien Mannes zu erwerben sich bemühete. Des Landes Gesetze stellen die Möglichkeit der Freiwerdung fest, die (was viele wohl unterrichtete Personen sehr gut wissen) vom Kaiser persönlich offen begünstigt wird, dessen geheime Politik darin einen Stützpunkt findet.

„Um eine ganz natürliche Frage zu vermeiden, die umständlich zu erläutern jedoch nicht in meinem Vorhaben ligt, bemerke ich, daß die russischen Bauern eine Masse von ungefähr 50 Millionen Individuen bilden, und daß, jede fremde Ursach bei Seite stellend, der moralische oder politische Fortschritt einer so großen Nation viel langsamer sein muß, als er es bei einigen hunderttausend Menschen sein würde.

„Vorausgesetzt, daß in dem von mir oben angedeuteten Zeitraum die Wohlthaten der Gesittung bis zu einer Zahl Individuen der untersten Klasse gelangt, welche jener des Adelstandes gleich käme (obgleich ich Ursach habe, anzunehmen, daß sie viel beträchtlicher ist), würde dieser über eine so große

(was die Stunde des Mittagsmahls für die höhern Stände in Rußland ist). Nach dieser ohne Etikette eingenommenen Mahlzeit kommen der Großfürst Alexander und die übrigen Kinder, um ihre Eltern zu umarmen, und einige Augenblicke in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

„Der Kaiser küßt häufig die Kaiserin vor seinen Kindern, und nennt sie kurzweg: liebe Frau. Diese letzte dagegen, eine preussische Prinzessin, hat feierlichere Gewohnheiten, und spricht nie anders von ihrem Gemahle, als indem sie ihn Kaiser nennt. Die Kaiserin spricht sehr geläufig englisch. Niklaus versteht und spricht auch diese Sprache; doch weniger gut als sie. Einer meiner Landsleute und Freunde, der in Petersburg wohnt, und der oft Gelegenheit hat, mit der kaiserlichen Familie sich zu unterhalten, schreibt mir:

„Es ist schwierig, ohne der Uebertreibung sich beschuldigt zu sehen, Fremde zu vermögen, auf eine richtige Weise den Karakter des Kaisers und der Kaiserin zu würdigen. Ich habe sie nie von ihren Kindern umringt gesehen, ohne theil zu nehmen an den angenehmen Eindrücken, welche alle diejenigen empfinden, die Zeugen der gegenseitigen Zuneigung und der in dieser Familie herrschenden Uebereinstimmung sind. Die häuslichen Tugenden des erhabenen Ehepaars können als Muster, nicht allein andern Fürsten, sondern auch allen Privatleuten, zu welchem Stande sie gehören mögen, dargeboten werden.

„In Petersburg geschieht es nicht selten, daß der Kaiser einen Droschki (Miethwagen) nimmt, um nach seinem Palaste zurückkehren, wenn er unter-

weges vom Regen überrascht wird. Eines Tages war er allein, und hatte kein Geld bei sich. Der Kutscher, der den Monarchen nicht kannte, und ihn sehr einfach gekleidet sah, besorgte, seinen Lohn einzubüßen. Er verlangte deshalb, Niklaus solle so lange seinen Mantel zum Unterpfand lassen, bis er ihm geschickt, was er ihm schuldig war, eine Bedingung, die dem Kaiser ganz einfach schien, und die er ohne Widerspruch annahm.

„Eine andere Anekdote setzt noch in helleres Licht, was ich über den Umgang des Monarchen mit den untern Ständen des russischen Volkes gesagt. An einem Ostertage ohne Begleitung seinen Palast verlassend, wendete er sich mit seiner gewöhnlichen Vortraulichkeit gegen die Schildwacht, und sagte zu ihr, nach dem an diesem Feste üblichen Gebrauche: „Christus ist auferstanden!“ –

„Statt diese Begrüßung durch die unveränderliche Phrase: „Ja, wahrhaftig, er ist es!“ zu beantworten, entgegnete der Soldat sehr ernst: „Nein, wahrhaftig, er ist es nicht!“

„He, rief der Kaiser mit Verwunderung: bist Du betrunken? Ich sage Dir, Christus ist auferstanden!

— Und ich erwiedere, er ist es nicht, intonirte ganz ruhig die Schildwacht.

„Wer bist Du denn, und woher kommst Du? fragte Niklaus, immer mehr erstaunt.

— Ein Jude, antwortete der Soldat ohne alle Verlegenheit. Der Kaiser entfernte sich, von ganzem Herzen lachend.“

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Zerstückelung eines Frauenzimmers durch einen katholischen Priester.

Mehrere Frauen, die am 31. August 1835 an einer Lache bei Sainte-Marie-la-Blanche, einem ½ Stunde von Beaune (Goldhügel-Departement) entlegenen Dorfe, mit ihrer Wäsche beschäftigt waren, bemerkten plötzlich einen aus dem Wasser sich erhebenden Sack. Sie zogen ihn ans Ufer, öffneten ihn, und bemerkten darin mit Entsetzen die einzelnen Glieder eines menschlichen Körpers. Von dem Vorfall unterrichtet, begab sich der Maire an Ort und Stelle. Der Sack war mit dem Buchstaben B gezeichnet. Es befand sich darin ein Kopf, der ganze linke Arm, zwei Schenkel und das linke Bein.

Alle diese Körpertheile begannen in Verwesung überzugehen, doch war es dem herbeigerufenen Arzte noch möglich, mit Gewißheit zu bestimmen, daß sie einem 30 bis 35 Jahr alten Frauenzimmer gehört, welche etwa 5 Fuß groß und von gewöhnlicher Leibesstärke gewesen; daß die Glieder erst nach dem vor etwa 8 Tagen erfolgten Tode abgelöset worden, und daß man daran keine Spur irgend einer erlittenen Gewaltthätigkeit bemerke. Die sehr entstellten Züge des Gesichts verhinderten eine genaue Erkennung der Person. Die Zunge war dick und befand sich zwischen den Zähnen. Der Mund war mit Schleim angefüllt. Die Farbe der Augen lies sich nicht mehr erkennen; sie waren sehr hervorspringend. Aus meh-

reren Zeichen, vorzüglich nach den Händen, konnte man jedoch schließen, daß die Verstorbene nicht zu der untersten Volksklasse gehört.

In Folge neuer Nachforschungen fand man vier Tage nachher in derselben Lache den rechten Arm des Leichnams, das rechte Bein und den obern Theil des Rumpfes, mit Ausnahme des Unterleibes. Man hatte indessen noch keine Vermuthung über den frühern Stand und über die Individualität der Todten, an deren einzelnen Theilen keine Spur erlittener Gewaltthätigkeiten zu bemerken war. Die Sache wurde durch alle Zeitungen veröffentlichet, doch nirgends in der ganzen Gegend vermißte man ein Frauenzimmer, und das Schicksal der Unglücklichen, deren einzelne Glieder man gefunden, schien von einem undurchdringlichen Schleier bedeckt.

An demselben Tage aber, wo der mit einem B bezeichnete Sack sich aus der Tiefe erhoben, um ein begangenes Verbrechen anzudeuten, war Johann Baptist Delacollonge, Pfarrer der Gemeinde Sainte-Marie, verschwunden, ohne irgend jemand, selbst nicht seine Haushälterin Susanna Bourgeois, von seiner Entfernung zu unterrichten. Seine Abwesenheit war in den ersten Tagen nicht bemerkt worden, weil er schon mehrmals sein Pfarrhaus auf einige Wochen verlassen. Diesmal verstrich ein Monat, ohne das man von ihm die mindeste Nachricht erhielt. Seine Köchin hatte sich bei seinem in Bagnols, im Rhone-Departement, wohnenden Bruder nach ihm erkundigt, und erfahren, daß er wirklich dort gewesen, sich aber, nach einem sehr kurzen Aufenthalt, nach Lyon begeben, um, einer Unpäßlichkeit wegen,

bei einem Arzte sich Raths zu erholen, wonach er wahrscheinlich nach Sainte-Maire zurückgekehrt sein würde. Dem war jedoch nicht also, und Delacollonge fand sich in seiner Pfarre nicht mehr ein.

Man erinnerte sich jetzt, daß man bei ihm mehrmals ein etwa dreißigjähriges Frauenzimmer, aus der Umgegend von Lyon gesehen, das er für seine Base ausgab. Dieser Umstand, seiner langen Abwesenheit geuähert, erregte die Vermuthung, der zerstückelte Leichnam könne wohl der jener Person sein.

Aus genauerer Untersuchung ergab sich, daß die angebliche Base des Pfarrers sich Fanny Besson nannte, daß sie gebürtig gewesen von Lyon, im Laufe des Jahres 1834 drei Monate in Sainte-Marie zugebracht, und heimlich in den ersten Tagen des Monats August 1835 im Pfarrhause dieses Dorfes sich wieder eingefunden; endlich, daß Delacollonge in Nähe der Lache gesehen worden, worin er wahrscheinlich den Leichnam stückweise geworfen. Im Pfarrhause fand man zwei mit Frauen-Kleider und Wäsche, die F. B. gezeichnet war, angefüllte Koffer, einen hinter einem Schrank verborgenen Sonnenschirm, einen Schein auf 2000 Franken, in Lyon, den 25. April 1824 ausgestellt, F. Besson unterschrieben, und in acht Jahren ohne Zinsen an Delacollonge zahlbar, endlich einen zerrissenen Brief, worauf man die Adresse las: Mademoiselle Besson, Modehändlerin zu Lyon, Orleans-Gestade No. 15.

Nach dem allen wurde am 27. Septbr. ein Verhafts-Befehl gegen Delacollonge erlassen, und den 30. desselben Monats in Ausführung gebracht. Man hatte nämlich erfahren, daß er den 24. Septbr. an

seinen Schwager Chervin, in Bagnols für 600 oder 700 Fr. ein kleines Grundstück verkauft, das ihm in dieser Gemeinde noch gehört. Man wußte ebenfalls, daß er sich am 28. Septbr. einen Paß nach Genf verschafft, unter Chervins Namen (auf ein von dem Maire von Bagnols ausgestelltes Zertifikat), dessen Person-Beschreibung er sich angepaßt. Er wollte grade in den nach Genf abgehenden Eilwagen steigen, als man seiner sich bemächtigte.

Aus den mit ihm angestellten Verhören ergaben sich nachstehende Umstände: Von unbemittelten Eltern zu Bagnols geboren, hatte er dem geistlichen Stande sich zugewendet, obgleich seine natürlichen Neigungen davon ihn auszuschließen schienen. 1820 wurde er zum Vikar bei der St. Peters-Pfarre in Lyon ernannt, wo er durch sein ungesittetes Betragen bald Veranlassung zu bittern Beschwerden gab. Seine Bekanntschaft mit Fanny Besson schreibt sich her aus dieser Zeit. Er streckte ihr 1824 eine Summe von 2000 Fr. zur Einrichtung eines Modeladens vor, und stattete ihr sehr häufige Besuche ab. Er wurde 1828 abgesetzt, brachte 4 Jahre in verschiedenen Erziehungs-Anstalten in Thoissey, Neuville an der Saône und in dem orthopedischen Institut Millets, in einer der Vorstädte Lyons zu, und wurde überall, seiner unregelmäßigen Aufführung wegen, fortgeschickt. Demungeachtet ernannte ihn der Bischof von Dijon 1832 zum Pfarrer von Sainte-Marie. Im Frühling 1833 besuchte ihn Fanny Besson und blieb drei Wochen bei ihm. Er begleitete sie bis nach Lyon. Im folgenden Jahre fand sie sich abermals ein, und brachte drei Monate im Pfarrhause zu. Im August desselben

Jahres wurden die Anzeichen ihres vertrauten Umganges mit dem Geistlichen so auffallend, daß sie nicht länger ihrer Mode-Handlung vorstehen konnte. Sie verlies Lyon am 1. Septbr. und begab sich mit Delacollonge nach Dijon, wo dieser für sie unter dem Namen einer Frau Desgarennes, für deren Bruder er sich ausgab, eine Wohnung für 380 Fr. (177 fl. 20 kr.) miethete, und dieselbe zum Theil möblirte. Seine Besuche bei seiner angeblichen Schwester waren sehr regelmäßig. Er fand sich jeden Montag ein, und entfernte sich erst am Sonnabend wieder. Man hatte für ihn ein Feldbett in dem Kabinet, neben dem Schlafzimmer seiner angeblichen Schwester aufgeschlagen. Er war immer weltlich gekleidet, und nichts lies seinen eigentlichen Stand vermuthen. Fanny Besson ihrerseits wollte anfänglich Mode-Arbeit übernehmen; aber ihre schwächliche Gesundheit, oder andere Umstände, hinderten sie daran. Den 12. Febr. 1835 kam sie, unter dem Beistand einer Hebamme und zweier Wundärzte, mit einem todten Kinde nieder.

Alle diese Umstände hatten große Ausgaben verursacht und Delacollonges Kasse vollkommen erschöpft. Schon hatte er von den Kirchen-Vorstehern seiner Gemeinde 100 Fr. (46 fl. 40 kr.) geborgt, was jedoch unzulänglich war. Er erbrach deshalb die Kirchen-Kasse und entwendete daraus 285 Fr. (133 fl.). Das Defizit wurde den 16. April erkannt, und Delacollonge gestand später den von ihm begangenen Diebstahl. Es ergibt sich daraus, in welcher Noth er sich befand, um zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Alle seine Hilfsquellen waren er-

schöpft und er befand sich ausser Stande länger die Kosten zu bestreiten, welche die Unterhaltung der Besson in Dijon, oder an jedem andern Orte nothwendig machte. Zudem hatten seine häufigen Reisen und seine oft wiederholte Abwesenheit bei seinen Pfarrkindern Aufsehen erregt, und ihr Murren veranlaßt, weshalb er sich genöthigt sah, entweder seinen Stand aufzugeben, oder künftighin zurückgezogener zu leben.

Unter dem Einflusse solcher Betrachtungen faßte er den verzweifelten Entschluß, die Besson heimlich in sein Pfarrhaus zu bringen, und sie daselbst verborgen zu halten. Sein Vorhaben gelang, weil er mit seiner Haushälterin übereinverstanden war, und diese ihm dazu ihren Beistand lieh. In der Nacht vom 7. zum 8. August gelang es ihm, sie nach Mitternacht unbemerkt in seine Wohnung zu führen, und Tags darauf holte er die ihr gehörigen Koffer und einen mit Wäsche angefüllten Kasten. Es scheint, daß die Unglückliche nicht ganz freiwillig Dijon verlassen, um sich nach Sainte-Marie zu begeben. Am Tage vor der Abreise hatte man die angeblichen Geschwister sich zanken hören, und als die Besson von ihren bisherigen Hausgenossen Abschied nahm, schien sie sehr niedergeschlagen.

Siebenzehn Tage nachher, als Delacollonge eben ein Todtenamt gefeiert für die am 28. Juli durch die sogenannte Höllen-Maschine in Paris Getödteten, nahm ihn der Maire von Sainte-Marie bei Seite, benachrichtigte ihn, daß er wisse, wie er seine Base bei sich verborgen halte, und lud ihn ein, sie fortzuschicken, weil, wenn die übrigen Einwohner davon unterrichtet würden, dadurch eine übele Wir-

kung hervorgebracht werden könnte. Der Pfarrer versicherte hoch und theuer, die Sache verhalte sich nicht also, und man habe ihn verläumdet. Darauf begnügte sich der Maire zu entgegnen: „Desto besser, wenn sie nicht im Pfarrhause ist. Im entgegengesetzten Fall schicken Sie sie sogleich fort.“

Diese Worte brachen der unglücklichen Besson den Stab. Delacollonge faßte den Entschluß, sich ihrer auf jede Weise, und so schnell wie möglich zu entledigen. Um anderwärts für ihre Unterhaltung zu sorgen, fehlte es ihm an allen Mitteln, und die Hoffnung, sie länger bei sich verborgen halten zu können, war ihm geraubt. Sie mußte auf der Stelle fort. Es war sogar nothwendig, daß man glaube, sie sei gar nicht bei ihm gewesen, weil er es eben versichert hatte. Schickte er sie fort, ohne für ihren fernern Unterhalt zu sorgen (was er durchaus nicht vermögend war) so mußte er besorgen, daß sie bald sich wieder bei ihm einfinden, und ein öffentlicher Skandal alsdann unvermeidlich sein würde.

In so peinlicher Verlegenheit scheint er (insofern er ihn nicht schon früher gehabt) den Gedanken gefaßt zu haben, die Unglückliche zu tödten, und ihren Leichnam unbemerkt bei Seite zu schaffen. Er hoffte solchergestalt, ohne sich zu kompromittiren, einer Last sich zu entledigen, die für ihn von Tag zu Tag immer drückender zu werden drohete.

So viel ist gewiß, daß an demselben Tage, wo der Maire ihn aufgefordert, seine angebliche Base fortzuschicken, d. h. am 24. August, nachdem Fanny Besson mit Delacollonge zu Nacht gegessen, sie von ihm erwürgt, gänzlich entkleidet, und in einen großen

Kasten gesteckt worden; daß Tags darauf, zwischen 7 und 11 Uhr Morgens, der Geistliche den Leichnam mit einem großen Küchenmesser in Stücke zerschnitten, ihm die Eingeweide und Blutgefäße ausgerissen, sie in ein Gefäß gethan, und später sie in den Abtritt geworfen. Die Glieder steckte er zum Theil in einen Sack, zum Theil trug er sie in einem Tuche nach der Lache, und warf sie in dieselbe. Die letzte Verrichtung bewerkstelligte er am 25. August zwischen 9 und 10 Uhr Abends.

Auf eine vollkommen zuverlässige Weise alle Szenen dieses entsetzlichen Dramas wieder zu geben war unmöglich, weil kein Zeuge demselben beigewohnt. Theilen wir jedenfalls die von Delacollonge selbst mitgetheilte Schilderung dieses blutigen Ereignisses mit. —

Seiner Versicherung zufolge war er nach der am 24. August vom Maire erhaltenen Benachrichtigung nach Hause zurückgekehrt, wo er mit der Besson zu Mittag speisete. Diese bemerkte seine Unruhe, und fragte ihn um die Ursach derselben. Statt aller Antwort befahl er ihr mit Härte, leiser zu sprechen, weshalb sie in Thränen ausbrach. Er unterrichtete sie nun von seiner Unterhaltung mit dem Maire, und man kam überein, daß sie an demselben Tage, um 10 Uhr Abends, das Pfarrhaus verlassen solle, um sich nach Beaune und von da nach Chalons an der Saône zu begeben. Mit Anbruch der Nacht speiseten beide in einem Hinterzimmer, wo die Besson gewöhnlich sich aufgehalten. Sie setzte sich auf ihr Bett, bestehend aus einer auf vier Stühlen gelegten Thür, die man mit einer Matratze bedeckt. Er nahm neben

ihr Platz, und bei einer etwas raschen Bewegung brach die Thür. Es schlug 10 Uhr, und der Augenblick zum Aufbruch war erschienen. Die Haushälterin, welche von diesem Vorhaben nicht unterrichtet worden, war bereits schlafen gegangen. Delacollonge und die Besson unterhielten sich von ihrem Kummer. „Am glücklichsten würden wir sein," sagte er, „wären wir tod." Er glaubt, sie entgegnete darauf: Ja, wenn wir mit einander sterben könnten. — Darauf rief er: „Willst Du, daß ich versuche, ob es Dir wehe thut, wenn ich Dir die Gurgel zuschnüre?" Und ohne ihre Antwort abzuwarten, umspannte er ihren Hals mit beiden Händen. Ein Drang, den er nicht erklären zu können vorgab, vermochte ihn, sie stärker zu drücken, als er beabsichtigt. Sie erhob beide Aerme, zum Zeichen des Schmerzes und bewegte sie. Sogleich lies er los, wonach sie rücklings zu Boden sank. Er hob sie auf, und setzte sie auf einen Stuhl. Aber sie gab nur noch einige schwache Lebenszeichen, die er benutzte, um ihr die Absolution zu ertheilen. Sie hauchte bald nachher ihren Geist aus, und er überzeugte sich von ihrem Tode, indem er einige Tropfen von einem brennenden Wachslichte ihr aufs Gesicht fallen lies. Sogleich, und bevor des Leichnams Glieder kalt und steif geworden, entkleidete er ihn, und steckte ihn in eine Kiste, nachdem er alle darin befindlichen Kleider herausgenommen. Um 11 Uhr verlies er sein Zimmer, begab sich in die Kammer, wo seine Haushälterin schlief, und befahl ihr, die Thür hinter ihm zu verschließen. Er entfernte sich wirklich, um ihr die Meinung zu geben, als begleite er die Besson.

Nach langem Umherirren in der Dunkelheit, und nach einem Aufenthalt von fast zwei Stunden in der Vorhalle der Kirche, um seine Köchin vermuthen zu lassen, er sei in Beaune gewesen, kehrte er nach Hause zurück. Er benutzte den Ueberrest der Nacht, um einen Brief zu schreiben, den er um 6 Uhr Morgens seiner Haushälterin zustellte, mit dem Befehl, ihn zur Post nach Beaune zu tragen. Er ertheilte ihr überdem noch mehrere Aufträge, um durch derselben Ausrichtung ihre Abwesenheit zu verlängern.

Jetzt allein mit dem unbelebten Körper seines Opfers, bemühete er sich, ihn zu zerstückeln, um mit desto größerer Leichtigkeit ihn bei Seite zu schaffen. Der Leichnam wurde aus der Kiste gezogen, die fleischigen Theile wurden mit einem frisch geschliffenen Küchenmesser abgeschnitten, die Glieder-Knochen solchergestalt entblößt, auf einen Klotz gelegt, und mit einem Hackemesser durchhauen, wonach alle die einzelnen Stücken wieder in denselben Kasten verborgen wurden, wo sich kurz vorher der ganze Körper befunden.

Die erste Sezirung war jedoch für den Kannibalen noch nicht genügend. Er schnitt den Kopf ab, und öffnete den Rumpf, um die innern Theile herauszunehmen. Bei dieser Verrichtung spritzte ihm eine Menge schwarzes Blut aufs Gesicht, und er glaubte ausserhalb eine Stimme zu hören, welche sagte: „O der Elende; er hat seine Haushälterin umgebracht.“ Bestürzt bückte er sich über den vor ihm ligenden unförmlichen Fleisch- und Knochen-Haufen, wie um ihn mit seinem Körper zu bedecken. In dieser Stellung lauschte er, ohne es zu wagen, die

Augen zu wenden gegen das Fenster, das gegen einen kleinen Garten ging, der von dem nahen Weinberg nur durch eine Hecke geschieden war. Da jedoch einige Minuten lang alles ruhig blieb, faßte er aufs neu Muth, und setzte seine schreckliche Arbeit fort. Er riß dem Leichnam Eingeweide und Blutgefäße aus, und verfuhr damit, wie bereits gesagt. Sodann holte er einen Sack, worin die Besson ihre schmutzige Wäsche zu stecken pflegte, und füllte ihn an mit den einzelnen Gliedern, wonach er ihn im Keller hinter leere Weinfässer verbarg. Er nahm sogleich hinlänglich Wein mit, um seine Köchin zu verhindern, sich in den Keller zu begeben.

Des Zimmers Fußboden war mit Blut besudelt. Er wusch ihn ab, mit einigen Hemden und andern weiblichen Kleidungsstücken, die er gleich darauf verbrannte. Er übergab den Flammen ebenfalls das Hemde, womit er selbst bekleidet gewesen.

Als gegen Mittag seine Haushälterin von Beaune zurückkehrte, war alles wieder in gewohnter Ordnung. Sie fand ihren Herrn ruhig vor seinem Schreibtisch sitzend.

Mit Anbruch der Nacht holte er den Sack aus dem Keller, und trug ihn in den Garten. Unter dem Vorwande, 200 Fr. (93 fl. 20 kr.) zu borgen, um sie der Besson zu schicken, ging er gegen 10 Uhr aus, mit dem Sack auf dem Rücken, worin die verstümmelten Ueberreste der von ihm verführten, lange Jahre geliebten und endlich feigerweise ermordeten Person, die er wie ein wildes Thier zerrissen, sich befanden.

Er schritt auf Gerathewohl in die Dunkelheit

einer schweigenden Nacht hinaus. Ein ihm im Wege liegender Stein veranlaßte einen Fehltritt. Er fiel; der Sack zerriß und einige darin befindliche Stücke gingen verloren. Er suchte sie auf, und da er unter solchen Umständen nicht mehr hoffen durfte (wie er ursprünglich beabsichtigte) die Ueberreste weit fortzutragen und zu verscharren, warf er sie in eine nahe Lache, in die er bis zum Knie watete, um ihrer Mitte näher zu kommen.

Seine Abwesenheit hatte kaum ½ Stunde gedauert. Er sagte zu seiner Haushälterin, der Regen habe ihn verhindert, seine Reise fortzusetzen. Am nächsten Morgen ging er nach einem benachbarten Dorfe, um dort Messe zu lesen. Sein Weg führte ihn an der Lache vorüber, deren Oberfläche er mit Angst betrachtete. Er wurde ruhiger, als er darauf nichts bemerkte. Sechs Tage nachher erhob sich jedoch der Sack, mit den darin befindlichen Körpertheilen. Darüber erschreckt legte Delacollonge seine weltlichen Kleider an, steckte die ihm noch übrig gebliebenen 40 Fr. (18 fl. 40 kr.) zu sich, nebst drei Ringen und der Uhr der Besson und einigen silbernen Löffeln. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Lyon begab er sich zu einer öffentlichen Dirne, Adelheid genannt, die er seit längerer Zeit kannte. Er blieb bei ihr über Nacht, und gab ihr am andern Morgen den Auftrag, die Löffel, die Ringe und die Uhr zu versetzen, während er selbst sich zu einem Geistlichen begab, um Messen für die Seelenruhe der verstorbenen Besson zu bestellen.

So erzählte Delacollonge selbst den Tod der Unglücklichen, die Zerstückelung ihres Leichnams, und

alle auf dieses tragische Ereigniß sich beziehenden Umstände. Es ist ohne Zweifel viel Wahres in seinen Angaben, besonders in denen, welche die Folgen des Ablebens der Besson betreffen. Wahrscheinlich hat er vorausgesetzt, daß wenn er mit anscheinender Freimüthigkeit über gewisse entsetzliche Einzelnheiten sich ausspreche, man ihm auch in allem übrigen Glauben schenken werde. Augenscheinlich aber sind seine Angaben unwahr hinsichts der Veranlassung und der Beweggründe des Todes der Besson, dessen Urheber zu sein er nicht läugnet, obgleich er hinzufügt, es sei keineswegs seine Absicht gewesen, wirklich sie zu tödten. Die Unwahrscheinlichkeit seiner Schilderung in diesem Punkte würde allein hinlänglich sein, Mißtrauen im Ganzen zu erregen, wenn auch nicht Alles, was diesem Ereignisse vorangegangen, und was darauf gefolgt ist, überzeugende Beweise einer absichtlich verübten Mordthat über ihn aufhäufte.

Der Tod der Besson und die Zerstückelung ihres Leichnams waren materielle Thatsachen, die sich nicht ableugnen ließen. Er hatte davon Rechnung abzulegen, und zu erklären, warum und wie in seiner Wohnung dies fremde Frauenzimmer umgekommen, das er bald für seine Base, bald für seine Schwester ausgegeben, und warum er dessen Leichnam in Stücke geschnitten. Man begreift, daß er während seiner Flucht sich bemühet, eine Fabel zu ersinnen, die, ohne auffallend gegen unabläugbare Thatsachen zu verstoßen, die Schuld eines verübten Mordes von ihm abwenden konnte.

Johann Baptist Delacollonge war demzufolge angeklagt: 1. In der Nacht vom 24. zum 25. August

1835 einen Todschlag verübt zu haben an der Person der F. Besson, Modehändlerin von Lyon; 2. Im Laufe der Monate Februar, März und April 1835 die Kirchenkasse der Pfarrei Sainte-Marie-la-Blanche erbrochen und bestohlen zu haben. Sein Prozeß wurde in den ersten Tagen des Monats März d. J. vor den Assisen zu Dijon verhandelt. Theilen wir nur einige seiner hervorstechendsten Züge mit, nicht um das Entsetzen, welches die Anklagsakte bei unsern Lesern erweckt haben mag, noch zu erhöhen, sondern nur, um eine Sache und das Individuum, welches darin die Hauptrolle spielt, durch sich selbst zu karakterisiren.

Man weiß, daß Delacollonge bald nach Verübung seiner gräßlichen That sich nach Lyon begeben, wo er Zerstreuung bei einer feilen Dirne gesucht, die für ihn eine alte Bekannte war. In der Audienz am 3. März trat dies Frauenzimmer als Zeugin auf. Sie erklärte, daß vor achtehalb Jahren, als der Angeklagte Vikar bei der Peters-Kirche in Lyon war, er ihr mehrmals „kleine Dienste“ geleistet. In der letzten Zeit habe er sie nur selten besucht, und als er im September v. J. zu ihr kam, war es nur, um sie zu bitten, einen Finger- und zwei Ohrringe, nebst zwei Silber-Bestecken zu verkaufen, was sie auch that, wenn schon nicht gern. Tags darauf lud sie ihn zum Mittagessen ein, was er ohne Umstände annahm. Er war bei Tische heiter, gesprächig und scherzhaft, wie gewöhnlich. Sie fügte hinzu, daß Delacollonge eines Abends, beim Hinausgehen aus dem Schauspielhause, sie angeredet, ihr seinen Arm

angeboten, und seitdem wöchentlich zweimal zu ihr gekommen sei....

In derselben Audienz, auf die Erklärung des Dr. Rateleau, daß 24 Stunden nach der Erstickung das Blut der Hauptader allein noch fließen könne, erhob sich der Angeklagte mit den Worten:

„Erlauben Sie, ich habe nicht mit dem Messer den Kopf abgeschnitten. Ich habe vielmehr den Kopf des Leichnams auf den Küchenklotz gelegt, mit der Linken ihn gehalten, und mit der Rechten ihm zwei Hiebe mit einem Hackemesser in den Hals versetzt. Diese beiden Hiebe waren jedoch nicht hinlänglich. Ich habe sie also wiederholt, bis der Kopf sich abgelöset und mir, an den Haaren hängend, in der Hand geblieben."

Diese mit der größten Kaltblütigkeit und Ruhe abgelegte Erklärung erregt ein allgemeines Grausen unter den zahlreichen Anwesenden. Auf des General-Advokaten Frage: ob er die Zergliederung des Körpers am Kopfe begonnen? entgegnete er:

„Ohne Zweifel. Ich habe sodann die Aerme abgeschnitten, hiernach die Beine. Ganz zuletzt habe ich die Blutgefäße und die Eingeweide herausgerissen".....

Den Geschwornen wurde nachstehende Frage vorgelegt:

Erste Frage. Ist Delacollonge schuldig, einen freiwilligen Todschlag verübt zu haben an der Person der Fanny Besson?

Zweite Frage. Hatte er die Absicht, diese Person zu tödten?

Dritte Frage. Ist er schuldig, eine Geldsumme zum Nachtheil der Kirche zu Sainte-Marie-la-Blanche entwendet zu haben?

Vierte Frage. Ist dieser Diebstahl vermittelst Einbruch verübt worden?

Des Angeklagten Advokat verlangte, man solle noch eine Frage beifügen, die, seines Erachtens, aus der Verhandlung des Prozesses sich ergebe, und die er folgendergestalt formulierte: Ist der Tod der Fanny Besson das unwillkürliche Ergebniß der That Delacollonges? Aber das Gericht weigerte sich, eine solche Frage aufzustellen. An die Geschwornen sich wendend, sagte der Präsident Simerey: „Sie werden nicht besorgen, eine von ihnen ausgesprochene Verurtheilung könne auf die ehrwürdige Geistlichkeit zurückwirken, deren Tugenden und Beispiel unsere Achtung und Bewunderung verdienen. Nicht in der Strafe ist die Schande, sondern im Verbrechen. Eine Freisprechung nach diesen feierlichen Verhandlungen, würde heißen, jenes ungestraft lassen. Die unüberlegten Rügen, von denen ihre Erklärung getroffen werden könnte vor denjenigen, welche von den Umständen keine genaue Idee haben, müssen gänzlich unbeachtet bleiben. Alle Vorurtheile müssen hier enden, und den Verhandlungen allein müssen sie die Beweggründe ihrer Ueberzeugung entnehmen.“

Nach sechsstündiger Berathung ertheilen die Geschwornen nachstehende Antwort auf die ihnen vorgelegten Fragen:

Auf die erste: Ja, Delacollonge ist eines freiwillig verübten Todschlages schuldig.

Auf die zweite (die Vorabsicht betreffend): Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig.

Auf die dritte, hinsichts des mit Einbruch begleiteten Diebstahls: Ja, der Angeklagte ist schuldig, doch können mildernde Umstände auf den letzten Punkt anwendbar gemacht werden.

Als Delacollonge das entscheidende „Ja" aussprechen hörte, stürzte er auf seine Bank zurück. Er bedeckte sich das Gesicht mit seinem Schnupftuch und schien bald alle Besinnung zu verlieren. Den Worten des Gesetzes gemäß verurtheilte ihn das Gericht zu lebenslänglicher Zwangs-Arbeit und zu öffentlicher Ausstellung.

Das souveräne, unanfühlbare Zahnpulver.

Wunder-Doktor, Taschenspieler, Zahnarzt des Großmoguls, mit den ehrenvollsten Zeugnissen aller Monarchen Europa's und Asiens versehen, Erfinder des Erdöls, Einbringer des persischen Pulvers, Verbreiter des Bohnen-Mehlstoffes, anwendbar gemacht auf die unmittelbare Vertreibung des Bandwurmes, nimmt Babolein Combes Platz auf der Angeklagten-Bank des Zuchtpolizei-Gerichts zu Paris. Er ist beschuldigt der Ausübung der Arzneikunde sonder Diplom, wie der Vertheilung von Arznei-Mitteln ohne Bewilligung oder Kaution.

Combes reibt sich die Hände, streicht seinen dicken Schnurbart in die Höhe, drapirt mit Gefallsucht seinen polnischen Rock, wovon der letzte Knopf abgesprungen, spreizt die Beine, stellt sich in Positur, und ruft, nach Anhörung der von dem königlichen Advokaten auseinandergesetzten Umstände, mit einem

verächtlichen Lächeln: „Irthum, meine Herren Richter, reiner Irthum. Ich habe keinen der Titel usurpirt, die man mir zum Vorwurf macht. Haben Sie die Güte mich zu hören. Ich habe die höchsten Berge des Erdballs bereiset, und daselbst entdeckt.....

Präsident. Habt Ihr Euch den Titel Wund- und Zahnarzt beigelegt?

Angeklagter. Ich habe die Ehre, mit den Zähnen der Gesellschaft mich zu beschäftigen; ich leugne das nicht. Als erster Adjunkt und Beistand habe ich lange einen der berühmtesten Zahnärzte begleitet auf seinen Reisen zum Wohle der schwachen Menschheit. Jetzt aber, bescheidener und auf eine beschränktere Sphäre beschränkt, beschränke ich mich darauf, auf den bloßen Verkauf des wirklichen und wahren berühmten persischen Pulvers mich zu beschränken, mit Vergunst und Erlaubniß des hochgeachteten Herrn Staatsraths und Polizei-Präfekten, des zahnreinigenden, erhaltenden und verschönernden Pulvers, des unberührbaren Pulvers, vor dem Gebrauch weiß wie Alpenschnee, während der Operation roth, gleich den Blättern des bengalischen Rosenbaumes, angenehm und wohlriechend nach dem Gebrauch.

Der königliche Advokat. Das Euch betreffende Protokoll besagt, daß Ihr Euch in der Richelieu-Straße mit einem Frauenzimmer niedergelassen, Euch als Zahnarzt angekündigt und Eure Waare mit vollklingenden Worten und prahlerischen Zeugnissen angekündigt.

Combes. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, und ich wiederhole es aufs feierlichste: mein

Beruf ist, über die Sicherheit der Zähne zu wachen. Aber wo ist der Polizei-Diener, der mit gutem Gewissen sagen könnte, daß er mich einen Schneide- oder Backenzahn hat ausreissen sehen?

Ein Advokat erhebt sich freiwillig zu des Angeklagten Vertheidigung. Er macht bemerkbar, daß es in der Sache nicht um den Verkauf medizinischer Apotheker-Waare zu thun ist, sondern um den eines sogenannten Schönheits-Mittels, das von allen Wohlgeruchs-Händlern feilgeboten wird.

Combes. Sie haben vollkommen Recht, Herr Rechtsgelehrter, wenn schon ich der alleinige, unübertreffliche Erfinder des unberührbaren persischen Pulvers zu sein die Ehre habe.

Das Gericht spricht den Marktschreier von der gegen ihn anhängig gemachten Anklage frei. Seine erste Bewegung ist, sich zu entfernen. Erst auf der Straße erinnert er sich, daß er bei seinem Vertheidiger sich nicht bedankt. Sogleich kehrt er wieder um, dringt in den Saal, macht vor dem Advokaten drei tiefe Verbeugungen, und sagt zu ihm mit halblauter Stimme: „Ich habe gerade kein Päckchen von meinen unübertrefflichen Pulver bei mir, um es ihnen als einen Beweis meiner Huldigung und Dankbarkeit anzubieten. Aber wenn sie je einmal einen bösen Zahn haben, dessen sie ohne Schmerz und (mit einem satyrischen Lächen) ohne Diplom entledigt zu sein wünschen, stehe ich unmaßgeblich zu ihrem Befehl.“

Lobgedicht auf Fieschi und seine That.

Die Schauspielerei des französischen Lebens, selbst in den ernsthaftesten Sachen, verfolgt unausgesetzt

ihren Weg. Seit man einmal dem Dichter Barthelemy erlaubt, vor Gericht in Versen sich zu vertheidigen, verlangt jeder Reimschmied, der, um seinen Namen bekannt zu machen, irgend einen literarischen oder politischen Skandal angestellt, und deshalb vor Gericht erscheint, ebenfalls in Versen seine Vertheidigung vorzutragen. Eines dieser Individuen, früher schon als Landstreicher verurtheilt, verfertigte ein Lobgedicht auf den verruchten Mörder Fieschi und auf die von ihm begangene That, worin man eine Beleidigung gegen des Königs Person erkennen wollte. Man bemerkt in diesem elenden Machwerk unter andern folgende Zeilen:

Fieschi, que leur mépris ne te soit pas amer,
L'œuvre peut quelquefois sanctifier le fer....
Flétrissure et mépris à qui maudit son nom;
Il n'appartient qu'aux cœurs lâches, pusillanimes,
Envieux et mauvais, de juger les grands crimes.
S'il avait réussi, digne du Panthéon,
Ce même homme, aujourd'hui, que l'échafaud réclame,
Honoré de la foule, eut ri du mot pardon.
Il échoua, pourquoi le ferait-on infâme?
Quel est donc après tout cet horrible forfait?
Un grand roi sous ses coups eut-il perdu la vie?
Et changeait-il en deuil les vœux de la patrie?
Loin de la! Tout un peuple avec lui conjurait,
Et ce jour devenait un jour de délivrance.
Un lâche usurpateur qui maîtrise la France
Recevait par ses mains le pris qu'il méritait....
Renverser un pouvoir qui n'est pas légitime,

Immoler un tyran, n'est pas toujours un crime,
Sans doute le succès l'aurait prouvé....

In wörtlicher Ueberſetzung:

Fieschi, ihre Verachtung bedrücke dich nicht; das Werk kann manchmal das Eiſen rechtfertigen ..... Schimpf und Verachtung dem, der ſeinen Namen verwünſcht. Nur feigen, knäbiſchen, neidiſchen und ſchlechten Herzen ſteht es zu, große Verbrechen zu beurtheilen. Wäre ſein Unternehmen gelungen würde derſelbe Menſch, den jetzt das Blutgerüſt fordert, würdig des Pantheons, von der Menge geehrt, das Wort Verzeihung verlacht haben. Es ſchlug ihm fehl, warum nun wollte man aus ihm einen Verruchten machen? Welches iſt denn nach allem dieſe entſetzliche Frevelthat? Hätte ein großer König unter ſeinen Streichen das Leben verloren? Verwandelte er in Trauer des Vaterlandes Wünſche? Weit entfernt. Ein ganzes Volk war mit ihm verſchworen, und jener Tag wurde ein Tag der Befreiung. Ein feiger Uſurpator, der Frankreich bändigt, erhielt von ſeinen Händen den wohlverdienten Lohn... Eine Gewalt zu ſtürzen, die nicht rechtmäßig iſt, einen Tirann zu tödten, iſt nicht immer ein Verbrechen; die Folge würde es ohne Zweifel bewieſen haben.

Dies Machwerk, von Anfang bis zu Ende von ſo empörenden Geſinnungen zeugend, wie die vorangedeuteten, beſteht aus 72 Verſen, und bildet ein Akroſtichon, deſſen Schlüſſel die beiden erſten ſind. Sein Verfaſſer, ein kaum einundzwanzigjähriger Jüngling, Sohn eines der ausgezeichnetſten dramatiſchen Schriftſteller Frankreichs, den die Tribunal-Zeitung, aus Achtung für ſeinen Vater, unter dem

pseudonymen Namen Ludwig Sergi bezeichnet, ist von kleiner, weibischer Gestalt, unsicherem Blick und wenig angenehmem Aeussern. Er ist äusserst nachläßig gekleidet, und trägt die Spuren verderblicher Laster in allen seinen Zügen. Er erkennt sich als Verfasser des Lobgedichtes zu Ehren Fieschis und seiner blutigen That, und gesteht ein, daß er es an ein Haus auf dem Quai Napoleon geklebt, wo er von Polizei-Dienern auf der That ertappt worden. Seiner Behauptung zufolge habe er des bezüglichen Vergehens, der Veröffentlichung seines Schandgedichts, nur deshalb sich schuldig gemacht, weil er, von seinem Vater verstoßen, ohne Existenz-Mittel sei, und auf zwei Jahre einen Zufluchtsort in einem Gefangenhause sich habe verschaffen wollen, um ein Handwerk zu lernen, und durch dasselbe in Zukunft sein Brot sich zu verdienen. In seinem ersten Verhör hatte er gestanden, daß er selbst sein Lobgedicht angeklebt, vor Gericht leugnete er das. Auf die an ihn gerichtete Frage: ob er nicht früher bei der Polizei angestellt gewesen? entgegnete er: „Ja; doch wohl zu unterscheiden beim öffentlichen Gesundheitsfache. Die Herren Geschworenen könnten mich sonst für einen Spion halten.“ Der Präsident liest einen von dem Polizei-Präfekten an den General-Prokurator gerichteten Brief vor, worin über den Angeklagten, über seine Sittlichkeit und seine Gewohnheiten ein sehr ungünstiges Urtheil ausgesprochen wird.

Sergy, mit zornigem Ton. Dieser Brief ist verläumderisch. Ich bin wegen Landstreicherei zu zweimonatlicher Haft und fünfjähriger Bewachung der Staatspolizei verurtheilt worden. Bei meinem

Appel an den königlichen Gerichtshof schrieb Herr Gisquet diesen Brief. Er wollte meine Verurtheilung. Demungeachtet bin ich freigesprochen worden. Unmittelbar darauf schrieb ich an Hrn. Gisquet, daß ich die erste Person sein werde, auf deren Bewegung er sich gefaßt zu machen habe, wenn er nicht mehr sein Amt bekleide, und daß ich, wie Maubreuil, ihm eine Tracht Schläge verabreichen werde, was er um so mehr verdiene, da er aus seinem Hotel ein Trischäkspielhaus gemacht.

Präsident. Der Hr. Polizei-Präfekt hat sie verläumdet, sagen sie. Eine Magistrats-Person verläumdet nicht, wenn sie der Gerechtigkeit die erforderliche Aufklärung ertheilt. Sie sind Verfasser des inkriminirten Werkes. Was hat Sie veranlaßt, dasselbe zu schreiben?

Sergy. Wir waren unserer mehrere Freunde beisammen. Man verlangte Verse von mir, über die That vom 28. Juli. „Sehr gerne, antwortete ich, wenn Ludwig Philipp getödtet worden. Das wäre bewunderungswürdig gewesen. Aber wenn ich in philippistischem Sinne schreibe, wer wird mich lesen? Man wird mich für einen Spion halten.“ Ich dichtete das in Rede stehende Akrostichon. Ein Freund verlangte davon eine Abschrift. Ich gab sie ihm ohne irgend einen Nebengedanken. Ich bildete mir ein, meine Verse würden zu demselben Gebrauche dienen, für welchen Gros-René, von Molière, die Briefe Marinettas bestimmte. Einige Augenblicke nachher sah ich, wie er sie anklebte, und beeilte mich sie selbst wieder abzureissen.

Präs. Wie heißt der Freund, von dem Sie sprechen?

Sergy. Sie achten mich noch genug, obgleich ich bei der Polizei angestellt gewesen, um mich nicht für einen Angeber zu halten. Ich habe das Vergehen begangen, ich werde im Nothfall auch seine Strafe zu ertragen wissen.

Man vernimmt das Zeugniß der Stadt-Polizei-Beamten, die den Angeklagten verhaftet. Er hat sie selbst herbeigerufen, und bescheinigen lassen, daß zwei Vorübergehende seine Verse gelesen. Dabei sagte er: Ich werde für zwei Jahre Gefängnißstrafe bekommen. Desto besser, weil ich alsdann ein Handwerk lernen kann. — Sergy leugnete eben so wohl den Umstand, als die Rede. Brissot-Thivars, Chef des Verwaltungszweiges des öffentlichen Gesundheitsfaches äusserte sich über des Angeklagten Sittlichkeit, dessen Verabschiedung, in Folge seiner Nachläßigkeit und seiner unmäßigen Lebensweise er zu verlangen genöthigt gewesen. Sergy verlangte sich selbst zu vertheidigen und begann mit den Worten:

Amené sur le banc qu'occupa Lacenaire,
Il me faut m'estimer heureux dans ma misère*)...

Präsident, unterbrechend: Sie wollen sich in Versen vertheidigen; das Gericht kann sie nicht hören. Die poetische, dem Theater vorbehaltene Sprache, kann schicklicherweise nicht im Heiligthum der Gerechtigkeit gebraucht werden. Sie entspricht übel dem Ausdruck der Wahrheit. Wir sind bereit in

*) Gebracht auf die von Lacenaire eingenommene Bank, muß ich mich glücklich schätzen in meinem Elende....

aller möglichen Ausdehnung ihre Vertheidigung in Prosa zu hören. Aber falls Sie nicht eine förmliche Beschlußnahme verlangen, kann ich Sie nicht ermächtigen, in Versen fortzufahren.

Nach kurzer Rücksprache mit dem Angeklagten, forderte dessen Advokat Baud eine förmliche Beschlußnahme, damit sein Klient seine Vertheidigung auf jede ihm zweckmäßig scheinende Weise vortragen könne. Nach einiger Berathung entsprach das Gericht seinem Verlangen, und Sergy erhielt die Bewilligung, in mehr oder weniger wohlklingenden Reimen sich zu vertheidigen.

Auf die ihnen vorgelegten Fragen antworteten die Geschworenen bejahend, hinsichts der Lobpreisung des Angriffs gegen des Königs Person und der Beleidigung derselben. Der Angeklagte wurde demzufolge zu einjähriger Haft und 500 Fr. (233 fl. 20 kr.) Strafe verurtheilt.

Die Hallen-Dame.

Madame Capot ist eine der robustesten Schönheiten, die je nach der Jahreszeit ihren kleinen Kram auf einen mitten an den Leib befestigten Korb in den Hallen promenirt. Madam Capot kann mit Recht für eine der gutmüthigsten Frauen gelten, so lang sie nicht gereizt oder entrüstet ist, was jedoch leider nur zu oft geschieht. In diesem letzten Falle ist sie selten Gebieterin ihrer Zunge und ihrer Hand. Sie ist alsdann eben so freigebig mit Schimpfnamen, als mit Ohrfeigen; Lebhaftigkeit, die sie schon mehr als einmal vor Gericht geführt.

Sie erschien neuerdings abermals an den zucht-

polizeilichen Schranken, und zwar im vollkommensten Staat: ein rothes Seidentuch um den Kopf geschlungen, mit zwei zur Rechten und Linken sich schlängelnden Locken, einer goldenen Kette um den Hals, einem kurzen Rock, blauen Strümpfen und großen Schnürschuhen. Ihr Anzug war also durchaus klassisch.

Madam Capot war beschuldigt, eine Käuferin geprügelt zu haben, die sich erfrecht, um ihre Nüsse zu markten. Zum Polizei-Kommissär der Halle geführt, war es ihr gelungen zu entrinnen, und den ersten Nachforschungen sich zu entziehen. Ihre Lage ist jetzt viel besser, weil die Klägerin nicht erscheint. Sie trägt ihre Vertheidigung folgendergestalt vor:

„Ich will Ihnen die Sache sagen, wie sie ist, einfach wie guten Tag, guter Weg. Sie wissen, daß mein seliger Mann (Gott möge ihn bei sich behalten) in einer Bouteille (Bataille) geblieben ist bei Osterlick (Austerlitz) oder Ehlo (Eylau). Genug, das war mein Urin (Ruin). Ich hatte bis dahin mit Ehren gedient, wenn Sie's erlauben, als Marketenterin, und mußte nun meinen Abschied nehmen. Also saß ich da, und wußte nicht, was ich anfangen sollte.

Präsident. Das Alles gehört nicht zur Sache. Faßt Euch ein wenig kürzer.

Madam Capot. So kurz als Sie wollen. Was ich gesagt, war nur zu Ihrem Agrement, und um Ihnen zu zeigen, daß ich auch weiß, was Lebensart ist.

Präsident. Ueberhebt uns dessen und kommt zur Sache.

Madam Capot. Also es war eine Bourgeoise, Hr. Präsident, langweilig, o langweilig, wie es auf Erden keine mehr gibt. Also marktet sie um Nüsse. Die Nuß ist, wie Sie wissen, ausser Preis; es ist Feuer und Wasser dahinter. Also ist sie unverschämt genug, obgleich sie das recht gut weiß, mir einen Sous zu bieten für ein Viertel-Mäßchen. Ich sage also, daß ich sie lieber behalten will. Darauf sagt sie, daß sie wenigstens das Recht haben muß, auszusuchen. Ich widersetze mich dem, weil die große die kleine aufwiegen muß. Darauf wirft sie mir alle Nüsse ins Gesicht. Dam, die Levkoie war nun gleich bei der Hand (sie macht das Zeichen einer gegebenen Maulschelle), und noch dazu mit fünf Blättern. Hatte ich Recht oder Unrecht? Hm, man soll sich nicht das Ansehen geben, eine Welthändlerin zu verachten.... Ich bin etwas lebhaft, mein lieber Präsident, und kann es nicht verdauen, wenn man mich ostiniert. Ich habe ein wenig Galle, so wahr ich Fanchette heiße. Aber warum hat auch die Bourgoiese mich astikotiert.

Das Gericht verurtheilte sie zu 5 Fr. (2 fl. 20 kr.) Strafe. Sie legte die flache Hand an ihr rothseidenes Tuch und sagte: Merci.

Entstehung, Ausbildung und Eigenthümlichkeiten der Etiquette.

Was man in der Hofsprache „Etiquette“ nennt, bestimmt die Beziehungen des Monarchen, mit den seiner Person sich nähernden, schreibt gewisse Worte, gewisse Formen vor, und gebietet so zu sagen unumschränkt über alles, was man bei Hofe zu thun oder zu lassen hat. Etiquette ist in fürstlichen und königlichen Palästen, was „Lebensart“ in der übrigen gebildeten Welt ist; mit dem Unterschiede, daß die Welt bei einigen Individuen den Verstos (sei es aus Unwissenheit oder Nichtachtung) gegen mehrere ihrer Gebräuche duldet, während bei Hofe der Fürst selbst der Etiquette sich unterziehen muß. Die Gebräuche der gebildeten Welt mildern sich mit den Fortschritten der Gesittung und Zeit, und zwar oft ziemlich schnell; die Etiquette bewahrt immer ihre ursprüngliche Integrität.

Man hat lange geglaubt, strenge Beobachtung der Etiquette trage bei zu der Thronen Unverletzlichkeit und Dauer. Solche Voraussetzung kann nicht ganz ungegründet sein in einem Lande, wo eine mächtige Aristokratie den Monarchen umringt, und wo zwischen ihm und ihr eine Scheidewand ehrerbietiger Gewohnheiten bestehen muß, die in den Augen des großen Haufens ohne besondere Bedeutung, manchmal sogar lächerlich scheint, die ein Höfling jedoch nie überschreiten darf. Bei alledem bemerkt man nicht, daß die Etiquette der Höfe in Persien und zu Konstantinopel, während der Dauer des oströmischen Reiches,

Absetzung oder Ermordung mehrerer Souveräne verhindert, obschon man daraus ein unerbittliches Gesetz gemacht, und mit der größten Strenge sie beobachtete.

Das Verlangen, Stolz und Eitelkeit zu befriedigen, ist nicht der alleinige Urheber der Etiquette gewesen. Sie dient auch dazu, die Ordnung zu erhalten im Palaste, den Rang zu bestimmen, den jeder einzunehmen hat, die Dienst-Verrichtungen regelmäßig zu machen, alle Streitigkeiten und Erörterungen zu vermeiden, die Kenntniß der Unzulänglichkeit, der Schwachheiten und Mängel des Fürsten denjenigen zu verbergen, die ihn häufig in der Nähe sehen, weil sein Benehmen in einer Menge vorausgesehener Fälle mit ängstlicher Sorgfalt vorgeschrieben ist. Anderseits hilft sie die Hofleute ihre Langeweile wie ihre Ungeduld verbergen, indem sie den ersten Bewegungen der Natur einen Zügel anlegt, und inner bestimmten Schranken eben so wohl den Souverän erhält, als seine Unterthanen, weil sie gleichermaßen den einen wie die andern betrifft.

Welches auch die von einer Nation angenommene Regierungsform sei, wird immer eine Etiquette bestehen zwischen denen, welche die Macht in Ausübung bringen, und denen, welche sich ihr unterwerfen. Sie wird immer, mehr oder minder vernunftgemäß vorgeschrieben, eine Bedingung der öffentlichen Ordnung sein. Die Mannszucht in einem Regimente, hinsichts der Achtung der Untergebenen für ihre Vorgesetzten, ist nichts anderes, als eine unumgängliche Etiquette.

Diese letzte ist verschieden je nach den Ländern.

Die, welche am französischen Hofe bis zum Ausbruch der großen Staatsumwälzungen im J. 1789, beobachtet wurde, bestand mehr noch aus Uebertragungen, als aus geschriebenen Vorausbestimmungen. War es um eine Vermählung, einen Todesfall, den Empfang einer großen Staatsbehörde, oder eines fremden Gesandten zu thun, bot, mit einem Worte, irgend ein unvorhergesehener Umstand sich dar, so erholte man sich Raths bei den Aeltesten des Hofes, und sie entschieden nach den von ihren Vätern ihnen gemachten Mittheilungen, oder nach irgend einer Uebertragung, die unverfälscht von Geschlecht zu Geschlecht gelangte. Es war darin etwas, das man beinahe Achtung für altherkömmliche Sitte, oder Ehrfurcht für die Vorfahren hätte nennen können.

Das bei Krönungs-Festen, Ritter-Schlagungen, verschiedenen Staatskörpern ertheilte Audienzen beobachtete Zeremonial, gehört mit zur Etiquette. Diese bestimmte den Platz, den jeder einzunehmen hatte; sie verordnete sogar Weite und Schnitt der Mäntel. Das war freilich ein allgemeiner Zwang, durch den jedoch jede Verwirrung bei großen Versammlungen vermieden wurde, und es war weniger demüthigend, in Folge eines angenommenen Gebrauches im letzten Rang sich zu befinden, als in denselben durch Schätzung seines persönlichen Verdienstes verwiesen zu werden.

Vom Augenblicke seines Erwachens konnte der König von Frankreich nur nach den Regeln der Etiquette handeln. Je nach ihrem Range hatten die Almosenpfleger ihm Weihwasser, Gebetbücher, ꝛc. darzureichen, wie die Prinzen, die großen Würden-

träger und die diensthuenden Hofleute sein Hemd und seine übrigen Kleidungsstücke. In der Kapelle, im Gesellschafts-Kreise, beim Spiel, im Theater, bei Ball und Jagd, wie im Ministerrath, war alles nach den Regeln der Etiquette bestimmt. Als Ludwig XIV vorschrieb, daß sein Depeschenrath stehend gehalten werden solle, entstanden über diese Neuerung eine sehr weitschweifige Erörterung.

Es gehörte eine große Gewohnheit dazu, um nichts zu vergessen von dem, was sich auf die Etiquette, hinsichts der Mahlzeiten, bezog. Denn die Aufstellung der Nef (des schifförmigen Gefäßes zum Aufbewahren des königlichen Tafelzeuges), des Besteck-Futterals, des Weinversuchens, des Serviette-Gebens, des Waschbecken-Darreichens, ꝛc.; das alles konnte nur mit Beobachtung vieler vorgeschriebenen Förmlichkeiten vollzogen werden. Je nach den Orten, wo der König sich befand, konnten verschiedene Beamten seines Hauses Anspruch auf die Ehre machen, ihn zu bedienen. Heftige Zwistigkeiten entstanden oft bei solcher Gelegenheit. Man nannte das, seine Rechte behaupten.

Die Frauen waren eben so trotzig einerseits, eben so demüthig sich unterwerfend auf der andern Seite, wenn es um Etiquette zu thun war. Man zog mehrere Kirchen-Fürsten, mehrere Parlaments-Glieder, mehrere Personen vom höchsten Range zu Rath bei Gelegenheit eines Balles, bei welchem Fräulein von Vaudemont tanzen sollte.

Die Königin Anna von Oesterreich, von der die französische Etiquette, durch Beifügung der spanischen noch mehr verschürzt worden, flößte ihrem Sohne

eine so große Achtung ein für die Formen derselben, daß er sich ihnen immer unterzog, und sein Beispiel eben so wohl, als sein Wille verwandelte sie in strenge Gesetze für seine Nachfolger und deren Höfe. Die Könige von Frankreich, wie alle, welche sie umgaben, mußten sich demselben Joch unterwerfen. Dies oder jenes Vergnügen war je nach den Jahreszeiten, diese oder jene Zerstreuung nach den Umständen bestimmt. Als nach dem Tode eines fremden Monarchen Maurepas versicherte, das Piketspiel gehöre mit zur Trauer, verursachte er der Gemahlin Ludwigs XV dadurch das größte Vergnügen, weil sie vor langer Weile starb, wenn sie nicht Karten spielen konnte.

Nach ihrer Vermählung mit Ludwig XVI, der damals noch Dauphin war, konnte sich Maria Antonetta, gewöhnt an die Einfachheit des Hofes zu Wien, mit der verschürzten und lästigen Etiquette dessen zu Paris nicht vertraut machen. Sie fand sie unerträglich, und äusserte sich darüber mehr als einmal unverhohlen, was Ursach war, daß zuerst die Höflinge, wie später der große Haufe, sie des Leichtsinns beschuldigte. Der Name „Madam Etiquette," den sie ihrer Ehrendame gegeben, verletzte diese im höchsten Grade, und sie beklagte sich darüber bei Ludwig XV. Die junge Erzherzogin, die noch nicht 16 Jahr alt war, wurde deshalb mit großer Strenge von dem abgelebten Monarchen getadelt.

Als Königin unterzog sich die unglückliche Maria Antonetta mit der ihr eigenthümlichen Grazie den ihr auferlegten Gesetzen, und erwarb sich in einem hohen Grade die Zuneigung der Fürstin von Chimay,

ihrer letzten Ehrendame. Als Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen gemacht, lies er bei der eben genannten Prinzessin um Mittheilungen über die früher beobachteten Formen der am Hofe Ludwigs XVI festgestellten Etiquette sich erkundigen. Die von ihm zu diesem Zwecke beauftragte Person erhielt zur Antwort: „Sagen Sie dem Kaiser, ich habe alles vergessen, ausgenommen die Wohlthaten und das Unglück derjenigen, der meine Dienste gewidmet gewesen.“

Die Etiquette bei den Prinzen vom Geblüt, stellte keine so unübersteigliche Scheidungs-Linie zwischen sie und die sie Umgebenden. Man wurde zuerst dem Könige, sodann den Prinzen vorgestellt, und konnte nur mit des ersten ausdrücklicher Bewilligung der Ehre theilhaftig werden, sie zu bedienen. Man mußte genau von der in den Briefen zu beobachtenden Etiquette unterrichtet sein, wenn man an den König, oder an irgend ein Mitglied der königlichen Familie schrieb. Während Frauen vom Bürger- oder Adelstande auf die Adresse ihres Briefes nur die Worte setzten: „an die Königin,“ mußten die Prinzessinnen denselben noch beifügen: „meine Dame und Souveränin.“ Wenn eine Frau bei Hofe vorgestellt werden sollte, übte man sie ein, rückwärts schreitend sich zurückzuziehen, und die Schleppe ihres Mantels durch einen Fersenschlag zurückzuwerfen.

Der König küßte die ihm vorgestellten auf der Wange, und diese neigten sich gegen den Rocksaum der Königin, wie um mit ihren Lippen ihn zu berühren, was die Königin jedoch nicht duldete. Die Herzoginnen ergriffen den Rock weniger tief unten,

als die übrigen Frauen. Auf ein Taburet sich zu setzen, war ein den Herzoginnen und hochbetitelten Frauen vorbehaltenes Recht. Alle übrigen hatten nur Pliants (Feldstühle). Man entkleidete sich seiner Handschuhe, um ihren Majestäten etwas anzubieten, oder aus ihren Händen etwas in Empfang zu nehmen. Man bat nie in ihrem Namen, sondern lud ein. Man sagte nicht: „sie begleiten," sondern: „ihnen folgen." Man stand auf, wenn sie tranken, oder nieseten; u. s. f.

Alle diese Etiquetten wurden auch bei den Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt beobachtet, doch wurden bei denselben den Frauen Lehnstühle bewilligt. Die Prinzessinnen empfingen die Besuche fremder Gesandten ligend, um bei ihrer Entfernung sie nicht begleiten zu müssen, und die Kardinäle erhoben sich nur dann, um sich zu beurlauben, wenn die Prinzessinnen sie zweimal „Eminenz" genannt. Die Prinzessinnen redete man kurzweg mit Madam an, und sprach zu ihnen in der dritten Person. Zu den Prinzen vom Geblüt sagte man: gnädigster Herr (Monseigneur) und nicht: mein Prinz. Dieser letzte Titel wurde nur solchen Prinzen ertheilt, die nicht zur königlichen Familie gehörten, wie den Fürsten von Rohan, Montmoreney, Talleyrand u. a., wie unter den fremden Fürsten denen von Aremberg, Ligne, Hohenlohe, ꝛc. Die Frauen nannten nur die Prinzen vom Geblüt und die Bischöfe: gnädiger Herr.

Die Ehrenbezeugungen bei Hofe bestanden für die Männer, nach den Vorschriften der Etiquette darin, daß sie Platz nehmen durften in den Kutschen des Königs, daß sie ihn auf der Jagd begleiten, An-

theil am Spiel der Königin nehmen, Eintritt oder Zulaß erhalten, den Leuchter halten konnten, ꝛc. Einige dieser Dinge kamen ihnen von Rechtswegen zu, wenn sie ihre Ahnenprobe bestanden, und sich hinlänglich ausgewiesen hatten. Andere waren bloße Gunstbezeugungen. Man kratzte mit einer Bürste an der Thür des Königs, und verlies man des Monarchen Zimmer, durfte man die Hand nicht auf die Thürklinke legen, weil dies Recht dem Thürsteher allein zustand. In den sogenannten kleinen Gemächern (petits appartements) wurde keinerlei Etiquette beobachtet. Ein ehrfurchtsvolles und zuvorkommendes Benehmen war hier hinlänglich.

Man müßte mehrere Bände schreiben, um genau und umständlich die am französischen Hofe beobachtete Etiquetten zu schildern. Mehrere derselben lassen sich als alte Gebräuche der Monarchie erklären, oder als eine der höchsten Majestät dargebrachte Huldigung, oder als des Königs Person schirmende Vorkehrungen; viele dagegen waren höchst abgeschmackt, und wurden nichts destoweniger sorgfältig beobachtet. Wer sollte glauben, daß am 29. Juli 1830 ein Großbeamter Karls X sich weigerte, einen von Paris gesandten Kurier in das Zimmer seines Gebieters einzuführen, weil die Etiquette nicht erlaubte, des Königs Kabinet zu betreten, wenn er seine dienstthuenden Leute verabschiedet hatte?

Bei alledem muß diese so hindernde Regel große Vortheile darbieten, weil ein Mann, dessen Talent in der Herrscherkunst keinem Zweifel unterligt, weil Bonaparte, nachdem er Kaiser geworden, die Etiquette in ihrer ganzen Strenge wieder herzustellen sich

bemühete. Wenn schon er, durch die Umstände gezwungen, sie einigermaßen milderte, konnte er dennoch nicht verhindern, daß man sie mehr lächerlich als nützlich fand. Sein Genie und seine unterwerfende Größe vermochten nicht für die Etiquette zu thun, was die Zeit allein zu bewerkstelligen im Stande gewesen, und in seiner eigenen Familie bot sich ihm mehr als ein Widerstand dar, nicht hinsichts der zu empfangenden, sondern der zu ertheilenden Ehren-Bezeugungen. Seine Schwestern, die bei der Krönungs-Feierlichkeit gar nichts dagegen einzuwenden fanden, daß ihre Ehren-Damen die Schleppen ihrer Mäntel trügen, erklärten einstimmig, daß sie nicht der Kaiserin die Schleppe tragen wollten. Napoleon mußte eigenhändig schreiben: er werde nicht dulden, daß man am Tage seiner Salbung krank sei, um sie zu vermögen, den vorgeschriebenen Regeln sich zu unterwerfen.

Am römischen Hofe setzt die mit dem religiösen Ritus verbundene Etiquette die Fremden in nicht geringes Erstaunen. Kommuniziert der Pabst, so bedient er sich nur des Weines, den er durch eine dünne Goldröhre einschlürft. Zu Madrid wurde die Königin, Gemahlin Karls III lange von ihrem Pferde mit dem Fuße im Steigbügel hängend, im Palasthofe herumgeschleift, weil die Etiquette jeden mit dem Tode bestrafte, der es gewagt haben würde, den Fuß der Königin zu berühren.

Die spanischen Großen nähern sich ihrem Könige mit bedecktem Haupte, während dieser bei Tische auf den Knien bedient wird. Personen vom hohen Adel in England lassen sich auf ein Knie nieder, wenn sie

die Hand ihres Monarchen küssen. In China, wie in fast ganz Asien und Afrika empfängt man, die Stirn in den Staub gebeugt, des Fürsten Befehle. Die Feldherrn erheben sich vom Boden, worauf sie ausgestreckt gewesen, um zu Felde zu ziehen, und Schlachten zu gewinnen.

Alle solche von Etiquette vorgeschriebenen Formen werden also nicht als demüthigend betrachtet, und haben nichts entehrendes für diejenigen, welche denselben sich unterziehen, weder in ihren eigenen Augen, noch in denen anderer. Sie beurkunden weder Laster noch Tugenden, und lassen sich nur erörtern, wenn man durch ihre Beseitigung zu jener der Personen gelangen will, von denen sie eingesetzt oder erhalten worden. Wie bei volksthümlichen Gebräuchen, erlangen sie ihre alleinige Stärke durch die Zeit, weil natürliche Neigungen und Ueberlegungskraft wenig zu ihrer Feststellung beigetragen.

Eigenthümliche Ursachen der pariser Bluthochzeit.

Erste Erörterung.

Die pariser Bluthochzeit ist bis auf den heutigen Tag ein geschichtliches Problem. Nie hat ein Ereigniß mehr den Skeptizismus der Geschichte gerechtfertigt. Steigt man hinan zu den Quellen, befragt man die Zeitgenossen jener Gräuelthat, so erkennt man, daß sie in keinem Punkte übereinstimmend sind...

Péréfixe versichert, daß hunderttausend Personen in diesem Mordunternehmen ihr Leben verloren. Der genannte ist ein katholischer Bischof; man möchte also vermuthen, daß er keinen Vortheil dabei gefunden, das protestantische Märtirer-Verzeichniß beträchtlicher zu machen, als es wirklich ist.

Der Hugenot Sülly seinerseits schlägt die Zahl der gefallenen Schlachtopfer auf 70,000 an. De Thou, zur Partei der Philosophen gehörig, die Unduldsamkeit und Wuth der Katholiken empörte, gesteht nur 30,000 Umgebrachte zu. La Popelinière vermindert diese Zahl noch um 10,000; das Märtirer-Verzeichniß der Kalviniſten bis auf 15,000, und Papirus Masson, der diesen Umstand als einen Ruhm und eine Hochthat für die Katholiken betrachtet, will daß nur 10,000 Ketzer ihr Leben verloren. Abbé Caveirac endlich, reduzirt das Mordverzeichniß bis auf 2000. Von dieser letzten Zahl, bis zu jener der 100,000 ist die Verschiedenheit sehr groß, und

jeder kann wählen, welche Menge am meiſten ſeiner Laune, oder ſeiner ſpeziellen Meinung entſpricht....

Iſt die pariſer Bluthochzeit vorausberechnet worden? Iſt es wahr, daß Philipp II, König von Spanien, ſie Karl IX und der Königin Katharina, 6 oder 7 Jahre vor ihrer Vollſtreckung angerathen? Hat man abſichtlich die proteſtantiſche Partei ſicher gemacht, um ſie deſto unerwarteter überfallen zu können? Iſt die mit ſo vieler Wuth in Ausführung gebrachte That wirklich von langer Hand vorbereitet worden von Karl IX, von Katharina und ihren Freunden?

Oder iſt es wahr, wie die Katholiken behaupten, daß die Erwürgung der Proteſtanten nichts geweſen, als das Ergebniß eines Volksaufſtandes, einer ſchnell vorübergehenden aber unvermeidlichen Empörung, die der König durch ſeine Autorität gutgeheißen, um die Rachſucht des zum höchſten Fanatismus geſteigerten großen Haufens zu befriedigen?

Auch dieſe Frage iſt eben ſo wenig befriedigend erläutert worden, als die vorher geſtellte. Den erſten katholiſchen Geſchichtſchreibern, einem Maſſon und Capilupi zufolge, läßt ſich die Vorausberechnung auf keine Weiſe ableugnen. Sie war beharrlich, unausgeſetzt, doch tief verborgen. Der Blitzſtrahl, welcher die Kalviniſten zerſchmettern ſollte, hatte ſich langſam in der Dunkelheit ausgebildet. Philipp II, der Vatikan, Karl IX, Katharina, die Fürſten von Guiſe, mit einem Worte, der ganze Katholizismus, verſtändigten ſich ſeit mehreren Jahren über das große Mordunternehmen. Solches iſt die von Voltaire angenommene Meinung, die durch ihn allgemeinen Ein-

Gang gefunden, weil sie auf mehreren Wahrscheinlichkeiten beruhet.

Als Philipp II von der Bluthochzeit benachrichtigt wurde, bezeugte er eine große Freude. Mehrere Hofleute äusserten sich laut, daß man dies Ereigniß nicht dem König von Frankreich, sondern dem Volke zuzuschreiben habe, und daß die Kalvinisten unter dem plötzlichen Ausbruche der Volkswuth erlegen seien.

„Bei solchen Worten," sagt der französische Gesandte, in seiner Berichtabstattung über diese Unterhaltung, „wendete der König von Spanien verächtlich den Kopf ab von demjenigen, welcher also gesprochen, und bezeugte dadurch augenscheinlich, daß er die „Bestrafung" der Ketzer einem durch die Geschicklichkeit Eurer Majestät aufgefaßten, und durch Ihre Macht in Ausführung gebrachtem Verfahren zuschreibe."

Rom dachte wie Philipp II. Der Römer Kamill Capilupi veröffentlichte unter dem Titel: „Stratagem Karls IX, Königs von Frankreich, gegen die aufrührerischen Hugenotten," eine gut verfaßte Flugschrift, die eine genaue Schilderung des katholischen Komplotts, seines Erfolges und seiner Folgen enthält.

Capilupis Behauptung zufolge ist die That sehr lobenswerth, weil sie, wenn auch mit blutigen Umständen begleitet, dennoch als eine unumgängliche Nothwendigkeit betrachtet werden muß. Als Schüler Machiavels ist er der Meinung, daß Verstellung den höchsten Muth beurkundet, und daß ein listig in Ausführung gebrachter Mord „der ehrenvollsten Handlung" gleichgestellt zu werden verdient.

Man kann mit Muse in seinem Werkchen die verdorbene Politik studieren, welche Italien beim französischen Hofe eingeführt. Die Nacktheit seines an Treulosigkeit und Hintergehung überreichen unsittlichen Gesetzbuches ist so groß, daß mehrere sehr ernste Geschichtschreiber die Kalvinisten in Verdacht gehabt, als sei dies Buch auf ihr Verwenden geschrieben worden, um der ihnen entgegengesetzten Partei möglichst dadurch zu schaden.

Welcher Kritiker aber hat ie behauptet, daß der „Fürst" von Machiavel, nicht von Machiavel geschrieben worden? Es wimmelt in diesem Buche von Grundsätzen und Beispielen, die mit den Axiomen Capilupis durchaus übereinstimmend, und der von ihm in seiner Stratagema gelehrten Moral vollkommen entsprechend sind.

Alles, was die katholische Partei während dieser traurigen Epoche bekannt werden lies, beweiset auf's augenscheinlichste, daß die Meinungen Capilupis die der großen katholischen Masse waren. In mehr als 50 Flugschriften, gedruckt in Paris, wird das Benehmen Karls IX als höchster Ausdruck seiner Geschicklichkeit und als die herrlichste That seiner Regierung geschildert. Masson bedauert nur, daß es nicht möglich gewesen, durch einen einzigen Streich die Flamme der Ketzerei zu ersticken, mit andern Worten, alle Hugenotten auf einmal auszurotten.

Sorbin, der Prediger, äussert sich eben so verständlich, und die meisten spanischen Geschichtschreiber sind mit ihm vollkommen übereinstimmend. Weit entfernt zu glauben, daß sie das Andenken Karls IX beschimpfen, indem sie die Veranlassung der Blut-

Hochzeit ihm zuſchreiben, halten ſie vielmehr dafür, daß ſie ſeiner Einſicht huldigen und ſeine Frömmigkeit ehren, wenn ſie alle die Umſtände recht hervorheben, die zu beweiſen ſcheinen, er habe die Greelthat gewollt, ſie reiflich überlegt und unter allen ihren Geſichtspunkten erwogen.

Faſt alle neuern katholiſchen Schriftſteller dagegen verwerfen die Vorausberechnung, die man früher angenommen. Je mehr ſie von der verhängnißvollen Zeit ſich entfernen, wo Liſt und Todſchlag geehrt wurd n, um ſo mehr ſcheint es ihnen ſchicklich, den blutigen Schandfleck zu verwiſchen, den die Geſchichte auf der Katholiken Stirn geprägt.

Dr. Lingard, wie Caveirac, haben die Schilderungen Capilupis, Maſſons und de Thous als „Verläumdungen“ betrachtet. Caveirac, gebürtig von Nimes, einer der gewandteſten Dialektiker, zudem höchſt poſitiver und korrekter Schriftſteller, dem Katholizismus ganz ergeben, hat die hauptſächlichſten Beweisführungen aufgeſtellt, die von andern Geſchichtſchreibern, vorzüglich von Lingard, mit Erfolg ausgebeutet worden. Seine kleine Abhandlung iſt ein Meiſterſtück der Beweisführung. Es iſt unmöglich talentvoller und eindringlicher ſcheinbare Beweggründe anzuführen, und geſchickter geſchichtliche Umſtände zur Unterſtützung einer Theorie zu entwickeln.

Die angebliche Verſchwörung aller katholiſchen Mächte gegen den Kalvinismus iſt, nach Caveiracs und Lingards Behauptung, ein bloßes Hirngeſpinnſt. In dem Augenblicke, wo der Admiral Coligni von Maurevel ermordet wurde, war

Karl IX auf dem Punkte, Spanien den Krieg zu erklären. Ein dumpfes Mißverſtändniß hatte ſich zwiſchen den beiden Höfen eingeſchlichen. Philipp II, deſſen Angelegenheiten in Belgien ſehr bedrohet waren, beſorgte nichts ſo ſehr, als daß ſein Bruder, der allerchriſtlichſte König, ſeine Verlegenheit noch vermehre durch Feindſeligkeiten, deren Ausbruch unvermeidlich ſchien.

Uebrigens findet man auch nicht, wie Caveirac behauptet, in der Ausführung des entſetzlichen Schauſpiels der Bluthochzeit jene Uebereinſtimmung des Verfahrens, jene Einförmigkeit eines angelegten Planes, der eine Vorausberechnung andeuten könnte. Hätte ſie wirklich beſtanden, würde der Hof nicht ermangelt haben, alle Proteſtanten im ganzen Frankreich an einem und demſelben Tage umbringen zu laſſen. Das Blutbad ereignete ſich im Gegentheil zu Meaux den 25. Auguſt, zu La Charité den 26., zu Orleans den 27., zu Saumür und Angers den 29., zu Lyon den 30., zu Troies den 2. September, zu Bourges den 11., zu Rouen den 17., zu Romans den 20., zu Toulouſe den 23., und zu Bordeaux den 3. Oktober.

Erwägt man dieſe Reihefolge der Mordtage, muß man dem Gedanken wohl Raum geben, das Beiſpiel eines blutgierigen Fanatismus habe zur Nachahmung gereizt, und Mord und Todſchlag habe ſich über ganz Frankreich verbreitet, gleich einem Pulver-Faden, der einmal entzündet, nicht mehr zu löſchen iſt.

Dieſe Bemerkung verdient wohl beachtet zu werden. Caveirac und Lingard heben ſie mit beharrlicher Geſchicklichkeit hervor. Wo iſt da Vor-

ausberechnung? fragen sie. Volksrache hat sich der Reihe nach und an verschiedenen Orten gegen die Kalvinisten geltend gemacht, die man haßte und verabscheute. Kaum war das Zeichen gegeben, und sogleich haben sich alle Dolche erhoben. Keine Anreizung ist dazu von Seiten des Hofes gekommen. Der Haß, der zwischen beiden Parteien obwaltend war, ist hinlänglich gewesen, dem auf so entzündbare Stoffe fallenden Funken eine Gewalt zu verleihen, die sich mit Blitzesschnelle fortpflanzen und überall Verheerung verbreiten mußte....

Die Frage der Voraus-Anlegung des Mordplans der Bluthochzeit, bleibt also eben so unentschieden, als die Menge der umgebrachten Protestanten. Sich gegenseitig widersprechende Beweisführungen beweisen im Grunde nichts, als der aufgestellten Thatsachen Unsicherheit. Es bieten sich ausserdem noch andere viel bestrittene Umstände dar. Wem fällt die Verantwortlichkeit der Mordszene zur Last? Den Königen und den Großen, wie Voltaire und alle Schriftsteller der philosophischen Schule behaupten, oder dem Volke, wie der unparteiische Geschichtschreiber August von Thou versichert?

Die einerseits, welche der Verschwörung des Adels Glauben beimessen und die Voraussetzung einer großen, plötzlichen Volksaufregung verwerfen, führen Capilupi, Brantôme und Aubigné an, die Denkwürdigkeiten Condés, überhaupt die Meinung aller Protestanten. Sie wollen nicht annehmen, die nationale Masse sei feindselig gegen die Ketzer gesinnt gewesen. Der Verschwörungsplan wird von ihnen dar-

während die Lasterhaftesten von denen bestraft, welche die ganze Erde und selbst den Himmel aufgeregt.)

Der elende Verfasser dieser Verse, Coppier de Bellay, war freilich kein sonderlicher Dichter. Aber ein Volksgesang, der solche Gesinnungen und solche Ideen ausdrückte, wäre zu Paris nicht öffentlich in allen Straßen verkauft worden, hätte er nicht schlechte Leidenschaften befriedigt, und der blutdürstigen Wuth des großen Haufens als Organ gedient. Man erlaubt sich eine so abscheuliche Poesie nur unter solchen Umständen, und damit eine nationale Aufregung auf eine so rohe, schroffe und empörende Weise sich beurkunde, muß man bei ihr viel Drang und Wiederhall voraussetzen.

„Der umgeworfene Kochtopf oder Ketzer," und „die gerechte Rache Gottes über die Ketzer" beweisen des Pöbels Wuth. Die in jener Zeit erschienenen Bilder, und die zu Ehren der Katholiken, welche, wie man sagte, mit der Rache des Himmels beauftragt waren, geschlagenen Denkmünzen; die vor der Bürgerschaft gehaltenen und von ihr gewissermaßen eingegebenen Predigten; die Wuth der Ligue, die durchaus volksthümlich war: alles das sind Beweise zu Gunsten derjenigen, welche der nationalen Masse, und nicht einer kleinen Zahl Verschworenen, das entsetzliche Unternehmen der Bluthochzeit zur Last legen. Wir wollen weiter unten die sich widersprechenden Meinungen näher erörtern.

Die Zahl der schwierigen Probleme, die über diesen geschichtlichen Punkt sich darbieten, ist noch nicht erschöpft. War der erste Beweggrund des großen Mordunternehmens religiöser Fanatismus, oder ein ehrgeiziger

Wunsch zu Erlangung größerer Macht? Voltaire erblickt darin nur ein fanatisches Begehen. Solches auch ist die Meinung der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Der religiöse Hebel zeigt sich vor allem in den Werken zeitgenössischer Schriftsteller, doch beklagen sich de Thou, La Popelinière, Aubigné, Tavannes und die meisten Denkwürdigkeiten-Schreiber, die sich thätig den Staatsgeschäften beigesellt, vor allem über die Unverschämtheit der kalvinistischen Partei, wie über die Verschwörung des Admirals Coligni und der Seinigen, eine Verschwörung die von Karl IX in Blut erstickt worden.

Nach der von dem Abbé von Caveirac und von John Lingard aufgestellten Voraussetzung, würde die Religion an der Bluthochzeit keinen Antheil haben. Und wirklich sah man weder Kardinäle, noch Bischöfe, noch Priester Sitz und Stimme haben in dem geheimen Rathe, der die Würge-Szene befahl und dazu die nöthigen Vorkehrungen traf. Er bestand aus Politikern, geleitet von einer ehrgeizigen Frau, die in den Grundsätzen des italienischen Machiavellismus erzogen worden. Ihnen war wenig gelegen an Lauterkeit der Religion, um so mehr, da ihre Sitten höchst verdorben, und ihre Gemüther vollkommen entartet waren.

„Wenn," fügen jene Schriftsteller hinzu, „man sich gewöhnt, diesen ungeheuern Todschlag als das Ergebniß des Katholizismus zu betrachten, ist es nur aus dem Grunde, weil Voltaire's Meinung die vorherrschende geworden, und alle Mittel, wodurch er die von ihm gehaßte Religion verächtlich machen konnte, ihm willkommen wären."

Lingard und Caveirac erblicken demnach in der Bluthochzeit nichts, als eine Aechtungs-Sache, und in den Vollſtreckern der königlichen Rache nichts, als gehorſame politiſche Diener. Keine religiöſe Wuth, keine gleichzeitig mit dem Kruzifix und dem Stilet bewaffnete Fäuſte. Als Majeſtäts-Verbrecher und aufrühreriſche Unterthanen, die Waffen erhebend gegen ihren König und mit ihren Drohungen ihn erſchreckend, kamen die Kalviniſten um von einer gemeinſamen Aechtung und von einem Streiche betroffen, dem ähnlich, womit Syllas Schwert an einem einzigen Tage 6000 Römer ſchlug.

Wenn ſolch ein Geſichtspunkt auf den erſten Blick große Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, und die ziemlich glaubwürdige Erklärung eines auſſerordentlichen Ereigniſſes darbietet, erheben ſich dagegen viele andere Umſtände, die ſeine Falſchheit beweiſen.

Kaum hatte ſich die Nachricht von der Bluthochzeit verbreitet, als der ganze Katholizismus ein einſtimmiges Freudengeſchrei ausſtieß. Die Glückwünſche der katholiſchen Fürſten durchkreuzten Europa von einem Ende zum andern. Es wurden Rom feierliche Dankbezeugungen abgeſtattet. Gregor XIII zog bei dieſer Gelegenheit mit einer großen Prozeſſion von der St. Markus- nach der St. Ludwigskirche. Er lies eine Denkmünze ſchlagen zur Verewigung dieſes Ereigniſſes, mit der Umſchrift: Indicto jubileo christiani orbis populos provocabit ad Galliae religionem et regem supremo numini commendandos.

Iſt es danach nicht lächerlich, zu behaupten, wie Abbé Caveirac gethan, daß alle dieſe Freude- und

Danksagungs-Bezeugungen keinen andern Zweck hatten, als den der Entdeckung einer großen von den Hugenotten, vorzüglich von Coligni, ihrem Häuptlinge, gegen den König angezettelten Verschwörung?

Hatte aber eine solche Verschwörung wirklich bestanden? Das war eine neue eben so verschürzte Frage, als alle bisher in Rede gestellten. Diese angebliche Verschwörung, sagen die Hugenotten, war nichts als ein elender Vorwand, um uns desto bequemer unterdrücken zu können. Alle Worte, alle Thaten Coligni's sind die eines treuen Unterthans. Er warnte und schirmte den König gegen die Fallstricke Philipps II. Waren die kalvinistischen Adelichen bewaffnet, so war das ganz etwas einfaches. Man durfte nicht erwarten, daß Leute, gegen die halb Frankreich aufgewiegelt worden, ihren Henkern gutwillig die Hälse darbieten würden.

Ihre Todfeinde waren die Fürsten von Guise, die Königin-Mutter, der Hof, der Pöbel und die Priester. Wer könnte ihnen daraus einen Vorwurf machen, wenn sie auf der Defensive sich gehalten? Der Thron hatte von Coligni, dem Protestanten, nichts zu besorgen, dagegen wohl die Fürsten des katholischen Hauses Lothringen.

Man gesteht zu, daß der Protestantismus in der Minderheit war. Wer kann es da noch auffallend finden, daß er gegen die Mehrheit der ihn bedrängenden Feinde auf seiner Huth geblieben?

Hört man dagegen auf die Stimme der Katholiken, so war der Admiral nichts, als das Haupt einer während vielen Jahren ununterbrochen bestandenen Empörung, die auf nichts weniger hinarbeitete,

als auf Umwälzung des Staats, auf Bevormundung des Königs und auf Umgeſtaltung des religiöſen Zuſtandes in Frankreich.

„Hatte er nicht über das Königreich ein ungeheures proteſtantiſches Netz ausgebreitet, das jeder ſeiner Handbewegungen nachgab, und aus ihm einen zweiten König von Frankreich machte? Gehorchten nicht in den Provinzen die Statthalter, Steuer-Einnehmer, Stellvertreter, Unter-Stellvertreter und Räthe ſeinen Befehlen? Welchem Unterthan war es erlaubt, ſolchergeſtalt ſich zum zweiten Gebieter zu machen? Welcher Monarch hätte ruhig eine ſo unerlaubte und gefährliche Rivalität ertragen können? Karls IX Gedanken und Anſichten über dieſen Punkt ſind aufs klarſte in einem an den Grafen von Schomberg gerichteten Briefe ausgedückt, wovon eine Stelle alſo lautet:

„Der Admiral hatte größere Macht, und wurde beſſer gehorcht, als ich ſelbſt. Durch die große Autorität, welche er ſich angemaßt, ſtanden ihm Mittel zu Gebote, unſere Unterthanen zur Empörung zu vermögen, und ſie die Waffen gegen mich ergreifen zu laſſen, ſo oft und vielmal es ihm gut ſcheinen würde; wie er mehrere Male zur Genüge mir das bewieſen. Dergeſtalt er eine ſolche Macht über meine Unterthanen ſich angemaßt, daß ich mich nicht mehr unumſchränkter König, ſondern nur Befehlshaber eines der Theile meines Königreiches nennen konnte.

„Wenn es alſo Gott gefallen, davon mich zu befreien, habe ich wohl Veranlaſſung, ihn dafür zu loben, und die gerechte Strafe zu ſegnen, die er

über besagten Admiral und seine Mitschuldigen verhängt. Es ist mir unmöglich gewesen, ihn länger zu ertragen, und ich habe mich entschlossen, einer freilich ausserordentlichen Gerechtigkeit, die ich gern anders gewollt, den Lauf zu lassen, die jedoch gegen eine solche Person allein in Anwendung gebracht werden konnte....."

— Seine Majestät (sagt Bellièvre) zu mehreren seiner Diener, worunter ich mich befand, sprechend, sagte, daß, als er sich so sehr bedrohet gesehen, die Haare ihm zu Berge gestiegen seien.

Man findet Spuren desselben von dem Admiral eingeflößten Schreckens in Brantôme, Tavannes und Montcül, überhaupt in den Schriften aller Männer, die von den Angelegenheiten des Hofes unterrichtet waren.

Wer hätte nicht als Unverschämtheit und vorausberechnete Tirannei, als eine schimpfliche Trotzbietung, die von Coligni an den König gerichteten Worte betrachtet: „Eure Majestät muß den Spaniern den Krieg erklären, oder wir Ihnen."

Bemühete er sich nicht, dem Einflusse der Königin Katharina das Gleichgewicht zu halten? Als diese Frau, die nur lebte um zu regieren, sich bedrohet sah, bot sie alle Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde auf. Sie wurde von eifrigen Höflingen unterstützt, unter andern von Tavannes. Der König sagte eines Tages zu dem letzten: daß einer seiner Unterthanen ihm 10,000 Soldaten angeboten, um die Niederlande mit Krieg zu überziehen; worauf der andere entgegnete, sehr richtig voraussetzend, daß ein solches Anerbieten von Coligni allein herrühen könne:

„Eure Majestät sollte demjenigen Ihrer Unterthanen, der solche Worte auszusprechen wagt, den Kopf vor die Füße legen lassen. Wie kann er Ihnen anbieten, was Ihnen gehört? Ist es nicht ein Beweis, daß er diese Leute bestochen und für sich gewonnen, und daß er Partei-Häuptling zu Ihrem Nachtheil ist? Er hat diese 10,000 Soldaten zu seinen Unterthanen gemacht, um bei Zeit und Gelegenheit derselben sich gegen Sie zu bedienen.“

Seit langem hatte Coligni solchergestalt über sich den Haß und den Zorn gesammelt, worunter er erliegen sollte...

Werfen wir einen allgemeinen Blick über die Probleme, die wir bisher in Rede gestellt. Es ist besonders darum zu thun, zu wissen, ob man die Ergebnisse nicht übertrieben, und das Entsetzen jener verhängnißvollen Tage nicht vergrößert; ob die Protestanten als Empörer oder als Ketzer umgekommen; ob ihre Ermordung unvorhergesehn oder vorausberechnet gewesen; ob die Henker einer äussern Anreizung gehorcht, oder ihrem eigenen Willen und ihrem Blutdurst; ob man den großen Haufen für schuldiger halten muß, als seine Aufwiegler; ob das Verbrechen national oder individuell, politisch oder religiös ist; ob es dem Hofe oder einem ganzen Zeitraum zur Last gelegt werden muß? Alle diese Probleme nehmen vielfach die Ueberlegung des Philosophen, wie des Unterrichteten Aufmerksamkeit in Anspruch.

Machen wir uns vor allem einen Begriff von der Lage Europa's, und statt im Einzelnen jede der Gruppen zu prüfen, woraus es bestanden, beachten wir vorzüglich die allgemeine Bewegung der Nationen.

Die Partei der Vergangenheit oder des Glaubens, den Lehrſätzen der Religion ihrer Vorfahren ergeben, bekämpfte überall mit Nachdruck die neuerungsſüchtige Partei, die des proteſtantiſchen Zweifels und der Freiheit der Glaubens-Meinungen. Dieſe gegenſeitige Geſinnung entwickelte ſich mit einer leidenſchaftlichen Kraft, deren Aufregungen reich an Verbrechen waren. Wenn das katholiſche Spanien auf den öffentlichen Plätzen die Unglücklichen verbrannte, die der Ketzerei verdächtig waren, erwürgten die proteſtantiſchen Wiedertäufer zu Münſter, im Namen Gottes, Weiber, Greiſe und Kinder. Wenn die Doktoren der Sarbonne jeden zum Tode verdammten, der nicht ihr Symbol annahm, lies Calvin, der Pabſt von Genf, den unglücklichen Servet hinrichten, deſſen Begriff über die Dreieinigkeit von dem ſeinigen abweichend war.

Mit dem proteſtantiſchen Gedanken war überall die Idee der Freiheit und der Freimachung von dem Joche der römiſchen Kirche verbunden. Mit dem katholiſchen Glauben verſchlang ſich unbemerklich die Idee der Autorität und des Gehorſams.

Die großen Herde des Katholizismus, Rom, Paris und Madrid, entflammten ſich in frommer Wuth gegen Würtemberg, Baſel und London. So war ganz Europa in zwei Zonen geſchieden, wovon die eine der Vergangenheit, die andere der Zukunft ergeben war. Man begründet die Zukunft nicht ohne Kampf und Gewaltthätigkeit, ohne Erneuerung und ohne Angſt. Der Katholizismus hatte ein Bündniß geſchloſſen mit den Mächten. Er hatte die Wiſſenſchaft ſtationär gemacht, und bemühete ſich das von

ihm geſchaffene Syſtem, wie die von ihm erdachte Welt, unbeweglich zu erhalten. Er hatte ſich tief eingeniſtet in die Adern des geſellſchaftlichen Körpers, und bildete Eines mit den Munizipalitäten Frankreichs. Er verſinnlichte für die Bürgerſchaft zu Paris die Laren und die Penaten.

Für die große Maſſe des franzöſiſchen Volkes war der Katholizismus ihr ſittliches Leben, ihre Gewährleiſtung der Vergangenheit wie der Zukunft, ihr Vorfahren-Kultus, die Sicherung aller ihrer Rechte. Für die ſpaniſche Nation war er das Unterpfand der Eroberung, die Fahne Pizarros, Kriſtoph Kolombs und Vasco de Gama's. Die Römer hatten keine ſo tiefe und innige Verehrung für ihre einheimiſchen Götter, als die Kaſtilianer für ihre katholiſchen Heiligen.

Bürgerlich und häuslich in Frankreich, heldenmüthig und heilig in Spanien, war dieſe Orthodoxie für das neuere Italien ein mächtiger politiſcher Hebel. Sie hatte für ſich die Partiſane, die Flamberge, das Gebet und den Glauben des Bürgers von Paris, das Schwert und die Feuerbüchſe des ſpaniſchen Kriegers, das Konklave der Kardinäle des Vatikan.

Wie viele Leidenſchaften waren nicht ſchon in Aufregung, bereit zu blutiger Gegeneinanderwirkung, als Luthers Neuerung, mehr oder weniger aller Gemüther ſich bemeiſternd, gleichzeitig das politiſche Chriſtenthum, den innigſten Glauben der Mittelſtände und den beweglichen Enthuſiasmus des Kriegers überraſchte...

Alles, was das Glück der Einen, Stütze, Hoffnung und Ehrgeiz der Andern ausmachte, war angegriffen. Die Menge der gewöhnlichen Verstandeskräfte, der furchtsamen oder liebenden Seelen, der Menschen, die es vorziehen zu glauben, statt zu denken, überlies sich, nicht mit Unrecht, vieler Besorgniß. Die Großen zitterten; die Schwachen, die Armen, die zum Mittelstande gehörigen, wie die Handwerksleute, sammelten sich unter einer gemeinsamen Fahne.

Bei alledem schmeichelte die neue Bewegung dem Freiheits-Bedürfniß des menschlichen Geistes. Die Gelehrten, die das Vergnügen hatten, ihren Glauben zu prüfen; die kleinen Fürsten, froh eine sie bedrückende Autorität abzuschütteln; die kühnen Gemüther, die sich von der Neuheit fortreissen ließen; die umsichtigen Verstandeskräfte, welche den Mißbrauch der Lehre und Anwendbarmachung des Katholizismus errathen; gewisse Könige, die hofften, wenn sie zu Häuptlingen der neuen Kirche sich machten, ebenfalls Päbste zu werden, und Altar gegen Altar zu erheben, bildeten die streitende Armee der Protestanten, und zeigten sich um so furchtbarer, jemehr auf allen Seiten sich ihnen stärkerer Widerstand darbot.

Die beiden Parteien zeichneten sich politisch unter auffallend verschiedenen Farben. In Frankreich fand der Landadel, Nachkomme ehemals mächtiger Oberherren, durch die Bewegung der Zeit, von Karl VI an, seiner feudalen Macht beraubt, in dem neuen Kultus eine gewisse Unabhängigkeit, Vereinzelung und Ueberlegenheit wieder, die für ihn sehr schmei-

chelhaft war. Ohne dem Thron und dem Volke gradezu den Krieg zu erklären, nahm er eine ganz eigenthümliche Stellung ein, und griff beide an. Furchtbar durch ſeinen Karakter, ſeine kriegeriſche Erfahrung, ſeine Tapferkeit, ſeine Verbindungen und ſeinen Kredit bildete er einen von dem geheiligten Bande einer gemeinſamen Meinung zuſammengehaltenen Glauben, der um ſo ſtärker war, da er ſich einem italieniſchen, entarteten, ungewiſſen Hofe gegenüber befand.

Zu dieſem Landadel geſellten ſich die Gelehrten, die, indem ſie ſich zu Kalviniſten machten, einen eigenen Körper bildeten neben dem Adel, der ſie mit Nichtachtung behandelte, und dem Volke, deſſen Unwiſſenheit ihrerſeits ſie verachteten. Geiſtige Auszeichnung, Karakter-Größe, Stolz, Ehrgeiz, vielleicht ein wenig Neid: alle dieſe Elemente vereinten ſich in der proteſtantiſchen Partei in Frankreich, die ſich durch ihr Märtirerthum, durch das Bewußtſein ihrer geiſtigen Ueberlegenheit, wie durch den ſchwankenden Inſtinkt des menſchlichen Geſchickes, deſſen Zukunft ihr anvertrauet war, immer mehr überſpannte.

Gleich bei den erſten Reibungen dieſer beiden Maſſen floß Blut. Mehr als ein Verbrechen wurde verübt. Fürſten, Prieſter, Volk, alles war zu gleicher Zeit ſchuldig. Jeder ſchrieb das erſte Unrecht, den erſten Friedensbruch ſeinem Gegner zu. An wechſelſeitigen heftigen Beſchuldigungen fehlte es nicht. Der Ideenkampf hatte kaum begonnen, als ſchon Leichen auf Leichen gehäuft wurden. Vergebens haben

mehrere Schriftsteller die Sache der Protestanten und der Katholiken zu vertheidigen sich bemühet. Gleichermaßen ungerecht, können Varillas und Voltaire die unparteiische Nachwelt nicht verhindern beide Sekten in derselben Wagschale zu wiegen, zur Rechten wie zur Linken die mit Blut besudelten Schwerter zu sehen und in dem Ausrottungskampfe nicht die Verbrechen einer Sekte, nicht die Uebelthaten eines Hofes, nicht die Eingebungen des Fanatismus, sondern die ewigen Leidenschaften der Menschheit zu erkennen.

Die Mordszene von Vassy, deren Schuld beide Parteien sich gegenseitig zur Last legen, gab das erste Zeichen zum Bürgerkriege. Protestanten und Katholiken wetteiferten bald in Grausamkeiten. Die Hugenotten im südlichen Frankreich verübten gegen die dortigen Katholiken die größten Abscheulichkeiten. Die Katholiken im Innern des Landes blieben nicht zurück. Auf allen Seiten hörte man von nichts als blutigen Repressalien und fluchwürdigen Verbrechen reden.

Wer zeichnete sich am meisten aus in diesem Kampfe? Wem wurde die Palme desselben zu theil? Das läßt sich nicht genau bestimmen. War die Menge der katholischen Opfer geringer, als die der Protestanten, rührt die Ursach daher, daß die überwiegende Mehrzahl sich zum katholischen Glauben bekannte.

Es war immerwährende Empörung bei den Einen, immerwährende Wuth bei den Andern. 1567 und 1569 wurde das Blut der Katholiken in allen Straßen zu Nimes vergossen. Nichts entsetzlicheres, als die

„Michelade," wie man das 1567 von den Protestanten am Michaelisfeste mit fürchterlicher Regelmäßigkeit in Ausführung gebrachte Mord-Unternehmen nannte. Die im Stadthause eingesperrten und streng bewachten Katholiken wurden von ihren Feinden auf eine Weise umgebracht, welche an die haarempor-sträubende September-Exekution, während der französischen Revolution, erinnert.

Man lies die Unglücklichen, einen nach dem andern, sich in die Gewölbe unter der Kirche begeben, wo sie von den dort auf sie harrenden Henkern ermordet und verstümmelt wurden. Man hatte den Thurm mit bewaffneten Männern besetzt, die brennende Fackeln hielten in den Händen, um diese Metzelei, die zwei Stunden dauerte, desto besser zu erleuchten. Die meisten Leichname wurden in einen 42 Fuß tiefen, über 4 Fuß im Durchmesser haltenden Brunnen geworfen, der bald damit ganz angefüllt war. Das mit Blut gemischte Wasser strömte über, und lange hörte man das halberstickte Geschrei und das Stöhnen der Unglücklichen, die unter blutigen Körpern erdrückt wurden. Man stellte sorgsame Nachforschungen an in allen von Katholiken bewohnten Häusern, und die eben beschriebene Würgeszene dauerte von 11 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens.

Dieselben Umstände wiederholten sich unter verschiedenartigen Formen in dem ganzen Frankreich, ohne daß man behaupten könnte, die eine oder die andere Partei habe ausschließlich damit begonnen. Wo der Protestantismus in Mehrheit war, wie in Nimes, unterlagen die Katholiken. In Paris da-

gegen, wo er die Minderheit bildete, übernahmen die Katholiken das Geschäft der Würgerei.

Maurevel tödtete Coligni, Poltrot ermordete den Herzog von Guise. Genöthigt zu den Waffen zu greifen und zu ihrer Vertheidigung eine strenge Mannszucht einzuführen, bildeten die Hugenotten ein Feldlager mitten in Frankreich. Die Lage des Thrones und des Hofes war unhaltbar. Der König verrat keines der Interessen mehr, die um ihn her mit Heftigkeit die Menge bewegten. ....

Die materiellen und intellektuellen Mittel der Geistes-Erweckung.

Nichts trägt mehr bei zur Geistes-Erweckung, als der Sinne und der Leidenschaften Uebung. Alles was stark auf die Nerven wirkt, erregt unverweilt die Bewegung des Herzens, und diese letzte, aus der ersten entstandene Wirkung, vereinigt sich mit ihr zur Reizung des Gehirns und zu des Geistes größerer Thätigkeit.

Ein helles Licht, schneidende oder harmonische Töne, angenehme oder durchdringende Gerüche, pikante Speisen, Aufstreifung der Haut, sogar mancherlei Leiden; alle solche Eindrücke erwecken den Geist und befördern seine Thätigkeit. Des Tages Wirkungen auf den Gedanken sind genügend bekannt. Der Einfluß geistiger Getränke und feinschmeckender Speisen, wie jener der Musik und des Donners, sind eben so wenig bestreitbar.

In Betreff der Nahrungsmittel gehören zu den Gedanken erregenden alle schwarzen Fleisch-Gerichte, Trüffeln, Muscheln, Austern, Fische, Gehirne, die Milch der Fische, überhaupt alle Gerichte, worin Phosphor in Menge vorhanden ist. Geistige Getränke, wenn Mäßigkeit ihren Gebrauch bestimmt, gashaltige Weine und gegohrene Getränke, reines, unter einem heitern Himmel eingesammeltes Opium, in sehr kleinen Dosen genommen, und ohne seinen Gebrauch sich zur Gewohnheit zu machen, vorzüglich aber der Genuß von Thee, der den Magen verhindert, mit seiner Arbeit das Gehirn zu belasten, wie von Kaffe, der das eine durch den andern stimulirt, und der unsere Organe wie mit einem göttlichen Feuer zu erfüllen scheint: solches sind, unter den materiellen Dingen, die stärksten Gedanken-Erreger.

Mäßiger Gebrauch des Tabacks kann auch gute Wirkungen erzeugen, besonders wenn man ihn sich nicht zur Gewohnheit gemacht. Doch muß man sich seiner erst lange nach den Mahlzeiten bedienen, weil er sonst die Verdauung stört. Am besten ist er nach dem Schlaf, weil er am Abend Kopfschmerz erregen und Schlaflosigkeit veranlassen kann.

Es gibt Menschen, die beständig von selbst aufgeregt sind, deren immer bewegliche, immer fruchtbare Verstandeskraft keiner äusserlichen Thätigkeits-Anregung bedarf. Dergleichen zum Denken geborne Menschen haben große Vorliebe für Schweigen, Einsamkeit und Dunkelheit. Dem Geräusche der Städte fern, sammelt ihr Geist seine Eingebungen und berechnet seine Kraft. Fast immer zurückgezogen von den Menschen, werden die Gedanken, durch die man

herrscht, am besten durchdacht. In des Land-Lebens milder Ruhe erlangt erst das Genie seine volle Kraft.

Die meisten Menschen, die, welche man unter dem Namen des großen Haufens bezeichnet, bedürfen indessen von aussen herrührender Anregungen, um zu denken. Sie brauchen eine Bühne, ein Schauspiel, irgend ein öffentliches Ereigniß. Man spricht besser, wenn die leidenschaftliche Menge sich herbeidrängt, um zu hören. Man hat mehr Beredsamkeit mitten im Geräusch und in einer großen Versammlung. Ausgezeichnete Redner-Talente bilden sich in der Aufregung der Staats-Umwälzungen und des Krieges. Trommel-Gerassel macht die Stimme mächtiger und vollklingender.

Von allen Geräuschen, die mehr oder weniger Eindruck auf den nachsinnenden Menschen machen, wirkt keines so sehr auf ihn, als Glocken-Geläut. Der durch solche schwingende Töne erzeugte Einfluß ist besonders auffallend in der Zurückgezogenheit. Sie bezeichnen alle große Ereignisse unsers Daseins, wie alle Stunden eines Tages. Die Zeit scheint unbeweglich, wenn man mit des Uhrzeigers alleiniger Beobachtung sich begnügt. Aber hört man den einförmigen Ruck des Pendels, so muß man sich sagen, daß man mit jeder Bewegung desselben immer älter wird, immer mehr in die Zukunft hinausschreitet.

Ein leiser Wind, sogar ein Sturm, wenn man ihn hört, ohne etwas von ihm besorgen zu müssen; der großartige Anblick eines bewegten Meeres; die milde, von den Wohlgerüchen der ersten Blumen geschwängerte Frühlingsluft; das Gezwitscher der Vögel;

ein heiterer Himmel; die Erwartung einer Belohnung oder einer Gefahr, die sich noch abwenden läßt: alle diese Umstände regen den Geist an und schärfen das Nachdenken.

Unter den Mitteln der Geistes-Erweckung darf man auch körperliche Bewegung nicht vergessen, die, sobald sie gemäßigt, nicht zu lange anhaltend und ohne große Ermüdung ist, vieles zur Schärfung des Verstandeskraft beiträgt. Nie vielleicht ist der Gedanke schneller und selbstthätiger als auf einsamen Spaziergängen.

Aus diesem Grunde auch haben die meisten tiefen Denker große Vorliebe für solche Leibes-Bewegungen gehabt. Mehrere ausgezeichnete Schriftsteller unserer Tage können nicht lange sitzend schreiben. Sie stehen bald an ihrem Schreibpult, bald gehen sie im Zimmer auf und ab, oder begeben sich in's Freie, wo sich in ihrer Einbildungskraft alles mit frischern und lebhaftern Farben zu bekleiden scheint. Es war dasselbe mit J. J. Rousseau, wie mit Aristoteles und seinen Schülern. Sie sprachen und schrieben nur sich ergehend. Daher ist selbst der Name der Peripatetiker gekommen, unter welchem man verschiedene Anhänger dieser berühmten Schule bezeichnet.

Die größte und stärkste aller Geistes-Erweckungen ist jedoch Eifersucht, veredelt oder verborgen unter den Zügen der Nacheiferung. Wenn mehrere Personen gleichzeitig dieselbe Laufbahn verfolgen, um darauf sich auszuzeichnen, veranlaßt solche Zusammenwirkung der Nebenbuhler Auszeichnung, manchmal den Ruhm, nicht selten aber auch den Verfall der

Völker, jederzeit aber den Fortschritt der Künste und der Aufklärung.

Man verfolgt langsam seinen Weg, insofern man nicht gar darauf stehen bleibt, wenn man niemand vor sich erblickt, den man einholen, oder hinter sich lassen möchte. Die meisten Menschen beschäftigen sich selten oder nie mit der beschwerlichen Aufgabe, berühmte Vorgänger zu übertreffen, wenn sie ihre zeitgleichen Mitbewerber in den Schatten gestellt.

Immer aber hebt ein großer Mann nach sich andere große Männer empor. Nie hat der Ruhm in einem Jahrhunderte auf einem einzigen Kopfe sich zusammengedrängt. Ueberlegene Menschen, deren Denkkraft durch edeln Ehrgeiz geschärft wird, treten immer paarweis auf, oder folgen unmittelbar in gleicher Linie auf einander. Plato ist Vorgänger von Aristoteles, wie Aristides von Themistokles, wie Marius von Sylla, wie Pompejus von Zäsar, wie Virgil von Horaz und aller schönen Geister, von denen August umringt und gelobt wurde; wie Bacon von Descartes, wie Condé von Türenne, wie Corneille von Racine, ꝛc.

Die geniereichen Männer in allen Ländern und in allen wissenschaftlichen oder andern Zweigen, haben immer paarweis ihren Weg verfolgt. Wir finden den überzeugenden Beweis davon in der Geschichte aller Völker. Ueberall sehen wir große Namen, während einigen Jahren durch Vortheil oder Ehrgeiz von einander abgewendet, zu immerwährendem gemeinsamem Ruhme sich vereinigen.

Es gibt keine auch noch so kleine Ortschaft, wo

Nacheiferung sich nicht geltend macht. Der zweite Einwohner eines Dorfes wetteifert mit dem ersten, und bis zum letzten wetteifern stufenweis alle übrigen mit einander. Es besteht eine immerwährende Konkurrenz zwischen den alltäglichsten Handwerkern, wie zwischen den ausgezeichnetsten Schriftstellern und den größten Königen.

Darum beurkundet sich kein Talent in tief barbarischen Jahrhunderten. Die glücklichsten Organisationen bedürfen einer ersten Anregung, um über den großen Haufen sich zu erheben, über kleinliche Eitelkeiten und klägliche Leidenschaften. Aus diesem Grunde ist, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, jede neue Barbarei unmöglich, und jedes Volk hat in jedem Jahrhundert einen oder einige große Männer aufzuweisen.

Wenn es auch Epochen gibt, wo unter seinen Zeitgenossen dem geniereichen Manne keine Mitbewerber sich darbieten, wie in denen, wo Tacitus oder Homer, Pascal oder Montesquieu, Corneille oder Rousseau, Göthe oder Schiller, Shakspeare oder Bacon lebten, erkennen sie sich in sich selbst, und streben durch inneren, unwiderstehlichen Drang ihrer Bestimmung zu.

Die Nacheiferung wird indessen noch gewaltiger, wenn ausser den Nebenbuhlern, hinter die man nicht zurückzustehen wünscht, man noch Feinde zu bekämpfen hat; wenn der Name, den man trägt, von anderen früher berühmt gemacht oder entehrt worden; wenn man endlich auf dem Wege des Ruhmes nur Ungerechtigkeit oder Verläumdung findet. Es ist unglaublich, insofern man nicht reiflich darüber

nachgedacht, wie viele geheime Einflüsse in den Werken oder in den Hauptverrichtungen eines ausgezeichneten Mannes vorherrschend sind.

Führen wir z. B. nur Bacon von Verulam an. Dieser berühmte Mann, Newtons Meister und Vorgänger, der den Wissenschaften durch seine Rathschläge größere Dienste geleistet, als irgend jemand durch seine Entdeckungen, hat besonders durch drei Umstände seine Erfolge sich zugesichert.

Als Mensch wie als Minister hatte er grobe Verstöße sich zu Schulden kommen lassen. Er mußte sie als Schriftsteller wieder in Vergessenheit bringen. Sein alltäglicher Name war schon der eines Mönchs gewesen, den man als Erfinder des Schießpulvers betrachtet, und dieser vor mehreren Jahrhunderten gestorbene Mönch, der immerfort in der Geschichte lebte, war sein erster und furchtbarster Nebenbuhler, den er um jeden Preis übertreffen mußte. Kristoph Kolomb hatte kurz vorher eine neue Welt entdeckt, deren Dasein alle bisherigen Systeme widerlegte, und alle Glaubens-Meinungen beunruhigte. Eine so erstaunliche Entdeckung lies tausend andere in den kommenden Jahrhunderten vorausſehen. Bacon, in der Absicht alle lebenden oder zukünftigen genie-reichen Männer sich tributpflichtig zu machen, behandelte mit Stolz die Entdeckungskunst. Bald verdunkelte er, durch seine Arbeiten als Schriftsteller den Großkanzler von England, den er wieder zu Ehren brachte, und der Ruf des einen rettete von Verruchtheit das Andenken des andern. Man mußte sagen Roger Bacon, um an einen der ersten Erfinder

des Weltalls sich zu erinnern, während man kurzweg durch Bacon den großen Mann bezeichnete.

Unter den Dingen, welche vieles beitragen zur Erweckung des Geistes, muß man auch nicht die Freude, das Glück der Gegenwart und die Hoffnung eines zukünftigen Genusses vergessen. Hoffnung ist der große Hebel aller Menschen. Glück ist nicht von langer Dauer, und nie vollkommen gewiß. Hoffen dagegen heißt genießen. Darum auch ist Hoffnung das trostreichste Besitzthum des Menschen, und fast des Lebens einzige Wirklichkeit, die ohne Bitterkeit ist.

Es gibt übrigens keinen Einfluß, dem Genie nicht irgend einen Vortheil abgewinnen könnte, wäre es auch nur, indem es nachtheilige Eindrücke bekämpft. Der Kummer der Verbannung und das Entsetzen der Kerker selbst hemmen nicht immer den Schwung einer großen Seele. In der Bastille legte Voltaire den ersten Grund zu seinem künftigen Ruhme. In der Langeweile seiner Gefangenschaft und unter der Verfolgung der Rachsucht, entwickelten sich bei La Chalotais die Talente und Tugenden, die ohne sein Unglück vielleicht immer verborgen geblieben wären.

Am meisten aber wird der Gedanke durch den Gedanken selbst erregt. Ein ideenreicher Vortrag, ein Trauerspiel von Shakspeare, Schiller oder Corneille, einige der besten Seiten Montesquieus, Humes, J. J. Rousseaus u. a. tragen in die Seele eine himmlische Anregung über, die nicht immer von Musik oder Tanz erweckt werden kann, selbst wenn die Zaubereien einer Schaubühne damit verbunden sind.

Nicht blos die Gedanken anderer, sondern auch unsere eigenen Eingebungen erwecken uns, bewegen uns auf eine geheimnißvolle Weise und erheben uns zum Schönen wie zum Großen. Nicht indem man die Feder ergreift, nicht indem man unvorbereitet eine Rede aus dem Stegreif beginnt, bieten sich starke oder großartige Gedanken dar. Der Geist will vor allem geneigt, aufgeregt, allmählig vorbereitet sein. Er kann nicht plötzlich von Trägheit zur Inspiration übergehen. In dem Maße, als die Ideen sich erheben und reifen, werden durch ihre Niederschreibung die Verstandes-Kräfte geschärft und verfeinert. Die Feder wirkt auf's Gehirn in demselben Maße, wie der Stahl auf den Feuerstein. Sie erzeugt den Funken des Genies.

Gegenwärtiger Zustand der französischen Kolonie Algier.

Erster Artikel.

Nichts ist anziehender für den Fremden, der Algier zum ersten Male sieht, als das bunte Gemisch der Bevölkerung dieses Landes. Keine Abtheilung derselben übertrifft jedoch die Juden an Umsicht und Thätigkeit. Die wohlhabendsten unter ihnen, selbst mehrere aus dem Mittelstande, kleiden sich wie Europäer; die Aermeren dagegen tragen den alttestamentlichen Bart, nebst einer Jacke und Beinkleidern denen der Mauren ähnlich. Statt des Turbans bedecken sie sich den Kopf mit einer Kappe. Die Rabbiner und andere Personen, welche in Amt und Würde stehen, zeigen sich gewöhnlich in der eigentlichen israelitischen Tracht. Die Juden-Frauen sind nicht verschleiert, wie die der Mauren, und zeichnen sich durch größere Putzsucht aus. Eine Mütze von vergoldetem Drath, die nach hinten, auf mehr als ein Klafter vom Kopf zurückfällt, macht sie den Insekten ähnlich, welche man unter dem Namen Seejungfern bezeichnet. Die mauriſchen Schönen bewahren die natürliche Schwärze ihrer Augenbraunen, während die Jüdinnen die ihrigen, nebst ihrem Haupthaar, mit Henna färben, was ihnen ein zugleich lächerliches und zurückstoßendes Ansehen verleihet.

„Ich habe am Sonnabend dem großen Feste der Ebräer beigewohnt, welches sie, zum Andenken des

Zuges ihrer Vorfahren durch die Wüste, jährlich begehen," sagt Thomas Campbell in seinen vertrauten Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand der Kolonie Algier *). „Bei dieser Gelegenheit erbauen sie, auf den flachen Dächern ihrer Häuser, Hütten von Baumzweigen, in denen Männer, Weiber und Kinder, alle in ihren schönsten Kleidern, sieben Tage hintereinander bankettiren. Von Descousses Terrasse, welche eine herrliche Aussicht über ein landschaftliches Rundgemälde von 50 Meilen (17 Stunden) im Umfang darbietet, habe ich mehrmals mit Vergnügen dieses Fest der Kinder Israels betrachtet. Durch die erleuchteten Zweige bemerkt man die aufgestellten Speisen, und die Gesichtszüge der Gäste, deren glänzender Putz oft im auffallendsten Gegensatze mit mehr als einer Armuthsspur steht. So sah ich unter andern einen jungen Ebräer, dessen Beinkleider an mehreren Stellen durchlöchert waren, was ihn jedoch nicht verhinderte, eine schöne rothe, mit goldenen Tressen besetzte Sammetweste, und einen Gürtel von gestickter Seide zu tragen. Eine an demselben Tische sitzende Frau hatte keine Strümpfe an den Füßen, dagegen ein Leibchen von Brokat und eine reiche Binde von Goldstoff, die ihren Kopf umschlang."

Die Juden bilden einen großen Theil der Bevölkerung von Oran und Bona; doch findet man sie im allgemeinen nirgends, als in Handelsstädten. In

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen unter dieser Ueberschrift im 11. und 12. Theile des Jahrgangs 1835 der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Algier bewohnen sie die schmutzigsten Häuser, wo sie so dicht zusammengedrängt sind, daß man während einer ansteckenden Krankheit, die meisten Opfer unter ihnen zählt. Von fast allen französischen Schriftstellern, die sich mit Algier beschäftigt haben, werden die Juden mit großer Nichtachtung behandelt. „Die Natur hat ihnen," sagt einer derselben, „sogar den Muth verweigert, schlechte Handlungen zu begehen." Möchte man einer so unduldsamen Aeusserung nicht die bekannte Antwort Schylocks entgegenstellen? So viel ist gewiß, daß die jüdischen Kaufleute in Algier zu den rechtlichsten gehören, und ihre Waaren oft um die Hälfte des Preises verkaufen, den die andern Krämer dafür fordern.

Nach ihrer Zerstreuung haben die Juden sich sehr leicht Algier zuwenden können, wie den übrigen bekannten Theilen der Erde. Die meisten von denen, welche jetzt diese Stadt bewohnen, stammen jedoch von den Flüchtlingen ab, welche die spanische Verfolgung, einige Zeit nach Vertreibung der Mauren, hierher geworfen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde, unter den unglücklichen Kinder Israels, die in Gefangenschaft in Spanien schmachteten, Simon Ben Smia als seines Volkes Oberhaupt, als ein zweiter Moses, mit der Eigenschaft Wunder zu verrichten begabt, betrachtet.

Eines Tages zeichnete er mit einer Kohle ein Schiff auf die Mauer seines Kerkers, und lies allen seinen in Spanien wohnenden Brüdern sagen, sich bereit zu halten, um nach Verlauf eines Monats in einem genau bestimmten Hafen mit ihm sich einzuschiffen. Und wirklich öffnete sich am Morgen des

dreißigsten Tages seines Gefängnisses Thür, man sah einer Schiffswerft ein ungeheures Fahrzeug entrollen, das fünfzigmal größer war, als das mit Kohle gezeichnete Muster, und das majestätisch von selbst dem Meere zueilte. Der heilige Ben Smia folgte diesem wunderbaren Schiffe, umringt von einer Menge Israeliten, die, seinem Worte vertrauend, mehrere tausend an der Zahl, mit ihm sich einschifften. An Bord fehlte es weder an Lebensmitteln noch an Matrosen. Die Segel entwickelten sich von selbst, ein günstiger Wind schwellte sie an, und nach einigen Tagen landete man in Algier. Die Ankommenden unterhandelten mit dem sarrazenischen Statthalter, und erhielten die Bewilligung, ruhig ihren Kultus, ihren Handel und ihre Gewerbthätigkeit, gegen Entrichtung einer vorausbestimmten Abgabe, auszuüben. Es wurde ihnen sogar das Recht zugestanden, Wein zu bereiten und geistige Getränke zu destilliren. Die Synagogen öffneten sich, und ein besonderer Friedhof nahm ihre Todten in sich auf. Der im Jahr 1390 auf Pergament geschriebene Vertrag, ist noch jetzt vorhanden in den jüdischen Archiven zu Algier, doch wurde darauf wenig Rücksicht genommen, seit die Türken der Regentschaft sich bemeistert hatten.

Unter der Herrschaft dieser letzten wurden die Juden aufs grausamste unterdrückt. Sie hatten nicht allein Beeinträchtigungen jeder Art, sondern auch die empörendsten Beschimpfungen zu erleiden. Es wurde ihnen befohlen, Kleider von dunkler Farbe zu tragen. Als ein vom Dey erlassenes Gesetz jeden Muselmann und jeden Christen nöthigte, Nachts mit einer brennenden Laterne auszugehen, zwang ein

besonderer Artikel die Juden Licht zu tragen, jedoch ohne Laterne, und auf die Gefahr, sich die Finger zu verbrennen, um die Flamme gegen den Wind zu sichern. Die Polizei machte sich ein Vergnügen daraus, den unglücklichen Israeliten, die ihr Licht erlöschen ließen, die Bastonnade zu ertheilen, oder ihnen eine Geldstrafe abzunehmen. Jeder Jude, der es gewagt, vor einem Christen oder einem Mauren, von dem er beleidigt worden, die Hand zu erheben, wurde mit dem Tode bestraft. Dagegen war es jedermann erlaubt, einen Israeliten zu beschimpfen, oder ihn mit Steinen zu werfen. Die über diese geächtete Rasse verhängte Todesstrafe war die der Verbrennung bei lebendigem Leibe. Ein jüdischer Handelsmann, der Bankerutt gemacht, wurde nicht allein zu dieser entsetzlichen Strafe verurtheilt, auch sein Diener wurde mit ihm auf den Scheiterhaufen geworfen, weil man ihn als Mitschuldigen betrachtete. Die beiden Unglücklichen wurden neben einander an den Pfahl gebunden. Da jedoch der Strick verbrannte, bevor der Diener alle Besinnung verloren, stürzte er sich verzweifelnd mitten unter die Zuschauer, die ihn wieder zurückdrängten in die Flammen.

Wer sollte nach alledem glauben, daß die Juden in Algier, weit entfernt die Türken zu verwünschen und die Franzosen als ihre Befreier zu betrachten, aus Stolz jede Anspielung auf ihre Unterdrückung unter den Türken beseitigen, und behaupten, sie seien nie so unglücklich gewesen, als man vorauszusetzen scheint. Ein ehrwürdiger Rabbiner sagte bei dieser Gelegenheit zu Campbell: „Freilich waren wir der Gefahr ausgesetzt, gesteinigt oder lebendig verbrannt

zu werden; doch hatten wir einen Schiedsrichter oder einen König, wie wir ihn noch jetzt nennen, der alle unsere Zwistigkeiten schlichtete. Vor Ankunft der Franzosen befand sich aller Verkehr in unsern Händen. Jetzt ist es nicht mehr so. Jeder reiche Jude hatte überdem das Recht, gegen eine gewisse Summe für sich und seine ärmeren Brüder sich einen Türken zu erkiesen, der ihn unter seinen Schutz nahm."

Der Name Barbaresken, den man den Bewohnern der Regentschaft Algier gegeben, rührt bekanntlich nicht von dem Worte „Barbar" her, sondern von verdorbener Aussprache des Wortes Berber. Die Berber, oder Bereber, oder Kabylen sind nämlich die Eingebornen dieses Theiles von Afrika. Auf den ersten Blick läßt sich die Tracht der Kabylen von jener der Araber nicht leicht unterscheiden. Gewöhnlich wickeln jedoch die letzten allein einen Strick von Kameelhaar um ihren Kopf, doch gibt es auch Kabylen, welche die Kapuze ihres Mantels befestigen wie die Araber. Meistentheils bekleiden sie sich aber mit einer wollenen Mütze. Ihre zerlumpten oder seltsam zusammengeflickten Mäntel sind am Gürtel befestigt, und selten tragen sie Schuhe, wie die Araber, während sie im Gefecht mit Stiefeln prangen, die mit langen Sporen versehen sind. Die Hautfarbe einiger unter ihnen ist weiß, was auf ihre vandalische Abkunft schließen läßt. Lewefon behauptet, mehrere gesehen zu haben, die sich ein Kreuz ins Gesicht tatowiren, doch sind blaue Augen und blonde Haare unter ihnen äusserst selten. Im Allgemeinen haben sie braune Haut und schwarzes Haar. Sie sind von untersetzter Gestalt, mager, doch wohl-

gewachsen und nervenstark. Ihre Gesichtszüge sind mehr gerundet, als die der Araber, und ihre Nase ist weniger grade. Die Sprache, deren sie sich bedienen, ist sehr verschieden von der arabischen, und in etlichen Gebirgs-Gegenden findet man wirkliche Nachkommen der alten Numiden, von denen das Arabische durchaus nicht begriffen wird. Man kann bei alledem voraussetzen, daß die alten berberischen und arabischen Mundarten einen und denselben Ursprung haben.

Die Frauen der Kabylen kleiden sich beinahe auf dieselbe Weise, wie die Männer. Sie tatowiren sich Aerme und Beine, färben sich die Nägel und Hände wie die Araberinnen mit Hennasaft; aber sie verschleiern sich nie das Gesicht. Jedenfalls bestätigen sie den Satz des Philosophen, der behauptete, jedes Weib sei ein den Putz liebendes Geschöpf. Können sie sich nicht Ohrringe und goldene oder silberne Armspangen verschaffen, so ersetzen sie dieselben durch Schmuck von gemeinerem Erz. Denn wie wild der Kabyle auch sei, beutet er doch mehrere Eisen-, Kupfer- und Bleibergwerke aus.

Die Lebensweise der Kabylen ist wenig verschieden von jener der Araber. In jedem Dorfe befindet sich wenigstens ein steinernes Haus für den Vorsteher des Stammes, und oft noch einige andere für die Aeltesten; des Marabut, oder der Kapelle, nicht zu gedenken. Ihre gewöhnlichen Wohnungen dagegen sind von Zweigen oder Schilf erbauet, und mit Stroh gedeckt. Sehr viele bedienen sich auch von Kameelhaar verfertigter Zelte. Sie nähren sich entweder mit Kuskusu, oder mit zerquetschtem Korn,

woraus sie Kuchen bereiten, die in heißer Asche gebacken werden. Das sind ihre besten Gerichte, denen sie noch ein wenig gehacktes Fleisch, Feigen, Liebesäpfel, Zwiebeln, langen Pfeffer und stinkendes Oel beifügen.

Die Kabylen leben fast beständig im Gebirg und in großen Wüsten, die schwer zugänglich sind, weshalb sie nie vollkommen unterjocht worden, selbst nicht unter den Römern. Die Araber hatten sie nur auf eine sehr vorübergehende Weise gebändigt, und mehrere Stämme weigerten sich nicht allein, den Türken irgend eine Abgabe zu bezahlen, sie mißhandelten sie sogar, wenn sie sich bis zu ihnen wagten. Zu Lewesons Zeiten war es zum Sprichwort geworden, wenn ein Türke sich unverschämt benahm, zu sagen: „Wollte Gott, er fiele den Kabylen in die Hände; sie würden ihm tanzen lehren.“ Mit Ausnahme des Feuergewehrs, bedienen sie sich noch derselben Waffen, wie zu den Zeiten Sallusts. Schlägt man sie auch in die Flucht, hat man sie dennoch nicht besiegt, und wenn man sie aus einem Engpasse verdrängt, kann man nichts besseres thun, als sie ihrer Wege ziehen zu lassen, ohne sie zu verfolgen, falls man sich nicht der Gefahr aussetzen will, in einen geschickt angelegten Hinterhalt zu gerathen. Sie würden ihren Feinden sehr furchtbar werden, könnten sie einig bleiben. So aber sind sie in eine Menge feindselig gegen einander gesinnter Parteien geschieden, die sich unausgesetzt bekämpfen. Manchmal ist es eine Helena, mit tatowirten Aermen, die ein neuer Paris ihrer Familie entführt, und die von ihrer ganzen Familie zurückgefordert wird. In Er-

mangelung einer solchen Veranlassung, bekriegen sie sich eines entwendeten Schafes, oder einiger Orangen wegen. Uebrigens benehmen sie sich unmenschlicher gegen ihre Gefangene, als die Araber.

Alle Kabylen ohne Unterschied bekennen sich zu Mahomets Lehre. Ihre einflußreichsten Personen sind, wie bei allen Muselmännern in der Barbarei, die Marabuten, oder die sich Gott geweiheten Heiligen, als welche ihr Name sie bezeichnet. Unter mehr als einer Beziehung hat der Marabut eine auffallende Aehnlichkeit mit dem katholischen Mönch, mit dem Unterschied, daß sein Amt sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Abd el Kader, gegenwärtiger Beherrscher von Maskara, ist der Sohn eines Marabuten, und hat die Heiligkeit seines Vaters geerbt.

Es scheint, daß einige dieser heiligen Personen wirkliche fanatische Tröpfe sind, und daß grade diese als die Günstlinge des großen Haufens, vorzüglich der Weiber, betrachtet werden müssen. Doch gibt es auch eine andere Klasse Marabuten, die ihren Einfluß durch sittliche Mittel sich erwerben, oder die desselben nur zu einem löblichen Zwecke sich bedienen, indem sie als Schiedsrichter dienen, um Blutvergießen zu verhindern, oder Almosen zu vertheilen. Die Heiligen des Islamismus werden nicht allein bei Lebzeiten sehr hoch geachtet und beinahe vergöttert, man betrachtet auch ihre Gräber als unverletzliche Heiligthümer. Die Franzosen haben mehrere dieser frommen Ruhestätten besetzt und mit unpolitischem Leichtsinn daselbst getanzt und Musik gemacht.

Die Eingebornen dieses Theiles von Afrika werden unter sehr verschiedenen gleichbedeutenden Namen

bezeichnet. Gewöhnlich verbindet man den Namen „Beduin“ mit der Idee eines Arabers. Sidi Hamdan Ben Othman Pehosa sagt, daß man ihn ebenfalls den Berebern oder Kabylen gibt. Dies Wort wird abgeleitet von Bedewe, was so viel als Landstreicher und Räuber bedeutet. Es scheint, daß weder die Araber noch die Kabylen es gern sehen, wenn man sie Beduinen nennt, und in der That verdienen weder die einen noch die andern diese Bezeichnung, selbst nicht im einfachsten Sinne, weil fast alle einen bestimmten Aufenthaltsort haben, wohin sie sich zurückziehen, wenn ein Feind sie bedrohet. Ueberdem haben die Kabylenstämme viel Gewandtheit in Handarbeiten, die sie bei einem blos nomadischen Leben nicht hätten erlangen können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Kabylen, wenn auch auf eine unförmliche Weise, alle unsere Gewerbe betreiben. Sie verfertigen Schießpulver, bebauen mehrere Bergwerke, und haben eine hinlängliche Kenntniß der verschiedenen Erze, um allerlei Waffen, Putzsachen ꝛc., nicht ohne Geschicklichkeit zu stande zu bringen. Die Franzosen überzeugten sich bald, wie weit die Geschicklichkeit dieser anfänglich verachteten Künstler gehe. Die Fünffranken-Thaler wurden auf einmal so häufig, daß man bald auf die Vermuthung der Falschmünzerei gerathen mußte. Anfänglich warf man Verdacht auf die Europäer. Aber es dauerte nicht lange, so entdeckte man die wahren Schuldigen in den Nachkommen Jubas und Jugurthas, in den armen Gebirgs-Bewohnern mit den gleichgültigen Gesichtern, die man solcher Anfertigung, die gewisse chemische Kenntnisse erfordert, unfähig gehalten.

Die Araber, Nachkommen derjenigen, welche die Barbarei zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts eroberten, unterscheiden sich von den Kabylen mehr durch ihre Gesichtszüge, als durch ihre Tracht. Jene sind ausdrucksvoll, und mehr als ein Kopf würde des Pinsels eines Raphael nicht unwürdig sein. Diese Abkömmlinge einer Rasse, die Europa Arithmetik und Algebra gelehrt, sind jetzt so unwissend, daß die meisten nicht einmal wissen, wie alt sie oder ihre Kinder sind, weil sie die Menge der Jahre nicht zu zählen verstehen. Die Araber scheinen eben nicht wohlhabend zu sein. Campbell hat nur einen einzigen gesehen, der ein Stück Musselin um seinen Kopf gewickelt hatte, doch wußte er nicht, ob er ein Scheik war, oder ein Marabut. Meistentheils bedeckt sich der Araber seinen Kopf nur mit einem Zipfel seines Haik, oder mit der Kaputze seines Bernus. Der Haik ist das Unterkleid, der Bernus dagegen ist der Mantel. Beide Stücke bilden des Arabers ganze Kleidung. Nur wenige Scheiken tragen noch eine gestickte türkische Weste und Beinkleider von Tuch, vom Gürtel bis zu den Knien reichend.

Die arabischen Frauen tatowiren sich, wie die der Kabylen. Sie färben sich ebenfalls Hände und Nägel mit Henna, doch nicht ihre langen Haare, die bald aufgelöset ihre Schultern umflattern, bald mit einem Leinwandband durchflochten sind. Sie tragen ein wollenes Kleid mit kurzen Aermeln, die sich in der Mitte verengen. Der Schleier ist ihnen unbekannt. Ein aufmerksamer Beobachter würde ohne sonderliche Mühe eine arabische Frau von ihrem Gatten oder Bruder unterscheiden, wäre es auch nur

dadurch, daß sie keinen Bart hat. Dennoch macht sich mehr als ein französischer Soldat den Vorwurf, die eine mit den andern verwechselt, und sie feindlich behandelt zu haben.

Von den hundert oder mehr Araber-Stämmen, welche die Regentschaft bewohnen, haben sich bis jetzt kaum 4 oder 5 für die Franzosen erklärt, und selbst diese dürfen noch nicht als zuverlässige Freunde betrachtet werden. Unter denen, die in der Umgegend der Stadt Algier, d. h. auf eine Entfernung von 5 bis 24 Marsch-Stunden, wohnen, hält man die vier nächsten als gänzlich dem französischen Interesse ergeben. Ein merkwürdiger Umstand, der alle ungünstigen Voraussetzungen, hinsichts des Erfolges der Kolonisirung, zu widerlegen scheint, besteht darin, daß der Stamm Beni Muka, dessen Aufenthaltsort 5 kleine Stunden östlich von Algier ist, Baumwolle und Opium bauet, und daß der nur 3 kleine Stunden davon wohnende Stamm Beni Kahlil Baumwolle, Reis und Taback pflanzt. Man schlägt die Menge der bewaffneten Männer dieses Stammes auf 1330 an. Zehn andere um die Hauptstadt zerstreuete Stämme verhalten sich eben so ruhig, und statt Feindseligkeiten zu verüben, versorgen sie den Markt in Algier mit Gemüsen und Früchten jeder Art, vorzüglich mit Orangen und sehr saftreichen Zitronen. Sie verkaufen auch Brennholz, Kohlen, Sämereien und Schlachtvieh.

Fünf Volksstämme, deren Aufenthalt östlich von Algier ist, und von denen jener der Hadguden als der zahlreichste betrachtet wird, haben sich bisher immer feindselig gegen die Franzosen betragen.

Der genannte Stamm kann 400 bewaffnete Männer ins Feld stellen. Ihr Gebiet umschließt die kleine Stadt Koleah. Selbst während der Regierung der Deys konnten diese Stämme nur als halb unterworfen betrachtet werden.

Die Neger bilden einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung von Algier. Seit undenklichen Zeiten führten Mauren und Araber im nördlichen Afrika aus dem Innern dieses Landes schwarze Sklaven beiderlei Geschlechts ein. Die Menge der in der Stadt sich befindlichen Neger kann auf wenigstens 2000 angeschlagen werden. Einige derselben sind frei. Im gegenwärtigen Zustande der Gesetzgebung ist die Sklaverei in der Regentschaft indessen noch nicht abgeschafft, und die französische Regierung hat noch keinerlei Maßregel gegen den Sklavenhandel zu Lande geltend gemacht, doch erwartet man eine solche unverweilt. Jeder Herr der seinen Sklaven mißhandelt oder gar tödtet, würde jedenfalls streng bestraft werden. Ueberdem geht die Verachtung gegen die Schwarzen in Algier nicht so weit, als in Westindien und in Nordamerika. Es gibt sogar zahlreiche Beispiele von Mauren, die sich mit Negerinnen verheirathet haben, und obschon es sich nicht ableugnen läßt, daß der Schwarze hin und wieder Stockschläge erhält von seinem Gebieter, ist er im Grunde ihm dennoch zugethan. Als einen Beweis dieser Behauptung führen die Algierer den Umstand an, daß während dem französischen Einfall nicht einer ihrer Sklaven seine Zuflucht im feindlichen Lager gesucht. Ein reicher Maure, der 24 Neger auf seinem Landgute hatte, und dem Campbell dar-

über seine Besorgniß äußerte, sagte zu ihm: „Ich besorge eben so wenig etwas Böses von meinen Sklaven, als von meinen eigenen Kindern.“

Was läßt auf eine solche Aeusserung sich erwiedern? ....

„Ich bin diesen Morgen Zeuge gewesen einer abergläubigen Feierlichkeit,“ erzählt unser Reisender, die, obgleich vom Koran verdammt, dennoch von allen Mahometanern in Algier, weissen wie schwarzen, sogar von den Juden, in Ausübung gebracht wird. Sie besteht in dem Opfer irgend eines Thieres, dessen Fleich gegessen wird, und das man einem der „Teufel“, welche gewisse Brunnen in der Umgegend bewohnen, darbietet. Die Menge solcher behexten Brunnen läßt sich nicht genau bestimmen. Einige zählen deren sieben, andere siebenzig. Wie dem auch sei, glaubt man dennoch, daß der Teufel, durch das Opfer eines Thieres mit warmem Blute, dessen Fleisch sodann gekocht und an Kranke vertheilt wird, die dadurch ihre Gesundheit wieder erlangen, sich aus seinem Brunnen locken läßt.

„Die Feierlichkeit, der ich beiwohnte, wurde am Meeres-Strande begangen. Alle Anwesende waren Neger, mit Ausnahme eines Handelsmanns von Marseille, der arabisch verstand, und der die Güte hatte, mir die Reden der Opfernden und des Opfers Beschaffenheit zu erklären. Ein schwarzer Priester, ein Unter-Diakon und zwei Negerinnen, ebenfalls zum geistlichen Stande gehörig, leiteten die Zeremonie, doch trugen sie kein religiöses Unterscheidungszeichen an sich.

„Das Opfer bestand in Geflügel. Priester und Volk heulten einen wahrhaft satanischen Gesang, und hielten, so lange das sonderbare Konzert dauerte, ihre Gesichter gegen Morgen gewendet. Man tauchte die Opfer ins heilige Meer, wie Homer sagt, wonach der Priester sie zu einem benachbarten Brunnen trug, und daselbst ihnen den Hals durchschnitt. Die Feierlichkeit beendete sich mit einem lauten Gelächter, wodurch man das Geschrei der armen Hühner zu ersticken sich bemühete.“

Unter den Stämmen, woraus die Bevölkerung von Algier besteht, darf man die Mozabiten nicht vergessen. Sie wohnen größtentheils in der Wüste, und obgleich sie augenscheinlich keine Neger sind, ist ihre Hautfarbe doch so schwarz, daß man in der That nicht weiß, welcher Rasse man sie beigesellen soll. Diese aus dem Innern kommenden Leute beschäftigen sich mit mehreren Gewerben, vorzugsweise aber sind sie Müller, Metzger und Badwirthe. Von Zeit zu Zeit unternehmen sie Ausflüge nach der Wüste, von wo sie Straußen-Federn mitbringen.

Aus der gleichen Gegend, wie die Beni Mozeb, oder Mozabiten, kommen auch die Piskaris, die Nachtwächter in Algier sind. Nach einer gewissen Stunde der Nacht findet man sie schlafend, in ihre zerlumpten Mäntel gehüllt, auf den an den Kaufläden angebrachten Bänken. Sie bilden eine Art Zunft, die sich verpflichtet, gegen eine vorausbestimmte Entschädigung, die Handelsleute gegen Bestehlung zu sichern. Ihre Wachsamkeit ist in diesem Falle so groß, daß man selten oder nie von einem nächtlichen Einbruche reden hört.

Mit Ausnahme einiger Landstriche in der Ebene Metidga und in der Umgegend von Bona, ist das Klima der Kolonie Algier gesund. Im Sommer ist die Hitze freilich groß, doch nicht unerträglich. Nur wenn der Simun wehet, empfindet man eine dem Ersticken ähnliche Bedrückung.

Werden die Franzosen diese neue Kolonie bewahren, und wenn dieser Fall sich ereignet, welche Vortheile werden sie davon gewinnen? Welches sind die Gesinnungen der Eingebornen gegen die Franzosen? Können die Vortheile, welche Frankreich von Algier zu beziehen im Stande sein dürfte, England schädlich werden? Wird endlich die Besetzung dieses Theiles von Afrika durch die Franzosen zum allgemeinen Vortheil der Gesittung gereichen?

Dergleichen Fragen lassen sich leicht aufwerfen, doch sind sie schwer zu beantworten. Wie kann man nach allem vorausbestimmen, was die Franzosen aus Algier machen werden oder nicht? Haben nicht sie selbst schon mehr als einmal ihre Ansichten und Entwürfe in diesem Betrachte verändert?....

Wie dem auch sei, muß man jedenfalls doch erwarten, daß die Franzosen Algier bewahren werden, weil ihr Nationalstolz dabei interessirt ist, der sich empört, sobald von Verlassen der Kolonie die Rede ist. Will man, daß sie Gut und Blut für dieses Landes Besitz verschwenden, braucht man ihnen denselben nur streitig zu machen. Nicht nur haben sie bisher nicht den mindesten Vortheil davon gewonnen, dieses Land kostet ihnen auch noch jährlich 35 Millionen Franken.

Die Eingebornen ihrerseits dürfen nicht hoffen,

ihre Eroberer zu verdrängen, und diese würden viel weiter vordringen können in des Landes Inneres, wenn sie ihre leichte Reiterei und ihre Berg-Artillerie vermehrten, statt hauptsächlich auf ihr Fußvolk sich zu beruhen.

Unter der Last seiner Waffen und seines Gepäcks erligend, in einer unbekannten Gebirgsgegend, und unter einem Himmelsstriche, wo man abwechselnd heftigen Regengüssen und glühender Hitze ausgesetzt ist, kann der Infanterist nicht mit Vortheil die arabische Reiterei bekämpfen, die beste auf Erden für die Art Krieg, auf welche sie einzig und allein sich einläßt. Sieht man den Araber auf schwindelnden Höhen galoppiren, wohin kein britischer Jocken sich wagen würde, glaubt man seinen Augen nicht trauen zu dürfen, und bei jeder Wendung scheint er nur eins mit seinem Pferde.

Muß man sich über etwas wundern, so ist es, daß die Franzosen in dem Kampfe mit einem so gelenkigen und gefährlichen Feinde die Oberhand behalten. Erfahrung wird sie von Jahr zu Jahr in der Art und Weise seiner Bekriegung noch geübter machen. Schon haben sie 500 arabische Reiter in ihrem Solde. Vermehren sie fortwährend dieselben, werden sie mit Leichtigkeit, wenn sie es wollen, das ganze Land erobern können.

Aber werden sie es wollen? Das ist die Frage. Bonaparte hätte darüber bald eine Entscheidung gefaßt. Statt es zu versuchen, in einer Landesausdehnung von 130 Stunden sich zu erhalten, wäre er gleich anfänglich gegen Konstantina, im Herzen der Regentschaft, marschirt.

Eine vernunftgemäße Kolonisirung der Regentschaft Algier, kann Frankreich für seine gegenwärtigen und zukünftigen Ausgaben entschädigen; doch werden noch viele Jahre vergehen, bevor es so weit kommt. Vielleicht hat man den Ertrag zu hoch angeschlagen, den man vom Indigo, von der Baumwolle, vom Zucker und von der Kochenille erwartet. Hinsichts des Getreides ist es unbegreiflich, wie ein so spärlich bewässertes Land jemals eine der Kornkammern Roms gewesen. Demungeachtet waltet kein Zweifel, daß die alten Geschichtschreiber Numidien diesen Namen beigelegt, obgleich dieses Landes angebliche Fruchtbarkeit gegenwärtig ein unerklärliches Problem scheint. In Kurzem wird Nordamerika mehr und wohlfeileres Getränke erzeugen, als man je im nördlichen Afrika zu gewinnen im Stande sein dürfte.

Dennoch kann Algier für Frankreich eine überaus nützliche Kolonie werden; doch müßte das Land erst vollkommen unterworfen sein, bevor es so weit kommen kann. Sein Berge sind sehr holz- und erzreich. Im östlichen Theile gegen Oran und Mostaganem findet man gewöhnliches und Steinsalz in so großer Menge, um damit den Bedürfnissen der ganzen Erde entsprechen zu können. Würde nächstdem noch der Wein-, Taback-, Baumöl- und Seidenbau befördert, könnten die fünf Welttheile genügendes Salatöl haben, sich in Seide kleiden, vortreffliche Zigarren rauchen und guten Wein zum niedrigsten Preise aus dieser Gegend beziehen.

Mit welchem Auge werden die Franzosen von den Eingebornen betrachtet? Offenherzig gesprochen, kann man nicht sagen, daß sie ihnen besondere Zuneigung

eingeflößt. Die Juden behaupten, daß seit die Franzosen Algier besetzt haben, aller Handel vernichtet worden. Türken und Araber beschweren sich in diesem Betrachte noch mehr, und wirklich sind die meisten von ihnen jetzt vollkommen zu Grunde gerichtet.

In der Unterhaltung sind die Mauren sehr zurückhaltend in ihren Aeusserungen über ihre gegenwärtige Gebieter. Nur ein einziger sprach gegen Campbell unverholen seine Meinung aus. Auf dieses letzten Zuspruch, ihm zu sagen, was er im Grunde seines Herzens über die Franzosen denke, entgegnete er nach einiger Zögerung:

„Ich will, wenn Ihr es nicht für ungut haltet, durch eine Gegenfrage Euch Antwort ertheilen. Was würdet Ihr von den Franzosen halten, wären sie nach England gekommen, und hätten sie die Gebeine Eurer Vorfahren, Eurer Verwandten und Freunde ausgegraben, um sie auf ein Schiff zu laden, und zum Gebrauche der Zucker-Fabrikanten sie nach Frankreich zu senden?“

Er machte in diesen Worten eine Anspielung auf die Heerstraße, welche die Franzosen mitten durch den mauriſchen Friedhof, ausserhalb dem Thore Bab el Wed, zu Algier, gebahnt. Freilich hatten die Franzosen bei dieser Gelegenheit, zur Rechtfertigung ihres Benehmens, das tirannische Gesetz der Nothwendigkeit; demungeachtet thaten sie unrecht, die Empfindlichkeit der Eingebornen zu verletzen, indem sie ihren Soldaten die Plünderung der Marmor-Turbane erlaubten, womit die am meisten verehrten Gräber geschmückt waren. Das mit Menschen-Knochen zum Gebrauche der Zucker-Fabrikanten, beladene Schiff

scheint nur figürlich verstanden werden zu müssen, wenigstens läßt sich nicht leicht bestimmen, was davon wahr oder unwahr ist.

Nicht weniger erbittert als über die Franzosen, sind Mauren und Araber auch über die Juden. „Es wird eine große Genugthuung für alle gläubigen Muselmänner sein," sagte der obengedachte Maure zu unserm Gewährsmann, wenn der Tag erscheint, wo die Angelegenheiten unsres Landes eine andere Gestalt gewinnen, an diesen jüdischen Hunden sich rächen zu können. Wie sie gleich nach dem Einmarsch der Franzosen uns beschimpft, so werden wir, unmittelbar nach derselben Entfernung, für ihre Unverschämtheit sie bestrafen."

Nach allen Aeusserungen, welche Campbell über diesen Punkt vernahm, würden entsetzliche Repressalien die Folge einer plötzlichen Entfernung der Franzosen aus der Regentschaft sein, und gewiß würden, bei der darauf folgenden Rückwirkung, alle Israeliten ihr Leben verlieren.

In Betreff der Frage: ob der Besitz von Algier durch die Franzosen für England schädlich werden könne; ob, wenn sie in dieser Kolonie einmal festen Fuß gefaßt, ihre Ausdehnung zur Rechten und Linken unvermeidlich sei, und sie in der Folge Tunis wie Marokko, Zeuta wie Gibraltar erobern würden? scheinen solche Voraussetzungen wenig gegründet.

Frankreich unterhält gegenwärtig in der Regentschaft 30,000 Soldaten, wovon jeder ihm jährlich auf 480 fl. rh. zu stehen kommt, und womit es sich in einigen wenigen Stationen auf der Küste Afrikas hält.

Erstreckten seine Eroberungen sich bis nach Tunis und Marokko, müßte es nothwendigerweise 90,000 Mann in Afrika haben, die ihm jährlich wenigstens 60 Millionen Gulden kosten würden.

Nehmen wir die Voraussetzung an, daß die Kolonie Algier für Frankreich eines Tages abträglich werden könnte, würde ihr Flor für England dennoch keinesweges nachtheilig sein. Man darf vielmehr ein durchaus entgegengesetztes Ergebniß annehmen.

Beschäftigen wir uns endlich mit der letzten Frage: Bis zu welchem Punkte kann die Besetzung von Algier durch die Franzosen zum Besten der Menschheit und der Gesittung gereichen?

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die verlängerte Besetzung der Regentschaft durch die Franzosen, zur Gesittung Afrikas den Weg bahnen wird. Algier verdankt ihnen bereits die Abstellung mehrerer schaudererregenden Martern, wie die Einführung der Künste und Wissenschaften, wodurch Fanatismus und Barbarei vermindert werden. Die muselmännische Barbarei wird allmählig der europäischen Gesittung nachgeben, und tausend wesentliche Verbesserungen werden in der Folge festen Fuß gewinnen.

Die einheimische Bevölkerung, wenn schon sie manchmal Köpfe und Gesichtszüge darbietet, die einem Gemälde patriarchalischer Sitten entsprechend sein könnten, entsetzt nichts desoweniger oft durch empörende Szenen, die man seit Langem in allen Ländern Europa's vergessen. Elephantiasis und Blindheit sind hier sehr gemein, und man darf wohl sagen, daß Elend und Krankheit in allen Straßen zu Hause sind.

Vor Ankunft der Franzosen waren die alleinigen

Aerzte einige Apotheker-Gehilfen, die ihren Prinzipalen in Italien, Frankreich, Malta, ꝛc. entlaufen waren. Jetzt besteht in Algier eine von talentvollen Männern geleitete Fakultät. Die Lehre des Fatalismus ist der Heilkunst geradezu entgegengesetzt. Ein Vater beschwor seinen verwundeten Sohn, der nothwendigen Abschneidung eines Gliedes sich zu widersetzen. Dieser gehorchte, und hoffte von Mahomet nach seinem Tode für seinen Glauben belohnt zu werden.

Nächst den europäischen Aerzten gibt es auch einige Mauren und Juden, die sich für Doktoren ausgaben, und einige bejahrte Frauen, die man als Hebammen bezeichnet. Alle diese Leute haben iedoch von Anatomie nicht den mindesten Begriff, und kennen selbst die Namen der von ihnen verordneten Arzneimittel nicht. Dr. Abernethy, in einer Vorlesung über den „Kropf", sagte, er wisse nicht, wie diese Krankheit zu heilen sei, und das beste Mittel, welches man dabei in Anwendung bringen könne, bestehe vielleicht darin, ein Stückchen zu pfeifen. So auch ist es leicht möglich, daß die den Algierern von ihrern Marabuten gegebenen Amulete die heilsamsten Mittel ihrer Apotheken seien.

Aus solcher Unwissenheit ergeben sich nothwendigerweise ungeheure Verstöße, mithin viele unnöthige Qualen für die Kranken und eine große Sterblichkeit. Es gibt eine häßliche Krankheit, gegen die den einheimischen Doktoren kein Heilmittel bekannt ist. Wer davon befallen wird, kann sich ihrer nie mehr entledigen, und vererbt sie auf seine Kinder.

Als die Pest endemisch war auf dieser Küste, rich-

tete sie entsetzliche Verheerungen an, und entvölkerte ganze Dörfer oder Städte. Die Erndten verfaulten auf den Feldern, aus Mangel an Schnittern. Die Heerden irrten sonder Hirt und Eigenthümer umher. Man stieß auf große arabische Lager, die der Tod mit seinem Schwerte getroffen, und worin die Leichen unbeerdigt unter den Zelten verweseten. Lemefra gedenkt eines Abends im J. 1787, wo man nichts als das Jammergeschrei der Beerdigungen und das Geheul der Schakals vernahm.

Muß man nach alle dem noch hinzufügen, daß der bleibende Aufenthalt der Franzosen in Algier, zum Besten der Menschheit gewissermaßen eine Nothwendigkeit ist?...

Die Franzosen haben sich bis jetzt große Fehler zu Schulden kommen lassen, und sie gestehen sie selbst mit Bedauern ein. Zeit und Erfahrung werden ihnen lehren, wie den Briten in Indien, daß die sicherste Politik darin besteht, gerecht und menschlich zu sein

Gemälde von London, aus der Luft gezeichnet.

Einer der geistreichsten lebenden Schriftsteller in England, Theodor Hook (Huck), Lieblings-Dichter der Tories und aller derjenigen, die von gutem Ton sein wollen, Verfasser der Sayings und Doings, die vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregt, hat im neuesten Heft des neuen Monats-Magazins eine Beschreibung Londons, „von oben gesehen", bekannt gemacht, worin mit einer lebendigen und pikanten Darstellung das Verdienst verbunden ist, daß man dadurch von dem heutigen Zustande der Hauptstadt der drei Königreiche einen ziemlich treffenden Begriff erlangt. Lassen wir den Verfasser selbst sprechen.

— In meiner frühesten Jugend durchkreuzte eine sonderbare Neigung mein Gehirn. Es war ein ausserordentliches, närrisches Verlangen, über das ich gegen niemand mich auszusprechen wagte. Alle Fortschaffungs-Vehikel, von der Postkutsche bis zum Tilbury, schienen mir verächtlich. Ich sehnte mich, in die Luftregion mich zu erheben, über die Erde zu triumphiren, zu sehen, wie sie unter meinen Füßen verschwinden würde. Einen Luftballon, wer gibt mir einen Luftballon! rief ich. So schrie Richard III nach einem Pferde. Die Luftkarosse schien mir die allein eines Menschen würdige Bewegungs-Maschine.

Meine närrische Neigung wurde immer mehr genährt, und entwickelte sich immer mächtiger unter dem Einflusse meines Großvaters, der vom Zipperlein

denschaft war aufs neu erwacht. Niemand kannte mich in London: eine Luftreise konnte mir also nicht nachtheilig werden und keinerlei Skandal veranlassen.

„Wo ist Wauxhall?“

— Am andern Ende Londons, in einem verlornen Stadtviertel. Der Herr ist noch nie in London gewesen?

„Nein, schafft nur eine Miethkutsche herbei.“

— Sogleich. Es ist eine gute Gelegenheit für Sie, die ganze Stadt zu beobachten, weil Sie der Länge nach sie zu durchschneiden haben.

Ich wohnte am Ende der City, gegen Whitechapel. Die beiden von einem kolossalen Kutscher gelenkten Miethgäule durchraseten in einer halben Stunde die City, die London-Brücke, den Flecken Southwark, die Straße von Westminster, den Lambeth-Spaziergang und gelangten nach Wauxhall. Ich war so sehr befangen, daß ich kaum einen Blick warf auf die durchfahrenen Straßen, wie auf die Bevölkerung der Stadttheile, die ich im Fluge besuchte. Der Einnehmer von Wauxhall war sogar genöthigt, mir nachzulaufen, um mir die 10 Schillinge zu geben, die er mir auf den ihm zugestellten Souveraind'or zurückzuerstatten hatte. Zum größten Erstaunen des Luftschiffers, wie zu meinem größten Vergnügen, eilte ich auf ihn zu, ergriff ihn an der Hand, und sagte zu ihm:

„Ich will mit Ihnen abreisen; haben Sie noch einen Platz?“

— Ohne Zweifel, entgegnete er lächelnd.

Wie groß wäre sein Erstaunen gewesen, hätte er gewußt, daß mein jetziger Besuch in der Hauptstadt mein erster sei; daß, statt in dem Labyrinth ihrer Gassen mich zu verirren, und im Einzelnen sie zu durchforschen, ich es vorzog, mich über sie zu erheben, und aus der Höhe der Luft sie zu betrachten, mit einem Blicke sie zu umfassen, bevor ich sie durch sich selbst erörtert, und darüber zu schweben, ehe ich sie kannte.

Eine gewisse Aufregung, die nicht gradezu Furcht war, die ich jedoch auch nicht für Kühnheit hätte ausgeben können, erfüllte mein ganzes Inneres. Beinahe in jeder Minute sah ich auf meine Uhr. Die auf mich gerichteten Blicke aller Anwesenden setzten mich auch in einige Verlegenheit. Ich war wirklich froh, als mehrere Kanonenschüsse das Zeichen zur Abreise gaben.

„Wollen Sie einsteigen?“ fragte der Luftschiffer. „Der Augenblick ist erschienen.“

Ohne zu antworten, stieg ich ein. Die Empfindung, welche mich bewegte, war ausserordentlich und neu. Gleich einem Amphibium berührte ich noch die Erde, obschon die ungeheure Maschine, die mich mit sich fortreissen sollte, mich einer wenig angenehmen Schwankung aussetzte. Der Zuschauer verworrenes Geschrei betäubte mich, und ich weiß nicht, ob die Bläße meines Gesichts bemerkt wurde, als Green seine Fahne bewegte, und mich einlud, ein Gleiches zu thun.

„Wollen Sie meinem Rathe folgen,“ sagte er, „so lassen Sie sich in der Gondel anbinden. Sehen Sie, da sind zwei zu solchem Zwecke eingerichtete

Seile. Alle, welche mich bisher begleitet, haben solcher Vorkehrung sich unterworfen, und dabei sich gut befunden.“

— Was, rief ich entrüstet, anbinden? Ich fürchte mich nicht.

„Daß Sie sich nicht fürchten, glaube ich recht gern. Aber die plötzliche Luftveränderung hat immer eine Ohnmacht zur Folge.“

Ich zeigte mich befriedigt von dieser Erklärung, und zwar mit eben so großer Leichtigkeit und ruhiger Haltung, als ein Parlamentsglied, das dem allgemeinen Hasse in einer öffentlichen Rede überantwortet wird. Ich lies mich fesseln.

Wir erhoben uns schnell. Eine neue Kanonen-Salve und neues Beifall-Geschrei begleiteten uns in der Luft. In wenigen Minuten bewegten die Bäume von Wauxhall ihre Wipfel unter unsern Füßen. Alles schien zu fallen, und in dem Maße, als wir uns erhoben, mit ausserordentlicher Schnelligkeit zu fliehen. Ich verspürte einen sehr unangenehmen Kitzel unter der Fußsohle. Der zweite Luftballon schwebte in geringer Entfernung von dem unsrigen. Ein ziemlich starker Luftzug riß uns mit sich fort, und lies uns dem Laufe der Themse folgen. Welch Schauspiel. Die Riesenstadt entwickelte sich unter unsern Augen gleich einer ungeheuern Landkarte. Der von Erstaunen mir entrissene Ausruf unterrichtete den Luftschiffer bald von meinem Reise-Noviziat.

„Sie sehen also London zum ersten Male?“ fragte er.

— Ja, und ich konnte wahrlich keine bessere

keine auſſerordentlichere Gelegenheit, wie keinen wünſchenswertheren Führer finden, um es zu ſehen.

„Wenn dem ſo iſt,“ entgegnete er, „wollen wir keinen Ballaſt auswerfen, und uns in geringer Höhe über der Stadt erhalten. Der groſse Koloſs der Geſittung und der Gewerbthätigkeit wird dann ſtufenweis unſerer Beobachtung ſich darbieten.“

Wir ſchwebten dahin, wie ein Pfeil, und ſchon waren mehrere Brücken unter uns vorübergeflogen. Als wir Blackfriars nahe waren, fiel plötzlich der Wind, und wir ſchwebten ruhig im Raume. Der gewöhnliche Schritt eines Mannes hätte mit unſerm Gange wetteifern können. Von Bankſide bis zur Kirche des Erlöſers flogen wir noch langſamer.

„Wie herrlich!“ rief ich. „Der Stolz eines Briten muſs mächtig angeregt werden von einem ſolchen Schauſpiel. Alles was ich ſehe iſt ſehr groſsartig. Hier ein Dampfſchiff, das ſeine langen Rauchwirbel zu uns emporſteigen läſst. Dort ein anderes, das ſich langſam fortbewegt, und deſſen Verdeck mit Reiſenden befrachtet iſt. Weiter unten, nahe an der Brücke, jene Fregatten, die einen vor Anker ligend, die andern mit vollen Segeln dahineilend. Des Handels ganzer Prunk iſt hier, und hinter dem Maſtenwald erwarten die Backſteinhäuſer der City ohne Zweifel groſse Waaren-Ballen von allen Theilen der Welt. Der Gewerbthätigkeit Bewegung iſt überall bemerkbar. Dieſer groſse Fluſs, ſo blau und ſo ſchnell ſtrömend, und die gewaltigen Brücken-Pfeiler, welche ſeine Fluth zertheilen, verkünden ſehr erkenntlich den unermüdlichen Boten der Weltgeſittung. Wo iſt, ich bitte Sie, der Thurm

(Tower) von London? Wo ist Whitehall? Wo ist Westminster?"

— Fragen Sie nicht zu viel auf einmal. Ihre Ungeduld läßt mir nicht Zeit zum Antworten. Sie können sich glücklich schätzen, daß der Wind gefallen ist, und wir nur langsam uns fortbewegen. Ein etwas starker Luftzug wäre genügend gewesen, um während ihrer Tirade uns weit zu entführen von den Denkmälern, deren Sie erwähnt.

Der Thurm ist da drüben, zu ihrer Rechten: dies große, viereckige, gothische, mit einem Kranz und mit Schießscharten versehene Gebäude, über das eine rothe Fahne wehet; furchtbare Festung, immer düster und drohend, die noch die blutige Wildheit unserer alten Jahrbücher zu versinnlichen scheint. Eine Menge Fahrzeuge verbirgt Ihnen den Eingang des Thurmes.

Dahinter zeigen sich die großen Docks von St. Katharina und von London. Dort konzentrirt sich die ungeheure Bewegung unsers Seehandels. Ganz in der Ferne, jenseits dem London-Dock, hat man den berühmten Tunnel gegraben, jenen unterirdischen Weg, der bestimmt ist, eine Brücke zu ersetzen, die, der Hochbord-Schiffe wegen, an dieser Stelle nicht erbauet werden kann.

„Welch ein Wald spitzer Glocken-Thürme und Denkmäler, die alle von eckiger Gestalt sind, beherrscht die Menge der Häuser mit flachen Dächern?"

— Sie sind nicht in Italien, und der Thurm der nördlichen Kirche ist, wie ein deutscher Schriftsteller sagt, der gegen den Himmel deutende Zeigefinger. Aber legen Sie ein wenig Ordnung in Ihre Beobachtungen. Folgen Sie vom Thurm immer rechts

hinan, dem vor Ihnen sich zeigenden linken Ufer der Themse.

Jene dreifache Säulenreihe ist das Zollgebäude, das man in dem Maße hat erweitern müssen, als unser Handel sich entwickelt und vergrößert hat. An der großen Brücke, fast unter unsern Füßen, öffnet sich Billingsgate, vor welchem so viele Barken sich bewegen. Da versorgt London sich mit Fischen, und mischten sie sich unter die dortigen Syrenen und Tritonen, könnten Sie mit Muße eine unglaubliche Mundart studieren, mit entsetzlichen Verwünschungen bereichert, die der Bürger von London nicht immer begreift.

Hinter Billingsgate erstrecken oder vielmehr schlängeln sich 30 kleine, schmutzige, mit Theer- und verfaultem Fischgeruch angefüllte Straßen, Zufluchtsorte des ärmsten und elendesten Theiles der Bevölkerung Londons.

Jene riesige Brücke, die so majestätisch den großen Fluß überwölbt, ist die neue London-Brücke, die nicht weniger als 928 Fuß lang und 53 Fuß breit ist. Jeder ihrer fünf halb eiförmigen Bogen hat 152 Fuß Oeffnung, und Sie werden sich nicht wundern, wenn Sie erfahren, daß dies Granit-Denkmal zwei Millionen Pfund Sterling (24 Millionen fl. rhein.) gekostet.

Etwas mehr rechts, in Mitte jener röthlichen Häuser, bemerken Sie eine kühne Säule, die zum Himmel einen Kupfer-Globus erhebt, von dem die Sonne in Sternen zurückstrahlt. Es ist das Monument, das Pope einen gigantischen Lügner nennt. Es verkündet der Welt, daß die Katholiken die Stadt

London in Brand gesteckt, obgleich es erwiesen ist, daß sie einer solchen That sich nie schuldig gemacht. Sie können morgen an seinem Sockel die verläumderische Inschrift lesen, die ihnen dies Verbrechen aufbürdet, das von allen rechtschaffenen Geschichtschreibern wiederlegt wird.

Bewundern sie die solide Regelmäßigkeit, welche die neue London-Brücke auszeichnet, ihre hohen Brustmauern, ihre weiten Bogen. Sie werden von demselben Karakter betroffen, wenn Sie alle übrigen Denkmäler unserer Hauptstadt in der Nähe betrachten.

Fragen Sie nicht um die Namen aller dieser mit dünnen Thürmen besetzten Kirchen, die sich vor unsern Augen erheben, und die mit so großer Verschwendung durch die ganze Stadt zerstreuet sind. Sie können mit der Majestät der deutschen Kirchthürme nicht verglichen werden. Doch stehen ihre Bogengräte und ihre scharfen Spitzen mit der Strenge des Christenthums in vollkommener Uebereinstimmung.

Lassen wir jetzt unsere Blicke auf diesem Chaos dunkelrother Häuser ruhen, deren Einförmigkeit die Themse, wie ein breites blaues Band, durchbricht. Benutzen Sie die wenigen Minuten. Unser Luftschiff wird bald von dem bereits sich verkündenden Zuge entführt werden. Jene andere Brücke, da zur Linken, ist die von Southwark, aus drei ungeheuern Bogen von gegossenem Eisen bestehend. Der Mittel-Bogen hat 240 Fuß Oeffnung; die beiden andern haben jeder nur 210 Fuß. Dies kühne Bauwerk ist

von dem Ingenieur Rennie aufgeführt worden, und hat 400,000 Pf. Sterl. (3,600,000 fl.) gekostet.

Die St. Paulskirche erhebt sich etwas weiterhin: eine edle und großartige Masse, deren italischer Karakter jedoch zu unserm nordischen Klima nicht paßt. Runde Tempel, von feierlicher Zierlichkeit, scheinen nur geeignet, um unter einem immer heitern Himmel sich zu erheben, der genau alle ihre Architektur-Schönheiten, den ganzen Luxus der Bildhauerei, hervorhebt.

Es ist ein unangenehmer Gegensatz zwischen der über London lastenden Dunstmasse und jenem zierlichen Säulen-Gange, zwischen dem gerundeten Dom und den scharfen Spitzen jener tausend den Nebel durchdringenden Thürme. Der kleine lächerliche Kirchthurm der St. Klemens-Kirche, den sie dahinten, jenseits der Brücke, bemerken, macht eine größere Wirkung, als die ungeheure Masse von St. Paul.

Wäre ich Alterthumsforscher, würde ich mich umständlicher auslassen über jene sonderbare, von Alfred dem Großen auf den Trümmern eines dänischen Gotteshauses erbaueten Kirche, die ein seltsames Durcheinander der toskanischen, jonischen und zusammengesetzten Ordnung darbietet. Mit ihrem viereckigen, von einer achteckigen Haube gekröntem Thurm, über welcher letzten sich eine sechseckige Spitze und endlich eine viereckige Nadel erhebt, sollte man glauben, ein Domino-Gebäude zu erblicken.

Wir sind zu sehr entfernt, um den Thurm und die Auszackungen von Westminster zu erkennen. Es ist da unten, am Saume des Gesichtskreises, nahe bei den Trümmern des Unterhauses und bei dem von

den Flammen verschonten Oberhause, das die von O'Connell geleitete Volksmeinung allaugenblicklich verschlingen zu wollen scheint.

Aber, sehen Sie da, ein neuer, schnellerer Luftzug führt uns grade nach dieser Seite. Ich hoffe, wir werden über den Docks dahinschweben. Geht es so fort, werden wir uns bald zehn Stunden von hier, über dem Chelsea-Spital, befinden. Was betrachten Sie so aufmerksam?

„Das ärmliche rechte Themse-Ufer, das mit kleinen, niedrigen und elenden Häusern ganz bedeckt ist. Welch ein Kontrast zwischen ihnen und der Handelspracht des entgegengesetzten Gestades.“ ...

— Unter der Regierung der Königin Elisabeth hatte ganz London solch ein Ansehen. Sie werden gestehen, daß wir in zwei Jahrhunderten nicht schlecht gearbeitet haben. Sehen Sie da unter sich die griechischen und ägyptischen Säulengänge. Wir sind jetzt grade über dem Gebäude London's, das die meisten und großartigsten Erinnerungen in sich vereint, nämlich über Westminster.

„Wie nennt man den Palast mit den beiden Domen, der einem von Austerschalen zusammengesetzten Gebäude nicht unähnlich ist?“

— Es ist die noch nicht beendete National-Gallerie.

„Und jene lange Kutschenreihe, die ich zu bemerken glaube?“

— Wäre Ihr Auge an diese hohe Region gewöhnt, würden Sie nicht allein die Kutschen bemerken, sondern auch eine Prozession kleiner Ameisen, die sich nach Westminster begibt. Diese Amei-

Fen sind unsere großen, dem Parlament zuströmenden Politiker. Jenes unbemerkliche Atom, das auf dem Fußwege längs den Häusern fortkriecht, gleich einer Milbe auf einem Bande, ist Lord John Russell, den einige den Retter, andere den Vernichter ihres Landes nennen. Der kleine Aschenhaufen da vorn bezeichnet die Ueberreste des Unterhauses.

„Wo denn halten die ehrenwerthen Mitglieder jetzt ihre Sitzungen?“

— Die Pairs, eben nicht in besonderer Gunst stehend, haben ihren Versammlungssaal den Gemeinen abgetreten, und haben sich in den sogenannten gemalten Saal, einer langen, düstern Kajüte, zurückgezogen, deren Armuth den Verfall der Pairs des Königreichs anzudeuten scheint.

Aber alle Teufel, wir fliegen schon wieder in einer andern Richtung. Der Wind ist heute sehr veränderlich. Sehen Sie da unter uns den Regents-Park, einen gewaltig großen Garten, worin alle Baustyle vereinigt sind, ausgenommen der englische. Bewundern Sie die moskowitischen Dächer des Sussex-Palastes, die Säulen-Gänge von York, Clarence und Cornwall, die an die Bauten von Versailles erinnern. Weiterhin zeigen sich tausend kleine Häuser von anmaßlicher Einfachheit. Es gebricht diesem unförmlichen Durcheinander aller Bauarten an nichts, als an den schwebenden Gärten von Babylon. Dieser See ist einem Teiche nicht unähnlich, und sein vorzüglichster Schmuck ist jener große Stein-Pudding, den man das Kolosseum nennt, und den die Straßen-Gaffer mit dem Kolyseum in Rom verwechseln.

Betritt man ihn, so sieht man, um viertehalb Schellinge (2 fl. 6 kr.), eine Sennhütte, Kolibris, eine Bank von St. Helena, zwei Dachrinnen, die man Waldbäche nennt und einen armen angeschlossenen Adler, der die Flügel bewegt mit einer Majestät, welche im Grunde nur Langeweile ist. Zu diesen Kuriositäten gesellt sich ein Panorama der Stadt, von der Höhe der St. Paulskirche gesehen. Sie können morgen, unter mattern Farben, unser lebendiges und blühendes Rundgemälde von heute wiederfinden. Etwas zur Rechten zeigt sich das Opernhaus. Die Menge drängt sich davor. Denn der kleine schwarze Punkt, welchen Sie dort bemerken, ist Menschen-Gewühl. Der weiße Fleck grade gegenüber ist die Schaubühne von Haymarket.

„Aber vor Haymarket sehe ich niemand.“

— Nein; das Theater ist tod, seit das Parlament sich bemühet, den britischen Schaubühnen Leben und Zudrang zu verleihen. Es gehört jetzt zum schlechtesten Ton, einem englischen Lustspiel beizuwohnen.

„Wie schnell wir fliegen.“

— Ja, wir sind schon über Green-Park, dem Lieblings-Spaziergange König Karls II, hinweg.

„Was ist das für ein sonderbares Gebäude, dem wir näher rücken? Es scheint ein ungeheures Oelgefäß mit sechs Abtheilungen.“

— Ein Oelgefäß? Der Baukünstler würde für die Vergleichung Ihnen Dank wissen. Es ist das Straf- und Besserungshaus, ein Gefängniß neuer Art, wo man es unternimmt, Mord durch *schmale* Kost zu verhindern, wo man eingefleischten Betrü-

zern den Wein mit Wasser vermischt. Was Sie für Oelkrüge ansehen, sind Thürme, worin die Verbrecher ihre Strafe erleiden, mit Sehnsucht den Augenblick erharrend, dafür sich zu entschädigen.

„Wie schnell wir abwärts kommen.“

— Sie haben recht. Wir lawiren gegen King's-Bench, dem großen Verhafthause dahinten, das einer Mausefalle nicht unähnlich ist. Werfen Sie den Blick auf diese lange, mit weißen Häusern besetzte, und durch eine Säule, die oben eine Statue hat, beendete Gasse. Sie unterscheiden eine Menge rother, blauer, weißer und schwarzer Punkte. Es sind Frauenzimmer, die den Kaufladen von James und Holwall ihren Morgen-Besuch abstatten, um Bänder, Blumen, Hauben und andere Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens sich zu verschaffen. Sie verwenden des Tages Hälfte zu dieser ernsten Beschäftigung, während der Mann eine kleine Reise nach Paris oder in die Schweiz macht, insofern man der Behauptung seiner Freunde Glauben schenken darf. In Wirklichkeit aber kann er die traurigen Pforten der Mausefalle nicht verlassen.

Sehen Sie dort ein Kabriolet, dessen raschen Lauf und braunes Dach ich erkenne. Es durcheilt Pall-Mall, und verkündet mir, daß noch ein Ehemann betrogen wird. Während der edle Lord, eingesperrt in seine mit zwei Pferden bespannte Kutsche, dem Oberhause zurollt (ich bemerke ihn in Nähe von Westminster), stattet ein junger Garde-Offizier, von jenem glänzenden und schnellen Kabriolet umschlossen, seinen Morgen-Besuch dem guten Herrn ab, den er nicht zu finden hofft.

„Sie sind ein scharfer Beobachter. Tausend Dinge werden von Ihnen bemerkt, die mir entgehen. Wollen Sie mir sagen, was Pall-Mall ist?“

— Diese breite, kurze Straße, die durch einen großen unregelmäßigen Platz beendet wird.

„Mit einem Spital am Ende?“

— Mit einem Spital... Sie wollen scherzen. Es ist die Wohnung unserer Könige. Es ist St. James-Palast. Freilich muß man gestehen, daß kein König in Europa eine so traurige Behausung hat. Wir fliegen schnell, und werden uns bald über dem eigentlichen Palaste befinden, der den wirklichen König der neuern Völker beherbergt, über der Bank. Was halten Sie davon? Auf der einen Seite eine Façade von 360 Fuß Länge, auf der andern von 440 Fuß, auf der dritten von 410 und auf der letzten von 420 Fuß. Neue Höfe, eine Bibliothek, eine Buchdruckerei, eine Kupferstich-Werkstatt, Gemächer ohne Zahl, griechische und römische Säulengänge: alles was die alten Völker dem Ruhm und dem Heldenmuthe gewidmet haben würden, wir geben es der Macht des Goldes. Hier ist das Herz der Nation, dessen große Ader der Handel ist.

Der schwarze viereckige Klotz mehr zur Rechten ist Mansion-House, mit seinem Tory-König und seinem revolutionären Rath. Der kleine weiße Punkt in größerer Ferne ist, was man das ostindische Haus (East-India-House) nennt, ein Palast von 24 ehrlichen Kaufleuten bewohnt, die über das Geschick von hundert und etlichen Millionen Menschen verfügen, und zu gleicher Zeit Thee verkaufen. Gegen Mitternacht bemerken Sie einen leeren Raum?...

„Ja, eine Art Gitter.“

— Sie irren sich. Was Sie für ein Gitter halten, ist unser großer Viehmarkt, der die Stadt verpestet, und dessen Verlegung die Bürger von London dennoch nicht zugestehen wollen. Voriges Jahr waren sie auf dem Punkte sich zu empören, weil man ausserhalb London einen schicklicheren Markt, nebst bessern Schlachthäusern anlegen, und jenen Sammelpunkt gefährlichen Unraths in Mitte einer volkreichen Stadt, beseitigen wollte.

Das große Gebäude da drüben ist Guild-Hall, Palast der Bürger-Zünfte, die darin sich versammeln, zur Wahl ihrer Scheriffs, oder um lange Reden zu halten, Gesundheiten zu trinken, Schildkrötenbrühe zu schlürfen und eine gewisse Menge Verrichtungen, die nicht minder bemerkenswerth sind, in Ausübung zu bringen.

Das dicht daneben befindliche zierliche Gebäude ist die Post, deren Direktor, Lord Lichfield, ehemals ein gewaltiger Jäger und jetzt von der Gicht geplagt, in Verfolgung von Hasen und Dammhirschen sich ermüdet hat, die zu schnell davon liefen. Er hat es jetzt übernommen, Briefe und Depeschen zu befördern, die nie früh genug ankommen.

„Armer Lord Lichfield! Ihr Scherz fällt auf ihn aus ziemlicher Höhe.“

— Scherzen? Darüber bin ich weit erhaben.

„Sind wir nicht über Alles erhaben?“

— Ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie die Kaltblütigkeit eines Luft-Schiffers gewinnen, und habe große Lust, die sie umschlingenden Bande zu lösen.

„Recht gern; doch warum drehen wir so stark um?“

— Nichts als ein kleiner Kampf sich entgegengesetzter Winde, die uns ein wenig tanzen lassen. Wir sind jetzt grade über dem Monument, das einem brennenden Lichte nicht unähnlich ist. Der Richtung des Luftballons nach werden wir dem obern Ende des Strand uns nähern, dieser endlosen Straße, welche die ganze Stadt durchschneidet, hier Fleet-Street, weiterhin Strand geheißen; die durch Charing-Croß geht, an den Mauern von Whitehall vorüberführt, bis zur Westminster-Abtei sich ausdehnt, und selbst da noch nicht ihr Ende erreicht. London ist die einzige Stadt, die so ungeheurer Straßen sich rühmen kann.

Wenden Sie z. B. die Augen rechts, und bemerken Sie jene breite Furche, die im offenen Lande beginnt, und die nach und nach zu beiden Seiten von Häusern und Kaufladen eingeschlossen wird. Es ist Milend. Unter diesem Namen ist die Straße beinahe zwei Stunden lang und zwei andere Stunden unter dem von Whitehall. Sie verengt sich in der City, erweitert sich wieder als Cheapside, steigt durch etwas engere Gassen bis nach Holborn hinan, vergrößert sich fortwährend bis zur breiten Oxford-Straße, und verliert sich gegen Hyde-Park abermals im offenen Lande, nach einer Weglänge von 9 ½ Stunden. Unser Regents-Park, über den wir so schnell hinweggeschwebt sind, hat auf einem Punkte 2 Stunden im Durchmesser, anderthalb Stunden auf einem andern, und sechstehalb Stunden im Umfang.

„Die uns hin- und herwerfenden Winde haben uns wieder dem Tower genähert. Es ist mir, wie wenn ich Löwen brüllen hörte in ihren Käfichten.“

— Sie irren sich. Unsere nationalen Löwen sind Sparsamkeitshalber verkauft worden, und in der königlichen Menagerie befinden sich keine andern Gäste, als ein Affe und ein Papagei. Sie können hier übrigens, wenn Sie wollen, eine Menge angeblicher geschichtlicher Lappalien bewundern: eine Erdkugel, ein Diadem und Wachsfiguren; einige jener alten Kleinigkeiten Großbritanniens, auf die man so vielen Werth legt.

Welche Bewegung in dieser City, der wir zu schnell entschweben. Endlich befinden wir uns über den Docks, diesem großen Sumpfe, der ein so herrliches, ein so belebtes Ansehen hatte, als unsere westindischen Kaufleute noch etwas waren. Jetzt verfaulen die schönsten Schiffe in den Docks, und bald werden die Londoner Tagdiebe darin mit der Leine angeln.

Leeren wir ein Glas Scherry, und trinken wir auf der Frauen Wohlergehen. Unser Ausflug nähert sich seinem Ende. Sie haben die Droschkis und die Tilburys den Regent-Park durcheilen, die engen Hüte unserer Schönen mit Mühe ihre blonden Haare bergen, und die Leute von gutem Ton auf den Fußwegen von Pall-Mall sich durchkreuzen sehen. Sie haben bemerkt, wie die neugierige und geschäftige Menge auf denen der Oxford-Straße sich gedrängt; wie fröhlicher Sonnenschein alle die rothen und braunen Häuser dieser Stadt erleuchtet, die ein Königreich ist; wie die prächtigen Paläste der Regent-

Straße vor uns ihre Säulengänge entfaltet, und wie die unzähligen Eisengitter der Weltstadt, wo es mehr Gitter als Freiheit gibt, auf allen Seiten die dunkeln Laubdächer der Gärten, die massiven Gebäude von behauenem Stein und von Backsteinen, die Denkmäler und sogar die Küchen der großen Herren umspannt.

Gestehen muß man, daß in alledem etwas unermeßliches ist. Und dennoch wird man mehr von dieser Bewegung und von dieser Größe durch Nachdenken, als durch die Sinne betroffen. Wer nicht überlegt, muß London elend finden. Seine Wunder fallen weniger dem Bereiche der Augen als dem der Verstandeskraft anheim.

Indem er diese Worte sprach, fühlte ich mich von einer empfindlichen Kälte ergriffen. Wir befanden uns auf einmal in einer nebeligten Atmosphäre, der wir jedoch bald entgingen. Die Sonne schien im hellsten Glanze. Ich wollte nach der Erde schauen. Sie war verschwunden. Unförmliche Wollen-Ballen häuften sich zu meinen Füßen über einander. Wir schwebten über den Wolken. Ein zweites Glas Scherry belebte mich, und ich sah meinen Luft-Steuermann mit den zum Hinablassen erforderlichen Vorkehrungen sich beschäftigen. Ich verspürte keine neue Anregung mehr, und gewahrte bald die Brücke von Hammersmith, die mein Begleiter mir andeutete.

„Was sind das für große Spargel, die ich da unten sehe?“ fragte ich ihn.

— Es sind die schönsten lombardischen Pappel-Bäume. Sehen Sie Kew und seine herrlichen Gär-

ten, dieſen Vergnügungsort der jungen engliſchen Prinzen; ſehen Sie Richmond-Hill, den Lieblings-Spaziergang der Bürger der City?

„Ich ſehe das alles, und wenn ich nicht irre, ſind wir ſechs oder ſieben Stunden von London entfernt.“

— Richtig gerechnet, und nehmen wir uns nicht in Acht, können wir auf eines der von dem berühmten Cobbett mit rothen Rüben bepflanzten Felder gerathen.

„Wo ſind ſie?“

— Dies kleine rothe Haus zu Ihrer Rechten iſt das von ihm bewohnte. Begrüßen wir die Wohnung eines der am beſten begabten Männer des neuern Englands, der eben ſo viele Vorurtheile als Vernunft, eben ſo viele Leidenſchaften als Talent hatte. Wie oft habe ich ihn zu Fuß, in ſeinem grauen Rock mit breiten Schößen, ſeinen Beinkleidern von gelblichem Kaſimir, und die Hände in den Taſchen, einherſchreiten ſehen. Warum hat er ſeine ländlichen Beſchäftigungen und ſeine geliebte Meierei verlaſſen? Das Unterhaus, das ſeinem Rufe nicht gedient, hat ſeine Geſundheit vernichtet, und ſeinen Tod beſchleunigt: auffallendes Beiſpiel eines Grolles, der durch ſein ganzes Leben gedauert, und der ſelbſt an des Grabes Schwelle nicht erloſchen iſt. — Wir müſſen den Ballon wieder ſteigen laſſen, wenn wir nicht an den Baum-Zweigen hängen bleiben wollen.

Der Luftſchiffer warf ein wenig Sand aus, und ſolche Vorkehrung gab unſerm Schiffe ſeinen Schwung

wieder. Wir streiften über eine Hecke hin, und berührten, wie der Riese des Alterthums, unsere nährende Mutter, um von ihr neue Kräfte zu begehren.

Einige Stunden später trafen wir in Vauxhall ein. Ein wärmender Punsch floß in unsere Adern, und als letztes Ergebniß unsers philosophischen Ausfluges gestanden wir beiderseits, nachdem wir eine so hohe Stellung eingenommen, daß wenn der alltägliche Menschen-Haufe den Großen der Erde klein und geringfügig scheint, die Großen für die, welche sie von oben sehen, ebenfalls ein sehr unbedeutendes Ansehen haben.

Die Königs-Mörder neuerer Zeiten.

Letzter Artikel.

Während seinem Verweilen im Auslande, war Ludwig XVIII mehreren gegen sein Leben gerichteten Komplotten ausgesetzt. Seine Regierung dagegen war vollkommen ruhig. Zwei- oder dreimal wurde in dem von ihm bewohnten Schlosse in Mietau Feuer angelegt. Eines Tages, als er am Fenster stand, berührte eine Flintenkugel sein Haar. „Zwei Linien tiefer," rief er, „und Frankreichs Thron war erledigt."

Im Juli 1804 entdeckte man ein zu Warschau angesponnenes Komplott, dessen Zweck darin bestand, zu gleicher Zeit den Grafen von Artois (später Karl X), den Herzog und die Herzogin von Angoulême zu vergiften. Man ist nie im Stande gewesen, bis auf den eigentlichen Grund dieses Unternehmens zu gelangen.

Der letzte von Frankreich erzeugte Fanatiker, ist Louvel. Wie Ravaillac und Clement, gehörte er zum untersten Stande. Gleich ihnen hatte er, von unwiderstehlichem Drange angetrieben, jahrelang das Verlangen genährt, einen Prinzen zu tödten. Wie sie blieb er nach vollbrachter That ganz ruhig, indem er behauptete, sich für Frankreich aufgeopfert zu haben.

Verschwörungen haben mit Blut fast die ganze Geschichte Großbritanniens besudelt; doch beginnt politischer Mord erst unter der Königin Elisabeth eine Rolle zu spielen, als diese stolze und furchtbare

Frau alles sie umringende zu zermalmen sich bemühete. Die zahlreichen Prozesse, die so viele ausgezeichnete Opfer auf's Blutgerüst schickten, knüpfen sich an überwiegende Interessen, oder an ehrgeizige Entwürfe, die alle scheiterten. Wir mögen uns nicht ausführlicher darüber einlassen.

Margaretha Lambrün, die zuerst ihre Gebieterin, Maria Stuart, hatte hinrichten sehen, und deren Mann aus Kummer über diese That gestorben war, beschloß die Königin umzubringen. Sie verkleidete sich als Mann, bewaffnete sich mit zwei Pistolen und drang in den Palast. Aus Uebereilung lies sie eine der Pistolen fallen. Sie wurde ergriffen und von Elisabeth selbst verhört. Es war das einer der schönsten Augenblicke im Leben dieser zugleich gefallsüchtigen und grausamen, despotischen und kleinlichen Monarchin.

„Ihr habt also geglaubt, sagte sie zu der ihr vorgestellten, daß Eure Liebe zu Eurer Gebieterin und zu Euerm Gatten es Euch zur Pflicht mache, mich zu tödten? Und welches glaubt Ihr, daß meine Schuldigkeit ist?“ ...

Margaretha antwortete mit derselben Kälte: Will Eure Majestät mir erlauben, Sie zu fragen, ob Sie als Königin oder als Richterin mit mir spricht?

„Als Königin.“

— Die Königin muß mich begnadigen.

„Welche Gewährleistung gebt Ihr mir, daß Ihr meine Nachsicht nicht mißbrauchen, und später mir nach dem Leben trachten werdet?“

— Eine Begnadigung unter solchen Bedingungen

wäre einer Königin nicht mehr würdig. Möge Eure Majestät Richterin sein.

„Seit den 30 Jahren meiner Regierung," rief Elisabeth, „ist das die erste Lektion dieser Art, die man mir ertheilt."

Die Begnadigung wurde ohne Rückhalt zugestanden. Man brachte die Schottländerin nach Frankreich, wo sie bis zu ihrem Tode blieb.

Der schwache, unglückliche Jakob I, der sich vor einem bloßen Degen fürchtete, und der deshalb nicht einmal den Muth hatte, jemand zum Ritter zu schlagen, war nichts desto weniger mehreren von Fanatismus angesponnenen, Komplotten ausgesetzt, deren sonderbare dramatische Verschlingung alle Geschichtschreiber in Verlegenheit gesetzt.

Die erste dieser Verschwörungen, die Gowries, gleicht allen Komplotten des Mittelalters. Man findet in ihr Rachsucht, ehrgeiziges Verlangen, aristokratische Wuth, doch keinen Fanatismus. Der König, der sich damals Jakob VI nannte, lies sich in Gowries Haus locken durch einen jungen Adelichen, der ihm sagte, man habe sich eines schottischen Priesters versichert, der ein goldenes, mit fremden Münzen gefülltes Gefäß getragen.

Jakobs Habgier erwachte. Unbesonnen genug, obschon er hätte Verdacht schöpfen sollen, betrat er das entlegene Gebäude. Der Verschworenen Zweck war, seiner Person sich zu versichern, um ihn entweder in dem festen Schlosse Farneastle gefangen zu halten, oder ihn zu tödten. Man ist nie im Stande gewesen, über diese Sache genügendes Licht zu verbreiten.

Der immer bedürftige König, dessen Wünsche seine Mittel überstiegen, lies sich leicht hintergehen; doch umringte er sich mit einigen seiner ergebensten Freunde. Man empfing ihn mit vielen Ehren-Bezeugungen; als er jedoch Wein verlangte, lies der Mundschenk so lange auf sich warten, daß es bemerklich wurde.

Der Priester mit den Goldstücken sei in einem Thurm eingesperrt, sagte man. Man lud den König ein, sich allein dahin zu begeben, um den ihm versprochenen Schatz dort in Empfang zu nehmen. In dem Thurme aber befand sich ein vollständig bewaffneter Mann, Henderson genannt, der, wie sich später aus dem Prozeß ergeben, durchaus nicht wußte, zu welchem Zwecke man ihn dort postiert.

Nach der Mahlzeit erhob sich der König, ungeduldig das mit Goldstücken angefüllte Gefäß zu sehen, lud Alexander Ruthwen ein, ihn nach dem Thurm zu führen, und beeilte sich, ihm zu folgen. Beide durchschritten die langen Gänge des gothischen Schlosses. Ruthwen verschloß hinter sich alle Thüren, und betrat endlich mit seinem Begleiter den Thurm, wo er den geharnischten Henderson bemerkte. Er bemächtigte sich des Schwertes dieses letzten, und setzte es auf die Brust des Königs, der unbewaffnet war.

„Sie sind mein Gefangener!“ schrie er. Erinnern Sie sich an den Tod meines Vaters. Jeder Widerstand ist unmöglich. Ergeben Sie sich, oder Sie sind ein Kind des Todes.“

— Was wollt Ihr von mir? fragte Jakob, der gewöhnlich äusserst furchtsam, die ihm sonst man-

gelnde Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit gefunden zu haben schien.

„Es verlangt uns weder nach Ihrem Blut, noch nach ihrem Leben.“

— Warum denn bleibt Ihr bedeckt, wenn Ihr mit Euerm König redet?

Ruthwen nahm seinen Hut ab.

— Was verlanget Ihr jetzt? fuhr Jakob fort.

„Ihr Versprechen.“

— Worüber?

„Mein Bruder wird es Ihnen sagen.“

— So laßt Euern Bruder kommen.

Ruthwen entfernte sich. Allein mit Henderson, fragte ihn der König, was das Alles bedeuten solle. „Ich weiß es wahrlich nicht,“ entgegnete der Diener. „Doch schwöre ich bei Gott, daß Euch nichts zu Leid gethan werden soll, so lange ich mein Leben bewahre.“

Um die Begleiter des Königs fortzuschaffen, von denen noch der Saal voll war, bedienten sich die Verschwornen eines Mittels, das nur durch einen unvorhergesehenen Umstand seinen Zweck verfehlte. Einer von ihnen trat schnell herein, und rief, der König habe durch eine kleine Hinterthür im Park das Schloß verlassen, und sei gegen Falkland geritten. Alle erhoben sich plötzlich, und eilten zu ihren Pferden, die gesattelt und gezäumt im Hofe harrten. Das Haupt der Verschwörung, Gowrie, schrie am lautesten: „Aufgesessen!“ Des Königs Begleiter schöpften dennoch einigen Verdacht, und als sie dem Thürsteher begegneten, fragte ihn der Herzog von Lennox: „Der König ist also fort?“

— Nein, Herr.

„Sprich wahr, Billy, ist der König noch hier?“

— Bei meiner Seele, Herr, er ist noch hier.

Du lügst, schrie Gowrie mit zornigem Ton. Der König hat das Schloß durch die kleine Parkthür verlassen.

— Unmöglich, Herr. Ich habe ja den Schlüssel in der Tasche.

Dieser Umstand vermehrte das Mißtrauen der Adelichen, die demungeachtet das Schloß verließen. Sie hatten jedoch kaum einige Schritte zurückgelegt, als verworrenes Geschrei ihr Ohr traf. Sie erkannten des Königs Stimme, und alle Blicke wendeten sich gegen den Thurm, dessen Fenster offen stand, und wo Jakob mit einem andern Manne rang, der ihn an der Kehle ergriffen.

— Zu Hilfe, zu Hilfe, schrie er. Man ermordet mich.

Sein Gefolge stürzte sich der Treppe zu, deren Thür sie verschlossen fand. Jeder Versuch, sie zu sprengen, schlug fehl, weshalb die Gelenkigsten zu den Fenstern empor zu klimmen, sich bemüheten.

Verräther, schrie einer, sein Schwert gegen Gowrie richtend, Du hast den König umbringen wollen. Vertheidige jetzt Dein eigenes Leben.

„Ich werde auf meines Schlosses Schwelle zu sterben wissen, entgegnete er, zugleich sein Schwert und einen Dolch ziehend.

Als des Königs Begleiter in den Thurm drangen, hielt Ruthwen jenen an der Kehle und bemühete sich, ihn zu Boden zu werfen.

„Gebt ihm einen Stich in den Bauch,“ rief Jakob. „Er trägt einen Panzer unter seinem Wamms.“

Henderson blieb unbeweglich in einiger Entfernung. Ein Page, der den Falken auf der Faust hielt, lies ihn fliegen, und sties seinen Degen Ruthwen zweimal in den Leib. Jakob umfaßte ihn nun mit beiden Aermen und warf ihn über das Treppen-Geländer. Gleich darauf erschien Gowrie, den Helm auf dem Kopfe und mit zwei Schwertern in den Händen. Ramsey griff ihn an, und streckte ihn tod zu Boden.

Eine nicht weniger dramatische Szene hatte sich im Thurm ereignet, als Ruthwen den König mit Henderson allein gelassen.

„Wenn Du mich befreien willst,“ sagte Jakob, „so öffne ein Fenster und rufe mein Gefolge. Henderson gehorchte. Aber er irrte sich im Fenster, und sein Ruf wurde nicht gehört. Als er davon sich überzeugt, trat Ruthwen wieder herein, bemühete sich, dem König die Hände zu binden, und sagte zu ihm: „Es ist kein Ausweg mehr; Ihr müßt sterben.“

— Ich bin frei und Fürst, schrie Jakob. Man soll mich nicht fesseln. Er kämpfte heftig mit dem andern, der ihm den Mund verschließen wollte. Henderson riß Ruthwen den Strick aus den Händen, öffnete das Fenster und schrie um Hilfe.

„Hole Dich der Teufel,“ sagte der Verschwörer. „Du gehörst also nicht zu den unsrigen. Das bricht uns allen den Hals.“

Jakob bemühete sich, Ruthwen sein Schwert zu entreissen, als man im Gange das Geräusch der

Schritte Derjenigen vernahm, die zu seiner Befreiung herbeieilten. Ein Pöbel-Aufstand zu Gunsten Gowries folgte unmittelbar auf dies blutige Drama, nach welchem der König zu fliehen genöthigt war. Durch seine Abgeschmacktheiten mehr noch, als durch seine übrigen Gebrechen, hatte er sich Engländern und Schottländern so verhaßt gemacht, daß mehrere Geschichtschreiber die vorerwähnte Verschwörung gradezu als ein Mährchen betrachtet. Sie behaupten (obschon eine solche Voraussetzung unannehmbar ist), der König habe sie aus der Luft gegriffen, um mehrerer einflußreichen Personen, die seine Besorgniß erregt, sich zu entledigen.

Derselbe Jakob entging, wie durch ein Wunder, einem noch viel schrecklichern Komplott. Er hatte Englands Thron bestiegen. Die katholische Partei, bisher dem Hasse und den Verfolgungen der Protestanten preisgegeben, wollte sich rächen, und beschloß mit einem Streiche des Königs, der königlichen Familie, der Minister und der beiden Häuser des Parlaments sich zu entledigen. Der Saal, worin alle sich versammeln sollten, war im voraus untergraben, die Minen waren mit Pulver angefüllt, und sollten am Tage der Parlaments-Eröffnung in die Luft fliegen.

Die in einer so befremdenden Verschwörung die Hauptrollen spielenden Individuen sind merkwürdig genug, um es unternehmen zu dürfen, sie etwas genauer zu skizziren. Der katholische Schriftsteller Lingard, Verfasser der besten in den letzten Zeiten erschienenen Geschichte, gesteht der Umstände Wahrheit zu. Recht hat er jedoch, zu behaupten, daß

man die Verschwörung weder den Katholiken selbst, noch den katholischen Meinungen zuschreiben müsse, sondern daß sie einzig und allein das Werk einiger verzweifelten Fanatiker gewesen.

Das Hauptwerkzeug dieses sonderbaren und entsetzlichen Komplotts, der Mensch, welcher, allem Anschein nach, sich selbst dem Gelingen seines Vorhabens aufopfern sollte, war eine Art Glücksjäger, Namens Guido Fawkes, der, nachdem er Europa von einem Ende zum andern durchstreift, und nirgends seiner Meinung noch die seinen Talenten und seiner Kühnheit gebührende Belohnung gefunden, ohne alle Hilfsmittel war. Unerschrocken, zu allem bereit, seines umherirrenden Lebens müde, bot er willig das Opfer der wenigen ruhigen Tage dar, welche die Gerichte und seine Gläubiger ihm noch hätten lassen können.

An des Unternehmens Spitze befanden sich jedoch auch Personen von größerer Wichtigkeit, alle in Beziehung mit fremden Höfen, alle ihrer Meinung ergeben, unfähig zu schwanken, und bereit Gut und Blut für den Erfolg der katholischen Angelegenheit aufzuopfern.

Heinrich Garnet, ein sehr unterrichteter Jesuit, hatte thätigen Antheil genommen an den zahlreichen Umtrieben zur Vernichtung des protestantischen Einflusses, während der Regierung der Königin Elisabeth. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Frankreich und Italien, wagte er es nach London zurückzukommen, und dem Gesetze, das dieses alleinigen Begehens wegen über ihn Todesstrafe verfügte, Trotz zu bieten. Er verständigte sich mit

einem Adelichen, Namens Catesby, einem gewissen Cresswell, dem Jesuiten Olwald Tesmond und Franz Tresham. Percy, zur Familie Northumberland gehörig, gesellte sich ihnen bei.

Die erste Idee der Unterminirung des Parlamentshauses und der Sprengung desselben, rührt von Catesby her. Einige seiner Mitschuldigen schauderten anfänglich zurück vor einem solchen Verbrechen. Aber Garnet beschwichtigte ihre Besorgnisse, indem er ihnen vollkommene Absolution ertheilte. Catesby bewies ihnen, daß es um rechtmäßige Vertheidigung der verfolgten Katholiken zu thun sei, und daß Gott allen Menschen das „Recht" gegeben, Gewalt durch Gewalt zurückzustoßen.

Die Verschwornen, wie ihr Werkzeug Fawkes, legten einen furchtbaren Eid ab, in die Hände des Jesuiten Garnet, und kommunizirte in einem unansehnlichen Hause, in Londons Nähe. Percy kaufte auch ein Gebäude, nebst einem Garten, beide an den alten Westminster-Palast stoßend. Das geschah im Herbst des Jahres 1604. Die Verschwörer versammelten sich von nun an in diesem Hause. Auch auf der andern Seite der Themse, in der Vorstadt Lambeth, kaufte man einen Hof und eine Scheuer. In dieser letzten sollten die zu dem Unternehmen erforderlichen Materialien niedergelegt werden.

Den 11. Dezember wurde die Grabung der Mine begonnen, die sich bis unter die Kammer der Gemeinen erstrecken sollte. Die Verschworenen verwendeten jeden Tag 16 Stunden zu dieser Arbeit, und brachten es durch ihre ausdauernde Beharrlichkeit so weit, die sich ihnen entgegenstellenden dicken Mauern

zu durchbrechen. Vier von ihnen arbeiteten, während Fawkes, unter dem Namen Johnson, sich für Percys Bedienten ausgebend, auf der Aussenseite aufpaßte, um jede Ueberraschung zu verhindern.

Nach vierzehntägiger Arbeit erfuhren die Verschwornen die Vertagung der Parlaments-Eröffnung. Sie benutzten diese Verspätung, um noch sechs oder sieben eifrige Katholiken für sich zu gewinnen. Einer derselben, Sir Ewerard Digby, ein Mann von 25 Jahren, gab 1500 Pfund Sterling (18,000 fl.) zu dem Unternehmen her, und Tresham 2000 Pfund (24,000 fl.). Die Arbeiter, deren Zahl solchergestalt sich vermehrt hatte, begannen den 30. Januar 1605 abermals Hand ans Werk zu legen. Unerwartete Hindernisse stellten sich ihnen allaugenblicklich entgegen, ohne sie zurückzuschrecken.

Eben als sie mit großer Thätigkeit beschäftigt waren, eine dicke Mauer zu durchbrechen, glaubten sie Stimmen neben sich zu hören. Sogleich wurde Fawkes ausgeschickt, um Nachforschungen anzustellen. Einige Stunden waren kaum verstrichen, als er sie benachrichtigte, daß neben der Stelle, wo sie gearbeitet, ein Keller sich befinde, daß dieser Keller unmittelbar unter dem Versammlungsorte des Oberhauses sei, daß er bisher zur Aufbewahrung von Steinkohlen gedient, und daß er am morgenden Tag durch öffentliches Mehrgebot vermiethet werden solle.

Das war eine sehr erwünschte Neuigkeit für die Geschwornen, die sogleich ihre Arbeiten unterbrachen, und Fawkes den Auftrag ertheilten, im Namen seines angeblichen Herrn den Keller zu miethen. Wie gesagt, so gethan. Zwei Tage später befanden sich

20 Fäßchen Pulver, viel Holz, Reisig-Bündel und andere brennbare Stoffe, die bis dahin in der Scheuer in Lambeth aufbewahrt worden, in dem Keller, den man offen lies, um keinerlei Mißtrauen zu erregen, und der größtentheils mit alten Geräthen, Eisenzeug, Kohlen und andern wenig erheblichen Gegenständen angefüllt, Fawkes Obhut anvertraut wurde.

Eine zweite Vertagung des Parlaments verursachte den Geschwornen nicht geringe Bestürzung. Sie mischten sich unter den Volkshaufen, hörten die Ablesung der königlichen Proklamation, und verweilten mit den Opfern, welche sie sich versprochen, über dem von langer Hand von ihnen zubereiteten Vulkan. In der Vermuthung, daß man von ihrem Komplott Wind bekommen, liehen sie allem, was um sie her vorgieng, die gespannteste Aufmerksamkeit. Statt jedoch der Furcht sich zu überlassen, benutzten sie die abermalige Verzögerung nur, um ihrem brennbaren Vorrath noch 16 Fäßchen Pulver, tausend Scheite Holz und 500 Reisig-Bündel beizufügen. Fawkes übernahm es, die Mine anzuzünden. Tresham sollte im Hafen von London ein Schiff bereit halten, um Fawkes nach Flandern zu bringen, Percy sollte sich des Herzogs von York versichern, und Catesby sollte die junge Elisabeth zur Königin ausrufen.

Alles wäre nach Wunsch gelungen, hätte eine mitleidige Anregung den fein gesponnenen Plan nicht verrathen. Zwanzig Männer und ein Frauenzimmer, der Sage nach Garnets Geliebte, waren von dem Entwurfe unterrichtet, und noch hatte niemand von ihnen ein einziges Wort fallen lassen, wodurch das

Vorhaben der Verschworenen hätte verrathen werden können.

Fawkes, Winter und Catesby hatten eine Zusammenkunft in einiger Entfernung von London verabredet. Uneingeladen fand sich Tresham ebenfalls ein. Er hatte ein verlegenes, trauriges, unruhiges Ansehen, und sah mit Schmerz, sagte er, das seinen Schwager, Lord Monteagle, einen vortrefflichen Katholiken, bedrohende Verderben. Er drang darauf, man solle die Ausführung des Vorhabens bis gegen Ende der Sitzung verschieben, um so mehr, da er, zur Herbeischaffung einer bedeutenden Summe, deren man bedurfte, noch Zeit brauche.

Catesby schöpfte Verdacht. Demungeachtet mußte man gezwungenerweise Treshams Vorschlag annehmen. Den 26. Oktober, als Lord Monteagle eben bei Tische war, wurde ihm ein Brief ohne Unterschrift und Datum zugestellt, den er einem seiner Pagen gab, um ihn vorzulesen. Der ungenannte Schreiber beschwor Lord Monteagle, an den Verhandlungen des zu eröffnenden Parlaments keinen Antheil zu nehmen. „Eine unerwartete und schnelle Rache sollte das Unterhaus treffen, und der Augenblick der Gefahr werde nicht die zur Verbrennung des Briefes erforderliche Zeit übersteigen.“

Lord Monteagle legte keine besondere Wichtigkeit auf diese Mittheilung, und begnügte sich, den ihm zugekommenen Brief dem Staatssekretär Cecil zu überschicken, weil er glaubte, das Schreiben rühre von einem seiner Feinde her. Der mit Vorlesung des Briefes beauftragte Page seinerseits, der ein Freund Winters war, den er in diese Sache ver-

flochten hielt, benachrichtigte ihn von allem, was sich zugetragen.

Die Verschwornen begaben sich in den Keller, wo sie alles unverändert fanden, wie sie es eingerichtet. Cecil verlachte die in dem Briefe enthaltenen Drohungen, und der König allein, dessen Furchtsamkeit diesmal scharfsichtig war, vermuthete, daß es wahrscheinlich um eine Sprengung des Parlaments und seiner Person durch Pulver zu thun sei. Länger als zwei Stunden sann er über seine Voraussetzung nach, und die richtige Ausdeutung des geheimnißvollen Schreibens, wodurch eine entsetzliche Katastrophe verhindert wurde, steht Jakob I zu.

Mit einer näheren Nachforschung beauftragt, begab sich der Herzog von Suffolk am 4. November nach dem Hause Pereys, und dem mit leicht entzündbaren Gegenständen angefüllten Keller. Fawkes hätte sich noch retten können, wenn er gewollt. Des Hofes und Suffolks Verfahren war ungeschickt genug, um seinen Verdacht zu erwecken. Aber er beschloß auf seinem Posten zu bleiben, und des Ereignisses Entwickelung abzuwarten. Den 5. November, um 2 Uhr Morgens, drang Sir Thomas Knyvet, von Soldaten begleitet, in den Keller, unter dem Vorwande, in demselben nach Teppichen, die in der Nähe gestohlen worden, Nachforschungen anzustellen. Man fand darin Guido Fawkes, der eben die letzten Vorkehrungen beendet hatte. Die Soldaten bemächtigten sich seiner und banden ihn, als er die Thür öffnete, um sich zu entfernen. Er war gestiefelt und gespornt, hatte drei Schwefelfaden und ein Feuer-

eug in der Tasche. Hinter der Thür war eine Blendaterne verborgen.

„O Ihr Elende“, rief er beim Anblick der Soldaten. „So hat uns denn der Teufel verrathen; denn Gott hätte uns gerettet. Ich läugne nichts, und gestehe, daß ich bereit war, Euch alle in die Luft zu sprengen. Wenn ich irgend etwas bedaure, so ist es, daß ich nicht alle meine Feinde mit in ein gemeinsames Verderben gezogen, das den Tod mir süßer gemacht haben würde.“

Um 4 Uhr Morgens von dem König selbst verhört, beurkundete er dieselbe Unerschrockenheit. Er versicherte, daß er Johnson heisse, Percys Bedienter sei, weigerte sich, irgend eine bestimmte Antwort zu ertheilen, verspottete den Monarchen, wie seine Räthe, und bot dem Tode mit heiterer Stirne Trotz.

„Wozu wolltet Ihr alle die Pulverfässer gebrauchen?“ fragte ihn ein schottländischer Adelicher.

— Um das ganze schottländische Bettelvolk zum Teufel zu schicken, entgegnete er.

„Gestehet, was Ihr wisset. Es ist das einzige Mittel, Euer Leben zu erhalten.“

— Lieber will ich einen hundertfachen Tod sterben, als meine Freunde verrathen.

Kaum erfuhren die Verschwörer, ihr Unternehmen sei entdeckt, als sie die Flucht ergriffen, nicht um sich zu verbergen, sondern in der Hoffnung, ihre Anhänger nach sich zu ziehen. Sie sahen sich getäuscht in ihrer Voraussetzung. Kaum 80 Katholiken stießen zu ihnen, und wie um sie durch sich selbst zu bestrafen, faßte das von ihnen mitgenommene Pulver Feuer, wodurch mehrere der Ihrigen hart verletzt wurden

Vom Pöbel und von der Miliz angegriffen, vertheidigten sie sich mit verzweiflungsvoller Tapferkeit, und hielten sich ziemlich lange in einem Bürgerhause, wo ein Priester ihnen die Vergebung aller ihrer Sünden ertheilt. Die beiden Haupturheber des Komplotts kamen um, der eine mit den Waffen in der Hand, der andere zwei Tage später, an einer im Kampfe erhaltenen tödlichen Wunde.

Die Kugeln, wovon die beiden Verschwörer getroffen worden, kamen aus demselben Gewehr, einem Bürger von Worcester, Namens Street, gehörig. Auf einer Mauer reitend, streckte er mit einem Schusse die beiden Katholiken zu Boden. Alle ihre Mitschuldigen wurden gleich darauf festgenommen. Man spannte sie auf die Folter, und zog ihnen so sehr die Glieder auseinander, daß Fawkes, nachdem er einige Stunden unter den Händen des Henkers geschmachtet, nicht mehr vermögend war, sein Verhör zu unterzeichnen.

Die übrigen Verschwornen gestanden ohne sonderliche Mühe das ihnen zur Last gelegte Verbrechen, und rühmten sich sogar desselben. Thomas Winter verlangte, statt seinem Bruder Robert gehängt zu werden, der, seiner Behauptung nach, an dem Unternehmen Theil genommen, ohne zu wissen, warum es eigentlich zu thun sei. Ein gewisser Keys rief! „Was kümmerts mich? Meine Angelegenheiten sind nie in besserem Zustande gewesen, als grade jetzt.“ Alle zeigten sich äusserst muthig.

— Ich erwarte keine Gnade, sagte Sir Everard Digby zu seinen Richtern. Aber ich will, daß man die Beweggründe begreife, die mich zu einem Unter-

nehmen verleitet, deſſen Abſcheulichkeit ich ſelbſt zugeſtehe. Ich habe nicht einen Augenblick gezweifelt, daß wir Katholiken das Recht hätten, Gewalt durch Gewalt, oder durch Liſt zurückzuſtoßen. Ich betrachtete mich wie in einem Zuſtande des Krieges, der Alles rechtfertigte. Leider habe ich darin mich ſchrecklich geirrt, weshalb ich Gott und Menſchen um Verzeihung bitte. Wenn aber einer von Ihnen, meine geſtrengen Herren, vor dem Ausſpruche des Urtheils zu mir ſagte: Ich verzeihe Dir! würde ich mit heitererm Sinn das Blutgerüſt beſteigen."

Alle Pairs erhoben ſich gleichzeitig und riefen: Möge Gott Euch verzeihen, wie wir Euch verzeihen.

In einem an ſeine Frau gerichteten vertraulichen Briefe, der noch jetzt vorhanden iſt, verſicherte er auf das Feierlichſte, daß er nie einer Sünde ſich ſchuldig zu machen geglaubt, indem er an der Pulververſchwörung thätigen Antheil genommen.

Garnet ſtarb mit Feſtigkeit. Seine Seelenruhe und Milde verleugnete ſich nicht einen Augenblick. Er geſtand, das Komplott ſei ihm mitgetheilt worden, doch habe er dabei nicht mitgewirkt. Er betete ſehr andächtig auf dem Schaffot, und bemühete ſich vorzüglich ſeinen Ruf zu rechtfertigen gegen den Verdacht angeblicher vetrauter Beziehungen zwiſchen ihm und einer jungen Perſon, die ihn überall begleitet hatte. Man iſt ſogar jetzt noch nicht einig über den größeren oder geringeren Antheil, den er an der Verſchwörung genommen. Sein Name figurirt ſeitdem im Märtyrer-Verzeichniß der Jeſuiten.

England war noch heftig aufgeregt von den Verhandlungen dieſes Prozeſſes, als ein gewiſſenloſer

aber scharfsichtiger Minister den Vorsatz faßte, den Volkshaß auszubeuten. Zu diesem Zwecke ersann er ein Komplott, stellte Angeber auf, umschlang mit seinem Netze die Ueberreste der katholischen Partei, und opferte auf dem gemeinsamen Altar der Rachsucht und Politik eine Menge unglücklicher Jesuiten, die keines andern Verbrechens sich schuldig gemacht, als daß sie die Regierung und den Protestantismus verabscheueten. Diese zweite angebliche Verschwörung wird das „papistische Komplott“ genannt.

Mit Wilhelm III verschwanden die Unternehmungen des religiösen Fanatismus, und die besoldeten Mörder begannen abermals ihre Rolle zu spielen. Wehe den Völkern, deren Ruhe und Heil von dem Dasein eines einzigen Individuums abhängt. Darin auch beurkundet sich am auffallendsten die Gefahr der Gewaltanmaßungen und einer der vom Erblichkeits-System dargebotenen Vortheile. Während Napoleons Regierung hingen die Interessen Frankreichs, wie das öffentliche Wohlergehen dieses Landes, nur an einem schwachen Faden. Um alles aufs Spiel zu setzen, oder alles zu vernichten, bedurfte es nichts, als eines jener Kartätschen-Bruchstücke, die so häufig des Diktators Haupt umsauseten.

Wilhelm III verwendete sein ganzes Leben darauf, seinem Throne einige Haltbarkeit zu verleihen, was ihm nur durch ein Uebermaß von Klugheit, Vorsicht und Festigkeit gelang. Beinahe alle großen Herren an seinem Hofe waren von Ludwig XIV besoldet, und hatten mehr Neigung für Jakob II, als für ihn. Man führt namentlich mehrere Mitglieder seiner Regierung an, die gleichzeitig von Ludwig XIV, von

Jakob II, vom Pabst und von Wilhelm III Geld empfingen.

Es läßt sich nicht erweisen, ob die regierenden Zeitgenossen dieses letzten, die in allem Uebrigen sich feindselig gegen ihn bewiesen, an den gegen seine Person gerichteten Mordunternehmungen thätigen Antheil genommen. So viel nur scheint gewiß, daß sie allen Verschwörern, welches auch die Mittel waren, deren sie zur Erreichung ihres Zwecks sich zu bedienen beabsichtigten, schwankende und allgemeine Unterstützungen angedeihen ließen...

Jakob II hatte noch viele Anhänger in den drei Königreichen. Die alten Ergebenheits-Gesinnungen erwachten auf allen Seiten, und viele Personen, die früher vor jedem Komplott ihren Abscheu laut ausgesprochen, hielten sich durch göttliche und menschliche Gesetze verpflichtet, den rechtmäßigen Nachkommen der Stuarte wieder auf den Thron zu erheben. Sie unternahmen häufige Reisen nach St. Germain (bei Paris), in der Hoffnung, von ihrem Könige den schriftlichen Befehl zu erhalten, um jeden Preis den Usurpator bei Seite zu schaffen.

Jakob begnügte sich, ihnen blos eine allgemeine Bewilligung zu ertheilen, „Wilhelm III zu bekriegen, Truppen gegen ihn auszuheben und die Waffen gegen ihn zu wenden," befremdendes offizielles Aktenstück, das die volle jesuitische Heuchelei der Rathgeber des verbannten Fürsten beurkundet. Wilhelm III angreifen und ihn tödten, hieß das nicht, ihn bekriegen, und hatte dazu nicht sein Gegner die ausdrückliche Bewilligung ertheilt?....

Ohne geradezu die Hand zu bieten zum Meuchel-

mord, ohne ihn öffentlich gutzuheißen, selbst ohne über des Komplottes einzelne Umstände sich unterrichten zu wollen, errieth Jakob leicht, was man eigentlich im Schilde führte. Keine Bewegung in London, welcher Art sie auch sein mochte, blieb dem Bewohner von St. Germain unbekannt. Er arbeitete vielmehr beständig darauf hin, durch eine Truppen-Landung sie zu unterstützen.

Die Menge seiner Anhänger war ziemlich beträchtlich. Nächst einigen ausgezeichneten und einflußreichen Personen, bestand sie jedoch größtentheils aus Industrie-Rittern, blinden Jakobiten, besoldeten Menschen, die sich dem ersten besten verkauften und Ehrgeizigen die ihr letztes Besitzthum aufs Spiel gestellt. Grade dadurch, daß die Verschwörer gegen Wilhelms Leben, zu sehr ihren Wirkungskreis erweiterten, und zu viele Theilnehmer an sich zogen, richteten sie ihr Vorhaben selbst zu Grunde.

Der Haupturheber des Komplotts war Charnock, der vorher so viel als möglich Jakobs Beistimmung zu erhalten sich bemühet. Wilhelm und sein Gefolge sollten mit bewaffneter Faust überfallen werden. Die Religion, die früher alle Dolche geleitet, blieb dieser Verschwörung fremd. Sie gewann einen wo nicht rechtlichern, doch kriegerischern Anstrich.

Es war 1695, neun Jahre nach Wilhelms Ausrufung zum Könige, und schon hatte sein Thron eine gewisse Festigkeit gewonnen. Schottland und Irland waren unterworfen. Des Volkes Haß, der dem Könige tausend Hindernisse in den Weg gestellt, begann sich zu legen. Die katholischen Mächte waren

der bisher unternommenen nutzlosen Feldzüge und fehlgeschlagenen Komplotte überdrüssig. Die Parteien nehmen immer ihre Zuflucht zum Meuchelmord, wenn sie an ihrer Zukunft verzweifeln müssen.

Der Herzog von Ailesbury, Lord Montgomery, Sir John Friend, Sir Wilhelm Parkins, Sir John Fenwick, ohne mehr als 12 zum Bürger- und Mittelstande gehöriger Personen zu gedenken, ließen sich von Charnock verführen. Sir Georg Barclay übernahm es, die zum Ueberfall bestimmten Leute anzuführen.

Man stritt sich lange über die Ausführungsmittel, und über die Stelle, wo das Verbrechen vollbracht werden sollte. Nach vielen Versuchen und Berathungen erinnerte man sich eines Hohlweges zwischen Brentford und Turnham-Green, nahe bei einer Brücke über die Themse. Es trafen in diesem Hohlwege vier Landstraßen zusammen, was den Verschwornen die Leichtigkeit darbot, nach vollbrachter That in verschiedenen Richtungen zu entfliehen. Auch hatte man bemerkt, daß wenn Wilhelm vom Lande zurückkehrte, er sich auf der Fähre bei Queen's Ferry übersetzen ließ, ohne seine Kutsche zu verlassen; daß seine Begleiter am Ufer die Rückkehr der Fähre abwarteten, und daß während der zu ihrer Ueberfahrt erforderlichen Viertelstunde die königliche Kutsche ohne Bedeckung durch den Hohlweg fuhr.

Nach genauer Erwägung aller dieser Umstände faßten die Verschwornen den Entschluß, in mehrere benachbarte Häuser sich zu verbergen, des Königs Ueberfahrt abzuwarten, sodann auf ihre bereitstehenden Pferde sich zu schwingen, und in drei Banden

sich zu scheiden, um von drei Seiten in den Hohlweg zu dringen. Zwei dieser Abtheilungen sollten des Königs Begleiter angreifen, die eine von vorn, die andere von hinten. Eine dritte, aus 10 Mann bestehende, sollte den Monarchen in seiner Kutsche tödten.

Alle diese Vorkehrungen wurden pünktlich in Ausführung gebracht. Aber es gebrach der Verbündung an dem mächtigen Bande des religiösen Glauben., und drei der Verschwornen begaben sich, am Tage vor des Vorhabens Ausführung, zum Minister, um von allem ihn zu unterrichten. Es waren untergeordnete Mitschuldige, die sich durch schöne Versprechungen hatten blenden lassen, und die durch ihren Verrath sich eine noch größere und sicherere Belohnung zuzuwenden hofften. Der König befragte sie selbst in seinem Kabinet, und erhielt von ihnen die bestimmtesten Ausweisungen.

Der Verschwornen Verhaftung, ihr Prozeß und ihre Hinrichtung ließen sich nicht lange erwarten. Zehn wurden zu Tyburn gehängt. Alle gestanden übereinstimmend, Jakob II habe ihnen keinen ordentlichen Befehl zu ihrem Unternehmen ertheilt, indem der Auftrag, den Charnock von ihm erhalten, nur darin bestanden, Truppen auszuheben gegen Wilhelm III und ihn zu bekriegen. Sie erklärten ebenfalls, daß Eifer für die katholische Religion keinen Einfluß auf ihr Vorhaben ausgeübt. Ueberhaupt benahmen sie sich mit Muth und Festigkeit.

Alle sprachen sich mit Bestimmtheit aus über ihre Anhänglichkeit für Jakob II, und über die Nothwendigkeit, welche sie ihrer Treue auferlegt glaub-

ten, ihren rechtmäßigen Fürsten wieder zum Thron zu verhelfen. Parkins und Charnock äusserten sich auf eine sehr beredte Weise über ein Verbrechen, das ihnen Selbstaufopferung zu sein schien, über ein Unternehmen, das sie als heldenmüthig betrachteten, weil dadurch die Beseitigung einer angemaßten Gewalt erzielt werden sollte.

Ein Jahr später wurde der Entwurf eines französischen Einfalls von Fenwick erneuert. Er wurde gefangen genommen, und zu Tower-Hill mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht. Alle diese Unternehmungen hatten kein anderes Ergebniß, als Wilhelms Macht zu befestigen. Man gewöhnte sich bald an eine Krone, die vom Glück so sehr begünstigt wurde, und der Friede von Ryswick war die Entwickelung des großen Dramas, das der neue König von Großbritannien mit überwiegender Geschicklichkeit geleitet hatte.

Dem Hause Braunschweig blieb nichts übrig, als in Ruhe die Früchte des Muthes und der seltenen Umsicht des Begründers dieses Thrones zu genießen. „Ich habe von den Königs-Mördern nichts zu besorgen," sagte Georg I; „sie sind alle auf meiner Seite." Aber darin irrte er sich. Er sah sich bald genöthigt, eine nicht geringe Zahl Jakobiten hinrichten zu lassen, welche die Empörung des Herzogs von Mar unterstützt, und die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden.

Georg selbst war verständig genug, um manchmal das Unrecht derjenigen zu übersehen, die es mit dem Prätendenten hielten. Seine Minister, und die

von ihm ernannten Richter dagegen zeigten sich viel weniger nachsichtsvoll. Ein einzelner Fanatiker, Jakob Shepherd, der noch nicht 20 Jahr alt war, schrieb an einen gewissen Leake, er wolle den König umbringen. Man versicherte sich seiner Person. Er sagte ohne Rückhalt aus, daß er seit fünf Jahren mit seinem Vorhaben sich herumgetragen. Augenscheinlich war er wahnsinnig. Demungeachtet verurtheilte man ihn zum Tode.

Georgs II Regierung war noch ruhiger, als die seines Vorgängers. Die Aufstände in Schottland trugen nur zur Befestigung seines Thrones bei. Eben so mittelmäßig, als Georg I, benutzte er die von dem Prinzen von Oranien hinterlassenen Keime, und bot das seltene Beispiel eines Fürsten dar, der weder geliebt noch geachtet war, und der nichts desto weniger seine Krone, seine Macht, sogar seine Laster ohne alle Scheu, Besorgniß und Gefahr bewahrte, und zwar aus dem alleinigen Grunde, weil die Interessen des von ihm regierten Volkes mit seinen eigenen eng verschwistert waren.

Die viel ausgezeichnetern Fähigkeiten Georgs III, seine wohlwollenden Absichten, seine sittlichen Eigenschaften waren nicht im Stande, gegen einige Unsinnige ihn zu beschützen, die von den Deklamationen der Parteien irregeleitet worden. Die gegen ihn in Ausführung gebrachten Unternehmungen knüpften sich jedoch an keinen großen politischen Zweck.

Margaretha Nicholson, die den König auf der Treppe seines Palastes erdolchen wollte, wurde in einem Narren-Hause untergebracht. Ein Lieutenant auf halben Sold, Namens Jakob Frick, schleuderte

bald nachher einen großen Stein in des Königs Kutsche. Man verfuhr mit ihm auf gleiche Weise, wie gegen die Nicholson.

Als 1795 die französische Staats-Umwälzung ganz Europa in seinen Grundfesten zu erschüttern drohete, wurde Georg III in seiner Kutsche vom Pöbel überfallen. Eine Kugel von kleinem Kaliber zersplitterte die Scheiben der beiden Kutschenschläge. Man konnte nicht entdecken, woher sie gekommen. Der König blieb ganz ruhig, setzte seinen Weg fort, und hielt mit fester Stimme seine Eröffnungsrede im Parlament. Auf der Rückkehr von Westminster nach seinem Schlosse gewann der Auflauf ein noch drohenderes Ansehen, und konnte nur mit Gewalt zerstreut werden.

Den 15. Mai 1800, obgleich die Umstände seitdem sich verändert, war des Volkes Misvergnügen dennoch immer dasselbe. Man benachrichtigte die Minister von dem Vorhaben, den König im Schauspielhause umzubringen, weshalb diese ihn baten, sich nicht nach Drury-Lane zu begeben, wie er es am Morgen vorausbestimmt.

Georg III entgegnete, er fürchte nichts, und wolle vor allem sein Versprechen halten. Indessen lies er doch seine Familie ausser der Loge, und betrat sie allein. Sogleich fiel ein Pistolenschuß, und die Kugel fuhr in die Decke der königlichen Loge.

Ein ehemaliger Offizier, Namens Hatfield, der seines übeln Betragens und einiger Narrheiten wegen verabschiedet worden, hatte mitten im Parterr Platz genommen, ein scharfgeladenes Pistol in der Hand. Sein Nachbar, die Bewegung seines

Arms bemerkend, stieß ihn heftig am Ellenbogen, weshalb der Schuß viel höher ging, als er gewollt. Der König kam nicht ausser Fassung. Er wendete sich gegen den Hintergrund der Loge und sagte zu der an der Thür harrenden Königin: „Bleiben Sie noch ein wenig draussen. Man vergnügt sich, einige Patronen zu verbrennen, und die Geschichte könnte wieder anfangen.“

Sodann dicht ans Geländer tretend, aufrecht und mit übereinander geschlagenen Aermen, rief er:

„Schießt jetzt, wenn es Euch noch darum zu thun ist.“

Eine solche an Empfindsamkeit und Theilnahme der Menschen gerichtete Aufforderung, verfehlt selten ihren Zweck. Alle Anwesenden erhoben sich in Masse, und begrüßten mit überlautem Jubelgeschrei einen Fürsten, der seines Volkes so würdig schien. Der König wendete sich gegen seine Familie mit den Worten: „Kommen Sie jetzt herein. Es ist keine Gefahr mehr. Wir können ruhig dem Schauspiele beiwohnen.“

Dreimal wurde das Volkslied: God save the King, gesungen, dem Sheridan, der grade anwesend war, zwei Gelegenheits-Strophen beifügte. Als man den König über seine Festigkeit und seinen Muth beglückwünschte, entgegnete er sehr treffend:

„Ich habe nichts als meine Schuldigkeit gethan. Eines Königs Leben gehört jedem, der das seinige dagegen aufs Spiel setzen will. Wäre ich einen Zoll zurückgewichen, würde ich mich auf immer verachtet haben.“

Hatfield wurde, gleich den beiden andern Königs-Mördern, als ein Wahnsinniger behandelt.

Georg IV wurde, wie sein Vater, vom wüthenden Pöbel in seiner Kutsche überfallen. Eine Verschwörung, deren Urheber sich zu ultra-demokratischen Grundsätzen bekannten, und die man unter dem Namen der Uebelthäter der Kato-Straße bezeichnete, weil sie wirklich in einer solchen Straße in London sich versammelt, wurde bei Zeiten entdeckt, um sie zu hintertreiben.

Die Demagogen, von denen dies Komplott angezettelt worden, und deren Vorhaben in nichts anderm bestand, als alle Mitglieder der Regierung umzubringen, mußten das Hochgericht besteigen. Diese Straßen-Brutus, deren Unternehmen von eben so viel Ungeschicklichkeit als Uebereilung zeugte, und das durchaus kein entscheidendes Ergebniß darbieten konnte, verdienten höchstens die Ehre, den drei Wahnsinnigen, Margaretha Nicholson, Frick und Hatfield beigesellt zu werden.

Aeuſſeres Anſehen der Königin-Regentin von Spanien.

Wir entnehmen nachſtehende Schilderung des „Phyſique“ und der materiellen Encoliire der Königin-Regentin von Spanien, Chriſtina I durch die Gnade der Quadrupel- oder Piſtolen- oder Dublonen-Allianz, würdige Kopie der nordiſchen Chriſtina, der es an nichts, ſelbſt nicht an ihrem Marescalchi gebricht — der Mittheilung eines nordamerikaniſchen Reiſenden, der ſich über dieſe iberiſche Madonna de tanti palpiti folgendermaßen ausdrückt:

„Chriſtina beehrte mit ihrer Gegenwart das große Haupttheater in Madrid. Als ſie den Saal betrat, erhoben ſich alle Anweſenden zu ihrem Empfange. Sie war begleitet von Don Francisco, Don Sebaſtiano und beider Gemahlinnen, ihren Schweſtern. Sie nahm Platz unter enthuſiaſtiſchem Vivat-Geſchrei und Fächer-Begrüßungen, indem ſie mit der bezaubernd̈ſten Grazie und dem ſchmeichelhafteſten Lächeln gegen diejenigen ſich wendete, welche ſie zu erkennen ſchien.

„Ihr Wuchs iſt ſchön, einer gewiſſen Neigung zur Beleibtheit ungeachtet. Sie war ausgezeichnet, doch einfach und mit Geſchmack gekleidet. Sie trug ein ſchwarzes Kleid, und einen Schmuck von Gagath. Ein Federbuſch überſchattete ihre chineſiſche Kopfbekleidung. Ihre etwas aufgeſtülpte Naſe könnte weniger dick ſein; dagegen läßt ſich nichts einwenden gegen den „Styl“ ihres Geſichts, und gegen die

Wirkung des Ganzen, die noch durch einen Ausdruck von Milde und Güte erhöhet wird, der alle Herzen für sie gewinnen muß.

„Eine Art Thron, überschattet von einem Baldachin, war für sie bestimmt. Sie zog es jedoch vor, auf der ersten Bänke-Reihe Platz zu nehmen. Ich hatte das Glück, auf der dritten Reihe mich zu befinden. Die drei Prinzessinnen waren von ihren Kammerherren begleitet. Einer derselben fesselte vorzüglich meine Blicke. Er trug den Pelz und einige andere reiche Kleidungsstücke der Königin auf dem Arm. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Aeussern und klassischer Haltung. Seine blasse Gesichtsfarbe wurde durch einen kleinen schwarzen Schnurbart und große braune Augen, deren schmachtende Blicke mehr als ein Herz zu entzünden im Stande schienen, noch mehr hervorgehoben. Seine schwarze Kleidung, ohne irgend einen andern Schmuck, als einen goldenen Schlüssel, Sinnbild seiner „Verrichtungen“ bei seiner erhabenen Gebieterin, stand in vollkommener Uebereinstimmung mit dem auffallenden Karakter der Einfachheit, den man in seiner ganzen Person bemerkte. Ich fragte eine neben mir sitzende junge Dame heimlich um seinen Namen.

„Es ist niemand anders, als Herr Munos,“ entgegnete sie.

Glücklicher Sterblicher, dachte ich bei mir selbst, der bei einer so reizenden Königin den Verrichtungen als Kammerherr sich unterziehen kann!....

Das Stück wurde sehr gut gespielt. Aber ich hatte nur Augen für die Regentin, obschon sie mir den Rücken zugewendete. Ihr Kopf war so hübsch

gebauet. Ihre kleinen Ohren paßten so herrlich daran. Ihr wellenförmiger und weißer Hals, wie der eines Schwans stand in so vollkommener Uebereinstimmung mit ihren Schultern... Und wenn Christina von Zeit zu Zeit sich umwendete, die sie umringenden Damen zu begrüßen, oder einige verbindliche Worte an sie zu richten, wurde ihr Gesicht so lachend, so gütestrahlend, daß ich meinen Enthusiasmus, nicht für die Größe der Königin, sondern für die unvergleichliche Liebenswürdigkeit der Frau, nur mit Mühe beschwichtigen konnte."

Dies Porträt, für dessen Aehnlichkeits-Treue wir nicht gutstehen möchten, hat wenig oder keine Uebereinstimmung mit alle den Bildern, Lithographien und Kupferstichen von der Königin-Regentin von Spanien, welche uns bisher zu Gesicht gekommen.

Das Auditorium eines Zuchtpolizei-Gerichts in Frankreich.

Die Zuhörerschaar eines Zuchtpolizei-Gerichts in Frankreich ist nicht selten interessanter für den philosophischen Beobachter, als die Erörterung der Angelegenheiten, welche vor demselben verhandelt werden. Man gewahrt hier unter allen Formen, wie in allen seinen Zwischen-Abtheilungen, das zweibeinige ungefiederte Geschöpf, Zuhörer genannt, das sich vervielfacht und abstuft bis ins Unendliche.

Ohne alle Wiederrede ist Paris die einzige Stadt auf der Welt, wo man die meisten Verschiedenheiten und Gattungen eines gerichtlichen Auditoriums entdeckt. Sie sind in den Departementen weniger auffallend, doch fehlt es auch da nicht an mehr als einer günstigen Gelegenheit diese sonderbare Menschen-Klasse näher zu studieren.

Im allgemeinen unterscheidet man in ihr zehn Hauptabtheilungen, die sich am füglichsten folgendermaßen bezeichnen lassen: der versteinerte Zuhörer, der Murrkopf, der Uebersättigte, der Naive, der Lachlustige, der Gaffer, der Pöbelhafte, der Liebhaber, der weibliche Zuhörer und der durch seine Amtsverrichtungen zur Anwesenheit genöthigte.

Bei wichtigen oder pikanten Prozessen kann man manchmal alle diese Zuhörer-Klassen vereinigt finden. Eine derselben wohnt jedoch ohne Unterschied allen Verhandlungen bei, nämlich die der versteinerten Zuhörer. Beginnen wir mit ihr, um so mehr, da

sie die auffallendste aller Gattungen vertritt, die keine Aehnlichkeit mit irgend einer andern hat, und die man als vollkommen selbstständig betrachten kann.

Der versteinerte Zuhörer bildet einen unveränderlichen Typus. Jeder der andern Zuhörer neben ihm ist ein bloßer Metis, der nie eine ganze Gattung zu versinnlichen im Stande ist. Meistentheils hat der versteinerte Zuhörer gar kein bürgerliches Gewerbe, doch kann er auch ad libitum Gewürzkrämer, Anstreicher, Zahnarzt oder Kalikot sein. Gewöhnlich aber ist er kleiner Rentner. Zu sehen und zu hören, darin besteht sein ganzes Glück. Er weiß dem Schöpfer für sein Dasein nur Dank, weil er ihn mit Gesicht und Gehör ausgestattet. Er würde lieber alle andern Sinne entbehren, als diese.

Der versteinerte Zuhörer hat kein Gericht, kein Schauspiel, keinen Platz, dem er vor jedem andern den Vorzug zugesteht. Man bemerkt ihn überall, wo etwas zu sehen und zu hören ist. Er verweilt eben so gern vor den Laden der Bilder-Händler, um die von ihnen ausgestellten Stahl-, Kupfer- und Steinstiche zu bewundern, als auf den Brücken, um darunter das Wasser hinweglaufen zu sehen, oder als auf den Plätzen, um Marktschreier zu hören, und Hunde oder Drathpuppen tanzen zu sehen. Man findet ihn auch in den Kirchen, wo er bei Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen ungebetener Zeuge ist.

Freitag Morgens dagegen gewahrt man ihn nirgends anders, als im Gerechtigkeits-Palaste. Während den 52 Wochen in jedem Jahre ist der Freitag immer sein gerichtlicher Schauspieltag. Aus diesem

Grunde auch kennt er sein Tribunal auswendig. Mit der größten Genauigkeit weiß er alle Gebräuche des Gerichtshofes herzuzählen. Er kennt alle Richter, alle königlichen Prokuratoren, die der Reihe nach auf den erhöheten Sitzen des Parketts figurirt. Er ruft die Gerichtsdiener und den Thürsteher bei ihrem Namen, zieht vor dem Präsidenten den Hut, wenn er die Ehre hat, ihm zu begegnen, und bietet den vorübergehenden Gendarmen die Hand.

Der versteinerte Zuhörer hat, phränologisch zu reden, die Neigung der Amativität im höchsten Grade, weshalb von ihm nie ein Urtheil erörtert oder gar getadelt wird. Er hat zweihundert Mal über dieselben Vergehen Sentenzen fällen sehen, und ohne sich beinahe jemals zu irren, sagt er immer voraus, welche Strafe den Angeklagten treffen wird. Er führt genau den auf die Sache anwendbar zu machenden Artikel des Gesetzbuches an.

Wird ein Angeklagter freigesprochen, so ist ihm das vollkommen gleichgiltig. Wird er verurtheilt, so bleibt er eben so untheilnehmend. Er sieht nicht die Nothwendigkeit ein, Mitleid zu haben. Der versteinerte Zuhörer hat kein Herz. Er ist nur da, um zu sehen und zu hören. Während der Audienz ganzer Dauer ist er nicht von seiner Stelle zu bringen. Er gibt kein anderes Lebenszeichen, als wenn man ihn drängt, oder durch Geschwätz ihn zu hören verhindert. Ein scharf betontes „Schischt“ drängt sich sodann zwischen seine Zähne hervor, um den in seiner Glückseligkeit ihn Störenden Schweigen zu gebieten.

Zu alledem hat er durchaus keine Aehnlichkeit mit dem mürrischen Zuhörer. Dieser ist nie zufrieden mit dem was er hört und sieht. Bevor er den Saal betritt, sieht man ihn in den Vorhallen und Gängen umherirren, wie einen jener Schatten, die mißmuthig an den Gestaden des Kozytes verweilen, bevor sie Elysium erreichen können. Der mürrische Zuhörer hat eine Uhr, die er jeden Augenblick zieht und betrachtet, ohne zu bemerken, wie spät es ist, und wenn die Klingel, welche die Eröffnung der Sitzung verkündet, zu lange stumm bleibt, brummt er in den Bart und beschwert sich über die Zögerung der Richter.

Er bestimmt den Weg, den die Zeugen zurückgelegt, oder den sie noch zu machen haben. Mit ziemlicher Genauigkeit berechnet er voraus, wie lange die Verhandlung dauern wird. Wehe demjenigen, der in Nähe dieses beschwerlichen Skeptikers zu stehen kommt, der unaufhörlich schwatzt, und auf nichts hört. Schweigen ist ihm zuwider, weshalb er alles anzudeuten sich bemühet, was sich zutragen wird. Er erläutert die Aussagen der Zeugen, findet die vom Präsidenten an sie gerichteten Fragen verfänglich, theilt seinen Nachbarn Entschuldigungen zu Gunsten des Angeklagten auf, die sophistischer und paradoxenreicher sind, als ein Advokat selbst sie zu erfinden im Stande wäre, tadelt das Gericht, wenn es verurtheilt, und schüttelt den Kopf, wenn es freispricht. Er ist, mit einem Worte, zufrieden mit nichts, und der unerträglichste aller Zuhörer.

Der übersättigte Zuhörer findet sich nicht aus Neugier ein vor dem Zuchtpolizei-Gericht, sondern

weil er aller Dinge überdrüssig ist, und einer immer neuen, seiner unruhigen, nichtachtenden Natur entsprechenden Nahrung bedarf. Darum auch reizt selbst der komischste Umstand ihn nicht zum Lachen. Rührende Szenen, die einer Köchin oder einer Modehändlerin einen Ozean von Thränen abpressen würden, lassen ihn kalt und stumm. Jedes Vergehen, wie schrecklich oder durchgreifend es auch sei, ist für ihn bloße augenblickliche Zerstreuungs-Sache. Wessen er allein fähig ist, und worin er von Anfang bis zu Ende der Audienz exzellirt, ist zu gähnen und sich die Kinnladen auszurenken. Er langweilt sich während den Zeugen-Aussagen, streckt sich bei den Beschlußnahmen des königlichen Prokurators, oder seines Substituten, schlummert, wenn des Angeklagten Advokat perorirt, und schläft ein, wenn die Richter sich berathen. Man sieht, er vergnügt eben so wenig sich selbst als andere.

Oft erblickt man neben dem übersättigten Zuhörer den naiven, der gewöhnlich einen Rock mit langen Schößen und kurzen Aermeln trägt. Eine Stirn, die gegen den Hinterkopf zu fliehen scheint, eine Trompeten-Nase und ein zwischen einem weit hervorstehenden Hemde-Kragen begrabener Kopf machen ihn auf den ersten Blick erkenntlich. Immer umschwebt ein seliges Lächeln seine halbgeöffneten Lippen, zwischen denen nicht selten eine Bretzel, oder irgend ein anderer eßbarer Gegenstand eingeklemmt ist. Er erhebt sich auf seine Fußspitzen, und hat die Hände fast immer auf den Schultern seiner Nachbarn, die ihm als Stützpunkte dienen. Er würde

Tag und Nacht in solcher Stellung beharren, ohne sich zu beschweren.

In solchem Betrachte hat der naive Zuhörer eine nicht geringe Aehnlichkeit mit dem versteinerten, und gleich ihm vergnügt er sich, das Wasser im Flusse laufen oder einen Bär tanzen zu sehen. Er hat vor dem letzten indessen noch den Vorzug, daß er über alles erstaunt, während der fossile Zuhörer das nil admirari als erste Lebensregel sich vorgeschrieben. Dieser erklärt alles, selbst was er nicht begreift, während der Naive im Gegentheil nicht begreift, was ihm selbst auf die anschaulichste Weise erklärt wird. Der erste behauptet, daß die angeblichen Entdeckungen Herschels im Monde sich nicht im mindesten bezweifeln lassen, obschon er selbst daran nicht glaubt. Anderseits kann man zu dem Naiven sagen, nicht allein daß Herschel Fledermaus- und Biber-Menschen im Monde gesehen, sondern daß er sie auch sprechen gehört, und er wird durchaus daran nicht zweifeln, weil er unbedingt alles glaubt, was man ihm sagt. Er würde ein guter Theolog mit viel weniger Idiotismus sein.

Der lachlustige Zuhörer findet eine Zwerchfell-Erschütterung in jeder, selbst in der aller einfachsten Sache. Sein Gelächter ist fett, volltönend und überschallt das aller übrigen. Seinetwegen ist der Ruhe gebietende Gerichts-Diener unentbehrlich. Fast immer ist der lachlustige Zuhörer unverheirathet und wohlbeleibt. Ohne diese letzte körperliche Eigenschaft könnte man ihn leicht verwechseln mit dem Gaffer, der sich jeden Freitag vor Gericht in der Ueberzahl zeigt.

Der Gaffer ist ein Haupt-Typus, scheidet sich jedoch in eine unendliche Menge Unterabtheilungen, gleich den Pflanzen oder den Insekten. Er ist meistenstheils Pastetenbäcker-Gesell, und wohnt einige Zeit der Audienz bei, wenn er die bestellte Torte oder den Mandel-Kuchen, in Gestalt einer Bischofsmütze fortgetragen. Ist der Gaffer Schüler, so kommt er ausser Athem herbeigelaufen, mit seinen Büchern unterm Arm oder in der Mappe, um sich lieber in der Audienz zu vergnügen, als in seiner Klasse sich zum embetiren. Der Gaffer oder Gamin ist ausserdem noch geübt im Radschlagen und im Frag- oder Wurfstein-Spielen. Manchmal spekulirt er jedoch auch nebenbei auf ein Schnupftuch, das dem naiven Zuhörer zu weit aus der Tasche hängt, oder auf irgend einen andern Gegenstand, der sich ihm von selbst darzubieten scheint. Nicht selten wird er solchergestalt von Zuhörer Mitspieler und Gefangenschaftsgenosse des Angeklagten.

Der pöbelhafte Zuhörer ist bald Maurer-Taglöhner, bald Schuhflicker oder Lastträger. Er stinkt nach Kalk, Pech oder Theer. In mehr als einer Hinsicht dem Lazzaroni ähnlich, hat er oft keine andere Wohnung als die Straße oder einen Stall. Er trägt durchlöcherte Stiefeln mit hohen Absätzen, zieht in der Audienz seine Jacke aus und behält seine Mütze auf, weil er sich überall wie zu Hause betrachtet. Er ist begierig, zu sehen und zu hören, weshalb er immer dicht am Geländer Platz nimmt.

Neben ihm erblickt man manchmal den bloßen Liebhaber, der sich, im auffallendsten Gegensatz mit seinem Nachbar, durch seine gewählte Kleidung aus-

zeichnet. Sein Haar ist mitten auf dem Scheitel borstenartig aufgewühlt und an den Schläfen flach anligend. Er hat nicht selten einen rothen Backenbart, einen zugespitzten Hut, einen engen Rock und weite Stiefeln, nebst einem ungeheuern Knittel in den Händen. Frägt man ihn weshalb er zur Audienz gekommen, so bleibt er die Antwort schuldig. Er zeigt sich weniger um zu sehen, als um gesehen zu werden. Oft hat er einige Kenntniß von dem Rechtsgange; doch sind darüber seine Begriffe sehr verwirrt. Hört man ihn mit seines Gleichen sprechen, sollte man ihn der Unterwelt entsprungen glauben, weil er unaufhörlich die Worte: „verdammt, Hölle und Teufel“ auf den Lippen hat. Das gehört nämlich bei ihm zum guten Ton.

Was sollen wir sagen von dem weiblichen Zuhörer, der, wie ein Feuilleton-Dichter sagen würde, „durch seine Gegenwart die zuchtpolizeiliche Aera schmückt, und einige Blumen in die traurige Wagschale der Themis wirft.“ Diese Gattung gehört durchgehends zu der am meisten eindrucksfähigen und empfindelnden Klasse der Blumen-Verkäuferinnen, der Gemüse-Händlerinnen, der Näherinnen und der Köchinnen. Der weibliche Zuhörer hat immer ein theilnehmendes Lächeln für jede Frau, die ihren Eheherrn geprügelt, und ein Thränchen für die verlassene, betrogene oder mißhandelte Liebende. Ihr Busen bebt, wenn einem als Landstreicherin oder Bettlerin verhafteten Frauenzimmer auf einige Tage ein Unterkommen in einem Gefangenhause angewiesen wird. Sie seufzt über die Folgen der Trunkenheit und des Geizes, wodurch oft die schwärzesten Uebel-

thaten erzeugt werden. Vor allem aber bedauert sie den hübsch-gebildeten Jüngling, den seine Leidenschaften, besonders Verletzung der öffentlichen Schamhaftigkeit, ꝛc. auf die zuchtpolizeiliche Bank geführt. Sogar der Diebstahl wird von ihr entschuldigt, wenn der Thäter noch jung und angenehm gebildet ist. Dagegen bleibt sie unempfindlich gegen die Vergehen älterer Männer und interessirt sich wenig oder nicht für ihr Geschick, während sie bitterlich weint, wenn der diebische oder betrügerische Adonis zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt wird.

Gedenken wir schließlich noch eines Zuhörers, der nicht zu den am wenigsten merkwürdigen gehört, nämlich des durch seine Amtsverrichtungen zur Anwesenheit genöthigten. Er ist sehr verschiedenartig, und zeigt sich bald als Gendarme oder Polizei-Diener, bald als Advokat, Gerichtsschreiber oder Gerichtsdiener. Alle diese Leute figuriren vor Gericht gleich den Kariatiden eines Tempels, als dessen Chor und Schmuck man sie betrachten kann. Die Zeitungsschreiber gehören ebenfalls zu dieser sich langweilenden Klasse, für welche die Zerstreuung anderer eine wirklich beschwerliche Arbeit ist.

Die Tory-Partei im Unterhause des britischen Parlaments.

Wenn seit 20 Jahren die freisinnige Partei im Unterhause des britischen Parlaments allmählig sich verstärkt und immer mehr Einfluß gewonnen hat, muß man gestehen, daß sie selbst 1829 noch sehr unbedeutend war, und sich keinesweges die unerwartete Entwickelung voraussehen lies, welche sie seitdem gewonnen.

Hätten die Tories ihre Rollen mit etwas mehr Geschicklichkeit gespielt, würden sie um ein halbes, oder wenigstens um ein Viertel-Jahrhundert die Parlaments-Reform verzögert haben. Wahr ist es freilich, daß eine solche Reform von der überwiegenden Mehrheit des britischen Volkes seit Langem gewünscht worden, daß Chatham sie vorausverkündet, und daß Burke ihre unumgängliche Nothwendigkeit bewiesen hatte. Demungeachtet hätte man sich gewiß mit einigen wenig bedeutenden Abänderungen begnügt, und es wahrscheinlich dabei bewenden lassen, die auffallendsten Verstöße der Volksvertretung zu verbessern.

Man hätte den offenbar bestechlichen Flecken, wie z. B. East-Retford und Penryn, die Rechte genommen, welche sie nur zu lange genossen und mißbraucht, um sie auf andere wichtige Oertlichkeiten, die noch nicht vertreten waren, überzutragen. Warum hatten Manchester und Leeds bisher keine Vertreter? Hätte das Ministerium einer zahlreichen Bevölkerung die ihr gebührenden Rechte und Freiheiten zugestanden, würde es sich die Achtung und Zunei-

zung der ihm am meisten abgeneigten Freisinnigen erworben haben. *)

Unglücklicherweise lies der Herzog von Wellington es eines Tages sich beikommen, zu erklären: „daß in der englischen Staatsverfassung alles vollkommen sei.“ Diese offizielle Betheurung erregte einen Unwillen, den das Kabinet hätte voraussehen sollen, und den es nicht zu beschwören verstand.

Die zwei Drittel der Mitglieder des Unterhauses waren Tories. Aber die öffentliche Meinung riß sie mit sich fort. Sie erachteten es für zweckgemäß, eine unvermeidliche Umwälzung selbst zu veranlassen, um sie wenigstens leiten zu können. Bei alledem machte die freisinnige Bewegung täglich größere Fortschritte. Die nach dem alten System verordneten Wahlen boten nur der Reform günstigere Ergebnisse dar, und das Tory-Heer verminderte sich stufenweis von 329 auf 192 Mitgliedern.

Seitdem hat wieder eine Rückwirkung stattgefunden, und gegenwärtig wird die Menge der Tories im Unterhause auf 270, manchmal sogar auf 300 angeschlagen, wovon man jedoch billigerweise die Halbfreisinnigen in Abrechnung stellen muß, die nur unter gewissen Umständen, doch nie unbedingt, mit den Tories stimmen.

Unter dem Betrachte der Geistes-Lebendigkeit bewahrt diese Abtheilung der Kammer über alle andern

*) East-Retford und Peyrin sind zwei kleine Flecken in England, die von der Wahl-Reform das Recht hatten, jedes zwei Vertreter in das Unterhaus zu schicken, während Manchester und Leeds, zwei der bedeutendsten Manufaktur-Städte, nicht vertreten waren.

die Oberhand, wenn schon sie in der letzten Zeit einige ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, wie Sir Karl Wetherell, Croker und Michael Sadler, verloren. Der letzte ist ihr durch den Tod entnommen, die beiden andern sind nicht wieder gewählt worden.

Diese zeichneten sich vorzüglich aus durch ihre aristokratische Ironie und ihre superbe Nichtachtung alles bürgerlich-alltäglichen. Uebrigens vereiniget sich bei ihnen das Gefühl der Schicklichkeit mit Grazie und Geistes-Gewandtheit zur Vertheidigung der alten Sache des Throns und der Kirche. Beide, gewissenhaft und aufrichtig, bewerben sich weder um Stellen noch um Gunstbezeugungen.

Sir Karl Wetherell hat eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen halb zynischen Bon-Vivants, deren Kleidung vernachläßigt, deren Rede epigrammenreich und kurz abgebrochen, deren Ansehen zugleich untheilnehmend und spöttisch ist, und die in einem abgetragenen Anzuge, den sie nicht einmal ausbürsten lassen zu müssen für nöthig erachten, ihren vollen Anstand bewahren.

Er kann 60 Jahre alt sein. Unzählige Runzeln bedecken sein Gesicht, dessen Farbe gelblich, und dessen allgemeiner Ausdruck düster ist. Wenn sich dieser Mann von athletischer Gestalt und mürrischem Ansehen in Mitte des Unterhauses erhob, hätte man glauben mögen, ein Mönch der alten Zeit habe seine Zelle oder seinen Sarg verlassen, um unsere neuern Laster und Gebrechen zu verfluchen.

Ein Jude würde nicht drei Gulden geben für seine ganze Bekleidung, und seit Menschen-Gedenken hat er sich weder den Luxus eines neuen Paar Hosen

oder einer neuen Weste zugestanden. Sein Schneider, möchte man voraussetzen, sei bloßer Zufall; so wenig Uebereinstimmung ist zwischen seinem Frack, und dem Körper den er bedeckt, zwischen seinem Hut und seinem Kopf.

Er ist ein geschworner Feind der Hosenträger, und man muß hören, welchen beredten Tadel er in Gesellschaft vertrauter Freunde gegen das ausspricht, was er mit Verachtung die „Aufhängungs-Werkzeuge“ nennt. Er zweifelt nicht im Mindesten, daß die meisten Plagen unserer Epoche von dem Gebrauche der Hosenträger herrühren. Man bemerkt das sehr leicht an seiner Haltung, wie an den zahllosen Evolutionen, womit seine Beinkleider mit allen Bewegungen seiner Beredsamkeit korrespondiren.

Mit seiner ernsten und schwermüthigen Miene erregt er ansteckendes Gelächter auf allen Bänken des Unterhauses. Er öffnet den Mund nur, um zu scherzen, oft mit unglaublicher Bitterkeit, dabei aber auch mit einem Feuer, dem selbst die Freisinnigen, gegen die alle seine Ausfälle gerichtet sind, nicht zu widerstehen vermögen.

Man bemüht sich, die von ihm mit vollen Händen ausgestreuten Epigramme mit Wucher ihm zurückzuerstatten, was jedoch nur selten gelingt. Bei allem was man gegen ihn sagt, bleibt er ruhig und gefühllos, wodurch er schnell und sicher diejenigen ermüdet, die ihn aus seiner vortheilhaften Stellung zu verdrängen sich bemühen. Alle gegen ihn gerichteten Ausfälle prellen von ihm ab, wie Pfeile von der undurchdringlichen Haut des Rhinozeros.

Er beginnt zu sprechen. Beim Anblick dieser

massiven Gestalt, dieses schwerfälligen Maassern, dieser zusammengepreßten Lippen, dieses erloschenen, bleiartigen Auges, vermuthet man, er werde höchstens einige unbedeutende Silben herstammeln. Keineswegs. Man wird vielmehr überrascht von einer Sündfluth geistreicher Ausfälle, von einem Schwarm grotesker Spitzworte.

Sein guter Geschmack und sein erfahrungsreicher Takt lassen ihn immer die Personen ausser dem Spiele stellen, und nur mit den Dingen sich beschäftigen. Aus diesem Grunde auch wird er, seiner heftigen Angriffe, seiner beissenden Anspielungen ungeachtet, von allen Parteien geschätzt. Er versteht vollkommen, was er sagt, und weicht keinen Fingerbreit von seinen alten Grundsätzen ab. Es ergibt sich daraus, daß er immer folgerecht bleibt in allen Erörterungen, die er seinen Grundsätzen entnimmt.

Von Ausflüchten zu leben, Politik zu machen von einem Tag auf den andern, ein Hinderniß zu umgehen, einen Freund zu gewinnen oder zu bestechen: solch Verfahren ist ihm unbegreiflich. Er unterhandelt nie; seine Rechtlichkeit besteht alle Proben. Der Herzog von Wellington bot ihm 1829 einen der wichtigsten Posten im Königreiche an, eine Stelle die er seit Langem gewünscht und die ihm vollkommen entsprechend war, unter der Bedingung, die Maßregel der katholischen Emanzipation zu unterstützen. Er lehnte das Anerbieten ab. Kein Märtyrerthum würde ihn erschrecken, so sehr ist er überzeugt, daß der Torysmus das einzige, Großbrittanien übrigbleibende Rettungsmittel ist.

So unerschütterlich er ist, eben so unermüdlich

zeigt er sich auch. Seine größte Kunst besteht darin, die Kammer zu ermüden. Er spricht immer, veranlaßt Scheidung auf Scheidung, Hinzufügung auf Hinzufügung, und stellt den ihm mißfallenden Maßregeln alle ihm sich darbietende Hindernisse entgegen.

Durch seine Hartnäckigkeit und Quälerei brachte er es einmal so weit, daß die Kammer erst um halb acht Uhr Morgens, nach einer der belebtesten und beschwerlichsten Sitzungen, welche sie je gehabt, sich trennen konnte. Es regnete ziemlich stark. Seine Augen gegen die dunkeln Wolken erhebend, sagte Sir Wetherell: „Hätte ich früher gewußt, daß es so übeles Wetter ist, würde ich das „Vergnügen" der Versammlung noch um eine Stunde oder zwei verlängert haben. Der Regen hätte inzwischen vielleicht aufgehört."

Sein politisches System ist übrigens kein Muster logischer Beweisführung, und was Fortschritt ist, begreift er nicht. Sein lebhafter aber einseitiger Verstand erhebt sich nicht über längst bestehende Gebräuche, und jede Neuerung ist in seinen Augen ein Majestäts-Verbrechen. Er gehört zu jener Menschen-Klasse, die auf andere einen augenblicklichen lebhaften und glänzenden Eindruck macht. Sein Mangel an Scharfsicht verhindert ihn jedoch, einen hohen, weitreichenden und entscheidenden Einfluß zu erlangen.

Croker, einer der gewaltigsten Streiter des Torysmus, und einer der geistreichsten Mitarbeiter an der vierteljährlichen Revüe, ist durch die neuesten Wahlen ebenfalls vom Unterhause ausgeschlossen worden. Er ist geborner Tory. Seine Gewohnheiten, seine Erziehung, seine Natur selbst, wie seine per-

sönliche Individualität, alles in und an ihm, zeugt von der gleichen aristokratischen Tendenz.

Eines Abends, als man im Parlament den Namen eines Eigenthümers nannte, der auf Bedford-Square wohnte, rief er mit der ihm eigenthümlichen Ironie: „Bedford-Square? Ich weiß nicht, was das ist.“ Der Stadttheil, wozu Bedford-Square gehört, ist im Mittelpunkt von London. Aber er ist ziemlich entfernt von dem von den privilegirten Städten bewohnten Westende der Stadt.

Eine solche Ziererei mußte mit Recht lächerlich genannt werden, und gab Veranlassung zu vielen Spöttereien. Bei alledem hatte der parlamentarische Ausfall ein Ergebniß, welches derjenige, von dem er herrührte, davon nicht erwartet hatte. Der von Croker mit öffentlicher Nichtachtung geschlagene Square wurde bald nachher von allen Leuten von gutem Ton verlassen; die Miethpreise verminderten sich fortwährend und die dortigen Häuser verloren wenigstens die Hälfte ihres Werthes.

Croker ist ein großer, wohlgewachsener Mann. Er hat 28 oder 29 Jahre hintereinander im Unterhause figurirt, wo sein kahler Kopf die der meisten seiner Kollegen überragte. Er ist fast 6 Fuß groß, bedient sich zu häufiger und zu heftiger Arm- und Handbewegungen, nimmt hundert verschiedenartige theatralische Stellungen an, und nöthigt die Versammlung, durch sein Gepolter und sein Geschrei, auf ihn zu hören.

Mehr spitzfindiger Advokat, als durchgreifender Redner, sind weitschweifige Vorträge ihm zuwider. Dagegen ist er ausserordentlich gewandt in lebhaften,

unerwarteten Entgegnungen. Bei solcher Gelegenheit umschlingt er seinen Gegner, greift ihn auf seiner schwachen Seite an, und hebt ihn ohne sonderliche Mühe aus dem Sattel.

Man muß sehen, wie oft er seine Haltung verändert, unruhig auf seiner Bank hin- und herrückt, einen scharfen Spottpfeil abschießt, und dem mit ihm in Widerspruch stehenden Redner seine Unredlichkeit zum Vorwurf macht; wie er, ohne desselben Antwort abzuwarten, durch das gleiche mehrmals erneuerte Verfahren ihn neckt, und überhaupt alle schickliche Unterbrechungs-Mittel geltend macht, deren man im englischen Parlament sich zu bedienen pflegt.

Seine Taktik in diesem Betrachte, ist seiner Kritik im Quarterly Review auf ein Haar ähnlich. Sie ist belustigend, lebendig, glühend, doch ohne alle Gewissenhaftigkeit und ohne allen sichern Takt. Merkwürdig genug war es, ein anderes Mitglied derselben Kammer, den Eigenthümer und Haupt-Redaktor der Revüe von Edinburg, Jeffrey, in ernsten, gemessenen Worten die Angriffe des Koryphäen der Vierteljahrs-Revüe beantworten zu hören. Mehr als eine gelehrte Seite seines Zeit-Werkes war bestimmt, die dringende Beweisführung seines Gegners zu widerlegen.

Thomas Michael Sadler, einer der ausgezeichnetsten Staatswirthe unserer Zeit, und einer der besten Menschen, dessen vor kurzem erfolgter Tod ein wirklicher Verlust für seine Partei gewesen, hatte keine von Crokers Eigenschaften. Begabt mit einem trägen aber durchdringenden Verstandes-Ver-

ordentlicher Geschicklichkeit, alle seine Anregungen verbergend, jeden Vortheil erspähend, um zum Besten seiner Sache ihn auszubeuten, argwöhnisch und skeptisch, von niemand einen Rath annehmend und seine Entwürfe selbst vor seinen vertrautesten Freunden verbergend, ist er von allen Staatsmännern des neuern Englands derjenige, welcher die meiste Fähigkeit hat, eine Versammlung zu leiten, seinen Einfluß auf sie geltend zu machen, ihre Leidenschaften zu seinem Vortheil zu wenden, und jede Gelegenheit zu ergreifen, die einen solchen ihm zu versprechen scheint.

Bewunderungswürdig als Geschäftsmann, ist jede Mühe für ihn ein Spiel. Sein geduldiger, nachgiebiger, zuvorkommender und zugleich scharfer Geist, unterzieht sich den schwierigsten wie den umständlichsten Erörterungen, beschäftigt sich mit den kleinsten Einzelnheiten jeder wichtigen Angelegenheit, und ermüdet bei alledem nie. Man kann ihn mehrere Nächte hintereinander, ununterbrochen von 5 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens den Parlaments-Verhandlungen beiwohnen, thätigen Antheil an den Debatten nehmen, und um 10 Uhr Morgens diplomatischen oder ministeriellen Arbeiten von höchster Wichtigkeit sich unterziehen sehen.

Seine gleichzeitig geschmeidige und starke Leibes-Beschaffenheit unterligt nie der Leidenschaft, oder irgend einer besonderen Aufregung. Gewohnheit des politischen Lebens scheint sie gestählt zu haben. Er ist vollkommen bewandert in allen Angelegenheiten. Ist was er vorträgt, auch nicht erhaben, originell oder großartig, wird von ihm auch keine philosophi-

sche Frage aufgeworfen, dringt er auch nicht in's Bereich des Genies, so verfällt er dagegen auch nie in absolute Mittelmäßigkeit.

Viele Sachen, die ein ächter Politiker wissen sollte, sind ihm unbekannt; er ersetzt jedoch diesen Mangel durch seiner Bemerkungen Klarheit, wie durch den Muth, womit er alle dem nachforscht, was ihm zur Erreichung seiner Zwecke nothwendig und nützlich sein kann. Er spricht nur gegen Ende der Erörterungen, um das letzte Wort zu bewahren, alle Beweisführungen seiner Gegner zu beantworten, ihre schwache Seite zu entdecken, und der von ihm angegriffenen Maßregel oder Meinung einen nachtheiligen Streich beizubringen.

Er besitzt eine äusserst schnelle Anordnungsgabe, große Leichtigkeit, in einem Augenblicke die Erwägungen, deren er bedarf, aufzufinden und geltend zu machen, eine Fülle des Vortrags, die ihm vergönnt, eben so vollständige als kräftige und klare Erwiederungen zu ertheilen, als wenn er wochenlang darüber nachgedacht hätte.

Sein Ton ist versöhnend, seine Stimme mild und eindringend. Was er spricht ist eben so korrekt, als wäre es vorher niedergeschrieben worden. Er ist überhaupt sehr geschickt. Immer Meister über sich selbst entnimmt er sich ohne Mühe den verwickeltsten Umständen und ersetzt durch einen verführerischen Vortrag den Mangel wirklicher Beredsamkeit.

In seinen Händen gibt es keine übele Sache. Er erhebt sich, nimmt das Wort und beginnt seine Rede mit einem so bescheidenen, so einfachen, so rechtlichen Ansehen, mit so wenig bemerklicher An-

maßlichkeit, daß man in Versuchung geräth, ihm volles Vertauen zu schenken und ihm auf's Wort zu glauben. Es ist schwer in Politik die Verführung der Milde und die Täuschung der Aufrichtigkeit weiter zu treiben.

Seine Rede ist langsam, wenig lebhaft, immer ruhig, wie es einem unparteiischen Mann geziemt, der keiner Meinung Gewalt anthun will, und der alle seine Kollegen mit Höflichkeit behandelt. Die rechte Hand auf die Hüfte gestützt, betont seine melodische Stimme einige wohlgebauete, wenig bedeutende Perioden. Er erwärmt sich stufenweis, greift mit Unparteilichkeit immer Dinge, nie Menschen an, schlägt häufig auf den Kasten der auf dem grünen Tische steht, verbindet beissende Ausfälle mit herben Anspielungen und nimmt bald die gespannte Aufmerksamkeit der Versammlung in Anspruch.

Das durch seine zweimal in jeder Minute wiederholte Schläge auf den Kasten verursachte Geräusch, dient seiner Beredsamkeit als Accompagnement, und hält die Mitglieder der Kammer wach. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß er nicht im Voraus die dadurch hervorzubringende Wirkung berechnet.

Er verbindet damit eine Gewohnheit, die nur ihm eigenthümlich ist. Statt sich, dem allgemeinen Gebrauche zufolge, gegen den Präsidenten der Kammer (speaker) zu wenden, kehrt er ihm grade dann den Rücken, wenn er die wichtigsten Stellen seiner Rede geltend macht, und scheint seine Anhänger, die Tories, aufzufordern, ihm Beifall zuzurufen, was auch sogleich mit einer so einstimmigen Heftig-

keit geschieht, daß die anmaßlichste Eigenliebe dadurch befriedigt werden müßte.

Seine ganze Beredsamkeit beruhet auf einem alleinigen Prinzip: dem der Furcht. Niemand versteht mit mehr Macht und Talent diesen großen Hebel der Menschheit in Bewegung zu setzen. Er weiß, welchen Schaden die Leute, zu denen er spricht, erleiden, und welche Vortheile sie einbüßen können. Statt sich zu bemühen, sie zu überzeugen, und langsam sie von Erörterung zu Erörterung zu führen, zielt er nur darauf hin, sie zu erschrecken.

Alles schweigt. Seine Betonung ist einfach und feierlich. Niemand murrt. Ein magischer Talisman scheint den Athem seiner Freunde und Feinde zurückzuhalten. Alle Interessen erwachen bei dieser Stimme, die ihre Vernichtung voraus verkündet. Denn wer nicht seinen Rath befolgt, wer die von ihm bestrittene Maßregel annimmt, muß darauf gefaßt sein, sich in Kurzem zu Grunde gerichtet zu sehen. Darum kein Lächeln, keine Unterbrechung mehr. Nie, so lange Peel spricht, hat ein Mitglied seine Bank verlassen.

Sein rascher, doch genau betonter Vortrag, sein freundliches Benehmen mildern genügend, was schmerzlich und erbitternd in den von ihm aufgestellten Besorgnissen sein könnte. Man folgt dem Flusse seiner Rede, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, weil er nur äusserst selten sich direkten Spott erlaubt. Seine geistreichsten Anspielungen sind zu fein und zu zart, um eine große Versammlung lebhaft zu treffen.

Greift man ihn persönlich an, so streckt er fast immer die linke Hand in seine Weste, schlägt ein

Bein über das andere, wendet sich seinem Gegner zu, und betrachtet ihn unverwandt mit ernsten, ruhigen Blicken. Man erinnert sich nur einer Gelegenheit, wo es ihm an Geistes-Gegenwart und Kraft zu rascher Erwiederung gefehlt. Sagen muß man jedoch, daß er sich in sehr unangenehmer Lage befand.

Marquis von Londonderry war zum Gesandten am russischen Hofe ernannt worden, und hatte die Polen öffentlich als Rebellen erklärt, die jede Strafe verdient, und die man ohne Erbarmen der Gerechtigkeit des Kaisers Nikolaus überlassen müsse.

Von allen Seiten der Kammer erhob sich ein Schrei der Mißbilligung, dem Peel vergebens die Spitze zu bieten sich bemühete. Wie ließen so harte Aeusserungen, eine so bittere Untheilnahme sich rechtfertigen? Er unterlag in solchem Streben. Zum ersten Male in seinem Leben stotterte er und wußte nicht, was er sagen sollte. Sir John Hobhouse sagte eines Tages im Parlament, er finde nur eine Ausgleichung des Nachtheils den das Ministerium Sir Robert Peels über England herbeiziehe, darin, oft die Stimme eines so ausgezeichneten Redners zu hören.

Unter einem ruhigen, versöhnenden Aeussern, birgt Sir Robert eine ausserordentliche Empfindlichkeit, eine immer wache Eigenliebe und einen unzubeschwichtigenden Ehrgeiz. Für Machtausübung und nicht zur Opposition geschaffen, gibt er sich das Ansehen, als seien Aemter und Würden ihm nicht nur gleichgültig, sondern als verachte er sie sogar.

Während der letzten Sitzung, wo er seinen ganzen Spott gegen die Ehrgeizigen, gegen die

Minister und gegen alle Spielzeuge der Macht (wie er sie bezeichnete) erschöpft, verlies er das Unterhaus mit lachendem Gesicht. Ausserhalb demselben aber wurde er plötzlich düster. Seine Heiterkeit war nichts gewesen, als eine Larve. Die Spitzworte, welche er in so großer Menge geltend gemacht, waren nichts als Mittel, sein Bedauern über seinen Macht-Verlust zu verbergen.

Mäßigung verläßt ihn nur dann, wenn er von seinen Gegnern in seiner Ehre verletzt wird. Man nenne ihn Dummkopf, Unsinniger, Narr, Mann ohne Talent, und er wird keine Miene verziehen. Greift man dagegen die Rechtlichkeit seines politischen oder seines Privat-Lebens an, so erhebt er sich augenblicklich, und fordert auf der Stelle eine vollkommene Ehren-Erklärung, widrigenfalls er im voraus die Herausforderung formuliert, auf die man am andern Morgen gefaßt sein muß.

Demungeachtet läßt sein politisches Leben sich schwer vertheidigen, begreifen und erklären. Es ligt in seinem öffentlichen Karakter ein Gemisch von Heuchelei und Aufrichtigkeit, das keine genaue Erläuterung zu ertragen vermag. Im Grunde Tory und Aristokrat, doch seine Grundsätze der Umstände Nothwendigkeit unterziehend und sein Gewissen immer nach den Ereignissen lenkend, bewahrt seine Geschmeidigkeit ihn vor jedem heftigen Anstos, und wenn er einer neuen von ihm bekämpften Bewegung nachgeben muß, geschieht es immer mit einer Verzichtleistung, welche die Idee jeder Uebereinstimmung mit derselben beseitigt.

Solches war sein Benehmen, als es um Emanzipation der Katholiken zu thun war, die er verabscheuete, und die dennoch von ihm veranlaßt wurde; um das Reformbill, dem er eben so wenig geneigt war, obgleich er es vertheidigte; um die Dissidenten, die er verachtete, indem er ihnen nützlich war; um die städtischen Zünfte, die er, im Widerspruch mit seinen Grundsätzen, in demselben Augenblicke abschaffen wollte, als er aus dem Ministerium zu treten sich genöthigt sah.

Er ist der Abgott, das Orakel und das oberste Haupt der erhaltenden Partei. Alle Tory-Mitglieder gehorchen blindlings seinem Einflusse. Sie befragen ihn nicht einmal um seine Entwürfe. Er befiehlt, und man gehorcht. Er gruppirt seine Anhänger willkürlich, ohne sie von seinem Plan zu unterrichten, und ohne ihnen zu hinterbringen, warum es eigentlich zu thun ist. Sein Heer dringt vorwärts, ohne den Zweck zu kennen, zu dem er es antreibt. Sein ungeheures Vermögen, sein Kredit, sein Redner-Talent und seine vollkommene Unabhängigkeit; alles trägt zur Befestigung seiner Stellung bei. Führen wir nur ein Beispiel an von der befremdenden Passivität einer dem unumschränkten Willen ihres Vorstandes unterworfenen Menschen-Masse.

Als Lord Russel die Reform der städtischen Zünfte in Vorschlag brachte, begaben sich Peels Freunde nach dem Unterhause mit der Ueberzeugung, daß ihr Führer seine ganze Beredsamkeit und alle ihm zu Gebote stehende Hilfsmittel aufbieten werde, um der Annahme des Bills sich zu widersetzen. Wie groß war nicht ihr Erstaunen oder vielmehr ihr Unwille,

als Sir Robert, nach einigen würdevollen und schicklichen Bemerkungen, gestand, „daß er nicht allein die Maßregel im Ganzen gutheiße, sondern auch die meisten Artikel, woraus das Bill bestand.“ Die Tories beobachteten ein tiefes Schweigen. Ihres Anführers Abtrünnigkeit sagte ihnen zur Genüge, daß der Posten nicht haltbar sei, und seit diesem Augenblick wagte es nicht ein einziges Mitglied dieser Partei, ein Wort zu Gunsten der bedroheten Zünfte zu sagen.

Solches ist der merkwürdige Mann, der durch ein Gemisch negativer Eigenschaften und wirklichen Talents, großer Zurückhaltung und intellektueller Thätigkeit, Geschmeidigkeit in seinen Handlungen und Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen, sich zum ersten Rang unter den Staatsmännern seines Vaterlandes erhoben.

Ein einziger Redner hat während seinem letzten Ministerium über ihn die Oberhand bewahrt, nämlich Sir John Cham Hobhouse, ein Mann, dessen größte Geschicklichkeit darin besteht, die verletzbaren Seiten eines politischen Lebens zu entdecken. Jedesmal, wenn er sich erhob, erbleichte Peel, wie wenn er geahnet hätte, daß dieser Mann ihn stürzen werde. Während der einfachen aber kräftigen Rede, welche der letzte bei Gelegenheit der Polen und der Ernennung des Marquis von Londonderry hielt, vermehrte sich die Bläße des andern von Minute zu Minute. Er fühlte sich im Herzen getroffen. Der Sturz seines Ministeriums war unvermeidlich. Jede Phrase Hobhouses vernichtete eine seiner Stützen, erstörte eine der Hoffnungen seines ephemeren Ka-

binets. Seines Gegners politische Rechtschaffenheit schien diesem überwiegende Vortheile zuzuwenden über die häufigen Schwankungen des parlamentarischen und ministeriellen Lebens Sir Robert Peels.

„Seht Ihr nicht ein," sagte der Redner zu dem Minister und seinen Amtsgenossen, „daß Ihr nicht durch Euch selbst existirt; daß Ihr kein wirkliches und eigenthümliches Leben habt; daß die Partei Stanleys Euch ausblasen kann mit einem Hauch, wie man die Flamme einer Kerze ausbläset; daß Ihr Euch für ein Ministerium haltet, ohne es zu sein, weil wir, die Ihr Opposition nennt, die Mehrheit haben in allen Angelegenheiten?

„Ist es das Benehmen eines Mannes von Herz, der die öffentliche Meinung achtet," fuhr er gegen Peel gewendet fort, „Minister zu bleiben, wenn man genöthigt ist, von dem Schiffe seiner Feinde sich fortziehen zu lassen, und ihnen zu gehorchen, um nicht zu fallen? Wenn man die Macht nur bewahrt, um Sklave zu sein? Wenn man sich genöthigt sieht, Alles zu thun, was man nicht thun will, wenn man seine Thatkraft verwendet, um seine Niederlagen zu betrachten, und sich ihnen zu unterwerfen, sich festzuklammern an eine Macht, die man nur bewahren kann, indem man seinen Willen erstickt, wenn man sogar genöthigt ist, zu freisinnigen Meinungen sich zu bekennen, die man verabscheuet und gegen die sich alle früheren Umstände eines langen arbeitsamen Lebens erheben?"

Das von allen Seiten der Kammer erschallende Beifallgeschrei machte einen so tiefen Eindruck auf

ihn, daß seine sonst so milden und heitern Züge sich verzerrten. Er sah ein, wie unhaltbar hinfort seine Stellung sei.

Goulbourn, der Fanatiker des Torysmus, hat wenigstens das Verdienst einer erprobten Aufrichtigkeit. Die Worte fehlen ihm nie; die Ideen fehlen ihm immer. Seine ziemlich melodische Stimme, seine korrekte, sogar zierliche Phrase gefallen einen Augenblick, ermüden aber bald durch die Eintönigkeit und Leerheit der Gedanken, und hinterlassen keinen Eindruck. Er hat immer das Ansehen, über sich selbst vollkommen befriedigt zu sein, weshalb man ihn so lange mit Vergnügen anhört, bis man bemerkt, daß seine Beredsamkeit ohne Grund ist, und daß 2 oder 3 ultra-monarchische Grundsätze sein ganzes intellektuelles Gepäck ausmachen.

Man verlange von ihm nicht das Opfer eines Jota. Mögen vielmehr die Kolonien zu Grunde gehen, als ein Prinzip. Er ist einer jener Männer die ihre Partei tödten, indem sie dieselbe vergöttern, die selbst der dringendsten Nothwendigkeit jede Zugestehung verweigern, und die sich, einer bloßen Meinungs-Schattirung wegen, gegen ihre vertrautesten Freunde erzürnen würden. Er hat erklärt, daß wenn die Dissidenten je Zutritt erhielten auf der Universität Oxford, sein Sohn sie sogleich verlassen würde.

Nicht der Thron ist die Baßs seiner Theorie, sondern der den Thron beherrschende Altar, und von einem so furchtbaren Gipfel verbreitet er über seine Gegner die Schätze seiner unvergänglichen Verachtung. Jeder Jakobiner, d. h. jeder Freisinnige,

ist in seinen Augen für den Galgen reif. Er hat die Uebertreibung seiner Maximen so weit gesteigert, daß selbst die meisten Tories, der Bewegung ihrer Zeit gehorchend, ihn zu verleugnen beginnen.

Sein Kollege und sein Unklugheits-Mitschuldiger, Sir Eduard Knatchbull, ist die Zielscheibe aller Spöttereien der freisinnigen Zeitungen, die ihn als den vollständigsten Typus der nur in der Vergangenheit lebenden Albernheit darstellen. Die im Unterhause vielfach gegen ihn gerichteten Angriffe, werden von ihm mit wahrhaft erbaulicher guter Laune ertragen. Er ist nicht glänzend, aber ehrwürdig. Seine 55 Jahre, die blendende Weiße seiner Haare, sein milder und edler Ernst, stimmen recht gut überein mit den Grundsätzen eines alten Adelichen, welcher der Zukunft nicht erlauben will geboren zu werden, und der Vergangenheit nicht zu sterben.

Unter den Männern derselben Partei, welche den meisten Kredit haben, darf man Sir Heinrich Hardinge nicht vergessen, dessen Talent ihn über die alltäglichen Verstandeskräfte erhebt, ohne ihm die Ueberlegenheit des Genies zuzusichern. Er hat einen Arm verloren während dem Kriege in der iberischen Halbinsel, und kann 50 Jahr alt sein. Seine sehr anständige Haltung, sein zierlicher Wuchs, die glückliche Wahl seiner Worte, gesellen ihn mit Fug und Recht den aristokratischen Ständen bei. Er ist auffallend durch die große Entwickelung seiner Stirn, wie durch den Kontrast seiner blassen Gesichtsfarbe und seiner kastanienbraunen Haare.

Hardinge ist der reizbarste Mann der ganzen Kammer. Er erlaubt sich nie die mindeste persönliche

Stichelei, dagegen stößt er auch mit ausserordentlicher Heftigkeit alle Anspielungen zurück, die ihm beleidigend oder feindlich zu sein scheinen. Eine solche aufs äusserste getriebene Reizbarkeit würde in jeder Sitzung wenigstens 30 Zweikämpfe veranlassen, wären alle Mitglieder so kitzlich, wie er.

Der Irländer Barrow griff neuerdings das ehemalige Ministerium Peels und seine Freunde an, die er, als im Wiederspruch mit ihren alten Grundsätzen, darstellte. Sir Heinrich hielt sich dadurch persönlich beleidigt, und überschüttete seinen Gegner mit so vielen verächtlichen Bezeichnungen, daß dieser die Geduld verlor, und ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Eine doppelte Herausforderung war davon die Folge. Auf das Verlangen der Kammer mußte der Präsident als Schiedsrichter zwischen die beiden Gegner treten, und von dem einen wie von dem andern eine förmliche Wiederrufung verlangen.

Welch großer Unterschied zwischen diesem kriegerischen Gesetzgeber und dem friedfertigen Sir Robert Inglis, dem dicken Mann von kurzer Gestalt, mit dem blühenden Gesichte, dem kahlen Kopfe und den vollen Wangen, der nie eine Bemerkung aufstellt, ohne um Entschuldigung zu bitten, daß er sie macht, und ohne das Bedauern auszudrücken, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, irgend eines der ehrenwerthen Mitglieder zu verletzen, die nicht seiner Meinung sind.

Es ist nicht selten etwas possierliches in einem solchen Bündnisse der zartesten Rücksichten und der ernstesten Beschuldigungen. Mit lebhaftem Schmerz, mit dem innigsten Leidwesen nennt er O'Connell

einen Menschen ohne Treue und Glauben, und Shiel den gehorsamen Diener des gefährlichen Empörers. Man mußte hören, wie seine schleppende, eintönige Stimme, sein Organ, das einem puritanischen Prediger anzugehören scheint, theilnehmend die Katholiken benachrichtigte von dem Verbrechen, dem sie sich aussetzten, wie von der Gefahr, worin ihre Seele schwebte.

Shiel antwortete mit Heftigkeit und Talent. O'Connell begnügte sich mit ironischen Ausfällen. Er entwarf ein Bild von dem armen Inglis, das eben nicht geschmeichelt war, und worin er ihn als den guten runden, dicken und zufriedenen Edelmann bezeichnete.

„O," fügte er hinzu, „welch ein peinigender Schmerz für meine Seele, welche unerträgliche Marter, so schreckliche Anklagen von einer so gutmüthigen Stimme geltend gemacht zu hören. Des ehrenwerthen Redners dumpfer Ton hat mir mehr Uebel zugefügt, als die von ihm gegen mich geschleuderte Anklage." Ein allgemeines Gelächter beurkundete, wie treffend der Spott gewesen.

Solcher anscheinenden Lächerlichkeiten unbeschadet, achtet man ihn. Er ist gewissenhaft. Die englische Kirche, deren Rechte er mit so vieler Beharrlichkeit und Thatkraft vertheidigt, ist ihm wirklich werth. Sieht er die Hölle offen unter Euern Schritten, und überantwortet er Euch derselben als eine sichere Beute, so geschieht es nur mit unendlichem Bedauern. Er verdammt Euch, weil er Euch unumgänglich verdammen zu müssen glaubt. Bei alle dem

beklagt er Euch von ganzem Herzen. Darum auch hört man ihn nicht ohne Theilnahme an.

Mehrere Umstände haben Lord Sandon eine gewisse Wichtigkeit verliehen, obgleich er als Redner durchaus ohne Talent ist. Zu einer alten, angesehenen Familie gehörend, ältester Sohn des Herzogs von Harrowby, Vertreter der volkreichen und wohlhabenden Stadt Liverpool, ist sein Betragen immer exemplarisch, seine Rechtschaffenheit beinahe ängstlich gewesen. Als Politiker folgt er dem Gange der Ereignisse und läßt sich fortreissen von ihrem Strome.

Die Vortheile der Lage, welche er seinem Vermögen und seiner Geburt verdankt, sind allein im Stande, seine Unzulänglichkeit auszugleichen. Er hat nie öffentlich eine ganze Phrase ausgesprochen, ohne zu stottern und sich zu wiederholen. Fast alle seine Wortfügungen bleiben unbeendet und die Reporters sind genöthigt, aus sich selbst hinzuzufügen, was sie für nothwendig erachten, um seinen Vortrag weniger unvollständig zu lassen.

Unter den Rekruten der Tory-Partei darf Praed, ein ziemlich gewandter Redner, nicht vergessen werden, dessen Talent jedoch hauptsächlich in kleinlichen Advokaten-Kniffen besteht. Große Ansichten bleiben ihm gänzlich fremd. Er beschäftigt sich nur mit einzelnen Umständen, die er auf das sorgfältigste zergliedert. Die Morning-Post verdankt ihm die meisten ihrer Leaders, oder ersten politischen Artikel, weshalb man ihn, obgleich er sich sehr dagegen sträubt, für einen der bezahlten Versorger dieser Zeitung hält.

Gleich vielen andern Rednern hat er Hoffnungen gegeben, die sich nicht verwirklicht haben. Der Vertreter der Grafschaft Montgomery, Wynn, ist einer der Redner, welche am meisten sprechen, und die man am wenigsten beachtet. Als eifriger Tory bemühet er sich mit seinen absolut monarchischen Grundsätzen den Freisinnigen zu spielen, weshalb er sich so sehr in seine abstrakte Metaphysik verliert, daß oft nach einer von ihm gehaltenen dreistündigen Rede seine Kollegen ganz ernsthaft sich fragen, ob er für oder gegen die Maßregel gesprochen. Er ist ein etwa sechszigjähriger Mann und ziemlich stark beleibt. In seiner Aussprache werden alle S durch ein Gezisch in der Kehle ersetzt, wovon keine Rechtschreibung auch nur einen entfernten Begriff geben kann.

Lord Mahon, einer der Vertrauten und Schützlinge des Herzogs von Wellington, spricht nicht ohne Takt, wenn schon er bis jetzt keinen Beweis besonderer Fähigkeit abgelegt. Seine Gestalt, seine Haltung, seine Stimme haben etwas weibisches. Demungeachtet scheint er wenig anmaßlich, was immer gefällt. In Betreff der Erörterung einzelner Umstände, und der Klarheit ihrer Darstellung spielt er im Unterhause die erste Rolle.

Der Marquis von Chandos, ein wie großer Aristokrat er auch sei, vertritt in der Kammer die landwirthschaftlichen Interessen, weshalb man ihn den Freund des Meiers nennt. Nicht selten opfert er seine eigenen Vortheile denen des britischen Ackerbaues auf. Von ziemlich hoher Gestalt, einem angenehmen und ausdrucksvollen Gesichte, regelmäßigen Zügen, und schwarzem Haar, zeichnet er sich noch

aus durch eine jener hohen Stirnen, die nur Menschen eigenthümlich sind, die mehr als alltägliche Verstandes-Kräfte haben.

Nie hat er gegen sein Gewissen gehandelt. Sir Peel bot ihm eine Stelle an in dem von ihm zuletzt gebildeten Ministerium, mit der Bedingung, einen von ihm aufgestellten Antrag zurückzuziehen. Wie viele andere Mitglieder, deren politische Rechtlichkeit nicht bezweifelt wird, hätten schnell einen schicklichen Vorwand gefunden für ihr Verfahren? Nicht so Chandos. Er lehnte die Stelle ohne Rückhalt ab. Selten spricht er länger als eine Viertelstunde, und was er sagt, ist eben so gedrängt, als von augenscheinlicher Ueberzeugung eingegeben. Er ist Eigenthümer großer Ländereien in Westindien, weshalb die Kolonisten ihn gewissermaßen als ihren natürlichen Vertreter betrachten. Wenige Mitglieder, sowohl auf Seiten der Tories als der Whigs, haben sich einer so allgemeinen Achtung zu erfreuen, als er.

Der einzige zur Tory-Partei gehörige Irländer, der auf eine ausgezeichnete Weise bisher aufgetreten, ist Shaw. Wenn auch gewöhnlich kalt und eintönig, erhebt er sich dennoch jedesmal zu wüthender und possierlicher Beredsamkeit, wenn es um die protestantische Geistlichkeit, oder um die Interessen der oranischen Partei zu thun ist. Als geschworner Feind O'Connells, greift er ihn oft mit Heftigkeit an, doch selten mit so großem Erfolge, als an dem Tage, wo er den Richter Smith vertheidigte, der beschuldigt worden, die Geschwornen durch politische Tiraden eingeschüchtert zu haben.

Es war wirklich etwas großartiges und edles in

dem Bilde, das er von dem alten und ehrwürdigen Richter entwarf, dessen Haar im Dienste seines Vaterlandes weiß geworden, und der sich ganz der Vertheidigung seiner alten Verfassung gewidmet. Im allgemeinen ist Shaws Einfluß unbedeutend. Seine Uebertreibung schadet ihm. Man weiß sehr wohl, was er auch sagen mag, daß die Gesittung der ganzen Welt nicht abhängt von der protestantischen Geistlichkeit in Dublin. Deshalb auch kann man nicht umhin, manchmal über die erkünstelte Wuth zu lachen, womit er die Universität vertheidigt, deren Vertreter er ist.

Die Tories hatten große Hoffnungen auf den Vertreter der Stadt Bristol, Sir Richard Vyvyan, begründet. Sie haben sich bald enttäuscht gesehen. Er ist ein Mann von 34 Jahren, mit einem verständigen Gesichte, dessen wohlklingende Stimme die schöngerundeten Wortfügungen geltend zu machen weiß, welche sie ausspricht. Er war auf dem Punkte, Peel zu ersetzen, und an der Spitze der Erhaltungsschaar sich zu erblicken, als dieser letzte seine Anhänger durch einige unerwartete Ausflüchte, hinsichts des Reformbills der städtischen Zünfte, erschreckte. Sir Robert manövrirte indessen so geschickt, und bot seine Segel von neuem dem Winde seiner Partei dar, daß Vyvyan sich genöthigt sah, abermals im großen Haufen sich zu verbergen, und jede Hoffnung der Ueberlegenheit aufzugeben.

Wir müssen schließlich noch des originellsten, belustigendsten und unerschrockensten aller Mitglieder des Unterhauses gedenken. Es gibt keine Versammlung ohne solch ein Individuum, daß sich als Zerr-

bild in Mitte der ernstesten Interessen geltend macht, und das zur Zielscheibe der Spöttereien aller Parteien dient. Auf welcher Seite der Kammer oder der Galerie man sich auch befinde, welche Stunde man auch wähle, um seine Beobachtungen anzustellen, gewahrt man immer einen so gewaltigen, so riesigen, so ausserordentlichen Schnurbart, daß Nase, Mund und Augen des ehrenwerthen Mitgliedes, der ihn trägt, davon verborgen werden.

Einige der britischen Senatoren tragen alltägliche Backenbärte. Andere haben dem Jahrhundert Karls II die Mode der Royale entlehnt, die einen schwarzen Punkt überm Kinn zeichnet. Oberst Sibthorp dagegen, der die Grafschaft Lincoln vertritt, verdunkelt alle Gesichts-Eigenthumlichkeiten seiner Kollegen. Aus diesem Grunde auch ist er stolz auf eine Unterscheidung, welche die Natur ihm verliehen, und welche die Kunst sorgsam gepflegt. Er ist ein enthusiastischer Tory. Aber er würde Tories, Freisinnige, Radikale, alle Minister, wie das Ober- und Unterhaus seinem Schnurbart aufopfern.

Unglücklicherweise findet er ein besonderes Vergnügen darin, die natürlichen Sonderbarkeiten, welche er bei seinen Kollegen bemerkt, hervorzuheben, und solche Beharrlichkeit setzt ihn häufigen Gegen-Beschuldigungen aus, die nicht sonder Interesse sind. Gewöhnlich übernimmt er es, der Kammer die kleine Posse zum Besten zu geben.

„Wahrhaftig (sagte er in der letzten Sitzung) die Herren Mitglieder des Ministeriums scheinen mir sich ziemlich übel zu befinden. Sie beruhen sich mit Mühe auf den Thron, der sie trägt, und ihr Sitz ist ein

Dornen-Bündel. (Man lacht.) Sind das nicht 33 übel zugerichtete Edelleute? Ich glaube ein Wettrennen von Pferden zu sehen, wovon das eine schnauft, das andere keucht und das dritte lahm ist. (Lautes Beifallgeschrei.) Man braucht nur ihre Haltung und ihre blassen Gesichter zu betrachten, um ihre unvermeidliche Niederlage vorauszusehen. Welche Gesichter, großer Gott. Ich kann nicht anders, als sie beklagen. Sie haben ein gar zu jämmerliches Ansehen."

Als das Gelächter beschwichtigt war, erhob sich O'Connell und rief: „Ich bin in meiner Meinung mit dem ehrenwerthen und tapfern Edelmann nur um ein Haar verschieden. (Gelächter. Alle Blicke ruhen auf des Obersten ungeheuerm Schnurbarte.) Ich muß gestehen, daß das Ministerium jederzeit beschwerlich ist, und daß es den Männern, welche die Macht in Händen haben, schwer werden dürfte, der Kammer ein so bemerkenswerthes Gesicht darzubieten, als das des galanten Obersten." (Beifallgeschrei, mit lange anhaltendem Gelächter untermischt.)

Der Ton, die Bewegungen und das ganze Benehmen des Oberst Sibthorp lassen sich schwer beschreiben. Er spricht immer und jedermann zum Trotz. In den Ausschüssen nimmt er in einer einzigen Sitzung oft fünfzehnmal das Wort. Vergebens bemühen sich seine Freunde, ihn zum Schweigen zu nöthigen. Er unterbricht sich mitten in seiner Rede, wirft einen Blick auf die Papierrolle, die er beständig in der Hand hält, und fährt ruhig fort, wie wenn nichts geschehen wäre. Er schadet solchergestalt allen Meinungen, die er annimmt, und viele Mitglieder des Parlaments haben die Ueberzeugung,

daß es unmöglich ist, mit ihm zu stimmen, ohne sich zu kompromittiren. Sein Wortgepolter ist erschütternd, obgleich man selten begreift, was er eigentlich will. Seine Lieblings-Bewegung besteht darin, mit großer Schnelligkeit mit seiner Papierrolle zu fechten. Die Tories würden sich glücklich schätzen, wenn er unter ihren Gegnern Platz nehmen wollte.

Solches sind die bemerkenswerthesten Männer der Erhaltungs-Partei im Unterhause des britischen Parlaments. Bei einigen offenbart sich Hartnäckigkeit und abergläubiges Festhalten an der Vergangenheit. Bei andern, die geschickter und nachgiebiger sind, beurkundet sich das oft unmächtige Verlangen die freisinnige Meinung zu beherrschen, indem man sich ihr beigesellt. Bei den meisten gewahrt man aufrichtige Rechtschaffenheit und achtungswerthe Anhänglichkeit an des Landes Verfassung. Nirgends aber zeigt sich jener thatkräftige Wille, jene wirkende Kraft, jene hinreissende Beredsamkeit, jene beherrschende Macht, welche die Menschen gefangen halten und einer Partei die Autorität einer Religion gewähren.

König Dick.

In dem Verhaft-Hause zu Dartmouth hat diese schwarze Majestät meiner Beobachtung sich dargeboten, erzählt ein britischer Diogenes, der seinen „Menschen“ bis jetzt eben so wenig gefunden, als sein Vorgänger, der alte Faßbewohner. — König Dick verdankt seinen Thron seiner körperlichen Ueberlegenheit. Er hatte Höflinge im Gefängnisse, ein Budget, Speichellecker, sogar einen seinem Interesse ergebenen Pabst. Er war sehr geachtet, und ich kann versichern, daß er diese Achtung in vollem Maße verdiente.

Der Krieg zwischen den Vereinstaaten Nordamerikas und England kam 1812 zum Ausbruch. Es befand sich damals in London ein zu Salem, in Amerika, geborner junger Neger. In dem Alter von 16 Jahren war er als Matrose in englische Dienste getreten, und betrug sich sehr gut. Richard Seavers (so nannte er sich) war von kolossaler Gestalt und athletischem Ansehen, weshalb er vollkommen den ihm gegebenen Beinamen „mächtiger Dick,“ rechtfertigte. Er erklärte, er wolle nicht die Waffen gebrauchen gegen diejenigen, denen er seinen ersten Unterhalt, wie alles was er wisse, verdanke. Man hinterbrachte ihm, daß er in diesem Falle es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn man ihn als Kriegsgefangener behandele.

„In's Gefängniß, Dick, wenn Du Amerikaner bist. An Bord, wenn Du Dich als Brite betrachtest.“ — Er lies sich in einen Kerker werfen. Das

war an und für sich schon ein ungewöhnliches Begehen. Alles übrige entspricht vollkommen einem solchen Beginn. Ein wohlorganisirter Kopf ruhete auf den breiten Schultern des schwarzen Riesen.

Dick wurde mit 50 Neger-Sklaven in den Saal Nummer 4 des Verhafthauses zu Dartmouth eingesperrt. Während meinem Verweilen in dieser Stadt habe ich mehrmals diese No. 4 besucht; man kann mir also auf's Wort glauben. Dick war ein guter Fechter, ein gewandter Tänzer, ein unübertrefflicher Boxer und ein mehr als mittelmäßiger Violin-Spieler. In Gesellschaft mit dem halben Hundert roher, gänzlich ungebildeter Neger, unternahm er es, sie gesittet zu machen.

Zu diesem Zwecke unterwarf er sie sich durch seine geistige und körperliche Uebermacht, gruppirte, bearbeitete sie, und vermochte sie zu unbedingtem Gehorsam. Sie wurden bald unterrichtet und gewandt genug, um an die Weißen zu verkaufen, was sie gratis von ihrem schwarzen Oberhaupt erhalten. Dadurch gewannen sie nicht unbedeutende Vortheile, und riefen aus Dankbarkeit Dick zu ihrem Könige aus. —

Mit seiner 5 Fuß 6 Zoll hohen Gestalt, seinem stierähnlichen Ansehen, seinen Herkules-Hüften, seinem Bronzekopf und seinem beherrschenden Gehirn fürchtete Dick niemand. Gewalthabung schien ihm angeboren. Er war Monarch ohne es zu wollen und ohne es zu wissen. Mit einer gebieterischen Handbewegung nöthigte er seine Unterthanen, sich vor ihm in den Staub zu werfen.

Tag für Tag unterzog er alles seiner unmittelbaren Aufsicht, um sich zu überzeugen, ob es sei, wie er es befohlen. Ordnung und Reinlichkeit waren die Hauptgesetze seines Königsreichs. Bei feierlichen Gelegenheiten bedeckte eine Bärenhaut seine Schultern und eine Keule bewegte sich in seiner Hand. Diese letzte, deren er sich von Zeit zu Zeit bediente, zur Erhaltung der von ihm eingeführten strengen Mannszucht, war sein Zepter, sein Kommandostab und seine Gerechtigkeitshand.

Er war streng und gerecht. Ich habe gesehen, wie er einen armen Buben, der ein Stück Speck gestohlen, zum Nachtisch eigenhändig mit Ohrfeigen bedient. Gegen Diebstahl besonders war er unerbittlich. Bei alledem war seine Regierung nicht immer vollkommen ruhig. Gleich den meisten Glückssoldaten und gekrönten Helden, hatte er mit Gegnern und Nebenbuhlern zu kämpfen. Es wurde eine Verschwörung angezettelt, um ihn zu entthronen.

O König Dick, Du kamst mit einem blauen Auge davon an dem Tage, wo Du, erwachend in Deiner Hängematte, von aufrührerischen Unterthanen, von feigen Sklaven Dich umringt sahest, die Dich im Schlaf überfallen, um desto sicherer Dich zu bändigen.

Es war das eines der merkwürdigsten Ereignisse in dem königlichen Leben unsers Dick. Der überraschte Monarch sagte weder eins noch zwei, sondern ergriff einen der Verschwörer an den Beinen, und bediente sich dieser lebendigen Waffe, um damit wüthend um sich zu schlagen und die andern Verschwörer zur Flucht zu nöthigen. Ihre Niederlage war vollständig. Die meisten hatten noch 14 Tage

nachher an ihren Beulen und Quetschungen zu heilen. Seitdem wagte es niemand gegen ihn sich zu erheben.

Mit diesem Miniaturthron, diesem König von 50 Unterthanen, stand ein Altar, eine Kirche und ein Priester von verhältnißmäßiger Größe in Verbindung. Ein Neger, der lesen konnte, der predigte und den Dick zum Priester gemacht, war seinem Gebieter bei allen seinen Unternehmungen behilflich. Er unterstützte ihn durch wohlgewählte an seine Landsleute gerichtete Ermahnungen, prägte ihnen Gehorsam gegen ihren Fürsten als erstes Gebot ein, leitete sie an zur Ordnung und Ruhe, und machte ihnen die Nothwendigkeit einer einzigen höchsten Macht begreiflich.

Zur Vergeltung der von dem Priester ihm dargebotenen geistigen und geistlichen Hilfe, beschützte ihn Dick mit seiner Faust und mit seiner Keule. Unter dem vereinten Gesetz dieser beiden Männer befolgte alles den von ihnen vorgeschriebenen Gang. Das von ihnen eingeflößte moralische und physische Entsetzen war der sichere Anker ihrer unumschränkten Gewalt. Sie hatten ihre Gesellschaft dergestalt organisirt, zugestutzt und modellirt, daß man sie als vollkommen „gesittet“ betrachten konnte. Und beruhet darin nicht einzig und allein die Bildung des Thrones und der Geistlichkeit? Ist das nicht der Gesetzgebung eigentliches Geheimniß?...

König Dick ist im Januar 1832 zu Boston, in Amerika, immer noch hoch geehrt und gefürchtet, gestorben.

Die Mandarinen und die christlichen Missionen in Schina.

Wir entnehmen nachstehende Mittheilungen dem Schreiben eines der Vorsteher des katholischen Seminars in Makao, der von schinesischer Abkunft, und geboren in einer der innern Provinzen des „himmlischen Reiches," in Europa erzogen worden ist.

Makao, 14. April 1835.

Sie verlangen Neuigkeiten von mir aus Schina. Ich will Ihnen einiges darüber sagen. Das schinesische Reich, ehemals in mehrere Königreiche geschienen, wurde häufig von Kriegen zerrissen, welche die Könige sich gegenseitig machten. Jetzt aber genießt man darin der vollkommensten Ruhe, weil alle Schinesen (ausgenommen einige, die man Miaotse, d. h. Barbaren, nennt, und die eine von hohen und steilen Bergen umschlossene Gegend bewohnen, wo viel Reis wächst, nebst Baumwolle und allen zum Leben nothwendigen Dingen, so daß sie nicht angegriffen werden können) nur einem einzigen Kaiser unterthan sind, dessen Vorgänger sehr weise und sehr schickliche Gesetze zur guten Regierung und zur Erhaltung ihres Thrones erlassen haben.

Der jetzt regierende Kaiser heißt Tao Huang. Er ist 50 Jahre und mehr alt. Seit den 15 Jahren, wo er regiert, ist er, sagt man, immer gut, sehr weise und klug gewesen. Doch findet man unter seinen Ministern und Mandarinen kaum einige, die ihm treu sind und die ihn nicht hintergehen. Man kann sie beim Kaiser nur mit Lebensgefahr verklagen,

weil die Mandarinen immer darauf hinarbeiten, alle Anklagen im Keime zu ersticken.

Den alten Gesetzen zufolge, kann man gegen einen Mandarin erst dann Klage führen, wenn man zu ihm gesagt: „Ich werde Euch beim Kaiser oder beim Vizekönig verklagen.“ Kommt es so weit, daß man die Klage wirklich anbringen kann, so wird der Mandarin verhaftet, und in ein Gefängniß gesteckt, wo er oft bis an sein Lebens-Ende bleibt. Aber um seines Vorhabens Erfolg sich zu sichern, muß man von mehreren Personen unterstützt werden. Wird auch eine derselben zurückgehalten, können doch die übrigen sich zum Vizekönig oder zum Kaiser begeben.

Ich will Ihnen in dieser Hinsicht eine Geschichte erzählen, die Ihnen die Schwierigkeit des Gelingens in einem solchen Falle andeuten kann. In der gegenwärtigen Dynastie, unter dem Kaiser Kanghy, wollte ein sehr geschickter und reicher Mann, Namens Ling-Tsong-Te, Einwohner von Kuangton (Kanton), mehrere Mandarinen dieser Provinz verklagen. Nachdem er ihnen durch seine Begleiter hatte sagen lassen: „Ich gehe nach Peking, um Klage gegen Euch zu führen,“ schickten die Mandarinen auf alle Wege, die er von Kuangtong bis Peking zu verfolgen hatte, Leute aus, und bemüheten sich, die Mandarinen von Peking für sich zu gewinnen, damit jener an den Thoren der Stadt verhaftet würde.

Der Kläger seinerseits, unterrichtet von den ihm gelegten Fallstricken, gab sich das Ansehen eines Kaufmannes. Er nahm eine Menge Waaren mit, die in hundert sehr großen Kisten eingepackt waren. Bei seiner Ankunft vor den Thoren von Peking ließ

er eine dieser Kisten leeren, verbarg sich darin, und gebot sie auf dieselbe Weise zuzumachen, wie sie früher gewesen. Er hatte befohlen, daß beim Eintritt in die Stadt diese Kiste die letzte von allen sein sollte.

Die von ihren Kollegen gewonnenen Mandarinen vermutheten wohl, daß er in einer dieser Kisten sich befinde, weshalb sie am Thore eine nach der andern öffnen ließen. Schon waren 99 durchsucht, ohne etwas zu finden, und man wollte die hundertste öffnen, worin der Ankläger sich befand. Aber das Wetter war sehr ungünstig, und es regnete beständig. In diesem Augenblicke wurde der Regen so stark, daß man die letzte Kiste nicht untersuchen konnte. Man lies sie daher verschlossen eingehen. Der Ankläger kroch daraus hervor, begab sich an den Hof, und erzählte dem Kaiser alles Unheil, welches die Mandarinen in Kuangtong veranlaßt hatten. Nach reiflicher Erwägung bestrafte sie der Kaiser auf eine furchtbare Weise.

In meiner Provinz Hu Pe hatte vor einigen Jahren ein Gelehrter, Namens Phan yn Tscheuh (durch seine Gefährten) zum Vizekönig gesagt: „Ich werde Euch beim Kaiser verklagen, weil Ihr für unsere Einwohner nicht sorget, von denen viele täglich Hungers sterben.“ Auf seiner Reise nach Peking wurde er unterweges angehalten. Man band ihn an einen Baum, mitten in einem großen Walde, wo er vor Hunger umkam. Darum auch sagt das Sprichwort: „Werdet nicht gelehrt. Wenn Ihr es seid, führet nicht Klage gegen die Mandarinen. Wenn Ihr sie anklaget, werdet Ihr nie Euern Zweck erreichen, weil die Mandarinen sich unter einander verstehen.“

Ein anderer Gelehrter, Namens Hiong tse Ngao, wollte die Mandarinen seiner eigenen Stadt anklagen. Man verhaftete ihn, und lies ihn lange im Gefängniß stecken. Nachher wurde er „verläumderisch“ zum Tode verurtheilt. Bevor er sich hinrichten lies, verfluchte er sinnbildlich alle schlechten Mandarinen. Auf dem Richtplatze angelangt, sagte er zu dem Henker:

„Gestehe mir noch eine Stunde zu.“

Der Henker fragte ihn: Warum verlangst Du noch eine Stunde?

„Weil mein Sohn heute zu mir kommen soll. Er ist noch nicht gekommen, und doch wünschte ich sehr, ihm noch einige gute Lehren zu ertheilen.“

— Sage mir die Lehren, welche Du ihm geben willst, ich werde sie ihm hinterbringen. Denn ich kann Dir, ohne Bewilligung des Richters, keine Stunde mehr zugestehen.

„So sage ihm in meinem Namen,“ rief der Gelehrte, „er solle nie studieren, um gelehrt zu werden. Wenn er doch studieren wolle, solle er sich nie zur Prüfung begeben, um die Mandarins-Würde zu erhalten. Denn die Mandarinen sind gewöhnlich Diebe, die nur daran denken, Geld zusammen zu raffen, und ich will nicht, daß er Mandarin werde.“ — Erinnere Dich dieser Worte, ich hinterlasse sie Dir sterbend.

Nach diesem schnitt man ihm den Kopf ab. Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen über das Benehmen der Mandarinen. Doch gibt es einige, die gewissenhaft ihre Pflichten erfüllen und die ihre Untergebenen zärtlich lieben. In diesem Falle zieht ihr gutes Benehmen ihnen oft den Neid der andern Man-

darinen zu; daher das Sprichwort: Ein guter Mandarin wird nicht ein glückliches Ende nehmen.

Unser Reich ist gegenwärtig in 14 Hauptprovinzen geschieden. Es gibt 7 Vizekönige, auf schinesisch Tsong-tu, d. h. General-Statthalter, unter deren Befehlen beinahe 200 Mandarinen zweiten Ranges stehen. Unter diesen befinden sich 100,500 bis 100,600 dritten Ranges. Diesen gehorchen eine Menge kleiner Mandarinen, deren Zahl mir unbekannt ist.

Was die Bevölkerung von Schina anbelangt, so kann man sagen, ohne der Uebertreibung sich schuldig zu machen, daß sie sich auf dreihundert Millionen Individuen beläuft, wovon kaum 200,000 Christen sind. Die Einwohner von Kuangtong, die des Skandals und des übeln Betragens der Europäer wegen, sie so sehr verachten, daß sie dieselben „barbarische Teufel," auf schinesisch Fan Kuei nennen, bezeichnen, gleich den Heiden von Makao, die schinesischen Christen unter dem Namen Kia Fan Kuei, d. h. falsche barbarische Teufel.

Unter den europäischen Kaufleuten, die hierher kommen, gibt es nur wenige, die gute Christen sind. Meistentheils sind sie ausschweifend, wollüstig und höchst gottlos. Die von ihnen gegebenen schlechten Beispiele, deren Wirkungen der heilige Franz Xaver bitterlich beklagte, machen alle Mühen der evangelischen Arbeiter vergebens. Die, welche in Makao wohnen, bieten den Schinesen keine gute Beispiele dar, und die welche aus Europa in ihren Hafen ankommen, bestärken sie noch mehr in denselben Ideen.

Fordern wir einen Heiden auf, unsere Religion anzunehmen, so entgegnet er nur: „Eure Religion

ist die der Europäer. Sehet die Europäer, sind sie keuscher wie wir? Sind sie mäßiger, zurückhaltender, weniger zornig und leidenschaftlich als wir? Sie befolgen nicht alles, was sie sagen."

Einige Christen aus dem Innern des schinesischen Reiches sind nach Makao gekommen, und haben einige Zeit diese Stadt bewohnt. Das übele Betragen der Europäer, und die von ihnen veranlaßten Skandale, haben einen so nachtheiligen Eindruck auf sie gemacht, daß sie nach der Rückkehr in ihre Heimath aufgehört haben, sich zu ihrer Religion zu bekennen.

Wir haben Missionen in fünf Provinzen, nämlich in Tschyly oder Peking, Honan, Hupe (meiner Provinz), Nanking und Kiansy. In diesen ungeheuern Ländern haben wir nur 12 schinesische und 4 französische Priester. Man schreit laut nach Missionären; aber man findet keine. Es ist betrübend zu sehen, wie unsere armen Landsleute das Wasser des Heils suchen, ohne desselben theilhaftig werden zu können.

Kritische Revüe.

Versuch einer militärischen Rekognoszirung des gesammten Gebietes der Donau, von ihren Quellen bis zu ihrem Einflusse in das schwarze Meer. Aus dem Mémorial topographique frei bearbeitet von Fr. von Kausler, Major im k. würt. General-Quartiermeisterstab, Mitglied der k. schwed. Akademie der Kriegs-Wissenschaften. Erster Band, 438 S. in 8. Mit einer Uebersichts-Karte. Freiburg im Breisgau, 1835. In der Herderschen Kunst- und Buchhandlung.

Eine militärische Rekognoszirung des gesammten Gebiets der Donau, oder mit andern Worten eine topographische, statistische und kriegswissenschaftliche Uebersicht der Gegenden längs dem Laufe der Donau, von ihren Quellen bis zu ihrer Mündung in das schwarze Meer, muß von um so höhern Interesse sein, da sie fast die Hälfte Europas, und zwar diejenige Hälfte durchschneidet, welcher in der nächsten Zukunft die wichtigste Rolle der Schicksals-Wendung unsers Erdtheils vorbehalten zu sein scheint. Nach französischen Materialien bearbeitet, die man während den Kriegen von 1795 bis 1810 gesammelt, ist diese Rekognoszirung von Herrn v. Kausler vielfach bereichert und durchgängig berichtigt worden

Sie umfaßt in den zwei Theilen des ersten Bandes eine Menge höchst beachtungswerther Angaben, vom Ursprung der Donau an, bis zum Einflusse des Ipoliflusses in dieselbe, unterhalb Gran. Die Einleitung enthält: eine allgemeine Uebersicht des Laufes

und des Beckens der Donau. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Beschreibung des ersten partiellen Beckens, oder desjenigen Theiles des Hauptbeckens der Donau, der zwischen ihren Quellen und dem Einflusse des Inns, bei Passau, ligt. Das zweite partielle Becken, oder derjenige Theil des Hauptbeckens der Donau, der zwischen der Mündung des Inns, bei Passau, und zwischen der des Ipoliflusses, unterhalb Gran in Ungarn, ligt, wird im zweiten Theile umständlich beschrieben.

Nächst dem Bette, Laufe und Thale der Donau, geschieht auch noch deren aller Hauptzuflüsse dieses Stromes Erwähnung im zweiten Kapitel. Das dritte beschäftigt sich mit den Verbindungswegen auf beiden Donau-Ufern; das vierte mit allgemeinen topographischen, statistischen und militärischen Betrachtungen.

In kriegswissenschaftlicher Hinsicht ist dieses Kapitel und das fünfte: von den militärischen Stellungen im ersten und zweiten partiellen Becken, das wichtigste. Beide handeln vom Schwarzwald, der schwäbischen Alp, dem Fichtelberg und Böhmerwald, den Salzburger-Alpen, den niedern oder Algäuer-Alpen und dem ebenen Lande.

Die vorzüglichsten militärischen Stellungen im ersten partiellen Becken sind: bei Engen, Stockach, Möskirch, Schussenried, an der Iller, bei Ulm, Memmingen, Höchstedt, Neresheim, Nördlingen, auf und am Schellenberg, am Lech, zwischen Regensburg und Passau, an der Paar, Ilm, Abens und Laber, an der Iser, Altmühl, bei Neukirch, an der

Vils, Naab, am Inn, an der Salzach, bei Hohenlinden.

Nicht allein für den Militär, sondern auch für den Geographen, kann gegenwärtiger Versuch von wesentlichem Nutzen sein, weil er über die verschiedenen Flußbecken, welche mit dem Hauptbecken der Donau in Verbindung stehen, Angaben enthält, die bisher nur wenig bekannt gewesen, des Falles der Donau, der Schnelligkeit ihres Laufes und ihrer Schiffbarkeit nicht einmal zu gedenken.

Der Lauf der Donau begreift 22 Längegrade von Westen nach Osten. Seine Länge wird auf 650 Stunden zu 25 auf den Grad) berechnet. Die des ganzen Flußbeckens, vom westlichen Punkte des Schwarzwaldes bis zum Meere, mag 400 Stunden und seine größte Breite 185 Stunden betragen, woraus sich ergibt, daß es einen Flächen-Inhalt von 1095 Geviert-Stunden hat.

Von der Quelle des Flusses, bis zum Einflusse der Iller, sind die Berge auf beiden Ufern ziemlich gleich hoch, weiter unten ist die Alpenkette auf dem rechten Ufer anfänglich die bei weitem überragende, bis nach allmähligem Senken derselben, den Karpathen gegenüber, beide Bergketten auf beiden Ufern wieder gleich werden.

Da die Berge, auf welchen die Donau entspringt, nicht sehr hoch sind, so ist ihr Lauf anfänglich bei weitem nicht so rasch, als der des Rheines und der Rhone, und ihre ersten Zuflüsse haben weit weniger den Karakter der Bergströme, wie die des Rheins und der Rhone. Diese Zuflüsse sind sogar weniger reissend, als die Gewässer, welche von denselben

Bergen, aber in entgegengesetzter Richtung, dem Rheine zueilen, weil das Rheinthal, bei gleicher Entfernung von den Gipfeln, viel tiefer liegt, als das Donauthal.

Von Donaueschingen bis Ulm ist das Donauthal, ausgenommen etwa oberhalb der letztern Stadt, und zwischen Scheer und Riedlingen, im Allgemeinen von hohen, steilen und waldbewachsenen Hängen eingeschlossen. Unterhalb Ulm entfernen sich die Höhen des rechten Ufers beinahe ganz von dem Flusse, so daß zwischen beiden eine beträchtliche Ebene entsteht, die sich nur bei Neuenburg etwas verengt, und die bei Neustadt endet.

Bis Regensburg verengt sich das Thal, und wird gegen Straubing und bis zum Einflusse der Iser wieder weiter. Jenseits derselben wird es enger, besonders in der Nähe von Passau, auf dem linken Ufer, so daß der Fluß, der hier nur 600 Fuß breit, weil er 22 Fuß tief ist, kaum so beträchtlich erscheint, als der Inn, der ihm hier zuströmt. So enge bleibt das Thal bis Linz; von hier bis Krain wird es weiter. Von Krain bis Krems wird es wieder auf beiden Seiten durch Berge eingeengt. Unterhalb dieser Stadt treten die Berge etwas zurück bis Korneuburg, wo sie abermals das Thal bis Wien einzwängen, dann aber sich ganz verlieren.

Sofort fließt die Donau in einer gegen zwei Stunden breiten Ebene, die sich jedoch an manchen Stellen, z. B. auf dem rechten Ufer, Hainburg gegenüber, und auf dem linken Ufer, auf der ganzen Strecke zwischen dem Einflusse der March und der Stadt Preßburg, wieder weiter verengt. Weiter ab-

wärts öffnet sich das Thal aufs neue und bildet ein Becken, das eine Ausdehnung von mehreren deutschen Meilen hat, und unterhalb Gran durch steile Felsen gebildet wird.

Jenseits dieses neuen Defile's treten die Berge des linken Ufers plötzlich zurück, und bilden im Nordosten das rechte Ufer der Theiß. Die Berge des rechten Ufers entfernen sich erst unterhalb Ofen. Oberhalb Mohacks nähern sie sich dem Flusse wieder, und verlassen ihn endlich bei dieser Stadt.

Von hieran fließt die Donau in einer von Wald und Morästen durchschnittenen Ebene, die sich auf dem linken Ufer bis Uj-Palanka, jenseits des Einflusses der Theiß, und auf dem rechten bis an den der Drau erstreckt.

Hier nimmt die Donau eine östliche Richtung. Weiter hinab, zwischen Vukowar und Szalankemen, bilden die sirmischen Berge, und von Belgrad an die ungleich höheren serviſchen Berge, das rechte Ufer. Die letztern verengen das Thal beträchtlich, besonders oberhalb Neu-Orsova, während auf dem linken Ufer das Thal unterhalb Uj-Palanka gleichfalls verenget wird. Zwischen diesen Bergen des Bannats und Serviens ist die Donau am reißensten. Ihre Ufer sind hier am steilsten, und hier befinden sich ihre sogenannten Kataraкten.

Von Widin bis ans schwarze Meer ist der Fluß nur noch durch leichte Hügel oder niedere Felsen begleitet. Die Ufer werden flach und sumpfig, das Thal sehr breit, und das Bett hat eine Menge Inseln, von denen einige ziemlich groß sind.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich, daß die Do-

nau, von ihren Quellen bis zur Mündung, drei Hauptverengungen erleidet, und zwar die erste unterhalb Passau, die zweite zwischen Gran und Ofen, und die dritte oberhalb Neu-Orsova. Vielleicht konnte der Fluß in früherer Zeit, durch diese Zusammendrängung seines Bettes, nicht so frei fliessen, als heutzutage. Vielleicht bildeten sich oberhalb jener Verengungen mehrere Seen, von denen das Donaumoos oberhalb Ingolstadt, der Neusiedlersee und die ihn umgebenden Sümpfe, endlich die Moräste Ungars, noch Reste sind. Wie es aber auch mit dieser Voraussetzung sich verhalten mag, ist dennoch unabläugbar, daß das Hauptbecken der Donau durch jene drei Verengungen in vier partielle Becken getheilt wird, wovon jedes, dem Niveau nach, tiefer ligt, als das vorhergehende. Das erste partielle Becken umfaßt den obern Theil des Hauptbeckens. Er erstreckt sich auf dem linken Ufer bis zu dem Widerlager, welches den Quellen der Ilz folgend, aus dem Böhmerwalde herabkommt, und auf dem rechten Ufer bis zu dem Gebirgsaste, der sich vom Dreiherrnspitz, zwischen den Zuflüssen des Inn, der Salza und der Drau ablöst, zwischen diesen beiden letztern Flüssen in gleicher Höhe bis zu den Quellen der Mur fortläuft, beim Ursprunge der Ens sich etwas senkt, noch mehr bei dem der Traun, dann aber wieder zu derselben Höhe der Berge des linken Ufers ansteigt.

Das zweite partielle Becken wird auf dem rechten Ufer durch eine Kette begrenzt, die sich von dem eben genannten Gebirgsaste bei den Quellen der Mur ablöst, dem linken Ufer dieses Flusses folgt, die Quellen der steyerschen Salza umgeht, unter dem

Namen des Simering die der Mürz umfaßt, zwischen der Raab einerseits, der Mur und dem Balatonsee anderseits, hindurchzieht, und sich an der Donau endigt. Auf dem linken Ufer sind die Grenzen des zweiten partiellen Beckens dieselben, wie die des Hauptbeckens, bis zum Hochwald, einem Gebirgs-Knoten der Karpathen, an den Quellen der Waag. Von dort an werden sie gebildet durch den Kamm des Astes, der oberhalb den Quellen des Gran und des Ipoli sich ablöst und mit letzterem Flusse sich der Donau zuwendet.

Das dritte partielle Becken ist das größte. Es ligt auf dem rechten Ufer zwischen dem Aste, der das dritte Becken begrenzt, und von dem so eben die Rede war, zwischen der großen Kette, welche auch dem Hauptbecken zur Grenze dient, jener vom Dreiherrnspitz bis zum Berge Dubritza, und zwischen dem Aste, der sich dort losmacht, zwischen den Quellen der westlichen Morawa, des Isker und Tinack hindurchzieht und an der Donau endigt. Auf dem linken Ufer hat dieses Becken, vom Hochwalde an, die Kette der Karpathen, und weiterhin den Ausläufer derselben zur Grenze, der, nachdem er Siebenbürgen umschlossen hat, die Aluta durchschneidet, und mit der Czerna an der Donau endigt.

Das vierte partielle Becken endlich ist nichts anderes, als der untere Theil des Hauptbeckens, von den beiden Aesten an, welche es vom dritten trennen, bis zum Meere.

Die Donau hat wenig Fall. Büffon hat bereits in seiner „Theorie der Erde“ gezeigt, daß sie ungleich weniger Fall hat, als der Po, der Rhein und die

Rhone, weil sie, obgleich ihre Quellen sich auf demselben Gebirge befinden, wie die der letztgenannten, dennoch einen viel längern Lauf hat, und sie sich in das schwarze Meer ergießt, das höher ligt, als das Mittelmeer. Spätere Beobachtungen, entlang dem Flusse angestellt, haben diese Ansicht gerechtfertigt. Der Fall des Rheins zwischen Basel und Straßburg beträgt 9 Fuß 4 Zoll auf die Wegstunde, während die Donau zwischen Regensburg und Passau, welche Punkte eben so weit von der Quelle der Donau entfernt sind, als Basel und Straßburg von den Quellen des Rheins, nur 6 Fuß 2 Zoll Fall hat.

An gedrängten und bestimmten Uebersichten, wie die vorstehend mitgetheilte, ist der in Rede stehende „Versuch einer militärischen Rekognoszirung des gesammten Gebietes der Donau" überaus reich. Wir würden gern noch mehrere derselben anführen, legte uns nicht der beschränkte Raum dieses kritischen Artikels die Verpflichtung auf, unsere Leser auf das Werk selbst zu verweisen. Sie werden darin eine Masse genauer Angaben und zweckdienlicher Thatsachen finden, wovon anderwärts nur zerstreute, ungewisse Bruchstücke sich darbieten dürften.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1836. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen. Frankfurt am Main. Verlag von J. D. Sauerländer.

Unter den zahlreichen Taschenbüchern die jahraus jahrein erscheinen, behauptet das „rheinische" seit längerer Zeit einen ausgezeichneten Rang. Geschmückt

mit sehr zierlichen und korrekten Stahlstichen, diesmal mit dem wohlgetroffenen Bildnisse James Fenimore Coopers, der Miß Mac Alpin (zu Adrians Erzählung: Das Soldatenkind, gehörig), der Miß Anna (zu Adrians Novelle: Des jungen Sams Abenteuer), und dem Korsar, Junker Harold, Janthe, Venedig (zu Lord Byrons Werken), enthält es vier Aufsätze, die mehr als oberflächliche Beachtung in Anspruch nehmen.

„Kaiser Siegmunds Hof", historisches Gemälde von Wilhelm Blumenhagen, bietet viele geschichtliche Szenen und Karakter-Skizzen dar, die nicht treffender gewählt werden konnten. Die „Sagen aus Irrland", von Adrian: Das Soldatenkind; der Fluch; des jungen Sam's Abenteuer, zeigen uns eigenthümliche Lebensbilder eines Volkes, das weniger gekannt ist, als es in vielfachem Betrachte gekannt zu sein verdient. „Sarastro." Aus meinem Skizzenbuch. Von Eduard Duller. Erzählung, Phantasie, Novelle, Bruchstück — wie man will. Aber rund, geistsprühend, ideenreich; eine jener Gemüthsgaben, die man gern, rasch und mit steigendem Vergnügen liest. Das Genrebild: „Türkisches Glück", von Freiherrn von Biedenfeld, steht hinter den früheren Erzeugnissen dieses beliebten Schriftstellers nicht zurück. Es schließt würdig einen Rahmen der so viel Schönes umfaßt.

Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie für Lehrer, die sich meiner oder auch anderer Lehrbücher bedienen. Zugleich zum Nachlesen für Freunde der Erd- und Länderkunde bestimmt,

die sich über das Merkwürdigste derselben belehren wollen. Von J. G. Fr. Cannabich, Pfarrer in Nieder-Bösa, bei Greußen, im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. Erster Band, 997 S. in 8. Eisleben, 1835. Verlag von Georg Reichardt.

Durch mehrere vorzügliche geographische Werke rühmlichst bekannt, hat Hr. Cannabich den eben so zweckmäßigen als reiflich durchdachten Gedanken in Ausführung gebracht, ein Hilfsbuch beim Unterricht in der Geographie, oder auch zum Nachschlagen, zu verfassen. Aus zwei starken Bänden bestehend, umfaßt der erste den größten Theil von Europa. Dem zweiten Bande ist der Ueberrest unsers Erdtheils, nebst Asien, Afrika, Amerika und Australien vorbehalten.

Es würde schwer sein, mit mehr Methode, Umsicht, Takt und Gewandtheit so vielfach bekannte Gegenstände zu behandeln, wie die, welche jedes allgemeine geographische Werk unumgänglich in sich aufnehmen muß, als dies von dem Verfasser geschehen ist. Ohne zu großer Trockenheit oder Weitschweifigkeit sich zu überlassen, ohne mit bloßen Zahlen oder Namen des Lesers Gedächtniß überladen, und den geographischen Unterricht zu einem Gedächtnißwerke machen zu wollen, findet man in dem vorligenden Hülfsbuche eine so große Summe nützlicher und positiver Angaben, wie selten in einem ähnlichen Werke.

Vor allem musterhaft ist die Einleitung geschrieben. Sie gewährt selbst dem wenig Unterrichteten einen klaren, anschaulichen Begriff von Bau, Gestalt und Wesen unsers Planeten, wie von der mei-

sten darauf sich beziehenden Kenntnissen. Bei den einzelnen Ländern ist mehr darauf gesehen, das Merkwürdigste derselben hervorzuheben, als in allen ihren Einzelnheiten sie zu zergliedern und zu beschreiben. Wir können schließlich nur wiederholen, was wir gleich beim Beginn dieser Zeilen gesagt: Das Hülfsbuch von Cannabich, beim Unterrichte in der Geographie, ist eines der entsprechendsten und besten, welche uns je zu Gesicht gekommen.

Mannigfaltigkeiten.

Ackerbau-Zustand in Großbritannien.

Wir finden in dem Mecanics Magazine eine eben so getreue als gedrängte Uebersicht des Ackerbau-Zustandes in den drei vereinten Königreichen. Theilen wir davon die wichtigsten Punkte mit:

	Kultiv. Land.	Kulturfähiges.	Unfruchtbares.
England .	25,632,000 Acker.	3,454,000.	3.256,400.
Wäles . .	3,117,000 „	530,000.	1,105,000.
Schottland	5,265,000 „	5,950,000.	8,523,000.
Irland . .	12,525,000 „	4,500,000.	2,416,664.
Brit. Inseln	383,970 „	166,000.	569,469.
Zusammen	46,922,970 „	14,600,000.	15,870,533.

Die Gesammt-Oberfläche Großbritanniens begreift 77,374,433 Acker. In England und Wäles sind 3,250,000 Acker zum Kornbau verwendet; 1,250 000 zu dem der Gerste und des Roggens; 3,200,000 zu dem des Hafers, der Bohnen und Erbsen; 1,200,000 zu dem der Luzerne und des Raygras; 1,200,000 zu dem des Kohl und der Rüben; 2,100,000 Acker liegen brach, 47,000 sind mit Hopfen bebauet, 18,000 sind zu Lustgärten verwendet, 17,300,000 zu Weiden, 1,200,000 sind mit Gehölz und Gestrüpp bedeckt, 1,300,000 sind Wege und Wasserbetten 5,029,000 sind gemeine Weidplätze. Das macht für England und Wäles zusammen 37,094,000 Acker.

Künstliche Versteinerung menschlicher und thierischer Körpertheile.

Der Florentiner Segato hat, nach langen und mühevollen Nachforschungen, die Kunst entdeckt, innere wie äußere Theile menschlicher und thierischer Körper, sogar Muskeln, Blutgefässe, Geschwüre ꝛc., mit ihrem vollen Inhalte, eben so kleine Insekten, Pflanzen ꝛc., mit Bewahrung ihrer Formen und Farben, zu versteinern, d. h. den-

ſelben eine ſteinähnliche Härte mitzutheilen, dergeſtalt, daß ſie eine dem Marmor gleiche Politur annehmen, und vom Einfluſſe der Witterung oder anderer Einwirkungen nicht verdorben werden können.

Es iſt darüber eine von dem Advokaten Pellegrini verfaßte Schrift unter dem Titel: „Della riduzione a solidità lapidea e in alternabità degli animali scoperta da Girolamo Segato," die, obgleich in ſchwülſtigem Styl verfaßt, dennoch der Beachtung der gelehrten Welt nicht unwürdig ſcheint. Sie iſt ſeit Ende 1835 bereits zur dritten Auflage gelangt.

So viel man aus den Zeugniſſen über Segatos Arbeiten, ausgeſtellt von mehreren toskaniſchen Gelehrten, unter andern von den Profeſſoren der Zergliederungskunſt, Betti und Zannetti, von den Profeſſoren der Chemie, Targioni Tozzetti und Gazzeri u. a., entnimmt, ſind die von dem genannten verfertigten Präparate nicht nur geruchlos, und gegen den zerſtörenden Einfluß der Witterung und Feuchtigkeit, wie ein Stein feſt, ſie bewahren auch ihre natürliche Farbe und zum Theil ſogar eine gewiſſe Geſchmeidigkeit. Ihre Größe, wie ihr Gewicht, wird nur wenig vermindert, und von dem letzten kann man annehmen, daß es beinahe das Gleiche bleibt, wie in ihrem natürlichen Zuſtande. Die Federn der Vögel, die Haare der Haut, die Floſſen der Fiſche erſcheinen mit unverbleichtem Farbenglanz und feſter als früher an ihren Stellen haltend. Kleinere Thiere, Vögel, Schlangen, Inſekten haben die in ihrem Leben üblichen Stellungen täuſchend beibehalten. Es befinden ſich in dem Kabinette Segatos mehrere der ſchönſten anatomiſchen Präparate, die er nach ſeinem Verfahren ausgetrocknet und verhärtet hat. Bis jetzt hat der Erfinder dieſer vervollkommten Mumien-Zubereitung nur einzelne Theile des menſchlichen Körpers und kleinere Thiere auf ſeine Weiſe bearbeitet, ohne ſich, wahrſcheinlich der bedeutenden Koſten wegen, auf einen vollſtändigen menſchlichen Leichnam anwendbar zu machen. Jedenfalls ſcheint er die Kunſt der alten Aegypter in dieſem Betrachte, mit

größerer Vervollkommnung unserm Zeitalter wiedergegeben zu haben.

Römische Straßen und Münzen im Jura.

Daß der Jura, auf seiner Ausdehnung im Bereiche der Schweiz, nächst der längst bekannten römischen Heerstraßen von La Jougne, Joux und Pierre-Pertuis, noch von mehreren andern Wegen, aus den Zeiten der Weltbeherrscher herrührend, durchschnitten worden, beurkundet sich im Gange der Zeit durch Entdeckung alter Mauer-Ueberreste, oder Ausgrabung römischer Münzen. Mehrere Beweise dieser Art hat bereits die Paßwang und das Defilé von Gänsbrunnen dargeboten. Ganz neuerdings, im April d. J. hat man auch in einem Acker, im oberen Theile des Bergdörfchens Rohr, im Kanton Solothurn, nahe an dem heutigen wenig gebrauchten Fahrwege über die Schafmatt, eine silberne Münze, mit dem Bildnisse Tibers, ausgegraben. Auf ihrer Kehrseite erblickt man ein sitzendes Frauenzimmer mit einem Zweige in der linken und dem geraden Stabe in der rechten Hand, nebst der Umschrift: Pontif. Maxim. Die Legende der Kopfseite lautet: Ti. Cæsar Divi Aug. F. August. (Tiberius Cäsar Augusts Sohn, Augustus.) Die Münze ist also noch vor dem Regierungs-Antritte Tibers, bei Lebzeiten seines Stiefvaters August, d. h. kurz vor Christi Geburt geprägt worden. Sie ist etwas größer und etwa doppelt so dick als ein Sechskreuzerstück. Ist sie auch im Innern von feinem Silber (was bei den altrömischen Münzen nicht immer der Fall ist) mag sie einen Metallwerth von 20 kr. rhein. haben. Sie befindet sich in der sehr interessanten Münzsammlnng des Herrn Obergerichts-Präsidenten Tanner in Aarau.

Inhalt des vierten Theiles.

Seite.

Wirkungen der Kräfte der Elektrizität auf die Entstehung und die stufenweise Ausbildung unserer Erde, wie ihrer Bewohner ---------- 3

Petersburg und Moskau im Jahr 1835 ---------- 21

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Zerstückelung eines Frauenzimmers durch einen katholischen Priester ---------- 34

Das souveräne unanfühlbare Zahnpulver ---------- 51

Lobgedicht auf Fieschi und seine That ---------- 52

Die Hallen-Dame ---------- 58

Entstehung, Ausbildung und Eigenthümlichkeiten der Etiquette ---------- 61

Eigenthümliche Ursachen der Pariser Bluthochzeit --- 71

Die materiellen und intellektuellen Mittel der Geistes-Erweckung ---------- 93

Gegenwärtiger Zustand der französischen Kolonie Algier 102

Gemälde von London, aus der Luft gezeichnet ------ 125

Die Königsmörder neuerer Zeiten ---------- 147

Aeußeres Ansehen der Königin Regentin von Spanien 174

Das Auditorium eines Zuchtpolizeigerichtes in Frankreich ---------- 177

Die Torypartei im Unterhause des britischen Parlaments ---------- 186

König Dick ---------- 216

Die Mandarinen und die christlichen Missionen in Schina ---------- 220

Kritische Revüe ---------- 226

Mannigfaltigkeiten.

Ackerbau-Zustand in Großbritannien ---------- 237

Künstliche Versteinerung menschlicher und thierischer Körpertheile ---------- 237

Römische Straßen und Münzen im Jura ---------- 239

Digitized by Google

Wie der „Reichsbote" in seiner Nummer 97 meldet, ist der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich von Preußen, Chef des Ulanen-Regiments Nr. 4, welches in Posen steht, gestern Abend nach Posen gereist, um dort seine Ernennung zum Chef des Regiments zu empfangen. Der Prinz ist, wie der „Reichsbote" hinzufügt, der 24. Chef des Regiments seit seiner Errichtung im Jahre 1807. Der Prinz wird sich nach Empfang der Ernennung sofort nach Berlin zurückbegeben.

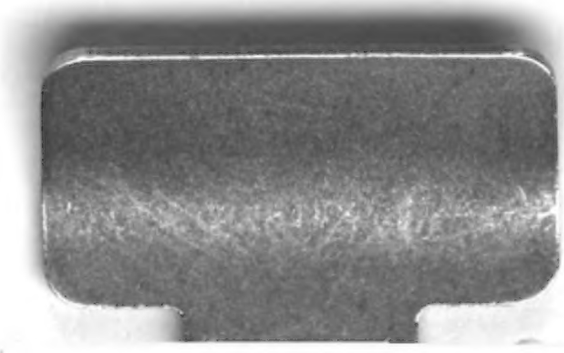
Ausland.

Belgien soll durch die Weltlust bei uns, wie Zeitungsberichte melden, sehr in Mitleidenschaft gezogen sein. Es sollen sich dort Gesellschaften gebildet haben, welche Reisen nach Deutschland veranstalten. Eisenbahnzüge für ordinäre, elegante und Extrazüge sollen bereits bestellt sein. Die Reise soll etwa 300 Mark kosten und 14 Tage dauern. Nähere Auskunft wird ertheilt.

Frankreich. Die Gesellschaft ist sonst ungemein ruhig.

Italien.

Rom. — Rom. — Rom. Die Gesellschaft ist sonst ungemein ruhig



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03491 0 4